

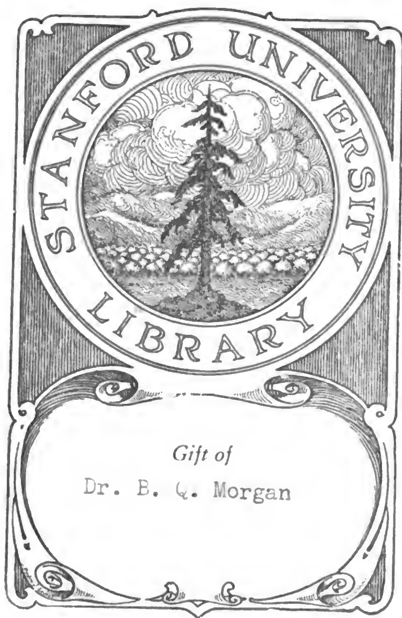
Memoiren der königlich preussischen prinzessin ...

Wilhelmine


Bayard Q. Morgan

Shelton

ixteenth
gust 18[illegible]





WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH.

Memoiren

der

Königlich Preußischen Prinzessin

Friederike Sophie Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Großen.

Vom Jahre 1709—1742.

Von ihr selbst geschrieben.

Erster Band.

Achte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758 mit 1 Porträt.



Leipzig,
Verlag von H. Barsdorf.
1889.

Vorwort zur achten Auflage.

Ein eigener Zauber ist es, der um diese vielberufenen Memoiren der Markgräfin von Bayreuth seine Schleier gewoben hat, teils durchsichtig, teils verdichtet, immer aber die Persönlichkeit der Markgräfin in ihrem Thun und Lassen deutlich zeigend.

Nahezu 80 Jahre sind entschwunden, seitdem die erste Auflage erschien und überall mit regstem Interesse gelesen, verschlungen wurde! Das war aber auch ein Ragout von Pikanterie, Intrigue und Rücksichtslosigkeit! Nicht Kind noch Kegel, weder die eigenen Eltern, noch Geschwister blieben verschont — Alles, was in Gesichts- und Hörweite dieser intelligenten Prinzessin kam, wurde erfaßt, um, bald portraitähnlich, bald übertrieben, vor allem aber rücksichtslos dargestellt zu werden. Wie bitterböse sie mit Allen verfuhr, wie urdrastisch sie, die Königlich Preußische Prinzessin, ihre Ausdrücke wählte, und die intimsten Verhältnisse niederschrieb — allerdings nicht mit der Absicht der Veröffentlichung — läßt uns heute, im konventionellen 19. Jahrhundert, verwundert den Kopf schütteln! Anders aber schrieb und dachte das 18. Jahrhundert; hier ging nicht nur oft genug das Herz mit der Zunge, sondern auch die Feder mit der Hand durch und mit einer Freiheit in Auffassung und Denken, fragte man nicht lange nach dem qu'en dira-t-on! Es ist der Markgräfin oft zum Vorwurf gemacht, und kein Geringerer als der berühmte Geschichtsschreiber Schlosser hat den ersten Stein auf sie geworfen, daß sie in allzu rücksichtsloser Weise die Ihrigen bloßgestellt habe;

aber wir würden ein schlechtes Bild von ihr erhalten, wollten wir diesem und ähnlichen einseitigen Urteilen folgen, ohne den Versuch zu machen, sie von anderer Seite kennen zu lernen. Und diese andere Seite sind ihre Briefe!

Markgräfin Wilhelmine stand mit den bedeutendsten Gelehrten und Dichtern ihrer Zeit in regem Briefwechsel, wir nennen nur Friedrich den Großen und Voltaire. Da zeigt sich gar bald die Lösung zu so manchem harten Wort in ihren Memoiren, denn hier läßt sie den Bruder, den Freund rückhaltslos in ihrem Herzen lesen, und man ist ergriffen von so vielem Leid und Dulden einer Fürstin, die nach dem Ausspruche hervorragender Persönlichkeiten für eine der geistreichsten und bedeutendsten Frauen des 18. Jahrhunderts gilt. Wie gern ist man gewillt, den Vorwurf der Pietätlosigkeit von ihr zu nehmen, da so Vieles auf verbitterte Stimmung und Kränkung zurückzuführen ist!

Kann man auch heutzutage, nachdem so viele historische Quellen eröffnet wurden, ihren Memoiren nicht mehr, als für die historische Auffassung maßgebend, einen ersten Platz einräumen, und hat man ihr auch manche Unrichtigkeit nachgewiesen — so liegt es doch auf der Hand, daß dieselben viel des Wahren und Interessanten enthalten, und ein Spiegelbild deutscher Sitten und Zustände im 18. Jahrhundert bleiben werden.

Leider schließt das Original-Manuskript der Memoiren mit dem Jahre 1742, während doch die Markgräfin erst 1758 in der Nacht, zur selben Stunde, als ihr Bruder den Ueberfall bei Hochkirch erlitt, starb. Diese neue Auflage wird nun jene Lücke insofern zu überbrücken versuchen, als das Leben der Markgräfin bis zu ihrem Tode nach historisch beglaubigten Mitteilungen, Briefen 2c. geschildert werden soll.

Wenn wir damit zugleich unsererseits beitragen, in weiteren Kreisen das Bild dieser echt königlich denkenden und handelnden Prinzessin, frei von dem ihr angehefteten Makel der Impietät zu zeigen, groß dagegen in ihrer Freundschaft, so hoffen wir, daß immermehr die Ansicht schwinden wird, sie sei herz- und gemütlos gewesen.

Wir haben dieser neuen Auflage die Cotta'sche Original-

Ausgabe von 1810 zu Grunde gelegt; zugleich aber den ersten Teil mit der Braunschweiger Ausgabe konferiert, und die, der ersteren fehlenden Mitteilungen von Belang, mit in unsere Ausgabe herübergenommen; der zweite Teil beider Ausgaben stimmt genau überein.

Was die Stilistik anbelangt, so haben wir im Großen und Ganzen die charakteristische des Originals beibehalten.

Leipzig, Mai 1888.

B.

Nach dem Hinsterben meiner Aeltermutter Sophie Charlotte von Hannover, Königin von Preußen, dachte König Friedrich der Erste, mein Aeltervater, darauf, seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen, zu verheiraten. Seine Absicht war auf die Prinzessin Ulrike von Schweden, die Schwester Karls des Zwölften, gerichtet; demzufolge schickte er den nachmaligen Feldmarschall, Grafen von Finkenstein, nach Stockholm, um über diese Heirat zu unterhandeln. Der Kronprinz, welcher aber die Prinzessin von Hannover, sein Geschwisterkind, schon gesehen, und sich in sie verliebt hatte, wußte den Grafen Finkenstein zu bestimmen, daß dieser nicht allein eine sehr wenig vorteilhafte Beschreibung von der Prinzessin von Schweden machte, sondern auch versicherte, daß ihre Gesundheit keine Hoffnung gäbe, jemals Mutter zu werden; da nun der König sehnlich wünschte, sich in seiner Nachkommenschaft wieder aufleben zu sehen, entsagte er der Verbindung mit Schweden und gab zu der Heirat seines Sohnes mit der Prinzessin von Hannover, Tochter des Kurfürsten Georg, nachmaligen Königs von England, seine Einwilligung. Diese Ehe ward gegen Ende des Jahres 1706 vollzogen, und gab meinem Großvater Gelegenheit, seine ganze Prachtliebe zu zeigen. Wie man mir sagte, soll es nie etwas Schöneres und Glänzenderes gegeben haben, wie die damaligen Feste. Für die Kronprinzessin war aber hierbei das Angenehmste, daß mein Großvater sie sehr liebgewann, und ihr bei allen Gelegenheiten Achtung bewies; doch eben dieses ward ihr eine Quelle des Kummers, denn der Kronprinz faßte eine so heftige Eifersucht gegen seinen eigenen Vater, daß er nun seine Frau ziemlich hart behandelte. Ein Sohn erst, von welchem die Prinzessin entbunden ward, stellte den Frieden zwischen

den beiden Eheleuten wieder her. Mein Großvater gab dem Neugebornen den Titel eines Prinzen von Oranien, nicht als hätte er ihn für schöner gehalten, als den von Preußen oder Brandenburg, sondern weil er ihm dadurch die Erbfolge des Hauses Oranien zusichern wollte, auf welches er von seiner Mutter*) her, der Kurfürstin Sophie Louise, Ansprüche hatte.**)

Die Freude über die Geburt des jungen Prinzen dauerte nicht lange, da er nach neun Monaten starb. Sein Tod war meinem Großvater um so empfindlicher da die Kronprinzessin kein Zeichen einer neuen Schwangerschaft merken ließ. Da er leidenschaftlich wünschte, die Krone, welche er in sein Haus gebracht hatte, auf seine Nachkommenschaft übergehen zu sehen, dachte er darauf, sich zu verheiraten. Seine Minister schlugen ihm verschiedene Prinzessinnen vor, aus denen er Sophie Louise von Mecklenburg-Schwerin auswählte. Diese dritte Heirat schlug aber nicht zu seiner Zufriedenheit aus; wie man mir sagte, begann die Uneinigkeit zwischen beiden Gatten schon am Tage nach der Hochzeit; da aber alles dieses vor meiner Geburt geschehen ist, halte ich mich nicht dabei auf, ich werde hinlänglich zu thun haben, mich dessen, was zu meiner Zeit geschehen ist, zu erinnern. Hier beginnen nun meine eigenen Angelegenheiten.

Am selben Tage an dem die neue Königin ihren Einzug in Berlin hielt, erklärte die Kronprinzessin, daß sie seit vier Monaten schwanger sei. Die Freude war allgemein.

---

*) Die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms, meines Urältervaters, der große Kurfürst genannt.

**) Folgendes liest man über diese Heirat in einer andern Handschrift:

Die Hochzeit des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin von Hannover fand im Jahre 1706 statt. Der König Friedrich der Erste hatte seinem Sohne zwischen drei Prinzessinnen die Wahl gelassen, zwischen der von Schweden, der Schwester Karls des Zwölften; der von Oranien, Nichte des Fürsten von Anhalt, und der von Zeitz. Der Prinz von Anhalt, welchen der Kronprinz von jeher sehr herzlich liebte, hatte sich geschmeichelt, seine Wahl würde auf seine Nichte fallen; da er sich nun in seinen Hoffnungen betrogen sah, fiel seine ganze Rache auf die Kronprinzessin und zog ihr den grausamen Verdruß zu, der nachmals über sie erging.

Alle Welt versprach sich einen Prinzen, und wer sich's hätte beigehen lassen, ein Mädchen anzukündigen, würde einen schlechten Willkommen gefunden haben. Das war dennoch der Fall und mir wars bestimmt, ihnen ihren Freudenwein zu verwässern. Ich ward am dritten Juli 1709 zu Berlin geboren. Die Könige von Dänemark und Polen*), die bei meinem Großvater zum Besuch waren, wurden meine Taufzeugen, so daß sich bei meiner Taufe, die mit Pomp und Pracht vollzogen ward, drei Könige und eine Königin zugegen befanden; aber das Sonderbarste bestand darin, daß die drei Fürsten Friedrich hießen, und sich zu drei verschiedenen Religionen bekannten. Ihrer Gegenwart verdankte ich die schönsten Prophezeihungen, man versprach mir so viele Kronen, wie Könige bei meiner Taufe gewesen wären, ja ein gewisser hessischer Edelmann, Namens Meßenbach, trieb die Thorheit so weit, mich mit dem Kinde Jesu, und die drei Könige mit den Weisen aus dem Morgenlande zu vergleichen, die gekommen wären, es anzubeten. So ungereimt dieser Vergleich war, machte der Einfall bei meinem Großvater doch so großes Glück, daß er dem, der ihn gehabt hatte, ein Geschenk von tausend Dukaten reichen ließ.

Von allen schönen Dingen, welche man mir damals wahrsagte, ist nichts eingetroffen. Wäre man dabei stehen geblieben, mir zu sagen, daß ich mit meinem Schicksal zufrieden sein würde, so hätte man die Wahrheit gesagt, denn ich bin es wirklich und würde meine Lage nicht gegen alle Kronen der Welt vertauschen. Noch vergaß ich zu sagen, daß ich die Namen Friederike Sophie Wilhelmine erhielt. Hätte man mich zu Rate gezogen, so würde ich Charlotte genannt worden sein; so hieß die Königin, meine Großmutter, von dieser hörte ich so viel Gutes, sie ist noch von allen, die sie kannten, so sehr geliebt, daß ich ihr gern in allen, auch den geringsten Dingen, gleichen möchte.

Wenn man nun gleich einen Prinzen lieber gehabt, wie mich, so gewann mich doch mein Großvater herzlich lieb, und

*) Eine andere Handschrift setzt hinzu:
Um den Allianztraktat gegen Karl den Zwölften, König von Schweden, zu schließen, seinen Unternehmungen ein Ziel zu setzen, und die Ruhe in Polen wieder herzustellen.

sorgte sehr für meine Erziehung. Mit achtzehn Monaten schwatzte ich schon recht artig und war viel entwickelter, wie es Kinder in diesem Alter gewöhnlich sind; mit zwei Jahren ging ich ganz allein, und trieb tausend Possen, die meine Eltern belustigten; kurz, ich war ihr und des ganzen Hofes Abgott.

Im Jahre 1710 kam die Kronprinzessin mit einem Prinzen nieder, der einige Monate nach seiner Geburt wieder starb.

Eine dritte Schwangerschaft gab im Jahre 1712 einem Prinzen das Leben, der den Namen Friedrich erhielt. Dieses ist der Bruder, der mit mir erzogen ward, den mir tausend Ursachen teuer machen, und den ich den Trost habe, von ganz Europa bewundert zu sehen. Frau von Konnke, die Gemalin des grand Maitre de la garderobe, erhielt die Oberaufsicht über unsere Erziehung. Frau von Rocoule, die meinen Vater schon erzogen hatte, ward seine Hofmeisterin, und mich übergab die Kronprinzessin einer gewissen Léti; Frau von Kielmannsegge, nachmals unter dem Namen von Lady Arlington bekannt, in die meine Mutter damals viel Vertrauen setzte, sie also sehr fähig hielt, mir eine Hofmeisterin zu wählen, hatte ihr diese Person empfohlen. Es ist nötig, ihr Bild zu entwerfen. Sie war eine Tochter des Gregori Léti, des verlaufenen Mönchs, der sich nach Holland geflüchtet hatte, von wo man ihn aus einer Menge Schriften kennt, die ihn das Elend herauszugeben trieb. Er war nicht im Stande gewesen, seiner Tochter eine Erziehung zu geben, so daß sie nicht mehr Höflichkeit hatte, als man den Holländern gewöhnlich beimißt. Ihr Charakter war aus allen Fehlern, die man den Italienern vorwirft, zusammengesetzt; sie hatte Feinheit des Geistes, Kenntnisse und eine große Leichtigkeit des Ausdrucks; sie war zornmütig, rachsüchtig und verbuhlt; alle diese Fehler verbarg sie aber unter dem Schleier einer scheinbaren Frömmigkeit, mit der sie die, welche keine Gelegenheit hatten, sie näher zu sehen, hinterging. Dieses Mädchen wurde also gewählt, mein Gemüt zu bilden. Glücklicherweise waren meine guten Anlagen kräftiger, als ihr böses Beispiel.

Im Januar des Jahres 1713 ward Friedrich der Erste, mein Großvater, gefährlich krank. Sein sehr geschwächter

Körper machte die Aerzte bald an seinem Leben verzweifeln; dennoch lebte er noch bis zum fünfundzwanzigsten Februar, wo er Nachmittags mit eben so viel Standhaftigkeit als Ergebung verschied. Ich erinnere mich, daß er meinen Bruder und mich am Tage vor seinem Tode zu sich kommen ließ, und uns segnete. Seine Unterthanen beweinten ihn sehr, er war auch wirklich großmütig und prächtig und verdient keinen Vorwurf, als daß er seinen Ministern zu vielen Einfluß gestattete. Die Pracht seines Begräbnisses will ich mit Stillschweigen übergehen.

Sechs Monate blieb der Hof noch auf dem alten Fuße, dann ward er völlig umgeändert. Wer des Königs Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube und Küraß anlegen, alles war Offizier und Soldat, von dem alten Hofe blieb keine Spur übrig. General Major Grumkow kam an die Spitze der Geschäfte, und teilte mit dem Fürsten von Anhalt das ganze Vertrauen des jungen Königs. Um aber alles dieses verständlich zu machen, muß ich den Charakter des Königs und seiner beiden Günstlinge darstellen.

Die Erziehung dieses Prinzen war dem Grafen Alexander von Dohna anvertraut gewesen, er hatte sie sehr vernachlässigt, und ihm durch den ungeheuren Geiz, von dem er selbst besessen war, eine große Liebe zum Gelde eingeflößt. Von Jugend an hatte der Prinz das Kriegswesen geliebt; er hatte ein erhabenes Genie, war der größten Dinge fähig, einen durchdringenden Geist, eine leichte Fassungsgabe, kurz alles, was einen graßen Mann bilden kann. Jedoch diese schönen Eigenschaften wurden durch ein so lebhaftes aufbrausendes Temperament, das ihn nur zu oft zu dem größten Jähzorn hinriß, verdunkelt. Bei geringem Mitleid, hörte er meistens nur die strengste Gerechtigkeit, und zog sie der Güte vor. Dieses abgerechnet, sah man ihn nie einen Menschen verlassen, dem er einmal seine Gunst geschenkt hatte und ungeachtet seines Geizes war er wohlwollend und mildthätig gegen die Armen; die verschiedenen wohlthätigen Stiftungen, die er in seinem Reiche gemacht hat, können dieses beweisen. Er liebte weder das Gepränge, noch den Luxus; sein Hofmeister hatte sich bemüht, ihm einen sehr schlechten Begriff von dem andern

Geschlechte beizubringen, weshalb er nicht nur sehr eifersüchtig auf die Königin war, sondern auch gegen seine Töchter zu vieler Härte verleitet wurde.

Der Fürst von Anhalt konnte unter die größten Heerführer seines Zeitalters gerechnet werden; zu einer vollkommenen Kriegserfahrung gesellte er einen sehr ausgezeichneten Geschäftsgeist. Sein rohes Wesen flößte Furcht ein, und sein Charakter rechtfertigte seine Physiognomie. Ein unermeßlicher Ehrgeiz machte ihn für die Erlangung seines Endzweckes zu jedem Verbrechen fähig. Ein unversöhnlicher Feind, war er hingegen treuer Freund seiner Anhänger, und seine Feindschaft traf niemals einen andern, als den, von welchem er sich beleidigt glaubte, ja man hat ihn sogar verschiedene Male den Verwandten derer, die ihm am meisten widerstrebt hatten, Beweise von Großmut geben sehen.

Grumkow, der nachmals Feldmarschall ward, konnte für einen der geschicktesten Minister, die man seit langer Zeit gesehen hatte, gelten. Ein schmiegsamer Geist, eine reizende Unterhaltung, lebhafte, geistreiche Antworten machten ihn eben so angenehm in der Gesellschaft. Die ganze schöne Außenseite verhüllte aber ein falsches, selbstsüchtiges, verräterisches Herz. Sein Betragen widerlegte keine dieser Eigenschaften, er war eben so ausschweifend als ärgerlich.

Zwei Charaktere wie die, welche ich so eben geschildert habe, waren wohl fähig, einen jungen Fürsten zu verderben und einen Staat umzustürzen. Beide waren innige Freunde; ihr Plan war seit langer Zeit, den König zu regieren, und mit der Zeit eine Königin zu haben, die ganz von ihnen abhinge. Da die Heirat des Kronprinzen mit der hannöverschen Prinzessin diesen Plan aber völlig zerstörte, blieb ihnen nichts übrig, als das Ehepaar zu entzweien und so dem Vertrauen zuvor zu kommen, welches der Kronprinz in seine Gemahlin setzen könnte. Zu diesem Zweck hatten sie allen seinen Leidenschaften geschmeichelt, hatten ihn in ihre Ausschweifungen hineingezogen und seine Eifersucht gegen die Kronprinzessin erregt. Ihr Betragen blieb sich nach der Thronbesteigung des Prinzen gleich; sie zogen der Königin unaufhörlich Verdruß zu, dem zu widerstehen, wie man in der Folge dieser Memoiren sehen

wird, sie wirklich ihrer ganzen Tugend bedurfte. Doch jetzt will ich zu einem weniger unangenehmen Gegenstande übergehen.

Die Königin Anna von England starb ein Jahr nach Friedrich dem Ersten, und mein mütterlicher Aeltervater, der Kurfürst von Hannover, bestieg nach ihr den Thron. Er eilte schnell in sein Königreich, wo er gekrönt wurde; der Kurprinz nahm den Titel eines Prinzen von Wales, und der Prinz Friedrich, sein Sohn, den eines Herzogs von Glocester an. In eben diesem Jahre gab mir die Königin eine Schwester, die man Friederike Louise nannte. Ich will diese Begebenheiten schnell abthun; da ich mir vorsetzte, die Geschichte meines eignen Lebens zu schreiben, so halte ich mich nur bei solchen Dingen auf, die auf mich Bezug haben.

Mein Bruder, der durch meines Vaters Thronbesteigung Kronprinz geworden war, hatte eine sehr schwache Gesundheit, die in Verbindung mit seiner mürrischen, schwermütigen Gemütsstimmung täglich für ihn fürchten machte. Der Fürst von Anhalt und Grumkow waren vielleicht die einzigen, die seinen Tod wünschten, denn sie hofften, daß der Markgraf von Schwedt, erster Prinz von Geblüt, und durch seine Mutter des Fürsten von Anhalt Neffe, dadurch zum Throne gelangen könnte.*) Sie wollten mich mit diesem Prinzen verheiraten, damit die Allodialgüter, welche Kunkel-Lehn waren, nicht aus der Familie kämen. Sie stellten dem Könige die Sache vor, und bewiesen ihm, daß die gesunde Politik diese Heirat fordere, sowohl um die Allodien zu erhalten, als um sich dadurch

*) Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, mein Urgroßvater, hatte zwei Gemahlinnen; die Prinzessin von Oranien, seine erste Frau, gebar ihm Friedrich den Ersten, und den Prinzen Louis, der eine Prinzessin Radziwil heiratete, von der er keine Kinder hatte. Die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms war Sophie Dorothea, Prinzessin von Holstein-Glücksburg, Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Lüneburg. Sie gab ihm vier Prinzen und zwei Prinzessinen; einer der Söhne: Carl, starb in Italien, von den drei andern: Philipp, Albert und Ludwig heiratete der älteste eine Prinzessin von Dessau, die Schwester des Fürsten von Anhalt. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter und einen Sohn; der Markgraf Friedrich, der älteste dieser beiden Söhne, war also der erste Prinz von Geblüt und diesem zu Folge wahrscheinlicher Erbe der Krone und der Kurwürde, im Fall, daß der König ohne Hinterlassung männlicher Erben mit dem Tode abging.

den Markgrafen auf immer zu verbinden. Diese Reden wurden anfänglich von Herrn von Grumkow nur geschickt hingeworfen, nach und nach breitete man sich in ihren rohen Gelagen weitläufiger darüber aus, man gab dem Dinge ein so schönes Ansehen, daß der König dem Prinzen von Anhalt sein Wort gab, unser beider Neigung frühzeitig einander günstig zu stimmen, weshalb er auch wirklich dem Markgrafen befahl, mir regelmäßig seine Aufwartung zu machen.

Dieser Prinz war im Jahre 1700 geboren, also neun Jahre älter als ich. Ich war damals nicht in dem Alter, wo man liebt oder haßt, sei es also angeborene Abneigung oder kindischer Eigensinn, genug, ich konnte ihn nicht leiden. Die Léti, welche von dem Prinzen von Anhalt und Grumkow gewonnen war, hörte indessen nicht auf, ihn herauszustreichen, und wenn ich mir beikommen ließ, ihn einmal rauh zu behandeln, oder ihm kindischer Weise einen Possen zu spielen, so war des Schmähens darüber kein Ende. Die Königin, meine Mutter, blieb einige Zeit über alle diese Anschläge in völliger Unwissenheit, und ließ es sich nicht einfallen, daß alle Besuche, die mir der Markgraf machte, eine andere Absicht hätten, als mir Höflichkeit zu erzeigen. Endlich entdeckte ihr der König, wovon die Rede sei, und sprach von meiner Heirat mit dem Markgrafen wie von einer völlig entschiedenen Sache. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Königin; jetzt beschloß sie, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Glocester, zu verheiraten, denn sie sah wohl, daß der geringe Einfluß, den sie auf das Gemüt des Königs hatte, ihr vollends entzogen werden sollte. Des Königs Gesundheit ward sehr wankend, Nervenkoliken ließen oft für sein Leben fürchten; bis dahin hatte sie sich geschmeichelt, im Fall seines Todes die Vormundschaft über meinen Bruder und die Regentschaft über den Staat zu erhalten. Nun sah sie durch meine Heirat ihre Feinde viel mächtiger werden, und konnte also nicht hoffen, ihre Erwartungen erfüllt zu sehen; da sie aber wußte, daß der Prinz von Anhalt und Grumkow der größten Verbrechen fähig wären, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, mußte sie im Gegenteil alles für meinen Bruder fürchten. Wären aber auch alle diese Besorgnisse eitel gewesen, so konnte sie doch kein Glück

für mich hoffen, denn der Markgraf von Schwedt war ein würdiger Neffe des Fürsten von Anhalt, seine niedrigen Neigungen, seine Vorliebe fürs Böse, seine Grausamkeit und Roheit ließen schon jetzt in ihm einen zweiten Nero erblicken.

Ganz anders war es, wenn ich den Herzog von Glocester heiratete. Die Verbindung mit England war eine mächtige Stütze für meine Mutter, und eine viel schicklichere Versorgung für mich. Lebhaft widersetzte sich also diese Fürstin meiner Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt; aber weder ihre Thränen und Klagen, noch die Ursachen, die sie anführte, vermochten etwas über den einmal schon gewonnenen Geist des Königs; ihr blieb keine andere Hoffnung, als daß meine große Jugend diese Verbindung noch sehr weit hinausschieben würde.

Größere Geschäfte zogen jetzt eine Zeit lang des Königs Aufmerksamkeit an. Er unternahm im Jahre 1715 den Krieg gegen Karl den Zwölften, König von Schweden, und die Königin, obschon sie schwanger war, folgte ihrem Gemahl zu der Armee, die nach Pommern aufbrach. Nachdem ein Corps von Sachsen, und der König von Dänemark sich mit meinem Vater vereinigt hatten, belagerten diese beiden Fürsten Stralsund, wo Karl eingeschlossen war. Der Erfolg dieser Campagne, die außer meinem Gesichtskreis liegt, ist aller Welt bekannt; sie war für meinen Vater und seine Verbündeten gleich rühmlich.

Während der Abwesenheit der Königin war ich der Sorgfalt der Léti, und der Kronprinz der Frau von Rocoule anvertraut. Die Léti gab sich viele Mühe, mich zu unterrichten; sie lehrte mich die Anfangsgründe der Geschichte und Erdbeschreibung, ich las fließend und schrieb ziemlich gut für mein Alter. Da ich während der Abwesenheit der Königin viele Menschen sah, entwickelte ich mich, und lernte einigen Anstand, so daß die Königin bei ihrer Rückkehr über meine kleine Person entzückt war. Meine Freude, sie wieder zu sehen, und die Liebkosungen, die ich von ihr erhielt, verursachten mir eine so große Gemütsbewegung, daß ich einige Stunden darauf einen heftigen Blutsturz bekam, den man nur mit vieler Mühe stillen konnte, er kehrte aber am andern Tage

mit verdoppelter Heftigkeit zurück, so daß die Aerzte an meinem Leben verzweifelten. Dennoch entriß man mich dieser Gefahr, allein die große Schwäche, die der Anfall zurückließ, nötigte mich, mehrere Wochen hindurch das Bett zu hüten. Kaum war ich wieder hergestellt, als die Königin die außerordentliche Leichtigkeit, die ich zum Lernen hatte, benutzen wollte; sie gab mir also verschiedene Lehrmeister, unter andern auch den berühmten La Crape, der sich wegen seiner Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, und den heiligen, wie profanen Altertümern einen großen Ruf erworben hat. Diese Lehrer lösten sich einander bei mir ab, und beschäftigten mich den ganzen Tag so unausgesetzt, daß mir nur wenig Zeit zur Erholung übrig blieb.

Am Berliner Hofe sah man nur Offiziere, dennoch war er sehr zahlreich, wegen der Menge von Fremden, die von allen Orten herbeikamen. Während des Königs Abwesenheit war alle Abende Appartement bei meiner Mutter. Dieser Fürst war meistens in dem nur wenige Meilen von Berlin entlegenen Potsdam, wo er wie ein Edelmann lebte, sein Tisch war einfacher, nur mit dem Notwendigen besetzt. Seine Hauptbeschäftigung war die Bildung eines Regiments, das er schon unter Friedrich dem Ersten angefangen hatte; Nachmittags ging er auf die Jagd, Abends rauchte er mit seinen Offizieren und Günstlingen — dieses nannte man die Tabagie, und wenn er in Berlin war, fand keine große Veränderung seiner Zeiteinteilung statt.

Damals befanden sich in Berlin viele schwedische Offiziere, die bei der Einnahme von Stralsund zu Kriegsgefangenen gemacht waren. Einer von ihnen, Namens Croom, hatte sich in der ganzen Stadt durch seine vorgebliche Kenntnis der Sterndeuterei bekannt gemacht. Die meisten Menschen sind abergläubig, und hängen solchen Narrheiten gerne an; obschon ich nicht zu diesen gehöre, kann ich mich doch nicht enthalten, hier eine ziemlich sonderbare Thatsache zu erzählen, die ich für eine bloße Wirkung des Zufalls halte. Die Königin, neugierig, diesen sonderbaren Menschen zu sehen, ließ ihn kommen; sie reichte ihm die Hand zur Untersuchung, worauf er ihr vorhersagte: sie würde von einer Prinzessin entbunden werden,

welches auch wirklich zwei Monate darauf im März des Jahres 1716 geschah. Dem Prinzen, meinem Bruder, wahrsagte er viele Unannehmlichkeiten in seiner Jugend, aber in reiferen Jahren sollte er Kaiser werden, und einer der größten Prinzen Europa's sein. Meine Hand versprach nicht so viel Glück, wie die meines Bruders; anfangs rief der Astrolog: er habe nie eine so unglückbringende gesehen, mein ganzes Leben würde ein Gewebe von Unfällen sein; einige gute Zwischenräume würden immer von neuen Stürmen abgekürzt werden, drei große Partieen würden sich mir antragen, aber er zweifelte, ob eine davon annehmbar gefunden werden würde, Er meinte damit Frankreich, England und Polen. — Die Folge dieser Blätter wird zeigen, daß sich dieser Mensch nicht allzeit geirrt hat.

Eine von der Königin Hofdamen, mit Namen Wagnitz, wollte sich auch wahrsagen lassen. Er gab ihr den Bescheid: daß sie noch vor Ende eines Jahres vom Hofe gejagt werden würde. Wie Frau von Blaspeil, die Günstlingin der Königin, ihr Schicksal wissen wollte, antwortete er: ihr Unglück wird dem des Fräulein von Wagnitz nahe auf dem Fuße folgen, und ihr Abschied vom Hofe eben so unangenehm sein wie der jener. Alles dieses ging kurze Zeit darauf in Erfüllung, und da die Abenteuer der Wagnitz in der Folge mit meiner Geschichte in Verbindung stehen, kann ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

Ihre Mutter, die Frau von Wagnitz, war Hofmeisterin der Markgräfin Albert, der Tante des Königs. Sie war die allerintriguanteste Frau am Hofe; obschon ziemlich bejahrt, hatte sie doch noch Liebhaber und ihre Gunstbezeugungen, und die ihrer drei Töchter, — alle drei schön wie die Engel — gehörten den Meistbietenden, oder dienten dazu, die Geheimnisse des Kabinets zu gewinnen, die sie hernach an die fremden Gesandten verkauften. Alle diese Ränke und Laster wußte sie durch eine scheinbare Gottesfurcht zu bemänteln, so daß man sie für die Tugend selbst gehalten hätte; ihr gütevolles Wesen entzückte alle Welt, und gewann ihr alle, die ihren Charakter nicht näher erforschen konnten. Alle ihre Absichten gingen darauf aus, eine ihrer Töchter bei Hofe anzubringen,

wo sie hoffte, sie zur Maitresse des Königs zu machen; dazu wählte sie die Schönste von ihnen, und die Königin ernannte sie zu ihrer Hofdame. Nach diesem ersten Schritt thaten Mutter und Tochter alles Mögliche, um ihren Zweck zu erlangen; als erstes Mittel suchten sie die Gunst der Königin zu gewinnen, nachher bemühten sie sich um die Freundschaft aller derer, welche den König zunächst umgaben.

Unter diesen war Craup, der Sohn eines pommerschen Kriegsraths; seine Umstände waren so schlecht, daß er, als es ihm nicht gelang, einen elenden Posten von fünfzehn Thalern monatlich zu erhalten, sich ins Wasser stürzen wollte. Endlich ward er Auditor beim Regimente des Königs, und versöhnte sich dergestalt mit dem Glücke, daß er Oberintendant der Finanzen und endlich gar Staatsminister geworden war. Dieser war einer von denen, welchen die Wagnitz am meisten schmeichelte. Mit einer niedrigen Seele, die seinen Ursprung nicht verleugnete, hatte er die Gunst des Königs in solchem Grade gewonnen, daß er sogar Einfluß auf seinen Geist hatte. Zu jener Zeit stand er mit dem Fürsten von Anhalt und Grumkow in entschiedener Feindschaft. Jeder dieser drei Menschen wollte allein regieren, und in Hinsicht auf Laster und schlechtes Betragen wäre die Wahl zwischen ihnen schwer gewesen. Craup erriet bald den Plan der Wagnitz, und beschloß, ihn zum Vorteil seiner Angelegenheiten und seines Vergnügens zu benutzen. Demzufolge bot er ihr an, sie unter der Bedingung zur Sultanin zu erheben, daß sie ihre Gunstbezeugungen mit ihm theile. Es ward ihm alles zugestanden und er setzte seinerseits alles in Bewegung, um den König von seiner Gemahlin abwendig zu machen und ihm eine Neigung für die Wagnitz einzuflößen. Aber alles war vergeblich, der König liebte die Weiber nicht, und setzte seine Ehre darin, in diesem Punkte den Vorschriften des Evangeliums zu folgen. Sein Grundsatz war: daß man nur Todsünden vermeiden müßte, mit den geringeren könnte man sich schon abfinden.

Es dauerte nicht lange, so wurden Grumkow und der Prinz von Anhalt seine Absichten gewahr; sie hätten dem Könige nun wohl eine Maitresse gegönnt, aber sie sollte aus ihrer Hand kommen; daher beschlossen sie, die Wagnitz zu ent-

fernen, und wo möglich Craup zu stürzen. Das Mädchen besaß bei einem sehr beschränkten Verstand eine unerträgliche Unverschämtheit, ihr steckte nichts Geringeres im Kopf, als Königin zu werden. Ihr Herz war so schwarz wie ihre Augen, sie hatte eine wahre Schlangenzunge, und zerriß unbarmherzig die redlichsten Leute am Hofe, gegen die sie Feindschaft hegte, die sie durch Hülfe ihres unwürdigen Liebhabers in das größte Unglück brachte. Die häufigen Besuche, die ihr Craup machte, flößten Grumkow den Verdacht ein, daß ein Liebesverhältnis zwischen ihnen statt fände. Um sich darüber Licht zu verschaffen, ließ er einen Küchenjungen die Rolle eines Gespenstes übernehmen, damit er aber von allem Verdacht, der Anstifter dieser Comödie zu sein, frei bliebe, mußte sie während des Feldzugs, wo er der Belagerung von Stralsund beiwohnte, gespielt werden. In einer Nacht, als es schon gegen Morgen zuging, hörte man ein greuliches Geräusch und Gepolter im Schlosse; ich selbst ward davon aufgeweckt. Anfangs glaubte man, daß es brenne, bis wir bald zu unserm großen Erstaunen erfuhren, daß der Lärm von einem Gespenst herrühre, das im Schlosse umhergehe. Es war verschiedene Male vor unsern Zimmern und denen der Hofdamen der Königin, welche ganz nahe dabei waren, vorbeigegangen. Die Schildwachen hatten voll Schreck davon laufen wollen, sie sagten: es sei der große höllische Satan, der Luzifer, den die Hexenmeister, die Schweden hergeschickt hätten, den Kronprinzen umzubringen. Vergeblich suchte der wachthabende Offizier, die Leute zu beruhigen, was er auch sagte, so konnte er keinen bewegen, den Satan aufzusuchen. So kam er also selbst, mich und meinen Bruder in Sicherheit zu bringen. Am folgenden Tage war die ganze Stadt in Unruhe; die Vernünftigen fürchteten, daß es wirklich ein Anschlag der Schweden sei, die unter dem Schutze dieses Gespenstes Feuer im Schloß anlegen konnten, um uns zu entführen. Die furchtsamen Davonläufer wurden also streng bestraft, die Wachen verdoppelt, und alle Vorsicht angewandt, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dessen ungeachtet setzte das Gespenst seinen Umgang fort, und ward erst in der dritten Nacht ergriffen. Man befragte es, aber die dazu bestellten Personen, die gewonnen waren, und Grumkow selbst,

machten ihre Sache so gut, daß der Küchenjunge statt aller Strafe verurteilt wurde, drei Tage auf dem hölzernen Pferde zu sitzen, und damit ward die Geschichte unterdrückt; Grumkow aber entdeckte die ganze Intrigue der Wagnitz und erfuhr, daß Craup oft die Nacht bei ihr zubrachte, er bestach ihre Kammerfrau, die ihm gestand, ihre Herrschaft habe schon einmal eine zu frühe Niederkunft gehabt, und sei wieder schwanger. Das alles ward dem Könige hinterbracht. Die Königin war eben wieder guter Hoffnung! Ihr Gemahl befahl ihr, der Wagnitz den Abschied zu geben, und erzählte ihr zugleich alle ihre Intriguen, und die Mühe, die sie angewendet hätte, um seine Maitresse zu werden. Meine Mutter hatte eine große Schwäche für dieses Mädchen; sie suchte den König von diesem strengen Verfahren abzubringen, es war aber vergebens, kaum konnte sie erhalten, daß er der Wagnitz drei Monate vergönnte, um ihren Abschied zu fordern, und so den Hof noch mit Ehren zu verlassen. Der Königin war die Aufführung dieses Mädchens nicht unbekannt, sie hatte sie zum Teil mit eignen Augen gesehen. Wenn der König abwesend war, mußte ihr Craup seine Briefe gewöhnlich eigenhändig übergeben. Eines Tages, wie er infolge eines solchen Auftrags gekommen war, trat die Königin früher, wie er es erwartete, in das Zimmer, worin er sich befand, und überraschte ihn, wie er Fräulein von Wagnitz zärtlich umarmt hielt. Ich war der Königin nachgefolgt. und war Zeuge dieses schönen Auftritts, der ihr eine so heftige Gemütsbewegung zuzog, daß die Damen, zu denen wir zurückgingen, meinten: die Königin befinde sich nicht wohl. Ich rief aber sogleich: es fehlt ihr gar nichts, Mama hat nur gesehen, daß der Craup die Wagnitz umarmt hat. Aber das zog mir eine derbe Predigt zu, und ich wurde mit der Rute bedroht, wenn ich es noch einmal wiederholen würde.

Diese schlechte Aufführung hatte der Wagnitz bei der Königin bis jetzt keineswegs geschadet: es war also sehr peinlich, ihr den Befehl des Königs ankündigen zu müssen. Sie ließ sie kommen, setzte ihr alles auseinander, was ihr der König aufgetragen hatte und schloß mit der Ermahnung, sich in seinen Willen zu fügen. „Ich werde in drei Monaten niederkommen, setzte sie hinzu; das ist der Termin Ihres Abschiedes.

Wenn mir der Himmel einen Sohn giebt, so soll es meine erste Sorge sein, für sie um Gnade zu bitten.“ Die Wagnitz, statt die Güte der Königin durch Ehrerbietung und Dankbarkeit zu erwiedern, geriet in solche abscheuliche Wut, daß sie ganz schwarz wurde. Sie vergaß sich soweit, der Königin und ihrem Kinde zu fluchen. „Ich wünsche, sagte sie, daß der Teufel Ihr Kind hole, und daß Ihr beide verplatzt. Möge die Rache des Himmels Sie und Ihre Kinder treffen; an Ihnen kann ich mich nicht rächen, aber an den Menschen, die Ihnen am liebsten sind, will ich Sie verfolgen. Ich habe eine feste Stütze, die mich Ihnen zum Trotz am Hofe halten soll, und muß ich ihn verlassen, so soll die Blaspeil das erste Opfer sein, das ich meiner Rache bringe.“ Ihre Wut und Raserei stieg so hoch, daß sie von fürchterlichen Zuckungen befallen wurde. Frau von Rocoule, die diesem schönen Auftritt beigewohnt hatte, führte die Königin fort, und, ungeachtet der heftigen Bewegung, die ihr dieser unverschämte Auftritt verursacht hatte, bestand sie darauf, in der Hoffnung, noch alles wieder ins Geleis bringen zu können, dem Könige alles zu verschweigen. Allein drei Tage darauf brachte man dem Könige eine Art von Satyre, die man angeschlagen gefunden hatte. Sie enthielt blutige Ausfälle gegen ihn und seine Gemahlin. Er zeigte sie Grumkow, der bald nachher entdeckte, daß sie von der Wagnitz verfaßt worden sei. Er benachrichtigte den König davon, erzählte ihm nicht allein das zügellose Leben der Mutter und der Tochter, sondern auch verschiedene Staatsintriguen, in welche diese Frau sich mischte, wie sie mit dem französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg genau verbunden sei, und ihm Kabinetsgeheimnisse zutrage, die sie von ihren Liebhabern, Kreaturen, die meistens in den Geschäften, oder um die Person des Königs zu thun hatten, erfahren. Indem Grumkow diese Umstände auseinander setzte, suchte er vorzüglich Craup verdächtig zu machen, und ihn in den Umgang dieser Weiber zu verwickeln! Aber es gelang ihm nicht, der war, wie man es nennt, ein Plusmacher, den der König nicht entbehren konnte. Sein ganzer Zorn fiel also auf die beiden Wagnitz, die auf's Schimpflichste vom Hofe verjagt wurden.

Die Königin kam 3 Monate darauf mit einem Prinzen nieder,

dessen Geburt das ganze Land mit Freuden erfüllte; man nannte ihn Wilhelm, aber er starb schon im Jahre 1719 an der Ruhr.

Der Graf Poniatowsky kam gegen Ende dieses Jahres incognito nach Berlin. Karl der Zwölfte, König von Schweden, schickte ihn ab. Da er den Oberhofmarschall von Printz, zur Zeit als sie beide am russischen Hofe Gesandte waren, sehr genau gekannt hatte, so wandte er sich an ihn, um eine geheime Audienz beim Könige zu erhalten. Mein Vater begab sich in der Dämmerung zum Herrn von Printz, der damals im Schlosse wohnte; man machte ihm von Seiten Schwedens sehr vorteilhafte Vorschläge, von denen ich aber nur zwei Artikel habe erfahren können. Schweden wollte schwedisch Pommern auf ewig dem Könige, meinem Vater, abtreten, wogegen mich dieser dem schwedischen Monarchen zur Ehe versprach, zu welchem Endzwecke ich auch, sobald ich das zwölfte Jahr erreicht hätte, nach Schweden geführt werden sollte. Der Tod des Königs, der im Jahre 1719 zu Friedrichshall erfolgte, verhinderte diese Heirat.

In allem, was ich bis jetzt erzählt habe, geht mich eigentlich nichts persönlich an. Mein zu zartes Alter — ich war nur acht Jahre alt — erlaubte mir nicht, Teil an den Begebenheiten zu nehmen. Den ganzen Tag beschäftigten mich meine Lehrmeister, und zu meiner einzigen Erholung durfte ich meinen Bruder sehen. Nie glich eine Zärtlichkeit der unsern. Mein Bruder hatte viel Verstand, aber nicht die geringste Lebhaftigkeit, er begriff leicht, aber er hatte eine unglaubliche Mühe, das Gelernte zu behalten. Ich, im Gegenteil, war sehr lebhaft, und hatte ein herrliches Gedächtnis. Dem Könige war mein Bruder von Natur zuwider, er sah ihn nie, ohne ihn zu mißhandeln, und das flößte ihm die Furchtsamkeit und Scheu ein, die er nie gegen seinen Vater ablegte. Ich hingegen war sein Liebling, er hat an keines seiner andern Kinder so viel Liebkosungen wie an mich verschwendet; oft nutzte ich meine Gunst, um Gnaden zu erhalten, und habe manchem Unglücklichen das Leben gerettet, denn der König schlug mir nie eine solche Bitte ab.

Die Intriguen des Prinzen von Anhalt und Grumkow gingen indessen ihren Gang. Die Geburt meines zweiten

Bruders hatte ihren Plan nicht aufgehoben, sie veränderten nur die Art seiner Ausführung. Eine zweite Reise, welche der König und die Königin im Jahre 1717 nach Hannover machten, gab Anlaß von einer doppelten Heirat zwischen den Kronprinzen und der Prinzessin Amalie von England, und dem Herzog von Glocester und mir zu reden. Zu gleicher Zeit erhielt ich mehrere Briefe und Geschenke von ihm, und unser Briefwechsel dauerte über ein Jahr. Der Fürst von Anhalt und sein Anhang wagten es nicht, ihre Zudringlichkeit zu Gunsten des Markgrafen von Schwedt zu erneuen; der Charakter des Königs war ihnen zu gut bekannt, um sich seinem Willen unmittelbar zu widersetzen. Um ihren Endzweck zu erreichen, mußten sie ihn mit England entzweien, und dieses zu bewerkstelligen, verzweifelten sie nicht.

In diesem Jahre war es, wo man die abscheulichen Ränke entdeckte, die ein gewisser Clement geschmiedet hatte. Man beschuldigte ihn des Majestätsverbrechens, Hand und Siegel verschiedener großer Fürsten nachgeahmt, und mehrere Mächte unter einander entzweit zu haben. Der Mensch war von hoher Abkunft, einige sagten: ein Sohn des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, andere, der des Königs von Dänemark. Wegen der großen Aehnlichkeit, die er mit dem ersten hatte, glaubte man immer, daß er von ihm abstamme.*) Ich kann keine näheren Umstände von diesem Abenteurer erzählen; die Sache war so geheim gehalten und behandelt, daß man sie nie recht erfahren hat. Gewiß weiß ich nur, daß Clement dem Könige den größten Teil von Grumkows geheimen Anschlägen entdeckte, und ihn gestürzt haben würde, hätte es ihm nicht an Beweisen gefehlt. Aber er hatte keinen der Briefe, die er dem Könige zu geben versprach, und wie man ihn mit Grumkow konfrontierte, fand es sich, daß er ihn nicht einmal kannte, da er doch versichert hatte, mehrere geheime Unterredungen mit ihm gehabt zu haben. Mehr bedurfte es nicht, um seine An-

*) Der Mensch war aus Transylvanien und nannte sich Rosenau, er war Sekretär des Prinzen Ragotzky gewesen, den er verriet und verließ, und endlich den Namen Clement annahm, um neue Betrügereien zu unternehmen.

klagen als falsch zu behandeln. Der Proceß dieses Menschen dauerte beinahe sechs Monate.

Der König hatte sich diese Dinge so sehr zu Herzen genommen, daß ihn in Brandenburg eine Nervenkolik, von einem heftigen Fieber begleitet, überfiel. Sogleich schickte er einen Boten an meine Mutter, der sie unverzüglich zu ihm berief; sie reiste augenblicklich ab, und kam noch denselben Abend nach Brandenburg, wo sie den König so schlecht fand, daß alle Aerzte an seinem Leben zweifelten. Mein Vater setzte so eben sein Testament auf, die Personen, denen er seinen letzten Willen diktierte, waren von anerkannter Redlichkeit und Treue; er ernannte in diesem Testament die Königin zur Regentin des Königreichs, und den König von England nebst den Kaiser zu Vormündern des jungen Prinzen.

Einige Stunden vor dem Kourier, welchen der König meiner Mutter geschickt hatte, waren zwei andere an den Fürsten von Anhalt und Grumkow abgegangen. Ich weiß nicht, welcher Zufall diese letzten so lange aufhielt, daß sie erst spät in der Nacht abgingen. Das Uebel des Königs machte in dieser Nacht aber so schnelle Fortschritte, daß man ihm nur noch einige Stunden zu leben versprach. Die Furcht, daß er, wenn sich des Prinzen und Grumkows Ankunft noch länger verzögerte, gar nicht mehr imstande sein könnte, sein Testament zu siegeln, vermochte ihn, es zu unterschreiben; da er aber wohl vorhersah, wie vielen Vorwürfen und Widersprüchen es begegnen würde, sie gar nicht in diesem Testament genannt zu haben, forderte er von der Königin, indem er ihr eine Abschrift desselben zustellte, das Versprechen eines unverbrüchlichen Geheimnisses. Auch die Zeugen und die Personen, welche es aufgesetzt hatten, mußten dieses durch einen Eid versprechen. Kaum war alles in Richtigkeit, als der Fürst und Grumkow anlangten.

Da sie Kreaturen aller Art um den König hatten, erfuhren sie bald, was in Hinsicht des Testaments vorgegangen war, aber dessen Inhalt zu erfahren, wollte ihnen nicht gelingen. Das Geheimnis, welches man ihnen aber daraus machte, lehrte sie bald, daß sie von der Vormundschaft des jungen Prinzen ausgeschlossen wären, und die Königin, da sie eine Abschrift

des Testaments erhalten hatte, zur Regentin ernannt sein müßte. Sie gerieten in Verzweiflung! Die Zeit war zu kurz, der König dem Tode nahe, und die Königin, welche ihm nicht von der Seite ging, machte es unmöglich, die Widerrufung dieses Testaments zu bewirken. Da jedoch, glücklicher Weise für sie, die Gefahr, in welcher des Königs Lebens schwebte, nach einigen Stunden vorüberging, wurden sie etwas ruhiger. Das Fieber sowohl wie die Schmerzen nahmen ab; die Ipecacuanha, welche ihm der Oberchirurg von des Königs Regiment gab, rettete ihm das Leben; dieser Mann, der Holzendorf hieß, und späterhin noch in diesen Blättern wieder vorkommen wird, machte durch den gelungenen Gebrauch dieses Mittels sein Glück in so hohem Grade, daß man ihn eine lange Zeit unter die Günstlinge des Königs zählte.

Nach der völligen Wiederherstellung des Königs kehrte er mit meiner Mutter nach Berlin zurück. Der Prozeß des unglücklichen Clement dauerte noch immer fort; der Elende beschuldigte eine Menge Menschen, um sie in seine Sache zu verwickeln, und dadurch den Prozeß in die Länge zu ziehen. Dieses brachte den König dahin, alle Briefe auf der Post zu öffnen; täglich ward dieser Fürst verdachtvoller und mißtrauischer, nie legte er sich zur Ruhe, ohne zwei geladene Pistolen und seinen Degen an der Seite seines Bettes zu haben, dennoch hielt er sich nur wenige Tage in Berlin auf, und ging mit der Königin nach Wusterhausen.

Der Fürst von Anhalt und Grumkow waren indes nicht müßig; die Testamentsgeschichte ging ihnen noch immer im Kopfe herum, und Grumkow, der listiger war wie der höllische Geist, unternahm, dieses Testament der Königin aus den Händen zu winden. Zu dieser Absicht ergriff er folgendes Mittel: ich habe schon von Frau von Blaspeil gesprochen; diese Dame war schön wie ein Engel; ein heiterer gebildeter Geist erhob ihre Reize, ihr Herz war edel und grade, allein zwei große Fehler, die meistens dem ganzen Geschlechte eigen sind, verdunkelten diese schönen Eigenschaften. Sie war intriguant und kokett. Ein sechzigjähriger, alter, podagrischer Mann, war nicht gemacht, dieser jungen schönen Frau zu gefallen, ja es gab viele Leute, die behaupteten, daß sie mit ihm, wie Placidia

mit dem Kaiser Konstantin gelebt habe. Damals war der sächsische Gesandte, Graf Manteufel, ihr Liebhaber, aber dieses verliebte Verständnis ward so gut geführt, daß man auch niemals den geringsten Zweifel in die Tugend der Dame gesetzt hatte. Wie ich schon gesagt habe, brachte man dem König alle Briefe, die auf die Post gegeben wurden; den ganzen Tag brachte er in Wusterhausen damit zu, dieselben zu lesen. Manteufel war auf einer kleinen Reise nach Sachsen begriffen, und so fand der König auch seine Briefe an Frau von Blaspeil, sowie ihre Antworten. Ihr Inhalt, der ziemlich frei war, verriet leicht, daß von mehr, als Freundschaft die Rede sei; der König erlaubte sich grausame Spöttereien darüber, die Grumkow bald zu Ohren kamen, und dieser Begebenheit wollte er sich zur Erlangung seiner Endzwecke bedienen.

Die Staatsgeschäfte, von welchen damals die Rede war, sind mir nicht hinlänglich bekannt, um genauere Umstände angeben zu können, ich erinnere mich nur so viel, daß der König von Polen meinen Vater nötig hatte. Grumkow, der diesen Fürsten seit langer Zeit kannte, schrieb ihm und versprach, seine Absichten zu realisieren, wenn er sich dagegen mit ihnen verbinden wollte. Der König von Polen willigte ein, und Manteufel kam nach Berlin mit dem Auftrag zurück, durch seinen Einfluß Frau von Blaspeil dahin zu vermögen, daß sie der Königin das Testament des Königs aus den Händen spielte. Die Sache war sehr kitzlich. Frau von Blaspeil liebte ihre Fürstin mit unverletzlicher Anhänglichkeit — allein die Liebe ist ein Tyrann! wehe denen, die sich ihrer Leidenschaft überlassen, sie führt sie weiter als sie gehen wollen, und bereitet ihnen grausame Reue. Was kann man einem Manne versagen, dem man sein Kostbarstes, die Ehre, aufgeopfert hat? Hätte Frau von Blaspeil alle diese Betrachtungen gemacht, so würde sie der gefährlichen Klippe entgangen sein, wo die meisten Menschen scheitern. Die Versicherungen von Treue und Ergebenheit, die Manteufel für die Königin zu haben vorgab, besiegten endlich ihre Beharrlichkeit; doch, wenn sie gleich meine Mutter despotisch beherrschte, kostete es ihr doch sehr viele Bitten und manchen wiederholten Versuch, bis sie das unselige Testament in ihre Hände bekam.

Während dieser Vorgänge ward Clemens Prozeß beendigt. Er wurde verurteilt, dreimal mit Zangen gerissen und dann gehangen zu werden. Der Mensch hörte sein Urteil, ohne das Gesicht zu verändern; „ich that, sagte er, was des Königs Minister alle Tage thun, sie suchen die Minister anderer Mächte zu betrügen, und sind an fremden Höfen nur ehrenvolle Spione; hätte ich einen öffentlichen Charakter gehabt, wie sie, so wäre ich jetzt vielleicht auf der Höhe des Glücks, wie nun auf der Höhe der Galgenleiter.“ — Und so starb er mit heldenmütiger Festigkeit. Man konnte ihn zu den großen Genies rechnen; er besaß viele Kenntnisse, sprach mehrere Sprachen und hatte eine bewunderungswürdige Beredtsamkeit. Auf seinem Wege zur Hinrichtung sprach er zum Volke; da aber diese Rede gedruckt ist, will ich sie mit Stillschweigen übergehen. Sein Mitschuldiger: Leman, ward gevierteilt, und Heidekamm, aus einer neugeadelten Familie, mit Ruten gestrichen, sein Degen und Wappen vom Henker zerbrochen und er für ehrlos erklärt. Dieser letzte wurde nur deswegen so hart gestraft, weil er gesagt und geschrieben hatte: der König sei nicht rechtmäßiger Sohn Friedrichs des Ersten, sondern der Bastard eines am damaligen Hofe lebenden Kavaliers.

Diese traurigen Auftritte beendigten das Jahr 1717. Das folgende Jahr war nicht weniger fruchtbar an tragischen Begebenheiten. Schon habe ich erwähnt, daß es der Fürst von Anhalt und Grumkow zu ihrem einzigen Endzweck machten, den König mit seiner Gemahlin zu entzweien. Ihr altes Projekt, mich mit dem Markgrafen von Schwedt zu verheiraten, war noch nicht bei Seite gelegt, jetzt suchten sie es von neuem beim Könige zu betreiben; da dieser aber zur Zeit ziemlich gut mit England stand, gab er ihnen nur schwankende und wenig befriedigende Antworten.

Aus dem Gemälde, das ich gleich anfangs vom Könige entwarf, hat man gesehen, daß einer seiner größten Fehler der Geiz war; jede Ausgabe, welche die Königin zur Aufrechthaltung ihres Ranges machte, war ihm zuwider, aber dessen ungeachtet machte er ihr die prächtigsten Geschenke. So hatte meine Mutter ein Paar Diamant-Ohrgehänge gewünscht, welche der verwitweten Königin gehört hatten, und mit ihrem übrigen Schmuck

meinem Vater zugefallen waren. Nach vielen Bitten gab der König diese Ohrgehänge, die 26000 Thaler Werth waren, der Königin in der Zeit, als sie von meinem zweiten Bruder entbunden ward. Grumkow, um das Spiel zu verwirren, überredete den König, seine Gemahlin habe diese Ohrringe nur deswegen gefordert, um durch deren Verkauf ihre sehr ansehnlichen Schulden zu bezahlen. Herr von Kamke, der bei Friedrich dem Ersten in großer Gunst gestanden hatte, hörte diesen Anschlag aus Grumkows eignem Munde; seine Absichten wurden ihm sogleich klar, er benachrichtigte unverzüglich die Königin davon, jedoch mit der dringenden Bitte, ihn nicht zu verraten. Der König war gerade abwesend; aber bei seiner Rückkehr ermangelte die Königin nicht, ihn davon zu benachrichtigen, und den Streich, den man ihr spielen wollte, mitzuteilen. Um ihm allen Verdacht zu benehmen, zeigte sie ihm ihren Schmuck, und forderte Genugthuung von Grumkow. Der König wollte seinerseits durchaus wissen, durch welchen Kanal sie diese Dinge erfahren hätte, und versicherte, daß er ihnen nur dann Glauben beimessen könnte, wenn die Person, die sie ihr mitgeteilt hätte, Zutrauen verdiene. Da sich die Königin in die Enge getrieben sah, hatte sie die Unvorsichtigkeit Kamke zu nennen. Dieser ward auf Befehl des Königs sogleich herbeigerufen; er behauptete seine Beschuldigung und klagte Grumkow über verschiedene, sehr wichtige Gegenstände an. Die freundliche Art, mit welcher ihn der König empfing, hatte ihn zu diesem Schritte vermocht; da er aber gar nicht erwartet hatte, eben jetzt diese Rolle zu übernehmen, konnte er nicht hinreichende Beweise geben, um die Wahrheit seiner Angaben zu bestätigen. Das Meiste, was er dem Könige mitteilte, wußte er aus Grumkows eignem Munde; da er keine Zeugen aufstellen konnte, so siegte das Ableugnen des Andern, und er ward nach Spandau geschickt.

Diese Festung, vier Meilen von Berlin gelegen, wurde bald von Leuten von Stand angefüllt. Nicht zufrieden, den Inhalt des königlichen Testaments durch den Grafen von Manteufel erfahren zu haben, wollte der Fürst von Anhalt und Grumkow diese Schrift in eigenen Händen besitzen. Alle Bemühungen, die Graf Manteufel anwendete, es von Frau von Blaspeil zu erhalten, waren bis jetzt vergebens gewesen;

da nun weder Versprechungen, noch Drohungen etwas ausrichteten, beschloß man, nicht allein sie ins Verderben zu stürzen, sondern sie ersannen auch das allerabscheulichste Komplott, von dem man in mehreren Jahrhunderten etwas gehört hat.

Der König vergnügte sich oft damit, am Abend Seiltänzer zu sehen, die ihre Vorstellungen in dem Rathause gaben, und ich erinnere mich noch recht gut, daß mehrere von Grumkows Kreaturen, und dieser Minister selbst, dem König, wenn mein Bruder und ich mit ihm an der Tafel saßen, darum baten, er möchte doch dem Prinzen die Freude machen, ihn mit aufs Rathaus zu nehmen. Sie drangen eines Tages so lebhaft in ihn, daß er es ihnen endlich versprach, da aber einer der Seiltänzer krank wurde, verschob er die Partie bis auf den nächsten Freitag. Dienstags früh kam Frau von Blaspeil zur Königin, bei welcher sie zu allen Stunden freien Zutritt hatte, und beschwor sie auf das Lebhafteste, zu verhindern, daß der König und mein Bruder sich in dieses Schauspiel verfügten. Die Ursache dazu wollte sie ihr nie sagen; sie gestand nur, daß es ihr Leben gälte, und riet der Königin sich bis Freitag zu verstellen, dann den König zu zerstreuen, ihm die Zeit zu vertreiben, so daß er die festgesetzte Stunde zu dem Schauspiel vergäße, hilfe das aber alles nichts, so sollte sie sich seinem Hingehen offenbar widersetzen. Ich erhielt den Auftrag, den König zu unterhalten; am Freitag Morgen lehrte meine Mutter mir und meinem Bruder meine Lektion. Ich hatte mich so angestrengt, meinem Vater die Zeit zu vertreiben, daß es halb sieben schlug, als er es wahrnahm, und aufstand, um sich hinweg zu begeben. Vergeblich stellte ihm die Königin vor, daß es zu spät sei; der König hielt meinen Bruder bei der Hand; dieser, dem man allerlei fürchterliches Zeug weiß gemacht hatte, wie man Kinder gewöhnlich zu erschrecken sucht, schrie und widersetzte sich aus Leibeskräften; dennoch wollte der König schon die Thüre öffnen, aber nun warfen sich meine Mutter und ich zu seinen Füßen, und verhinderten ihn, herauszugehen. Da er von dem Auftritte gar nichts begreifen konnte, wollte er anfangs zornig werden, aber unsere Thränen, unser Geschrei und die Mühe, die wir anwendeten, hielt ihn so lange zurück, daß die bestimmte Stunde endlich verstrichen war.

Die Königin wollte ihm niemals die Ursache dieses sonderbaren Betragens erklären. Da eben in diesen Tagen eine neue Untersuchung stattfand, erriet der König einen Teil der Wahrheit. Ein gewisser Trosqui, ein Mann von Stande aus Schlesien, war in Haft genommen, er hatte sich während des Feldzuges von Stralsund zum Spion brauchen lassen, und obgleich er bei dieser Gelegenheit dem Könige sehr nützlich war, hatte dieser doch immer ein geheimes Mißtrauen gegen ihn behalten. Der Verdacht eines geheimen Briefwechsels hatte seine Inhaftnehmung veranlaßt, und seine Papiere, die man sogleich fort nahm, bewiesen, daß er Grund dazu gegeben hatte. Die ganze Stadt nahm an seinem Schicksal Teil, seine Chatouille enthielt die Liebesgeschichten von ganz Berlin, und mehrere ungemessene Briefe, die man in Rücksicht des Königs an ihn geschrieben hatte. Der König glaubte also: die Besorgnisse der Königin rührten daher, daß die vielen Menschen, welche in dieser Sache verwickelt wären, sich verbinden könnten, einen kühnen Streich zu wagen; diese Voraussetzung war um so natürlicher, da er nur erst den kleinsten Teil der gefundenen Papiere hatte lesen können.

Allein nach zwei Tagen veränderten sich die Umstände. Frau von Blaspeil bat den König um eine geheime Audienz, und noch ehe sie ihn sprach, erklärte sie sich gegen die Königin, und teilte ihr die Entdeckung mit, die sie von Grumkow's abscheulichem Complotte gemacht hatte. Ihr Anschlag war folgender: Nachdem sie alle Hoffnung verloren hatten, das Testament des Königs der Frau von Blaspeil zu entreißen, und also wohl voraussahen, daß sie nach dem Tode dieses Fürsten in Gefahr waren, ihr ganzes Vermögen zu verlieren, wollten sie um jeden Preis den Markgrafen von Schwedt auf den Thron setzen, und sich der Regentschaft bemeistern. Sie beschlossen also, um sich des Königs und meines Bruders zu entledigen, sie beide im Rathause ermorden zu lassen, im Schloß Feuer anzulegen, meinen zweiten Bruder zu ersticken, die Königin in irgend eine entlegene Stadt zu verweisen, wo man sie in einer anständigen Gefangenschaft halten sollte, und bei der Rückkehr des Markgrafen von Schwedt, der sogleich berufen werden sollte, meine Heirat mit ihm abzuschließen. Dieser

ganze Vorgang sollte so veranstaltet werden, daß kein Verdacht auf die Anstifter fiel; ein unversehener Auflauf im Rathause sowohl, wie das im Schlosse angelegte Feuer, sollte sie begünstigen.

Alle diese Umstände hörte ich aus der Königin eigenem Munde. Sie war zwar bei der Unterredung des Königs mit der Frau von Blaspeil nicht gegenwärtig, und hat deren Inhalt nicht erfahren können, da sie diese Dame nie mehr allein sprechen konnte. Man machte aus dieser ganzen Sache, die bis jetzt noch unbekannt ist, ein großes Geheimnis, so viel weiß ich aber, daß der König nach einer zweiten Unterredung Frau von Blaspeil zu meiner Mutter führte, und dabei die Worte sagte: „ich bringe Ihnen hier eine brave Frau, und die beste Freundin, die ich auf der Welt habe."

Allein zwei Tage darauf nahm die Confrontation ihren Anfang. Grumkow fand Mittel, das Verhör dem Generalfiskal Katek aufzutragen, einem Menschen von niederer Geburt und seine Kreatur. Dieser Mensch hatte eine besondere Gabe, die Schuldigen, welche ihm in die Hände fielen, zu verwirren, und in Verlegenheit zu bringen. Frau von Blaspeil war das Opfer seiner Geschicklichkeit, verschiedene listige Fragen und künstliche Wendungen, die er ihren Antworten gab, brachten sie in Verwirrung; sie hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, sich mit keinem Beweis zum Belege ihrer Beschuldigung zu versehen; ihr Gegenpart war wohl wankend gemacht, aber nach und nach zuversichtlicher wie je; so ward sie das Opfer ihrer Treue. Katek schlug vor, sie auf die Folter zu legen, um ihr eine vollständige Ueberzeugung von der Falschheit der von ihr angebrachten Anklagen zu entreißen. Ich weiß nicht, was den König verhinderte, dieses äußerste Mittel zu ergreifen, man begnügte sich, sie nach Beendigung dieses Verhörs nach Spandau zu bringen. Ohne die geringste Schonung gegen die Gesundheit der Königin, die eben schwanger war, kam der König in der größten Wut zu ihr, um ihr das schreckliche Schicksal dieser Dame zu verkündigen. Ich war bei diesem traurigen Auftritte gegenwärtig, er griff die Königin so heftig an, daß man eine zu frühe Niederkunft für sie fürchtete. Außer der Freundschaft, die sie für die Blaspeil hatte, war sie wegen

des Testaments in der größten Furcht; dieses war noch in ihren Händen, und mußte notwendig unter ihren Papieren gefunden werden. Bald erfuhr sie, der Feldmarschall von Natzmer habe Befehl, die Habseligkeiten der Frau von Blaspeil zu versiegeln; noch denselben Abend schickte sie also ihren Kaplan Boshardt an ihn ab, der ihn von der Gefahr, in welcher sie sich befand, unterrichten, und ihn beschwören mußte, ihr das Testament wieder zuzustellen. Dieser General war ein Mann von anerkannter Redlichkeit, außerdem ein eifriger Diener des Hauses, er glaubte seinem Herrn nicht untreu zu sein, wenn er die Bitte der Königin bewilligte. Demzufolge ließ er ihr diese unselige Schrift, welche die Ursache all des Unglücks war, wieder zustellen. Frau von Blaspeil blieb ein ganzes Jahr in Spandau, und verließ es nur, um nach Cleve verwiesen zu werden, wo sie jetzt noch lebt.

Endlich beschloß der König, allen Intriguen ein Ende zu machen. Mochten nun alle Beschuldigungen gegen Grumkow und den Prinzen von Anhalt einigen Eindruck auf ihn gemacht haben, oder vermochten ihn Staatsursachen zu diesem Schritt; er beschloß, den Markgrafen von Schwedt von seinen Reisen zurückzurufen, und ihn mit der Herzogin von Curland, der nachmaligen Kaiserin von Rußland, zu verheiraten. Er kam auch noch vor Ablauf dieses Jahres an, aber ungeachtet der Vorteile, die ihm aus dieser Heirat erwachsen konnten, indem sie ihn zum Herrn eines schönen, blühenden Landes machte, wies er doch die Anerbietung des Königs hartnäckig von sich; die noch immer genährte Hoffnung auf meine Hand zeigte ihm noch größere Vorteile, und da er achtzehn Jahre alt, also mündig war, konnte ihn der König nicht mit Gewalt zu seinem Willen zwingen.

Ich habe im vergangenen Jahre vergessen, der Ankunft des Czar Peter des Großen in Berlin zu erwähnen. Diese Anekdote ist merkwürdig genug, um einen Platz in diesen Memoiren zu verdienen. Dieser Fürst, der sehr gern reiste, kam aus Holland; im Clever Lande mußte er sich aufhalten, die Czarin hatte dort eine vorzeitige Niederkunft. Da er weder Gesellschaft noch Förmlichkeiten liebte, bat er den König, ihn in einem Gartenhaus, welches die Königin in den Vor-

städten von Berlin hatte, wohnen zu lassen. Dieses war ein sehr niedliches Gebäude, das die Königin mit Vorliebe auf das prächtigste verziert hatte. Es enthielt eine sehr reiche Gallerie von Porzellan, alle Zimmer waren mit den schönsten Spiegeln verziert, und da dieses Haus ein wirkliches Kleinod war, trug es auch den Namen: Monbijou. Der Garten war prächtig, und erhielt von dem an ihm vorbeifließenden Fluß große Annehmlichkeiten.

Um die Unordnungen zu vermeiden, welche die Herren Russen überall, wo sie sich aufhielten, angerichtet hatten, ließ die Königin das ganze Haus ausräumen, und alles Zerbrechliche bei Seite schaffen. Einige Tage darauf traf der Czar, seine Gemahlin und ihr ganzes Gefolge auch wirklich zu Wasser in Monbijou ein. Der König und die Königin empfingen sie am Ufer des Flusses; der König bot der Czarin die Hand, um sie an's Land zu führen; so bald der Czar gelandet war, reichte er dem König die Hand und sagte: „ich freue mich, Bruder Friedrich, Euch zu sehen;" darauf näherte er sich der Königin, die er umarmen wollte, allein sie stieß ihn zurück. Die Czarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, welches sie oftmals wiederholte; sie stellte ihr darauf den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, die sie begleitet hatten, und vierhundert sogenannte Damen, die ihr Gefolge ausmachten. Die meisten waren deutsche Mägde und thaten Hofdamen-, Kammerfrauen-, Köchinnen- und Wäscherinnen-Dienste. Beinahe alle diese Kreaturen hatten reichgekleidete Kinder auf den Armen, und wenn man sie fragte, ob sie ihnen gehörten, antworteten sie mit einem russischen Kratzfuß: „der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu machen." Die Königin wollte diese Geschöpfe nicht grüßen, dagegen behandelte die Czarin die Prinzessinen von Geblüt mit vielem Stolz, und der König bewog sie nur mit vieler Mühe, daß sie sie grüßte. Ich sah diesen Hof am folgenden Tage, wo der Czar und seine Gemahlin die Königin besuchten. Diese empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses, und ging ihnen bis in den Saal der Wache entgegen, sie gab der Czarin die Hand und führte sie zu ihrer Rechten bis in ihr Audienzzimmer.

Der König und der Czar folgten ihnen: so bald der Czar mich sah, erkannte er mich, da er mich vor fünf Jahren gesehen hatte, er nahm mich auf den Arm und schund mir das ganze Gesicht mit seinen Küssen. Ich gab ihm links und rechts Ohrfeigen, sträubte mich aus Leibeskräften und sagte, daß er mich beschimpfe. Der Einfall machte ihn sehr lachen, und er sprach lange mit mir. Man hatte mir meine Lektion gelehrt; ich sprach von seiner Flotte, von seinen Siegen, worüber er so entzückt war, daß er mehrmals sagte, er gebe gern eine seiner Provinzen, um ein Kind, wie ich sei, zu haben. Auch die Czarin gab mir viele Liebkosungen, die Königin und sie setzten sich unter den Thronhimmel auf Armsessel, ich stand neben der Königin, die Prinzessinnen von Geblüt standen ihr gegenüber.

Die Czarin war klein und breit, braun, ohne allen Anstand noch Ansehen. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihre niedrige Herkunft zu erraten. Ihrem Aufputz nach hätte man sie für eine deutsche Schauspielerin gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränkisch, mit Silber und Schmutz beladen, ihr Schnürleib war vorn mit Edelsteinen nach einer wunderlichen Zeichnung geschmückt, sie stellten einen doppelten Adler dar, dessen Flügel mit sehr kleinen und schlecht gefaßten Steinen besetzt war. Sie trug ein Dutzend Orden, und eben so viele Heiligenbilder und Reliquien, die am Besatz ihres Kleides angebracht waren, und, wenn sie ging, ein Geklingel machten, als höre man einen geputzten Maulesel. Auch die Orden, die gegen einander klapperten, machten eben solches Geräusch.

Der Czar hingegen war groß und wohlgewachsen, schön von Gesicht, aber seine Physiognomie hatte etwas rohes, das Furcht einflößte. Er trug ein ganz einfaches Matrosenkleid. Seine Gemahlin, die sehr schlechtes Deutsch sprach, und die Königin nur wenig verstand, rief ihre Hofnärrin zu sich, um sich mit ihr Russisch zu unterhalten. Das arme Geschöpf war eine Fürstin Galizin, und hatte sich zu diesem Handwerk entschließen müssen, um ihr Leben zu retten, denn sie war in eine Verschwörung gegen den Czar verwickelt gewesen, und hatte zweimal die Knute erhalten. Was sie der Czarin sagte,

weiß ich nicht; aber es ließ sie ein helles Gelächter aufschlagen.

Endlich setzte man sich zu Tische, der Czar setzte sich neben die Königin. Bekanntermaßen ist dieser Fürst in seiner Jugend vergiftet worden; seine Nerven haben eine kranke Reizbarkeit davon behalten, so daß er oft von einer Art Convulsionen befallen wird, die er nicht verhindern kann. Bei Tisch befiel ihn ein Anfall, er machte allerlei gewaltsame Bewegungen, und da er ein Messer hielt, focht er damit so heftig ganz nahe neben der Königin, daß sie sich fürchtete, und ein paar Mal von der Tafel aufstehen wollte. Der Czar beruhigte sie, versicherte, daß er ihr nicht wehe thun würde, und bat sie, ohne Furcht zu sein, zugleich nahm er ihre Hand und drückte sie so gewaltsam zwischen den seinen, daß sie um Barmherzigkeit schrie, worüber er wacker lachte, und meinte, sie habe zartere Knochen wie seine Katharine. Alles war zum Balle vorbereitet, aber er stahl sich gleich nach Tisch fort und kehrte allein zu Fuß nach Monbijou zurück. Am folgenden Tag zeigte man ihm alles Merkwürdige von Berlin, unter anderm auch die Medaillen- und Antiken-Sammlung. Unter dieser letzten befand sich, wie man mir gesagt hat, eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung; in den alten Römerzeiten bediente man sich dieser Sinnbilder, um die Hochzeitskammern zu verzieren. — Man hielt dieses Stück für sehr selten, und für das schönste, welches vorhanden sei. Der Czar bewunderte es sehr, und befahl der Czarin, es zu küssen, sie widerstrebte; worauf er ungehalten ward und in schlechtem Deutsch zu ihr sagte: Kop ab; welches so viel hieß, als: ich will dich köpfen, wenn du mir nicht gehorchst. Darauf fürchtete sich die Czarin dergestalt, daß sie alles that, was er wollte. Ohne das geringste Bedenken verlangte er diese und noch einige andere Statuen vom Könige, der sie ihm nicht abschlagen konnte, eben so machte er es mit einem Schrank, der ganz mit Bernstein ausgelegt war. Dieser Schrank, der einzige in seiner Art, der König Friedrich dem Ersten ungeheure Summen gekostet hatte, hatte zum allgemeinen Leidwesen das Schicksal, nach Petersburg geführt zu werden.

Dieser barbarische Hof reiste endlich nach zwei Tagen

ab. Die Königin eilte sogleich nach Monbijou, wo es wie bei der Verwüstung von Jerusalem aussah. Nie sah ich etwas ähnliches! Alles war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß die Königin genötigt war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen.“ Die Kulturgeschichte Peters des Großen bliebe durch Unterdrückung dieser Darstellung freilich unvollkommen!

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde mein Bruder männlichen Händen übergeben. Die Königin ernannte durch ihren Einfluß einen der Hofmeister, den Feldmarschall Grafen von Finkenstein, der Fürst von Anhalt ernannte den andern, der sich Kalkstein nannte, und Major in einem Infanterieregiment war. Der erste war ein sehr wackerer Mann und ein guter Offizier, er hatte Weltkenntnis, aber nicht genug Geist, um ein so überlegenes Genie, wie das meines Bruders, zu regieren. Er war mit der Schwester der Frau von Blaspeil verheiratet, und seit der Verbannung dieser Dame, hatte die Königin ihm und seiner Frau ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Der andere war ein braver Offizier aber roh und jähzornig; sein Verstand taugte mehr zur Intrigue als zur Unterhaltung, er hatte Kenntnisse, machte aber nicht den gehörigen Gebrauch davon, übrigens war er ein ziemlich wackerer Mann.

Dieses, an tragischen Begebenheiten so fruchtbare Jahr, wurde endlich beschlossen, und läßt mich zum Jahre 1719 übergehen.

Den größten Teil dieses Winters brachte der König in Berlin zu, er fand sein Vergnügen daran, die Gesellschaften zu besuchen, welche sich abends in der Stadt versammelten. Die Königin war den ganzen Tag im Zimmer dieses Prinzen, und hatte keine andere Gesellschaft als meinen Bruder und mich. Abends speiste niemand mit ihr, wie Frau von Konnken, ihre Oberhofmeisterin und Frau von Rocoule. Obschon die erste eine Dame von großer Redlichkeit und von Verdienst war, hatte sie doch kein Zutrauen zu derselben, und eine tiefe Traurigkeit schien sie ganz zu beschäftigen.

Eines Tages, als ich bei ihr war und sie liebkoste, sagte sie: „Höre, liebe Wilhelmine, ich habe beschlossen, dich bald zu mir zu nehmen, und deine Erziehung zu besorgen, allein ich fordere dagegen viele Dinge, in denen du meinem Willen folgen

mußt. Einmal mußt du für keinen Menschen Anhänglichkeit haben als für mich, dann mußt du verschwiegen sein, und endlich mir blindlings gehorchen. Es hängt von dir ab, bald wie ein großes Mädchen behandelt zu werden, und meine ganze Liebe zu gewinnen, sobald du meinem Willen gehorchst." Ich versprach alles, was sie verlangte; darauf fragte sie mich: ob ich der Léti nicht alle Abend erzählen müßte, was den Tag über in ihren und des Königs Zimmern vorgegangen sei, und ob sie nie von dem Markgrafen von Schwedt mit mir gesprochen hätte? Ich antwortete, daß das sehr oft geschehe, und daß sie ihn sehr lobte. „Bist du auch verschwiegen," fing sie wieder an, „und kann ich mich darauf verlassen, daß du nichts von allem, was ich dir anvertrauen werde, wiedersagen wirst?" Hierüber gab ich ihr alle Versicherungen, die sie nur wünschen konnte; und nun erzählte sie mir die ganze Geschichte der Blaspeil, so wie ich sie hier habe niedergeschrieben, alle Intriguen des Fürsten von Anhalt und Grumkows, ihre beständige Besorgnis, da der König von neuem über meine Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt zu sprechen anfing; endlich auch von ihrem Wunsche, mich mit ihrem Neffen, dem Herzog von Glocester, zu vermählen, und den Vorteilen, welche diese Heirat sowohl für sie, als auch für mich haben würde. Zum Schlusse sagte sie mir noch: daß ich der Léti nicht trauen sollte; „ich weiß," setzte sie hinzu, „daß sie von dem Anhang des Prinzen Anhalt gewonnen ist; sie intriguiert den ganzen Tag mit dem Major Fourcade und Herrn Fournert (dieses war ein französischer Minister), und ich weiß sehr gut, daß sie dich nicht anständig behandelt und dich oft schlägt. Gesteh mir die Wahrheit, ist es nicht so?" Obschon alle diese Dinge sehr begründet waren, leugnete ich sie fortwährend, und wollte der Léti keinen Schaden thun. „Du bist noch zu jung," sagte die Königin, „um ihre Intriguen zu bemerken, aber ihre Mißhandlungen kannst du nicht leugnen; du kannst nicht leugnen, daß sie dir vor einiger Zeit dergestalt mit der Faust das Gesicht zerschlug, daß du überall blutetest und darüber das Fieber bekamst, weswegen du einige Wochen das Zimmer hüten mußtest." Es befremdete mich nicht wenig, wie ich hörte, daß die Königin diese ganze Geschichte wußte, dennoch behauptete

ich allezeit das Gegenteil; als es die Königin wahrnahm, wollte sie nicht weiter in mich dringen, und begnügte sich damit, mir anzubefehlen: wenn die Léti mich fragte, was in ihrem und des Königs Zimmer vorgegangen sei, sollte ich ihr geradezu antworten, daß ich das Klatschhandwerk nicht mehr treiben wollte, und es mir nicht zukäme, das, was zwischen meinem Vater und meiner Mutter vorfiel, auszuplaudern.

Kaum war ich abends in mein Zimmer gekommen, so ließ mich die Léti auf eine Bank neben sich sitzen, die in zwei Stufen zwischen der Fenstervertiefung angebracht war, und fragte mich nach den Neuigkeiten des Tages. Ich wollte sie nicht gleich zum Eingang vor den Kopf stoßen, und sagte ihr: da ich den ganzen Tag zu arbeiten gehabt hätte, wüßte ich nicht, was vorgefallen sei. Nun ward ich mit schönen Titeln beehrt: „Sie sind ein großer Esel," sagte sie, „und ein eben solch großes Vieh wie ihre Mutter, sie schlagen nicht aus der Art. Ich weiß alles, was vorgefallen ist, Sie haben nicht so viel zu thun gehabt, wie Sie vorgeben, beichten Sie also nur, oder ich will Sie bald zum Reden bringen." Das sagte sie nur, um mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Ich zitterte wie Espenlaub und wußte nicht, welchen Weg ich wählen sollte, dennoch entschied ich mich, der Königin zu gehorchen, und gab der Léti die mir vorgeschriebene Antwort. Dieses Mädchen hatte zu viel Verstand, um nicht wahrzunehmen, daß man mir meine Lektion aufgegeben hatte; sie suchte mir also mit Sanftmut und Drohung mein Geheimnis zu entreißen; als sie aber sah, daß alles nichts half, ließ sie ihrer Wut freien Lauf; ein Platzregen von Ohrfeigen und Faustschlägen brach auf mich ein; ganz außer sich selbst, ohne zu wissen, was sie that und was sie sagte, warf sie mich von der Bank herab, wo wir saßen, und ging davon. Ich fiel ziemlich hart, kam aber doch mit ein paar Beulen davon, aber meine Arme und mein Gesicht waren blau von den erhaltenen Schlägen, und Schrecken und Angst hinderten mich aufzustehen. Mein Geschrei rief meine Kammerfrauen zu meiner Hülfe herbei; die eine war meine Amme gewesen; seit ich auf der Welt war, hatte sie mich bedient; nachdem sie mir Hülfe geleistet hatte, ging sie, der Léti den Kopf zu waschen, und drohte ihr, wenn sie so fort-

führe, würde sie die Königin davon benachrichtigen müssen. Als die Léti mein ganzes Gesicht blutrünstig sah, ward es ihr Angst; sie ließ es sich ein Dutzend Flaschen Schußwasser kosten, mit dem sie mich die Nacht ganz einweichte. Tags darauf sagte man der Königin, daß ich einen ungeheuren Fall gethan hätte, und ich war gutherzig genug, es ihr selbst zu bekräftigen. Wenn sie es nicht glaubte, ließ sie es sich wenigstens nicht merken. Die Léti brauchte seitdem die Vorsicht, mein Gesicht zu verschonen, aber meine Arme und Beine empfanden die doppelte Last ihrer schweren Fäuste. Diese Auftritte kehrten alle Abende zurück; ich war in der gräßlichsten Verzweiflung, sei es aber Eitelkeit oder Furcht, ich wollte ihr niemals etwas wieder erzählen.

So ging der ganze Winter hin. Im Juni fand es der König und die Königin für gut, meinen Bruder und mich mit nach Charlottenburg, einem schönen Lustschloß, ganz nahe bei Berlin, zu nehmen. Die Léti blieb zurück, und ich ward der Frau von Konnken übergeben. Mein Geburtstag ward dort gefeiert; der König gab einen Ball, und ich empfing sowohl von ihm, als von meiner Mutter, sehr schöne Geschenke. Sie gewannen mich alle Tage lieber; ich war nun zehn Jahre alt, und mein Verstand war für mein Alter ziemlich ausgebildet. Von Charlottenburg gingen wir nach Wusterhausen; kaum waren wir dort angelangt, so überfiel den König eine heftige Krankheit. Wir waren eben in der stärksten Sommerhitze, die dieses Jahr ganz ungeheuer war; dessen ungeachtet fror es den König unaufhörlich; in seinem Zimmer brannte ein großes Feuer, und es war von allen Seiten so verschlossen, daß kein Lichtstrahl hinein fiel. Ich mußte den ganzen Tag, von früh sieben bis abends zehn Uhr, in diesem Zimmer neben dem Feuer sitzen, ohne es anders, als zur Tafelzeit es zu verlassen. Eine größere Marter ist kaum denkbar; mein Blut geriet in solche Wallung, daß ich ganz stumpfsinnig ward. Die Königin litt so viel wie ich, und war in der schrecklichsten Unruhe, denn sie hatte Nachricht bekommen, daß meine zweite Schwester und mein Bruder Wilhelm sehr gefährlich an der Ruhr danieder lägen. Diese Krankheit wütete damals durch das ganze Land, sie raffte eine Menge Menschen hinweg, und war wie

eine Art Seuche. Bald versetzte mich die Ermüdung, welche ich litt, in denselben Zustand, wie meinen Bruder und meine Schwester. Die Königin, die alle Schmerzen nicht achtete und alle Krankheiten geringschätzend behandelte, wollte nicht eher glauben, daß ich an diesem Uebel litt, als bis ich in Todesgefahr geriet. Nun brachte man mich, fast sterbend, nach Berlin. Bei meiner Ankunft erfuhr ich den Tod meines zweiten Bruders, der an demselben Morgen gestorben war. Den neunten Tag wartete man auf mein Ende; meine gute Natur und die Sorgfalt der Aerzte rettete mir das Leben, doch mußte ich das Bett über sechs Wochen hüten, und ging erst vierzehn Tage nach der Königin Rückkehr, die gegen Ende Oktober erfolgte, zum erstenmal wieder aus.

Die Léti hatte ihre Mißhandlungen gegen mich fortgesetzt, sie schnarchte wie ein Soldat und verhinderte mich dadurch zu schlafen, also mich wieder herzustellen. Schläge und Schimpfreden wurden auch nicht gespart, so daß ich endlich ganz melancholisch ward. Ich hatte immer eine zarte Gesundheit und sehr große Empfindlichkeit des Gemüts; meine Gesundheit mußte endlich von der beständigen Unruhe, in der ich mich befand, leiden; ich bekam die Gelbsucht, die zwei Monate anhielt, und hernach nur einem viel gefährlicheren Zustande Platz machte. Ein heftiges hitziges Fieber ergriff mich und artete nach wenigen Tagen in ein Fleckfieber aus. Anfangs phantasierte ich unaufhörlich, bald aber verlor ich alles Bewußtsein. Ungeachtet der Gefahr, der sie sich aussetzten, kamen der König und die Königin abends um zehn Uhr an mein Bett, ihre Verzweiflung war ohne Grenzen; sie sagten mir unter tausend Thränen das letzte Lebewohl. Ich war aber taub für ihr Weinen und Klagen, eine kleine Bewegung des Herzens war das einzige Lebenszeichen, das mir noch übrig blieb. Das alles war aber eine bloße Krisis; gegen morgen kam meine Besinnung ein bischen wieder und das Fieber verminderte sich nach und nach. Als ich wieder sprechen konnte kam der König zu mir; die Freude, mich einer so großen Gefahr entgangen zu sehen, vermochte ihn, mir zu befehlen, daß ich ihn um eine Gnade bitten sollte. Sogleich beschloß ich, ihn zu bitten, daß man mich fortan wie eine erwachsene Person behandeln, und

mir auch die Kleider geben möchte, die dazu gehörten. Er gestand es mir sogleich zu, wie er aber mit der Königin, meiner Mutter davon sprach, ward diese sehr böse, stritt lange dagegen, mußte aber endlich doch nachgeben.

Erst im Anfang des Jahres 1720 konnte ich mein Zimmer verlassen. Ich war außer mir vor Freude, den Kinderrock abgelegt zu haben. Nun dünkte ich mich etwas Rechtes, und im Mantel gekleidet, glaubte ich, die Königin würde ihre große Freude an mir haben. Mit einem mir sonst gar nicht gewöhnlichen Ausdruck von Zufriedenheit begab ich mich also zu meiner Mutter — aber leider hatte ich ohne den Wirt gerechnet! Kaum trat ich in ihr Zimmer, so warf sie einen strengen Blick auf mich und sagte zu ihren Damen: „das ist ja ein artiges kleines Figürchen, es sieht wie zwei Tropfen Wasser einer Zwergin ähnlich.“ Man kann denken, wie meiner kleinen Eitelkeit diese huldvolle Schmeichelei gefiel. Im Grunde hatte die Königin nicht Unrecht, aber sie hätte besser gethan, es bei diesem kleinen Hieb bewenden zu lassen; sie ging aber weiter, sie schalt mich tüchtig aus, daß ich mich an den König gewendet hätte, um Gnade zu fordern, da sie mir befohlen hätte, mich einzig an sie zu halten, und wenn ich mir das noch einmal beikommen ließe, könnte ich ihres ganzen Zornes gewärtig sein. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, und bezeigte so viel Unterwürfigkeit, daß sie mir endlich verzieh.

Ich habe den hitzigen Charakter der Léti hinlänglich bezeichnet, kann aber nicht umhin, hier einen Umstand zu erwähnen, der viele andere nach sich zog. Vor meinen Zimmerfenstern war eine hölzerne Galerie, welche die Schloßflügel mit einander verband. Diese war immer voller Unflat und Unreinigkeiten, so daß die Vorübergehenden ihre Kleider verdarben und den ekelhaftesten Geruch zu ertragen hatten. Die Schuld daran lag an Eversmann, der Kammerdiener des Königs und Schloßwärter war. Dieser war einer der größten Lieblinge des Königs, der unglücklicher Weise, weil er sie nicht zu unterscheiden wußte, lauter Schurken dazu wählte. Er hatte viel Gewalt über ihn, war der größte Spitzbube im Lande, schadete aller Welt und mischte sich in die allergeheimsten Intriguen. Die Léti hatte ihn verschiedene Male, aber vergeblich, bitten

lassen, diese Galerie reinigen zu lassen. Eines Morgens ließ sie ihn also rufen und machte ihn erbärmlich herunter, der andere ermangelte nicht zu antworten, und, hätte man sie nicht getrennt, so würden sie sich wahrscheinlich bei den Köpfen genommen haben. Eversmann schwor ihr Rache und suchte sie einige Tage darauf bei dem Könige zu verläumden.

Eines Abends fing der König, der wahrscheinlich mit der Léti Händel suchen wollte, an, mich über den Katechismus zu examinieren. Ich antwortete sehr gut auf alle seine Fragen; endlich fiel es ihm aber ein, mich die zehn Gebote und den Glauben aufsagen zu lassen; ich verwirrte mich darin und konnte nicht damit zu stande kommen. Er geriet in einen ungeheuren Zorn gegen mich, obschon er an mir etwas zu tadeln gesucht hatte, um mit der Léti zanken zu können. Auf diese und meinen Lehrmeister fiel nun das ganze Ungewitter seines Zorns, er befahl der Königin fortan mehr Aufmerksamkeit auf meine Erziehung zu geben und bei allen meinen Lehrstunden gegenwärtig zu sein. Die sechs Monate meiner Krankheit hatten mich sehr zurückgebracht, drei Monate war ich abwesend gewesen, und dann war auch die Menge Sachen, die ich auswendig lernen mußte, daran schuld, daß ich eine über die andere vergaß. Den andern Tag ließ die Königin die Léti rufen und wusch ihr tüchtig den Kopf, sie verbot ihr sogar im Namen des Königs keine Besuche mehr von den Kavalieren anzunehmen, auch selbst nicht von geistlichen Herren. Das war ein Donnerschlag für sie, statt aller Antwort hielt sie sich an Schimpfreden gegen mich, und spielte mir so viele üble Streiche wie möglich.

Ich erhielt nun eine neue Strafpredigt. Die Königin sagte mir: daß sie mich wohl würde zu meiner Pflicht zurückzubringen wissen, und mich fortan mit der größten Strenge behandeln würde. So jung ich war, dachte ich doch über die Handlungsweise nach. „Verdient ein Gedächtnisfehler, sagte ich zu mir selbst, diese Mißhandlung? und was kann die Königin mehr von mir fordern, als was ich geleistet habe? sie ist durch das Vertrauen, das sie mir bezeigt hat, an dem Kummer und Schlägen schuld, die ich täglich leiden muß; ich habe der Léti auf ihren Befehl mißtraut, und so wird mein Vertrauen in sie gelohnt. Nun sie zornig gegen mich ist, nimmt

sie die Partei der Léti und predigt mir Grundsätze, die denen, die sie mir gab, ganz entgegen sind."

Meine ganze Lebensweise wurde nun verändert. Früh um acht Uhr fingen meine Lehrstunden an, und, die Essenszeit ausgenommen, ging das ununterbrochen bis abends zehn Uhr fort. Nachmittags nahm ich sie in dem Zimmer der Königin, die nie mich zu schelten ermangelte, wenn ich bei meinem Hersagen nur eine Silbe vergessen hatte. Ich weinte alle Nächte, wurde furchtsam, schüchtern und trübsinnig; alle meine Lebhaftigkeit verschwand, so daß ich nicht mehr zu erkennen war. Die Vorsehung wollte mich von meiner frühesten Jugend an zu den Leiden und Unannehmlichkeiten dieses Lebens durch Geduld vorbereiten, und mich zu Betrachtungen führen, an denen mich meine zu große Lebhaftigkeit vielleicht verhindert hätte.

Dieses Leben dauerte über drei Monate. Da der König diese ganze Zeit über in Berlin und ich bei meiner Mutter in Ungnade gewesen war, hatte sie nicht mit mir gesprochen. Wie er aber abgereist war, und meine Mutter Appartement bei sich hielt, nahm sie mich eines Tages bei Seite und sagte mir: ich sollte mich erinnern, was sie mir anvertraut hätte; sie habe vergessen, mir alle Personen zu nennen, die ihre Feinde wären; nun nannte sie mir dieselben, und drei Viertel von Berlin waren darunter begriffen; mit allen diesen Personen sollte ich nicht umgehen, und, wenn sie ihr den Hof zu machen kämen, nicht einmal mit ihnen sprechen. Es ist hinreichend, sagte sie, wenn du ihnen eine Verbeugung machst, mehr bedarf es nicht; aber ich verbiete dir ausdrücklich, irgend jemand zu sagen, daß ich es dir befohlen habe. Ich gehorchte pünktlich, und zog mir den Haß der ganzen Stadt zu; man hieß mich stolz, hochmütig, man beschuldigte mich, keine Lebensart zu haben. Meiner Mutter großer Fehler war dieses argwöhnische Wesen; sie that einer Menge von Menschen damit Unrecht.

Die Léti merkte indessen wohl, daß es die Königin sei, welche mich von ihr entfernte. Da sie keine Besuche mehr in ihrem Zimmer annehmen durfte, und also keine Mittel mehr hatte, ihre Liebes- und Staats-Intriguen fortzusetzen, machte ihr ihre Lebensweise Langweile; daß meine Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt abgebrochen sei, machte ihr auch

bittern Kummer. Seit der Geschichte der Frau von Blaspeil war der Kredit des Fürsten von Anhalt auch sehr gesunken, sie erhielt keine Geschenke mehr, die schönen Versprechungen, welche man ihr gemacht hatte, waren wie ein Dunst zerflossen, und alle Mittel ihren Ehrgeiz zu befriedigen, verloren. Sie schrieb also an Mylady Arlington und bat sie, ihr den Titel meiner Hofmeisterin mit den Vorrechten einer Frau von Stande zu verschaffen, könnte das aber nicht sein, so möchte sie ihr zu derselben Stelle bei den Prinzessinnen von England verhelfen. Mylady sandte ihr einen Brief, der ausdrücklich dazu eingerichtet war, der Königin gezeigt zu werden; er enthielt große Versprechungen über ihre Anstellung in England, und drückte das größte Erstaunen aus, daß eine Person von so ausgezeichneten Verdiensten und Fähigkeiten wie sie, auf solchem niedrigen Fuße behandelt würde. Sie sollte der Königin nur diese Vorschläge machen, und im Fall, daß man sie nicht annähme, würde sie in England ein Glück finden, daß ihr bald die in Berlin zurückgelassenen Vorteile vergessen machen könnte. Das alles war ein abgekartetes Spiel, um der Königin Angst zu machen, lauter leere Worte ohne Wirklichkeit.

Die Léti schickte der Königin dieses Schreiben der Lady Arlington, und begleitete es mit einem höchst unverschämten Brief, in welchem sie auf die Bewilligung ihrer Forderungen oder auf ihren Abschied drang. Meine Mutter nahm dieses Betragen sehr übel auf. Ihren Abschied hätte sie ihr sehr gerne gegeben; da sie aber von Lady Arlington begünstigt ward, die einen großen Einfluß bei dem Könige von England hatte, fürchtete sie die bösen Streiche, welche sie ihr dort spielen könnte. Sie ließ ihr also durch mehrere Personen von diesem Vorhaben abraten, da sie aber eigensinnig darauf beharrte, beschloß sie dem Könige, der noch denselben Tag ankommen sollte, den Brief zu zeigen, Ehe dieses geschah, sprach sie mit mir von der Sache und fragte mich: ob ich nicht recht froh sein würde, sie loszuwerden? Der Gedanke brachte mich zur Verzweiflung; ich bat und beschwor sie knieend und unablässig, bis sie mir endlich versprach, am folgenden Tag mit dem Könige zu sprechen, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Léti zwischen heut und morgen von ihren Forderungen

abwendig machen würde. Sobald ich in meinem Zimmer war, sprach ich mit diesem Mädchen und suchte sie durch Liebkosungen und Bitten zu gewinnen; mochte sie nun mein gutes Herz und meine Thränen bewegen, oder war sie selbst froh, unter diesem Vorwand zurücktreten zu können; ich erhielt endlich von ihr, daß sie der Königin einen zweiten Brief schrieb, worin sie dringend bat, dem Könige jenen ersten nicht zu zeigen. Unsere Freundschaft dauerte nicht lange; nach vierzehn Tagen gingen die Faustschläge von neuem an, nun war es kein Jähzorn mehr, sondern sie hatte einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen.

Drei Monate gingen so vorüber, und erst im März 1721 beschloß die Léti in vollem Ernste mich zu verlassen. Lady Arlington riet ihr, ihren Abschied zu fordern und versprach ihr ihren Schutz. Sie schrieb also zum dritten Mal an die Königin und forderte den Titel meiner Hofmeisterin, nebst den damit verbundenen Vorrechten; unter andern forderte sie einen Platz an der königlichen Tafel — eine Ehre, die, wie sie sagte, wirklich nicht sehr groß sei, da lumpige Offiziere, die sie aber sehr unter sich ansähe, an derselben aufgenommen wären. Die Frau von Rocoule war beim Empfang dieses Briefes gegenwärtig, und die Königin teilte ihr denselben mit. Wie können sie aber anstehen, sagte diese Dame, nachdem sie ihn gelesen hatte, zur Königin, ihr den Abschied zu geben? Ist es denn Ihrer Majestät nicht bekannt, wie sie die Prinzessin behandelt? Mich soll's nicht wundern, wenn man sie Ihnen nächstens mit zerbrochenen Rippen oder zerschlagenen Armen und Beinen herbei bringt. Das arme Kind leidet ein wahres Martertum, und zum Beweise haben Ihre Majestät nur die Güte, ihre Kammerfrauen zu fragen, Sie werden hören, welche Auftritte es täglich giebt. Die Königin ließ sie sogleich rufen, und sie entschuldigten sich, sie nicht früher benachrichtigt zu haben, weil die Léti ihnen gedroht hätte, daß ihr Einfluß die Oberhand behalten würde. Auf diese Aussage beschloß die Königin, gleich nach des Königs Zurückkunft nach Berlin mit ihm zu sprechen, und mir aus Furcht, daß ich Hindernisse in den Weg legen möchte, gar nichts von der Sache zu sagen.

Mein Vater kam Anfangs April nach Berlin zurück, und

nun teilte ihm die Königin sogleich den Brief der Léti mit. Er war über die darin enthaltenen Unverschämtheiten so erzürnt, daß er sie, ohne die Bitten der Königin, in der ersten Aufwallung nach Spandau geschickt hätte. Nun erhielt sie nicht allein ihren Abschied, sondern auch das Verbot, in seiner Gegenwart zu erscheinen.

Meine Eltern gingen jetzt über die Wahl einer Person zu Rate, der sie meine Erziehung anvertrauen konnten. Der König ernannte hierzu sogleich Fräulein von Sonnsfeld, die zweite Hofdame der Königin; sie hatte der verstorbenen Königin, meiner Großmutter, bis zu ihrem Tode gedient und war eine Person von ganz entschiedenem Verdienst. Dieses Wort sagt genug. Der Verfolg meiner Geschichte wird sie hinlänglich kennen lehren, sie hat sich in allen schwierigen Fällen ihres Lebens nie verleugnet, sie ist noch bei mir und ihre Anhänglichkeit an mich ist sich immer gleich. Die Königin war mit dieser Wahl nicht zufrieden, sie hatte Fräulein von Sonnsfeld in dem sehr unbegründeten Verdacht, in Grumkow's Komplott gegen die Blaspeil verwickelt zu sein. Wen sie mir geben wollte, habe ich nie erfahren, aber sie gab dem Könige nur erst nach langem Wortwechsel nach.

Von all diesem wußte ich nichts, denn ich war nicht mit bei der Unterredung gewesen, aber mein Bruder hatte sie angehört, und erzählte mir sogleich alles wieder. Die Nachricht that mir so weh, daß die Königin, wie sie wieder in ihr Zimmer kam, mich in vollen Thränen fand. Nun, rief sie, das ist wahrlich ein großes Unglück, die Léti zu verlieren! Hat sie dir etwa noch nicht Schläge genug gegeben? Ich warf mich ihr aber zu Füßen und beschwor sie, ihren Ausspruch zurückzunehmen; sie sagte aber: das sei alles umsonst, ich möchte mich darein schicken. Meine Eltern hatten viele Mühe, Fräulein von Sonnsfeld zu dem ihr vorgeschlagenen Amte zu bereden; nur die Drohungen des Königs schienen sie endlich zu bewegen, und so trat sie am dritten Ostertag ihr Amt bei mir an.

Das Unglück der Léti machte mich indessen untröstlich. Ich that alles Mögliche, um ihr meine Freundschaft zu bezeigen, großmütig gab ich ihr alle meine Kleider, und alles,

was sie außer dem, was ihr die Königin gab, an Kleidung, Kleinodien und Silber von mir erhielt, belief sich über 5000 Thaler; so daß mich auch die Königin nach ihrer Abreise ganz neu kleiden mußte.

Ich gewöhnte mich leicht an meine neue Erzieherin. Fräulein von Sonnsfeld hatte der Königin vorgestellt, daß man mich mit Sanftmut leiten und durch Ehrgeiz anspornen müsse; nach allem, was ich gelitten hätte, bedürfe ich bei meiner großen Schüchternheit Aufmunterung. Da sie der König unterstütze, ließ ihr die Königin freie Hand, und ich begann mich nach und nach zu verändern; sie lehrte mich wahre Empfindungen kennen; ich lernte nun mit Vergnügen, gewann Geschmack an der Lektüre, und bald wurde sie meine Lieblingsbeschäftigung. Zu meinen übrigen Lehrern kam jetzt noch einer für die englische und italienische Sprache; ich kannte die alte und neue Geschichte, die Erdbeschreibung, die Anfangsgründe der Philosophie und die Musik verstand ich gründlich, kurz, ich machte sehr schnelle Fortschritte.

Dieses ganze Jahr und die Hälfte des darauf folgenden Jahres 1722 fiel nichts Merkwürdiges vor, als daß die Königin von einem Prinzen entbunden ward, den man August Wilhelm nannte.

Unter dem Gefolge der verstorbenen Königin, meiner Großmutter, war eine gewisse Pölnitz, sie war Hofdame gewesen und der Königin Liebling. Dieses Mädchen hatte ihr Ansehen nicht verdient, sie hatte Verstand und Lektüre, aber einen intriguanten Geist, und eine so böse Zunge, wie es je eine gegeben hat; auch behauptete der böse Leumund des alten Hofes, daß sie der Göttin der Liebe fleißig geopfert hätte. Seit dem Tode der Königin lebte sie von einem Jahresgehalt, welches ihr der König von England aus Pietät für seine Schwester auszahlen ließ, in Hannover. Diese kam jetzt, um ihre Familie zu besuchen, nach Berlin. — Doch vorher muß ich noch kurz den Hof von England erwähnen.

Der König war ein Fürst, der sich etwas darauf einbildete, römische Gesinnungen und besonders eine große Standhaftigkeit zu haben; da sie aber nicht auf wahren Grundsätzen beruhte, ward sie eher ein Laster als eine Tugend. Er hatte

kaltes Blut und erzürnte sich nie; er war gerecht und billig, aber geizig bis zum Uebermaß, sein Verstand war mittelmäßig, sein Aeußeres kalt; er sprach wenig und gab rauhe Antworten. Seine Günstlinge und Maitresse beherrschten ihn. Diese letztere war aus der Familie Schulenburg; nach des Königs Thronbesteigung nahm sie in England den Titel einer Herzogin von Kendale, in Deutschland den einer Prinzessin von Eberstein an. Die Prinzessin von Wales hatte einen durch die Wissenschaften und Lektüre gebildeten Geist, und war sehr fähig zu den Geschäften. Ihr freundliches, verbindliches Betragen zog ihr anfangs alle Herzen zu, bei näherer Beobachtung fand man sie aber falsch, stolz und ehrgeizig. Ihr Charakter glich dem der Agrippina, sie hätte auch wie diese Prinzessin gesagt: „mag alles untergehen, wenn ich nur regiere.“ Der Prinz von Wales hatte so wenig wie sein Vater, ein überlegenes Genie; er war jähzornig, lebhaft und rachsüchtig, dabei unerträglich geizig und stolz. — Die Herzogin von Kendale war ein gutes Weib, sie hatte weder Laster noch Tugenden; die meisten Leute glaubten sie mit dem Könige verheiratet; ihr ganzes Bemühen ging dahin, ihren Einfluß zu behalten, alle, die ihr entgegen waren, zu entfernen und zu verhindern, daß niemand sie aussteche. Mylady Arlington war des verstorbenen Kurfürsten von Hannover und der Gräfin von Platen natürliche Tochter, also des Königs uneheliche Halbschwester; sie hatte viel Verstand, aber er war nur auf das Böse gerichtet, daneben fröhnte sie den abscheulichsten Lastern. Diese drei Weiber, wie feindselig sie auch unter einander lebten, vereinigten sich doch in einem Punkt, und das war: den Herzog von Glocester keine Prinzessin, die weder aus einem großen Hause sei, noch Verstand habe, heiraten zu lassen. Da sie von meinen artigen Antworten gehört hatten, und man ihnen meinen Geist anpries, waren sie gegen mich eingenommen, und das um so mehr, als sie alle drei geschworene Feindinnen meiner Mutter waren; denn diese hatte sie bei mehreren Gelegenheiten nicht so geschont, wie es die Politik erforderte.

Die Pölnitz nun, denn zu der komme ich wieder zurück, — war die Kreatur der Mylady Arlington. Da der König im nächstfolgenden Jahre nach Deutschland kommen sollte,

schickte sie dieselbe nach Berlin, um dort ihre Rolle zu spielen. Besser hätte sie ihr Werkzeug nicht wählen können! Die Königin empfing sie so gnädig wie möglich, und einen Augenblick nachher stellte sie sie mir vor. Ehe sie mich noch angesehen hatte, fing sie an, mich von den Füßen bis zum Kopfe zu mustern; „Ei, mein Gott, Ihro Majestät," sagte sie zur Königin, „wie übel präsentiert sich die Prinzessin! Sie steckt ja ganz in den Schultern und ist ungeheuer dick für eine junge Dame." Ich war über diesen schönen Anfang ganz verstummt, er benahm mir alle Fassung und machte es mir unmöglich ein Wort vorzubringen. Die Königin selbst war bestürzt, sie antwortete ihr aber doch: „was ihre Art sich zu präsentieren betrifft, so kann ich nichts dagegen einwenden, aber ihre Gestalt ist fehlerlos und wird sich schon bilden, wenn sie mehr in die Höhe wächst; wenn Sie sie aber sprechen, werden Sie sehen, daß sie nicht so, wie sie glauben, aus lauter Materie besteht." Nun nahm mich die Pölnitz sogleich bei Seite und stellte mir hundert Fragen, die sich für ein Kind von vier Jahren geschickt hätten, aber nicht für mein Alter. Das verdroß mich denn so, daß ich endlich gar nicht mehr zu antworten beschloß. Nun stürmte von Seiten meiner Mutter eine ganze Legion von Vorwürfen auf mich ein, die so lange dauerten, als die Pölnitz in Berlin war. Sie suchte unaufhörlich, mir etwas anzuhängen. Eines Tages sprach man vom Gedächtnis; die Königin sagte, das meinige sei ganz unvergleichlich. Die Pölnitz lächelte auf eine boshafte Art, die wohl zu verstehen gab, daß sie daran zweifelte. Unwillig schlug ihr die Königin vor, mich auf die Probe zu setzen, ob ich nicht in einer Stunde hundert und fünfzig Verse auswendig lernte. Gut, antwortete die Pölnitz, sie mag ihr Lokalgedächtnis einmal versuchen, ich will wetten, sie behält das nicht, was ich ihr aufschreibe. Die Königin bestand auf ihrer Behauptung, ließ mich rufen und sagte mir heimlich, daß sie mir alles Vergangene verzeihe, wenn sie durch mich die Wette gewinnen würde. Was nun das Lokalgedächtnis war, wußte ich gar nicht, ich hatte nie davon reden hören. Die Pölnitz schrieb mir indessen auf, was ich lernen sollte — es waren fünfzig abgeschmackte Namen ihrer eigenen Erfindung, alle numeriert; sie las sie mir zweimal vor, sagte bei jedem

die Nummer und darauf mußte ich sie sogleich auswendig hersagen. Die erste Probe glückte mir sehr gut, nun verlangte sie aber eine zweite, indem sie die Namen außer der Reihe fragte und nur die Nummer nannte. Auch dies gelang zu ihrem großen Verdruß. Nie habe ich aber auch mein Gedächtnis so angestrengt; dennoch konnte sie sich nicht überwinden, mir ein Wort des Lobes zu sagen.

Fräulein von Sonnsfeld, die mit ihr zusammen Hofdame gewesen war, und ihre Bosheit kannte, tröstete mich aus allen Kräften über meinen Verdruß, sie sprach sogar mit der Königin darüber und versicherte ihr: dieses Mädchen hätte nur an allen meinen Handlungen etwas zu tadeln gesucht, es müßte durchaus etwas anderes dabei zu Grunde liegen.

Kurz nach der Abreise der Pölnitz kam eine andere hannöversche Dame nach Berlin, eine Schwester der Frau von Konnken; sie nannte sich Brunow und war Hofmeisterin der Königin. Sie war ein gutes, aber grundeinfältiges Geschöpf. Sie richtete an ihre Schwester viele Fragen über mich, und diese Dame, die mich stets sehr lieb gehabt hat, sagte ihr mehr Gutes von mir, als ich verdiente. Die Brunow schien sehr erstaunt und sagte: zwischen Verwandten könnte man wohl aufrichtiger sein. Auf Frau von Konnkens Frage: was das bedeuten solle? sagte sie: „das bedeutet, daß Eure Prinzessin so böse ist, wie der Teufel, daß sie ihre Leute täglich prügelt, stolz und hochmütig ist, und dabei so verwachsen, daß sie hinten und vorn einen Buckel hat.“ Die Hofmeisterin erklärte ihr, was zu diesem Geschwätz hätte Veranlassung geben können, daß es aber ziemlich gleichgültig sei, da man es jeden Augenblick widerlegen könne. Wenige Tage darauf kam Fräulein von Brunow zu mir und war sehr erstaunt, mich von der erhaltenen Beschreibung ganz verschieden zu finden. Dennoch hatte sie keine Ruhe, als bis man mich vor ihren Augen aufgeschnürt hatte; und um sie zu überzeugen, daß ich keinen Buckel habe, mußte ich mich von ihr von hinten und vorn besichtigen lassen. Diese Schau wurde von mehreren Weibern, die aus Hannover kamen, mehr wie einmal wiederholt, und machte mich fast wütend, ja das ganze Jahr ging damit hin die Musterung meiner kleinen Person zu unternehmen.

Das Jahr 1723 war interessanter. Der König von England kam, in Begleitung der Herzogin von Kendale und Mylady Arlington nach Hannover; die Léti war in Myladys Gefolge, denn sie lebte nur von ihrer Güte. Mein Vater, der damals meine Heirat mit dem Herzog von Glocester beabsichtigte, begab sich bald nach Ankunft dieses Fürsten nach Hannover. Während seines ganzen Aufenthalts vertrugen sie sich sehr gut. Nach seiner Rückkehr ging meine Mutter ebenfalls dahin, und ward vom Könige mit geheimen Instruktionen versehen, die sie in Stand setzten, den Allianztraktat, der meine und meines Bruders Heirat besiegeln sollte, abzuschließen. Die Königin fand den König, ihren Vater, sehr geneigt, die Allianz einzugehen, aber sehr wenig die doppelte Heirat zu schließen. Er antwortete hierüber auf eine Weise, welche bewies, daß er die Verbindung mit meinem Bruder sehr gern sehen würde, aber in Rücksicht der meinen nicht wüßte, ob meine Laune und mein Charakter dem Herzog, seinem Enkel, angemessen sein würde. Voll Verzweiflung über diese Antwort, wandte die Königin alles an, um die Herzogin von Kendale in ihr Interesse zu ziehen; es gelang ihr auch so gut, daß ihr diese gestand, das Betragen des Königs rühre von den übeln Eindrücken her, welche man ihm über mich beigebracht hätte. Nach vielen Bitten gestand sie ihr, daß die Léti ein solches Bild von mir entworfen hätte, daß es einen Mann wohl vom Heiraten abschrecken könnte; sie habe mich, sagte sie, zum Fürchten häßlich und verwachsen geschildert, und so bös wie häßlich, dergestalt, daß mir meine ungeheure Heftigkeit beinahe täglich epileptische Zufälle zuzöge. Da können nur Ihre Majestät selbst denken, setzte sie hinzu, ob der König diese Heirat zugeben kann; um so mehr, da die Pölnitz alle diese Dinge noch bekräftigt hat. Die Königin konnte ihren Unwillen nicht verbergen, sie erzählte ihre Geschichte mit der Léti, und ward von ihrem ganzen Gefolge so gut unterstützt, daß es ihr gelang, den übeln Eindruck vollständig auszulöschen. Die Herzogin beschloß nun, diese Sache selbst zu beendigen, damit man ihr ausschließlich die Verbindlichkeit dafür schulde; sie schlug der Königin vor, den König von England zu einem Besuch in Berlin zu bereden, wo er sich von den Vorurteilen gegen mich, die sie noch nicht

ganz aus seinem Geiste habe vertilgen können, durch seine eignen Augen heilen werde. Der Plan gelang so gut, daß seine Ankunft für den Oktober festgesetzt wurde.

Die Königin kehrte triumphierend nach Berlin zurück, und ward von meinem Vater, der sich unendlich freute, seine Wünsche endlich der Erfüllung nahe zu sehen, sehr wohl empfangen. Alles schwamm in Freude, nur ich war traurig und schwermütig, denn meine Mutter schalt mich den ganzen Tag, unaufhörlich warf sie mir vor, zu den Lügen der Léti Stoff zu geben. Ich war sehr fett und meine Gestalt war noch nicht ausgebildet, um mich nun um jeden Preis schmäler zu machen, schnürte sie mich so fürchterlich ein, daß ich weder essen noch trinken konnte. Was ich auch that, ermangelte sie nie zu sagen: die Manieren werden dem Herzog von Glocester nicht gefallen, das Betragen wird dir ihn nicht gewinnen — tausendmal lieber hätte ich die Schläge der Léti ertragen, als diese Reden, die mir einen ungeheuren Abscheu gegen diese Heirat einflößten. Eines Tages sprach ich mit meiner Hofmeisterin davon; ich bin in Verzweiflung, sagte ich, die Königin nicht befriedigen zu können; sie mißbilligt alles, was ich thue, und ich weiß nicht mehr, wie ich es ihr zu Dank machen soll. Ich unterwerfe mich ja allezeit ihrem Willen, aber es ist sehr hart für mich, immer hören zu müssen, daß dies und das dem Herzog von Glocester nicht gefallen würde; ich habe nie gehört, daß die Damen sich nach der Laune der Männer richten, ehe sie mit ihnen verheiratet sind, und begreife nicht, welchen Lärm die Königin wegen dieser Heirat macht. Ich halte mich für so gut, wie den Herzog von Glocester, und wenn die Königin mich glücklich machen will, muß sie mein Herz ebensowohl zu Rate ziehen, wie das des Herzogs. Ich kenne ihn nicht, und wer steht mir dafür, wenn ich ihn kenne, daß ich ihn leiden möchte? Sagen Sie das der Königin, und daß ich ihr Gehorsam leisten werde in allen Dingen, aber nie das Geringste thun, um ihrem Neffen zu gefallen. Fräulein von Sonnsfeld war sehr erstaunt über diese Rede, sie mißbilligte die Art, wie meine Mutter handelte, aber ändern konnte sie sie nicht; doch versprach sie mir, darüber mit ihr zu sprechen, und ihre Vorstellungen retteten mich eine Zeit lang vor diesen unangenehmen Vorwürfen.

Wenige Zeit darauf kam einer der Hofleute des Herzogs nach Berlin. Es war eben bei der Königin Appartement; er brachte mir sehr höfliche Empfehlungen von seinem Herrn, die ich mich begnügte, mit einer Verbeugung zu beantworten, worauf ich ihm einige allgemeine Fragen über den hannöverschen Hof stellte. Die Königin hatte dieser Unterredung aufgepaßt, und noch an demselben Abend hatte ich einen fürchterlichen Sturm auszustehen, denn sie warf mir, auf's heftigste zürnend, die Nachlässigkeit vor, mit der ich des Herzogs Kompliment beantwortet hätte. Ganz trostlos ging ich in mein Zimmer, schimpfte tapfer auf den Herzog und auf die Heirat, und versicherte, daß man meine Einwilligung so leicht nicht erhalten sollte.

Die Ankunft des Königs von England kam nun heran. Am sechsten Oktober gingen wir nach Charlottenburg, und am achten, um sieben Uhr abends, kam der König daselbst an. Der ganze Hof war versammelt, der König, die Königin und alle Prinzen empfingen ihn bei seinem Aussteigen aus dem Wagen; nachdem er den König und die Königin begrüßt hatte, ward auch ich ihm vorgestellt. Er umarmte mich nnd sagte nichts als: sie ist recht groß; wie alt ist sie? dann gab er der Königin die Hand und führte sie in ihr Zimmer, wohin alle Prinzen nachfolgten. Kaum war er hineingetreten, so nahm er eine Kerze, hielt sie mir unter die Nase und betrachtete mich von Kopf bis zu Füßen. Eine größere Verlegenheit wie die meine, kann man sich nicht denken! ich ward eins ums andere blaß und rot; und bei alledem sagte er kein Wort, meinen Bruder hingegen liebkoste er sehr; er sprach lange mit ihm, und ließ mir dadurch Zeit, mich wieder zu fassen.

Bald darauf verließ die Königin mit mir dieses Zimmer, um sich die englischen und deutschen Kavaliere, welche im Gefolge des Königs waren, vorstellen zu lassen. Nachdem sie sich mit ihnen unterhalten hatte, ließ sie mich ganz allein bei ihnen, und obschon ich sehr in Verlegenheit war, mich unter so vielen Männern zu befinden, zog ich mich doch recht gut aus der Sache. Ich fing mit Mylord Carteret und Townsend, den beiden Staatssekretären, eine Unterredung in englischer Sprache an, der ich mich so gut wie meiner Muttersprache zu bedienen verstand. Die Königin ließ mich diese Unterredung

länger als eine gute Stunde fortsetzen, dann holte sie mich ab und war sehr mit den Lobsprüchen zufrieden, die diese Herren mir beilegten. Die Engländer sagten: ich habe das Ansehen und Wesen einer Engländerin. Da sich diese Nation über alle anderen erhaben glaubt, so ist das die größte Schmeichelei, die sie jemand sagen können.

Der König von England legte seine Kälte und spanischen Ernst nicht ab, er sprach mit keiner Dame, sondern ließ es bei einem bloßen Gruße bewenden. Eine kleine Zeit, nachdem ich in das Zimmer, worin er sich befand, zurückgekommen war, fragte er meine Hofmeisterin: ob ich immer so ernsthaft und melancholisch sei? Sein Empfang und diese Frage, die ich hörte, flößten mir eine solche Furcht vor ihm ein, daß ich nie, so lange er in Berlin war, das Herz hatte, ein Wort mit ihm zu reden.

Endlich ging man zur Tafel. Die Königin hielt meist die ganze Zeit das Gespräch aufrecht, und wir saßen schon zwei Stunden, als Lord Townsend mich bitten ließ, es so einzurichten, daß die Königin die Tafel aufhebe, weil der König von England sich nicht wohl befände. Unter dem Vorwande, daß er ermüdet sein müßte, wollte sie es thun, aber er verweigerte es verschiedene Male, bis die Königin endlich, um die Komplimente abzukürzen, ihre Serviette hinlegte und aufstand. Kaum geschah das, so fing der König von England an zu wanken; der König, mein Vater, eilte, ihn zu unterstützen; mehrere Personen halfen ihm, und man hielt ihn noch so eine Weile unter den Armen — allein plötzlich gaben seine Arme nach, und hätten ihn die zwei Staatssekretäre nicht gehalten, so würde er einen fürchterlichen Fall gethan haben. Seine Perrücke lag auf der einen Seite, sein Hut auf der andern, und man mußte ihn am Boden niederlegen, wo er über eine Stunde blieb, ehe man ihn wieder zu sich selbst bringen konnte. Damals glaubte man fast allgemein, es sei ein Schlaganfall gewesen. Die angewandten Mittel riefen seine Besinnung nach und nach zurück; man bat ihn dringend, sich zur Ruhe zu begeben, aber er wolle nichts davon hören, bevor er nicht die Königin bis in ihr Zimmer zurück begleitet hätte.

Sein fernerer Aufenthalt ging unter Festen und Ver-

gnügungen hin. Täglich waren Konferenzen, welche den Allianztraktat und die doppelte Heirat zum Zweck hatten, die Unterzeichnung fand am zwölften desselben Monats statt, und am dreizehnten trat der König seine Rückreise an.

Mein Vater und meine Mutter sollten nach Ghör, einem Jagdschlosse nahe bei Hannover, zurückkehren; allein seit sieben Monaten war meine Mutter sehr kränklich, ihr Zustand war so wunderbar, daß sich ihn die Aerzte nicht zu erklären wußten. Am Morgen war ihr Leib sehr geschwollen, und abends verging diese Erscheinung. Eine Zeit lang hielt man es für eine Schwangerschaft, da aber ihr Leib nicht stärker ward, erklärte man es für irgend eine andere Unpäßlichkeit. Die Abreise des Königs nach Ghör war auf den achten November an so frühem Morgen festgesetzt, das wir schon Abschied von ihm genommen hatten, aber die Königin legte ihm ein Hindernis in den Weg. Sie wurde in der Nacht sehr krank, eine heftige Kolik, die sie befiel, veränderte sich bald in wirkliche Kindeswehen, und ehe eine Hebamme geholt werden konnte, ohne andere Hülfe, als die des Königs und einer Kammerfrau, ward sie von einer Prinzessin entbunden. Weder Wiege noch Windeln waren bei der Hand — nie hat es eine Verwirrung gegeben, als die in dieser Nacht! Einen Augenblick nach dieser Entbindung ließ man mich rufen, ich fand den König in der besten Laune der Welt, indem er sich über die Hülfeleistung, die er gethan hatte, fast tot lachte. Mein Bruder, der Herzog von Glocester, die Prinzeß Amalie von England und ich standen bei dem Kinde, das Anna Maria genannt ward, Gevatter.

Am Tage darauf reiste der König ab. Grumkow, der sich mit dem Könige von England versöhnt hatte, war mit in seinem Gefolge. Er blieb vierzehn Tage in Ghör, und wir hofften, ihn bei seiner Rückkehr recht vergnügt zu sehen — es war aber gerade das Gegenteil; ohne das Zimmer der Königin nur zu betreten, ließ er uns zu sich rufen; er empfing uns recht freundlich, aber ohne nach unserer Mutter zu fragen, speiste er mit uns zu Nacht und ging durch ihr Zimmer, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Bei Tisch war er sehr nachdenkend, so daß seine ganze Art zu handeln, meinen Bruder, mich und die ganze Gesellschaft in die größte Furcht setzte.

Die Unruhe der Königin ward um so größer, da der König nach aufgehobener Tafel wieder durch ihr Zimmer kam, ohne sie eines Wortes zu würdigen. Sie rief ihn nun auf das Zärtlichste an ihr Bett, aber statt aller Antwort erhielt sie einen Strom von Schimpfreden, Beleidigungen und Beschuldigungen über ihr Kindbett und ihre vorgebliche Untreue. Solche Behandlung hatte sie nicht erwartet: ihre Aufführung war immer so geregelt und streng, daß die schwärzeste Verläumdung nichts dagegen einzuwenden fand. Ihre Antworten brachten den König nur noch mehr auf, er geriet in eine so ungeheure Wut, daß er sich ohne die Vorsicht der Oberhofmeisterin, die ihn entfernte, zu sehr unangenehmen Ausschreitungen hätte hinreißen lassen. Am folgenden Morgen versammelte er seinen Arzt, seinen Oberchirurg Hetzendorf und Frau von Konnken, um den Fall, in welchem sich die Königin befand, in Ueberlegung zu ziehen. Alle nahmen ihre Partei mit so viel Lebhaftigkeit, daß sie des Königs Verdacht, den ihm, wie wir nachher erfuhren, Grumkow eingeflößt hatte, völlig zerstreuten. Er bat darauf die Königin um Verzeihung und der Friede war wieder hergestellt.

Im Anfang des Jahres 1724 fiel weiter nichts merkwürdiges vor, bis im Monat Juni, wo die beiden Höfe, der englische und preußische, uneins zu werden anfingen. Mein Vater kannte kein anderes Vergnügen, und hatte keine andere Leidenschaft, als Geld anzuhäufen und sein Regiment in Potsdam, dessen Oberst er sich nannte, zu vervollkommnen. Dieses Regiment bestand aus lauter Kolossen, deren kleinster sechs Fuß hatte, man suchte sie in aller Welt Enden zusammen, und die Werbeoffiziere nahmen sie mit Güte oder Gewalt auf fremdem Boden hinweg. Bis dahin hatte der König von England meinem Vater immer dergleichen Leute geschickt, allein das hannöversche Ministerium, das von jeher dem Hause Brandenburg abgeneigt war, wollte die Befehle des Königs, ihres Herrn, nicht vollziehen, in der Hoffnung, dadurch die Uneinigkeiten der beiden Höfe, von denen es immer seinen Vorteil zog, anzuschüren. Einige preußische Offiziere ließen sich's beikommen, ein Paar Leute mit Gewalt auf hannöverischem Boden wegzunehmen. Das machte außerordentliches Aufsehen.

Die Hannoveraner forderten Genugthuung, da sich aber der König nicht entschließen konnte, die Menschen zurückzugeben, entstand zwischen den beiden Fürsten eine Spannung, die, wie ich späterhin erzählen werde, in einen offenen Haß ausartete.

Um diese Zeit fing das Teufels-Reich an uneins zu werden. Die Geschichte war lustig genug und hätte uns lachen machen, hätte sie uns nicht so viel Kummer zugezogen. Bis dahin waren Grumkow und der Fürst von Anhalt vollkommen einig gewesen. Der Zweite hatte seinen Einfluß vollkommen beim Könige verloren, und ward nur noch wegen seiner tiefen Kenntnisse und seiner Erfahrungen in der Kriegskunst von ihm geschont; der Erste erhielt sich in Gunst; da er den Allianztraktat und die doppelte Heirat mit England nicht hatte hintertreiben können, bemühte er sich, sie zu einem günstigen Schlusse zu bringen, denn so hoffte er sich den Dank dafür, und die Geschenke, die bei solchen Gelegenheiten entfallen, zu erwerben. Es war ihm sogar gelungen, die Gunst der Königin gewissermaßen zu gewinnen. Aber das war alles bloße Verstellung. Der Fürst von Anhalt hatte eine seiner Töchter aus der Taufe gehoben, und er behauptete, daß er seiner Taufpathe bei dieser Gelegenheit 3000 Thaler zu ihrer Ausstattung versprochen hätte. Eben damals fand sich ein Freier für dieses Mädchen, und Grumkow schrieb dem Prinzen, um ihn an sein Versprechen zu mahnen; dieser leugnete es aber, ohne alle Umstände. Nun entstand ein Briefwechsel, dessen gegenseitige Unverschämtheit endlich so weit ging, daß einer dem andern sein vergangenes Betragen vorwarf.

Die Sache kam bald zu den Ohren des Königs; vergeblich wandte er alle Mühe an, sie zu versöhnen; der Fürst von Anhalt wollte von keinem Vergleiche hören; es blieb also nichts übrig, als den Degen entscheiden zu lassen. Unter tausend Eigenschaften, die der Inhalt dieser Memoiren hinlänglich dargethan hat, besaß Grumkow noch eine, die ich nicht erwähnt habe; er war ein ausgemachter Poltron. Sein großer Mut war bei der Schlacht von Malplaquet kund geworden. Damals warf er sich in einen Graben, und unter dem Vorwand, das Bein verrenkt zu haben, blieb er die ganze Schlacht durch darin liegen. Während der Kampagne von Stralsund

war der arme Mann so krank, daß er zu aller Welt Mitleid nie in einem Laufgraben sich blicken lassen durfte. Er hatte daher sehr wenig Lust, den Degen zu ziehen, und da der Zweikampf durch göttliche und menschliche Gesetze verboten ist, wollte er sich eine himmlische Krone erwerben, und ließ mutig jeden Schimpf über sich ergehen. Demzufolge machte er alle Schritte, um den Fürsten von Anhalt zu versöhnen; dieser aber, der die Schwäche seines Gegners kannte, blieb unerbittlich. Grumkow mußte endlich daran gehen und wählte den General von Seckendorf, seinen vertrauten Freund, zum Sekundanten. Nichts konnte lächerlicher sein, wie die Briefe, die dieser ihm, um ihm wieder Mut zu machen, schrieb. Der König legte sich dennoch ins Mittel, er berief einen Kriegsrat nach Berlin, der aus allen Generälen und Obersten seiner Armee zusammengesetzt war, um über ihren Streit zu entscheiden. Der größte Teil der Generäle war der Königin ergeben, sie intriguierte so geschickt, daß die Sache zu Grumkows Gunsten entschieden ward; der Fürst von Anhalt ging nach Dessau zurück und Grumkow blieb der Form nach einige Tage in seinem Hause verhaftet. Sobald er wieder frei war, ließ ihm der König, der im Stillen seine Hand im Spiele hatte, den Rat geben, sich zu schlagen. Sie zogen also beide den Degen, dann warf sich Grumkow dem Prinzen zu Füßen, bat ihn um Rückkehr seiner Gunst und Vergessen des Vergangenen; allein statt aller Antwort kehrte ihm dieser den Rücken zu. Seitdem blieben sie geschworne Feinde, und ihr Haß hat nur mit Grumkows Leben geendet. Die Königin beging einen schrecklichen Fehler, indem sie Grumkow beschützte; der Fürst von Anhalt hätte ihr viel mehr genützt; er war großmütig und ein aufrichtiger Freund; sein Charakter war viel besser, wie der des andern, seitdem hat er sich auch noch sehr zu seinem Vorteil geändert, und viele Menschen gaben seine bösen Handlungen Grumkows abscheulichen Ratschlägen Schuld.

Ich kehre nun zu meiner Lebensgeschichte zurück, die ich einige Augenblicke beiseite setzte, um diese Begebenheit im Zusammenhange zu erzählen. Der König von England kam in diesem Jahre wieder nach Deutschland, und der König, mein Vater, welcher sich schmeichelte, meine Heirat zustande zu bringen und ihre Vollziehung zu erreichen, begab sich nach Hannover,

wo man ihn sehr gut empfing. Bei seiner Rückkehr sandte er meine Mutter dahin, um an diese so sehr gewünschte Verbindung die letzte Hand zu legen. Ich war erst fünfzehn Jahre alt und der Herzog von Glocester siebzehn; unsere große Jugend gab den ersten Grund zur Verschiebung der Hochzeitsfeier; außerdem war die Sache dem Parlamente nicht vorgelegt worden; um aber seine Weigerung zu mildern, versicherte der König von England meiner Mutter, daß er vollkommen geneigt sei, uns bei seiner ersten Rückkehr nach Deutschland zu verbinden. Die Königin hatte nur sechs Wochen Urlaub gehabt, da sie aber ihr Vater so gütig behandelte und ihr so viel Liebe bezeigte, hoffte sie noch immer ihren Zweck zu erreichen; sie bat also meinen Vater, ihre Abwesenheit um vier Wochen verlängern zu dürfen, und versprach in dieser Zeit die Angelegenheit gewiß zustande zu bringen. Diese schönen Hoffnungen vermochten den König seine Erlaubnis zu geben, so lange in Hannover zu bleiben, wie sie es für gut hielt.

Während dieser Abwesenheit meiner Mutter war ich in Berlin bei dem Könige in sehr großer Gunst. Den ganzen Nachmittag schwatzte ich mit ihm und abends speiste er bei mir; er bezeigte mir sogar Vertrauen und unterhielt mich von Geschäften. Um mich noch mehr auszuzeichnen, befahl er ein Appartement zu halten, und wollte, daß man mich wie die Königin behandelte. Die Hofmeisterinnen meiner Schwester wurden angewiesen, mir täglich Bericht abzustatten und keinen Schritt ohne meinen Willen zu thun. Ich mißbrauchte alle diese Ehre keineswegs; so jung ich war, hätte ich der Erziehung meiner Schwestern vorstehen können; denn ich war so vernünftig, wie eine Person von vierzig Jahren nur immer sein kann.

Seit länger als einem Jahre ward ich von heftigen Kopfschmerzen geplagt; obschon mir die Schmerzen zuweilen sogar Ohnmachten zuzogen, durfte ich nicht in meinem Zimmer bleiben; die Königin war in diesem Stück gar zu hart; ich mußte sogar guter Laune sein, wenn ich wie auf der Folterbank litt. Sie hatte mir vor ihrer Abreise über diesen Gegenstand so strenge Befehle gegeben, daß ich mir die ganze Zeit ihrer Abwesenheit den schrecklichsten Zwang auferlegen mußte. Den

Tag vor ihrer Rückkehr überfiel mich endlich nachts ein so fürchterliches Fieber, mit heftigem Phantasieren und Kopfschmerz verbunden, daß die Aerzte sich nicht zu helfen wußten. Ich stieß lautes Geschrei aus, sechs Personen hielten mich, sonst hätte ich mich umgebracht. Man schickte dem Könige und der Königin sogleich Staffetten, um sie von meinem Zustand zu benachrichtigen. Die Königin langte am Abend in Berlin an; sie hatte nicht geglaubt, mich so schlecht zu finden, denn man fing an, an meinem Leben zu verzweifeln. Endlich brach ein Geschwür in meinem Kopfe auf und ergoß sich durch das Ohr. Da nun die Schmerzen und das Fieber nachließen, war ich in wenig Tagen außer Gefahr. Drei Tage nach meiner Mutter kam der König nach Berlin; er kam sogleich zu mir, und mein elender Zustand rührte ihn bis zu Thränen. Die Königin wollte er hingegen gar nicht sehen, sondern ließ alle Thüren, die mit ihrem Zimmer Verbindung hatten, versperren. Ihr langer vergeblicher Aufenthalt in Hannover und die eitlen Hoffnungen, mit welchen sie ihm über das Gelingen seiner Pläne geschmeichelt hatte, hatten ihn im höchsten Grade gegen sie erbittert.

Meine Mutter hatte einen sehr eifersüchtigen Charakter. Die Art, wie der König mich auszeichnete, brachte sie gegen mich auf. Eine ihrer Hofdamen, die Tochter der Gräfin von Finkenstein, die ich forthin, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden, die Gräfin Amalie nennen will, brachte sie gegen mich auf; dieses Mädchen hatte sich in einen der königlichen Minister, der Gesandter in England war, verliebt; er hieß Wallenrodt, war ein echter Geck und machte seinen Weg durch lauter Buffonnerien. Ihr Plan war bald entworfen; da sie meine Heirat für ausgemacht hielt, wollte sie sich bei dem Herzog von Glocester so einschmeicheln, daß sie zu meiner Hofmeisterin ernannt würde. Zu diesem Ende mußte aber meine jetzige beiseite geschafft werden, und also suchte man sie bei meiner Mutter zu verleumden, und sie mit ihr zu entzweien. Da sich die Gräfin Amalie bei dieser so gut eingeschmeichelt hatte, daß sie sich ganz von ihr beherrschen ließ, ward das sehr leicht. Ich hatte das Mädchen sehr lieb gehabt und war zum Teile schuld an ihrer Gunst, sie lohnte mir übel, denn sie brachte

die Königin gegen mich auf und zog mir unaufhörliche Verweise zu. Ich durfte in Gegenwart des Königs nicht mehr sprechen, noch ihn im Geringsten liebkosen, sonst warf mir die Königin sogleich vor, daß ich ihn lieber habe wie sie und daß, sobald ich nach ihr nichts frage, sie auch wohl ohne mich fertig werden könne.

Ebenso ging es auch meinem Bruder; der König brauchte ihm nur etwas zu befehlen, so ward es ihm von der Königin verboten. Das arme Kind wußte oft nicht was es thun sollte; da aber sein Hofmeister, der Graf von Finkenstein, eine Kreatur der Königin war, und ihm viel mehr Zärtlichkeit für sie einflößte, wie für seinen Vater, zog er die Befehle der Königin immer jenen vor. Dieses mußte einen so eigenwilligen Mann sehr beleidigen, und er fing also an, ihn unaufhörlich zu mißhandeln.

Im Anfang des Jahres 1726 kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie wieder hergestellt war, begaben wir uns nach Potsdam. Ich kann nicht umhin, hier eine sehr lächerliche Sache, die mir begegnete, zu erwähnen. Wir führten das traurigste Leben von der Welt. Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns die Uebung von dem Regimente des Königs auf, sie fand vor unseren Fenstern, die zu ebenem Boden waren, statt. Das ging unaufhörlich: Piff, Puff, und den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um zehn Uhr gingen wir zu meiner Mutter, und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen, übel zubereiteten Schüsseln, die für vier und zwanzig Personen hinreichen mußten, so daß die meisten vom Geruche satt werden mußten. Am ganzen Tisch sprach man von nichts, als von Sparsamkeit und Soldaten. Die Königin und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demütigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es immer für die Königin oder uns einige unangenehme Reden. So lange der König schlief, arbeitete ich, sobald er aufwachte,

ging er fort; die Königin begab sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ich ihr bis zu des Königs Rückkehr vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke und ging dann in die Tabagie. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich und machte Fortschritte in ihr. Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens hungrig wieder aufstand. Bis vier Uhr des Morgens kam der König selten aus der Tabagie zurück, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königin spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterin, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, Karten, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinen in gar keinem passenden Verhältnisse stand, blieb mir kein anderer Zeitvertreib übrig als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen versteckt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mich anders, als mit weiblichen Arbeiten und Haushalt, beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht, und so hätte ich meiner Mutter, die mich mehr und mehr aufforderte, meinen Geist zu bilden, großen Kummer gemacht.

Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahre 1726 in Berlin, der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drückte sich eines Tages auf eine so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte: er wollte ihn in einen Kerker sperren und ihn enterben, den Grafen von Finkenstein, seinen Hofmeister, fortjagen, und ihn so behandeln, daß er wahrnehmen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern als des Königs Munde hätten diese Reden wenig Eindruck auf uns gemacht, aber seine Heftigkeit war uns zu wohl bekannt, als daß wir ihre traurigen Folgen nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächliche Gegenstand seines Zorns war die Beharrlichkeit, mit welcher mein Bruder sich zu unterwerfen weigerte — und das war gar nicht des armen Prinzen Schuld, die Königin hatte es ihm verboten. So schimpfte der König fort bis zum Abend, wo er endlich in seine Rauchgesellschaft ging und dabei

sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte. Sobald wir in der Königin Zimmer zurückgekehrt waren, befahl sie mir, ihm alles Vorgefallene zu schreiben und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in dem er den König um Verzeihung bat. Ich war ruhig mit Schreiben beschäftigt und fast fertig, als ich den König kommen hörte — denn er hatte einen so schweren Schritt, daß es immer klang, als sei er gestiefelt. Mein Schreck war unbeschreiblich! Doch verlor ich den Kopf nicht, sondern steckte meinen Brief hinter ein chinesisches Kästchen, das mir zur Seite stand, und meine Hofmeisterin brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König schon im Zimmer war, hatte ich nur noch Zeit, das Tintenfaß in meine Tasche zu stecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das alles war die Sache eines Augenblicks. Der König sagte der Königin einige Worte und nahte sich dem chinesischen Kästchen. Das Ding ist sehr schön, sagte er zur Königin, ich schenke es Ihnen, zugleich zog er am Schloß, und ich sah den Augenblick, wo mein Brief herunterfallen und entdeckt werden würde. Halb tot vor Schrecken zog ihn die Königin auf die andere Seite und zeigte ihm ihren kleinen Hund und den meinigen; sehen Sie, sagte sie, meine Tochter behauptet, ihr Hund sei viel hübscher wie der meine, seien Sie doch Schiedsrichter. Er lachte und fragte: ob ich meinen Hund sehr lieb hätte? Wohl! antwortete ich, denn er hat viel Geist und Verdienste. Meine Antwort machte dem Könige so viel Freude, daß er mich mehrere Male in die Arme schloß, und ich — o unseliges Schicksal! mußte das Tintenfaß fahren lassen, daß sich sogleich über alle meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glücklicher Weise befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er fortging. Die Tinte war mir bis auf's Hemd durchgedrungen, ich mußte gelaugt werden, und wie die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich lachen.

Indes versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abging. Er war der liebenswürdigste Prinz, den man sehen konnte, schön, hübsch gewachsen, voll Geistesüberlegenheit nnd mit allen Eigenschaften, die einen vollkommenen Fürsten zieren, versehen.

Jetzt komme ich zu ernsthafteren Umständen, die an allen

den grausamen Unfällen schuld sind, die den teuren Bruder und mich nachmals betrafen. Seit dem Jahre 1717 hatte der Kaiser in Ostende einer kleinen Stadt in den Niederlanden, eine ostindische Kompagnie gebildet. Sie fing ihren Handel mit zwei Schiffen an, aber ungeachtet aller Hindernisse, die ihr die Holländer in den Weg legten, war ihr Vorteil sehr groß. Der Kaiser hatte ihr, mit Ausschluß aller seiner andern Unterthanen, auf dreißig Jahre das Privilegium, nach Afrika und Ostindien zu handeln, erteilt. Da der Handel eines der wirksamsten Mittel zum Flor des Staats ist, hatte der Kaiser im Jahre 1725 einen geheimen Allianztraktat mit Spanien gemacht, in welchem er sich verband, Gibraltar und Port-Mahorn den Spaniern zu verschaffen. Außer dieser Allianz ward bald darauf auch ein Handelstraktat mit dieser Nation geschlossen, dem nachdem auch die russische Kaiserin beitrat. England, Holland und Frankreich blieben diese geheimen Verhandlungen des Wiener Hofes nicht lange verborgen; schon der Ostender Handel hatte die beiden Seemächte angegriffen, da nun die größte Stärke dieser Mächte im Handel beruhte, urteilten sie leicht, daß der Wiener Traktat ihren Untergang zur Absicht habe. Um sich den ehrgeizigen Absichten des Spanischen und Wiener Hofes zu widersetzen, schlossen sie also mit Frankreich, Preußen, Dänemark und Schweden ein neues Bündnis, und eben dieses Bündnis war es, was, wie ich oben erwähnte, in Charlottenburg unterzeichnet worden war.

Da der Kaiser wohl einsah, daß er der Vereinigung so furchtbarer Mächte nicht widerstehen könnte, that er sein Möglichstes, um sie zu entzweien. Er fand aber allenthalben einen so lebhaften Widerstand, daß er zu andern Maßregeln genötigt worden wäre, hätte ihn nicht der schon erwähnte Graf Seckendorf gleichsam aus der Verlegenheit gezogen. Dieser war Grumkow's genauester Freund, er kannte ihn sehr gut und wußte, daß Ehrgeiz und Eigennutz ihn zu jedem Schritte verleiten könnten. Schon im vergangenen Jahre hatte er ihm über die traurige Lage des Kaisers und sein Bedürfnis, vom König unterstützt zu werden, geschrieben, und diese Briefe mit Geschenken und Versprechungen begleitet, die ein so feiles Gemüt, wie das seinige, der größten Versuchung aussetzen mußten.

Wie ich oben gesagt habe, fing die Innigkeit der beiden Höfe von England und Preußen schon seit dem Jahre 1725 an, zu erkalten; außerdem war auch mein Vater über die Verzögerung meiner Heirat sehr empfindlich. Grumkow sagte ihm unaufhörlich: der König von England suche ihn nur hinzuhalten, er habe diesen Schritt nur gethan, um seinen Endzweck zu erreichen, und ihn für seine Partei zu gewinnen: sobald er seiner nicht mehr nötig hätte, würde er die Maske abwerfen, und sich um sein gegebenes Wort nicht mehr bekümmern. So hatte er des Königs Gemüt schon von weitem her vorbereitet, in den Bruch des Traktates zu willigen. Dem König war aus mehr wie einer Ursache an meiner Heirat mit dem Herzog von Glocester sehr viel gelegen; England und die andern in dem hannöverischen Traktat einverstandenen Mächte hatten ihm die Investitur von Jülich und Berg garantirt. Allein der König hatte das Unglück, sich von Menschen einnehmen zu lassen, die sein Vertrauen nicht verdienten, und die, da sie seine leicht aufbrausende Gemütsart kannten, seine Schwäche zur Erreichung ihrer Endzwecke benutzten.

Wie Seckendorf, der zum außerordentlichen Gesandten am preußischen Hofe ernannt war, in Berlin ankam, fand er Alles zum Gelingen seiner Absichten gestimmt. Den Anfang machte er damit sich beim Könige einzuschmeicheln; er kannte ihn noch von der Zeit her, wie er noch in sächsischen Diensten stand, und hatte ihn immer geachtet. Er ermangelte nicht, ein zahlreiches Gefolge von Heiducken mit sich zu bringen, von welchen der kleinste wenigstens sechs Fuß maß. Die Begleitung wurde dem Könige vorgestellt, und mit einem Gruße vonseiten des Kaisers begleitet, durch welchen er ihm die Werbung in Ungarn einräumte, und noch obendrein die Erlaubnis gab, in allen seinen Staaten die größten Menschen auszusuchen, um sie zu seinem Dienste zu gebrauchen. Der König war außer sich vor Freude, — prächtige Feste, die ihm Seckendorf noch außerdem gab, gewannen ihn unbedingt, denn der König liebte das Wohlleben, doch nur auf anderer Kosten. Bei diesen Festen, bei denen nur Seckendorfs und Grumkows Kreaturen Zutritt hatten, gelang es, den König für den Kaiser zu gewinnen. Doch der Traktat mit dem König von England sollte noch nicht gebrochen

werden, der König selbst war nicht der Meinung, indem er sich noch schmeichelte, meine Heirat zustande zu bringen.

Alle diese Ränke machten der Königin unendlich viel Kummer; sie sah die Folgen, die nicht anders als unangenehm sein konnten, vorher. Mein Vater hörte nicht auf, seine Galle gegen den König von England zu ergießen, und erwähnte seiner nie ohne die schimpflichsten Beiwörter. Meine Mutter konnte so etwas nicht anhören, ohne darauf zu antworten, und so gab es alle Tage Zänkereien, die sich mit Zwiespalten endigten. Aber das alles war nur der Anfang unseres Unglücks, hätten wir damals gewußt, was uns drohte, so würden wir unsern Zustand für sehr süß gehalten haben.

Ich muß hier noch eine Begebenheit des Jahres 1725 einschieben. Wie die Königin in Berlin war, unterhielt sie sich oft mit dem französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg, über die traurigen Verhältnisse, in welche sie sich rücksichtlich Englands befände. Er theilte ihr alle Nachrichten mit, die er in dieser Sache empfing. Wie sie eines Tages ein Gespräch über diesen Gegenstand mit ihm angefangen hatte, sagte er ihr, daß ungeachtet aller Mühe, die sich Frankreich gegeben hatte, den englischen Hof zur Beschleunigung meiner Heirat zu vermögen, er doch nichts erreicht hätte; daß er wohl sähe, daß eine längere Halsstarrigkeit des Königs von Großbritannien einen Bruch nach sich ziehen würde, daß er aber nicht begriffe, warum sich die Königin darum so viel gräme, da der Prinz von Wales doch nicht die einzige Heirat für mich sei, da man mir andere Kronen anbieten könnte, die wohl die englische aufwögen. Diese Rede machte die Königin ein wenig bestürzt, sie wußte nicht, wohin sie führen sollte. Wie es der Graf von Rotenburg bemerkte, fuhr er fort: unser König ist noch nicht verheiratet, er wäre glücklich, eine Prinzessin, wie die Tochter Ihrer Majestät, zu besitzen. Die Königin antwortete unverzüglich: Ja, ich habe gegen ihr Anerbieten nichts einzuwenden. Aber die Religion setzt sich dagegen, und aus dieser Ursache kann ich nie darein willigen. Hierauf brach sie die Unterhaltung ab. Der Graf erforschte den König über denselben Gegenstand, und erhielt ungefähr eine ähnliche Antwort. Diese Sache ward also nicht weiter erwähnt.

Das folgende Jahr 1727 war um nichts glücklicher. Seckendorfs Ansehen stieg mit jedem Tage; er hatte sich des Gemütes des Königs dergestalt bemächtigt, daß er ihn zu allen erledigten Stellen ernannte, und dieser Fürst fast nichts ohne ihn beschloß; alle Bediente des Königs standen ihm zu Gebot. Aber trotz seines Einflusses durfte er es noch nicht versuchen, den König zum Bruche des Traktates mit England zu bewegen, er begnügte sich also, das Spiel zu verwirren. Um sich noch mehr einzuschmeicheln, schlug er vor, meine zweite Schwester zu verheiraten, und versprach es so einzurichten, daß der Markgraf von Anspach nach Berlin käme, um sie zu sehen. Der König war davon entzückt. Beide Teile waren zum heiraten noch zu jung; man machte also aus, daß die Sache, bis sie das gehörige Alter erreicht hätten, verborgen bleiben sollte. Der Markgraf kam im Mai nach Berlin und ward von meinen Eltern mit offenen Armen empfangen. Meine Schwester war sehr schön; aber ihr Geist war nicht sehr ausgezeichnet, und meine Mutter liebte sie von allen ihren Kindern am wenigsten. Sie war ungeheuer launisch und heftig. Der viele Kummer, der sie seitdem drückte, hat sie von diesen Fehlern geheilt, sie ist jetzt so sanft und gefällig, daß man sie nicht mehr für das, was sie sonst war, erkennt.

Einige Tage nach der Ankunft dieses Prinzen erfuhr man die traurige Nachricht von dem Tod des Königs von England. Er war in vollkommener Gesundheit von England abgereist, um sich nach Deutschland zu begeben; nahe bei Osnabrück ward er krank, und starb ungeachtet aller Mittel, die man anwendete, in den Armen seines Bruders, des Herzogs von York, an einem zweiten Schlaganfalle. Dieser Verlust brachte die Königin zur Verzweiflung; der König selbst war gerührt; da er, während der Zeit, wo König Friedrich der Erste, um den Verfolgungen seiner Stiefmutter, der Königin Dorothea, zu entgehen, nach Hannover floh, seinen Händen anvertraut war, hatte er sich gewöhnt, ihn wie seinen Vater anzusehen. Sein Tod war ihm um so empfindlicher, da er bald darauf hörte, daß dieser Fürst entschlossen gewesen war, meine Heirat noch dieses Jahr in Hannover zu feiern. Der Prinz von Wales, mein Onkel, wurde also zum König von Großbritannien erklärt, und

der Herzog von Glocester nahm den Titel eines Prinzen von Wales an.

Ich habe im Laufe dieser Memoiren schon gesagt, daß mein Vater sehr von Nervenkoliken geplagt gewesen war, und sich durch den Gebrauch der Ipecacuanha davon befreit hatte. Jetzt war man gewahr, daß sich diese Koliken in das hypochondrische Uebel verwandelt hatten. Der König litt an Anfällen von finsterer Schwermut, in welchen er von nichts anderm sprach, als von seinem Plan, der Welt zu entsagen und seinem Sohn die Regierung zu übergeben. Anfangs machte man sich wenig aus diesen Aeußerungen, endlich sah man aber, daß es sein Ernst sei.*)

In der Hoffnung, daß der König von England den mit seinem verstorbenen Vater abgeschlossenen Traktat vollziehen werde, war mein Vater sehr zuvorkommend gegen ihn. Allein die Königin, meine Tante, deren Charakter ich oben geschildert habe, war ihm entgegen, und außerdem spielte der Wiener Hof, der den des Königs sehr gut kannte, in England dieselbe Rolle wie in Berlin. Der General Timar, kaiserlicher Gesandter in London, hörte nicht auf, den König gegen meinen Vater zu erbittern; das Gezerre wegen der Werbungen dauerte fort, und alles schien einen nahen Bruch zu verkünden.

Im Jahre 1728, welches interessanter, wie das vorige war, schien alles diese Begebenheit noch mehr zu beschleunigen.

Grumkow und Seckendorf waren wegen ihres Planes in großer Verlegenheit. Der König sprach unaufhörlich von seiner Abdankung, und alle Maßregeln die er nahm, schienen zu beweisen, daß es ihm ernst sei. Diese beiden Minister hatten ihm in ihren Unterhaltungen oft die Hindernisse dargelegt, welche sich der Niederlegung seines Scepters entgegensetzten, und wie sehr er es früh oder spät bereuen würde. Alle diese Vorstellungen hatten bis jetzt nichts über ihn vermocht, er ward immer bigotter, und man durfte nicht mehr um ihn lachen noch lustig sein. Herr Franke, der berühmte Pietist und Gründer

*) Eine andere Hand hat hier angemerkt: „Er hatte nie die Absicht, seinem Sohne die Krone zu übergeben, sonst hätte er sie gewiß ausgeführt. Der König spottete über Grumkow und Seckendorf, und wollte sie auf die Probe stellen.“

des Halleschen Waisenhauses und der Akademie, belagerte ihn unaufhörlich. Wir lebten, zu meinem und meines Bruders großen Jammer, wie die Trappisten; alle Nachmittage hielt der König eine Predigt, der wir so aufmerksam zuhören mußten, als spräche sie der Mund eines Apostels. Oft überwältigte meinen Bruder und mich die Lachlust dergestalt, daß wir laut ausbrachen, aber dann ergoß sich auch der apostolische Fluch über unsere Häupter, und wir mußten ihn durchdrungen und reuig ertragen.

Da alle Bemühungen vonseiten Grumkows und Seckendorfs, den König aus diesem traurigen Zustande zu ziehen, bisher vergeblich waren, griffen sie es auf eine andere Art an. Der König August von Polen war seit Kurzem dem Wiener Traktate beigetreten. Der Dresdner Hof, wo dieser König damals lebte, konnte für den glänzendsten in Deutschland gelten. Der König war sehr galant, großmütig und höflich. Sie beschlossen also aus mehr wie einer Ursache meinen Vater zu einer Reise dahin zu vermögen; einmal um ihn durch Vergnügungen zu zerstreuen, und ihn von seiner Absicht, die Regierung niederzulegen, abzubringen, zweitens auch, um ihn mit dem sächsischen Hofe, dessen sie zur Erlangung ihres Planes bedurften, näher zu verbinden; drittens aber auch, um durch diesen Hof die Vorteile, welche der Kaiser einzuernten wünschte, zu beschleunigen. Es gelang ihnen, den König durch politische Gründe zu ihren Absichten zu stimmen, und er reiste in der Mitte des Januars von Wusterhausen nach Dresden ab.

Mein Bruder war in Verzweiflung, ihn nicht begleiten zu dürfen. Zu seinem großen Verdruß sollte er die ganze Zeit während des Königs Abwesenheit Potsdam nicht verlassen. Die Art, wie er mit mir davon sprach, zeigte mir, wie leid es ihm sei; ich tröstete ihn nach besten Kräften, und versicherte ihn, daß er vielleicht in einigen Tagen zufriedener sein würde, indem ich noch nicht alle Hoffnung, seine Wünsche erfüllt zu sehen, verloren gebe. Die Königin, die nach Berlin zurück ging, hielt den andern Tag Appartement, bei dem sich auch der sächsische Gesandte, Herr von Suhm, ein Mann von vielem Geist, der mir und meinem Bruder sehr gewogen war, einfand. Sobald ich ihn sah, rief ich ihm scherzend zu: „Ihr König ist

gar nicht artig, daß er meinen Bruder vergißt, und ihn ganz allein in Potsdam schmachten läßt, indes in Dresden alles in Freuden umher schwimmt." Sehr erstaunt versicherte mir Suhm, daß er den Prinzen abgereist glaube, daß der König, sein Herr, sich eine wahre Freude daraus machen würde, den Kronprinzen zu sehen, und daß er sogleich eine Staffette absenden würde, um seinen Herrn zu benachrichtigen, daß der Prinz sich nicht in des Königs Gefolge befinde. „Das wird sehr gut sein, antwortete ich, aber nennen sie weder meinen Bruder, noch mich, geben Sie die Nachricht als Ihren eigenen Einfall." Tausendmal habe ich mir diesen Schritt vorgeworfen; aber konnte ich die traurigen Folgen, die er haben sollte, voraussehen? Ich liebte meinen Bruder mit Leidenschaft, und suchte nur ihm Freude zu machen. Suhm machte seine Sachen so gut, daß mein Bruder Befehl erhielt, sich nach Dresden zu begeben.

Ich habe schon erwähnt, daß der König von Polen die Weiber sehr liebte. Er hielt sich ein wahres Serail. Seine Ausschweifungen sowohl in diesem Stück, als im Trinken, überstiegen alle Begriffe, und man sagt, daß er von seinen Maitressen 354 Kinder gehabt haben soll. Seine damalige Maitresse, wenigstens die Begünstigste, war seine eigne Tochter, die er mit einer in Warschau wohnenden französischen Kaufmannsfrau gehabt hatte; er hatte sie zur Gräfin gemacht, und sie nannte sich Orselska. Sobald der König nach Dresden kam, ward er von Vergnügen zu Vergnügen fortgerissen, wodurch seine Schwermut und Frömmigkeit ihn verließen. Die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen; der Ungarwein ward nicht gespart, und die Freundschaft der beiden Könige war die innigste.

Wie Grumkow seinen Herrn auf so gutem Wege sah, verzweifelte er nicht, ihn zu Ausschweifungen zu verführen. Zu diesem Endzweck nahm er mit dem Könige von Polen seine Abrede. Eines Tages, wie man waidlich geschmaust hatte, führte der König von Polen meinen Vater, immerfort schwatzend, von einem Zimmer in das andere, wobei ihnen die übrigen Gäste, unter ihnen mein Bruder, stets nachfolgten; endlich gelangten sie in ein großes schön geziertes Zimmer, in welchem alles Geräte äußerst prächtig war; mein Vater bewunderte alle

diese Schönheiten, als plötzlich eine Tapetenwand niedersank, und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebett; in dem Zustand unsrer ersten Eltern vor dem Sündenfall zeigte sich ein Körper, wie Elfenbein so weiß, und schöner als der der medicäischen Venus. Das Kabinet, worin sie sich befand, war von so vielen Kerzen erhellt, daß sie das Tageslicht übertrafen. Der König von Polen sowohl wie Grumkow glaubten, daß diese Angel, die sie dem Könige zugerichtet hatten, durchaus fassen müßte, — allein es ging ganz anders; bei dem ersten Blick nahm der König seinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Gesicht, und befahl ihm sich zu entfernen — es war zu spät! Der Prinz hatte genug gesehen, um nicht stehen zu bleiben — der König aber wandte sich zum Könige von Polen und sagte: „sie ist recht schön," worauf er fortging. Noch an demselben Abend sprach er mit Grumkow, und sagte ihm, daß er solche Dinge nicht liebte, und er möchte daher sehen, daß sie nicht wiederholt würden.

Mein Bruder war indes sehr verliebt in die Orselska. Der König von Polen, der ungeheuer eifersüchtig auf seine Maitresse war, merkte, daß sie in ziemlich gutem Einverständnisse waren, und, um es zu stören, ließ er ihm die schöne Formera, welche die Venus des Kabinets war, anbieten. Mein Bruder nahm sie an, und sie war seine erste Maitresse.

Mein Vater ging sehr zufrieden von Dresden hinweg, und lud den König von Polen, um der Musterung der preußischen Truppen beizuwohnen, nach Berlin ein.

Die ganze Zeit brachte ich in tiefe Betrübnis versunken in Berlin zu. Die Gräfin Amalie verfolgte mich ohne Unterlaß: von der Königin ließ ich mich geduldig anfahren, aber von diesem Mädchen war es mir unerträglich, nur mit Mühe enthielt ich mich darauf zu antworten, und wenn es mir auch gelang, litt mein Herz doch nicht weniger dabei. Ich war ja kein Kind mehr, ich war neunzehn Jahre alt, und recht wohl im Stande, mich selbst zu regieren. Kaum reichte meine Geduld hin, um mich gegen sie sowohl, als gegen ein neues Ungeheuer, welches sich seit Kurzem bei der Königin als Günstlingin zu erheben anfing, zu bewaffnen. Dieses war eine Kammerfrau

meiner Mutter, die Ramen hieß. Sie war Witwe, oder hatte vielmehr, wie die Samariterin, mehr wie einen Mann. Die geheuchelte Frömmigkeit dieser Frau, ihre vorgebliche Mildthätigkeit gegen die Armen, die langen moralischen Reden, die sie den Leuten an den Kopf warf, hatte Frau von Blaspeil bewogen, sie der Königin zu empfehlen. Wie dieselbe von meiner Schwester Amalie entbunden ward, hatte sie sich sehr bei ihr eingeschmeichelt, indem sie ihr als Bademutter beistand. Seitdem hatte ihr Ansehen stets zugenommen. Die Gräfin Amalie und diese Frau beherrschten eine um die andere meine Mutter; ihr Einverständnis unter einander war aber darum nicht so gut, wie das mit der Königin, sie waren Nebenbuhlerinnen im Ruhm, oder vielmehr in der Gunst, aber da sie eine der andern Einfluß kannten, hüteten sie sich, ihren Haß vor der Königin ausbrechen zu lassen. Ich meines Teils war von allem das Opfer und von beiden Seiten gleich gequält; der Verdruß kostete mir aber auch beinahe den Verstand. An Höflichkeit ließ ich es gegen diese meine beiden Ruhestörerinnen nicht fehlen, mein Grundsatz war, stets jedem, auch sogar meinen Feinden, was ihm gebührt, zu geben. Einfache Höflichkeit ist keine Falschheit und man gewinnt seine Feinde viel leichter durch Milde, als durch Heftigkeit, auch ist die Milde die Eigenschaft, welche unserm Geschlecht am meisten zukommt und sie muß als eines seiner Hauptverdienste anerkannt werden. Ich habe diesen Grundsatz mit Nutzen befolgt und kann wohl sagen, daß ich dadurch Manchen, der mir nicht wohl wollte, versöhnt habe.

Kurz nach des Königs Rückkehr von Dresden ward der Marschall, Graf von Flemming, Gesandter dieses Hofes in Berlin.*) Er war ein Mann von überlegenem Verdienste; ich kannte ihn von früher Jugend und hatte ihm eine besondere Anhänglichkeit an mich eingeflößt. Die Prinzessin von Radziwil, seine Gemahlin, war eine sehr liebenswürdige Frau. Obschon ich keine Besuche von Männern annahm, vermochten doch die Verdienste dieses Herrn, mit seinem Alter verbunden, die Königin,

*) Eine andere Hand bemerkt hier: Graf Flemming war in Berlin, ehe der König nach Dresden ging; er war es sogar, der ihn zu dieser Reise beredete.

daß sie sich ihm zu Gunsten über alles Geschwätz hinweg setzte und ihm erlaubte, mich zu besuchen. Er benutzte dieses Vorrecht oft und leistete mir mit seiner Gemahlin, die von lebhafter heiterer Gemütsart war, häufig Gesellschaft. Den Tag vor seiner Abreise kam er und nahm Abschied von mir; nach wiederholten Versicherungen seiner Ehrfurcht sagte er: „ich hoffe, Ihnen in Kurzem sprechende Beweise meiner Ergebenheit gegen Ihro Königl. Hoheit zu geben und Sie so glücklich zu machen, wie Sie es verdienen.“ Damals glaubte ich, diese Rede deutete nur auf meine Heirat mit England, ich beantwortete sie also nicht und begnügte mich, ihn meiner Achtung zu versichern.

Wenige Tage darauf gingen wir nach Potsdam. Diese Reise hätte mir, wegen des traurigen Lebens, welches wir dort führten, zu jeder andern Zeit sehr mißfallen; diesmal war ich aber froh, Berlin zu verlassen, weil ich dadurch den Verfolgungen der Gräfin Amalie entging. Es half mir aber wenig, die Königin war gegen mich und meine Hofmeisterin so erbittert, daß ich beinahe die ganze Zeit durch gemißhandelt ward; das ging soweit, daß die Königin sogar mit dem König darüber reden wollte; da sie aber seine ausgezeichnete Achtung für Fräulein von Sonnsfeld kannte, wagte sie es doch nie. Durch meine Unterwürfigkeit und die Dazwischenkunft des Grafen von Finkenstein, der an den ehrgeizigen Absichten seiner Tochter nicht teilnahm, ja sie nicht einmal kannte, schloß ich sowohl, wie meine Hofmeisterin, endlich mit der Königin Frieden.

Der König fuhr indessen immer fort, auf den König von England zu schimpfen und zu fluchen; er that es sogar an öffentlicher Tafel, wo gewöhnlich die geheimsten Geschäfte abgehandelt wurden. Seckendorf ging ihm nicht mehr von der Seite. Die Königin konnte diese Reden nicht ohne Verdruß anhören und eines Tages brachte es sie dergestalt auf, daß sie Seckendorf tüchtig den Kopf wusch; sie erinnerte ihn an alte, gar nicht rühmliche Begebenheiten seines Lebens und behandelte ihn wie einen ehrlosen Menschen. Seckendorf ließ nichts auf sich sitzen, er gab ihr einige beißende Antworten, die andere nach sich zogen. Niemand fand Freude an diesem Auftritt, wie der König allein; dieser that aber das Seinige, um sie

täglich zu wiederholen. Bis jetzt hatte sich Seckendorf nur mit den Geschäften seines Herrn abgegeben und war bemüht gewesen, die zwei Höfe von England und Preußen zu entzweien; die üble Behandlung der Königin vermochte ihn aber einen andern Plan zu entwerfen, der den Vorteilen des Kaisers sehr entsprach und, wie ich nachmals melden werde, beinahe unsern gänzlichen Untergang herbeigezogen hätte.

Mein Bruder war indeß seit seiner Rückkehr von Dresden in eine tiefe Schwermut versunken; alle meine Versuche, um ihn herauszureißen, waren vergeblich und auf meine Fragen gab er die üble Behandlung, die er von seinem Vater ertragen müsse, als ihre Ursache an. Auch die Königin that, obgleich auch vergeblich, alles Mögliche, um ihn zu trösten. Nach und nach schien er auszuzehren, er verlor alle Eßlust, ward sichtlich mager und häufige Anfälle von Schwächen machten besorgt, er möchte der Schwindsucht verfallen. Der König ward davon benachrichtigt und hatte die Unvorsichtigkeit zu sagen: „ich glaube, er hat eine schlechte Krankheit und derjenige, welcher es ihm beweisen kann, soll reichlich von mir dafür belohnt werden“. Darauf schickte er ihm seinen Oberchirurg Holzendorf; dieser brachte ihm den Bescheid: daß der Prinz sehr übel wäre und ohne den Gebrauch eines ernstlichen Heilmittels die Schwindsucht bekommen würde. Diese Nachricht machte dem König viele Unruhe, denn er hatte von Natur ein gutes Herz und ungeachtet des Widerwillens, den ihm Grumkow gegen den armen Prinzen eingeflößt hatte, hörte er die Stimme der Natur und bereute es, ihn so hart behandelt zu haben. Allein man war weit entfernt, sein Uebel zu erraten, er war einzig nur liebeskrank, wie sich einige Zeit darauf zeigte. Verschiedene wohlgesinnte Leute sprachen mit dem Könige darüber und rieten ihm, den Prinzen zu verheiraten, weil Temperamente wie das seinige der Ehe bedürften und, wenn man sie ihm nicht bald gestatte, würde er sich durch Ausschweifungen zu Grunde richten; diese Vorstellungen machten auf den König nicht den mindesten Eindruck und mein Bruder ward dergestalt von seinen Hofmeistern bewacht, daß es ihm unmöglich ward, den Mädchen nachzulaufen. Die nahe Ankunft des Königs von Polen gab ihm endlich die Gesundheit wieder, denn er

hoffte mit der Gräfin Orselska, die zu der Reise-Gesellschaft gehören sollte, seine alte Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Obschon er nun sonst nichts vor mir geheim hielt, war ich doch in diesem Stücke nicht seine Vertraute, denn da er meine Denkungsart kannte, hütete er sich wohl, mir Dinge, die mein Mißfallen erregen mußten, mitzuteilen.

Ende Mai gingen wir nach Berlin zurück. Die Königin fand daselbst Briefe, die sie benachrichtigten, daß der Prinz von Wales inkognito nach Berlin kommen wollte, er gedachte die Unruhe und Unordnung, die durch die Gegenwart des Königs von Polen verursacht würde, zu benutzen, um mich zu sehen. Die Königin war vor Freuden darüber außer sich; sie teilte mir die Nachricht sogleich mit, die mir keine so außerordentliche Zufriedenheit verursachte, denn mir war wenig an der Heirat gelegen, der Ehrgeiz war nie meine Sache und mit meiner Denkungsart fühlte ich wohl, daß mir der englische Hof nicht anstehen würde. So lange ich lebe, habe ich das einfache Leben dem Glanze der großen Welt vorgezogen und der Zwang hat sich nie mit meiner Gemütsart vertragen. Was uns diese Nachricht noch bestätigte, war die Ankunft mehrerer Herren und Damen aus Hannover. Anfangs sagte man, der Prinz sei unter ihnen und einige Tage lang glaubten wir es selbst, allein Briefe, die aus Hannover anlangten, benahmen uns diesen Irrtum. Der Prinz war noch daselbst und das Geschwätz hatte wahrscheinlich einen Scherz zum Grunde, den er bei Tische gemacht hatte, als wollte er einen solchen Streich unternehmen.

Der König von Polen kam am neunundzwanzigsten Mai an, worauf er sich sogleich zur Königin begab. Er war damals fünfzig Jahre alt, hatte eine majestätische Haltung und Gesichtszüge und alle seine Handlungen drückten Güte und Höflichkeit aus. Seine ungeheuren Ausschweifungen hatten ihm ein Uebel am Fuße zugezogen, weswegen er nicht gehen und nicht lange stehen konnte. Die Königin setzte sich mit ihm auf Tabourets, der König und wir übrigen standen vor ihnen, obschon er ihn und uns alle oftmals bat, uns niederzulassen. Er betrachtete mich sehr aufmerksam, lobte unsere ganze Familie und sagte jedem von uns etwas angenehmes. Nach einer

Stunde empfahl er sich und die Königin begleitete ihn etwas weiter wie ihr Audienzzimmer. Darauf kam der Kronprinz von Polen, um die Königin zu begrüßen. Er ist groß, kräftig und hat ein schönes Gesicht; sein Betragen ist nicht so herablassend wie das seines Vaters, er sieht sogar stolz aus, spricht wenig und ist seiner Höflichkeit wegen eben nicht sehr zu rühmen. Seit er zur Krone gelangt ist, sagt man ihm viel Gutes nach, seine Verdienste sollen das Unangenehme seines Aeußern ganz vergessen machen. Sein Besuch war kurz. Wir brachten den Abend in unserer gewöhnlichen Einsamkeit zu und der König von Polen sowohl wie sein Kronprinz speisten ein jeder in seinem Zimmer.

Den folgenden Morgen versammelten wir uns alle in den Staatszimmern des Schlosses; beide Könige trafen bald nach uns ein, der von Polen von mehr wie dreihundert Großen seines Hofes, sowohl Polen als Sachsen begleitet. Man stellte sie der Königin nnd nachmals mir vor und unter ihnen war der Prinz Johann Adolph von Weißenfels, General-Lieutenant von Sachsen, der erste. Obschon ich mich nicht lange mit diesen Herren aufhalten konnte, behielt ich doch alle ihre Namen, so barbarisch auch einige von ihnen lauteten. Es war öffentliche Tafel, der König von Polen und meine Mutter saßen in der Mitte, mein Vater neben seinem erlauchten Gast, dann der Kronprinz und alle, sowohl sächsische als preußische Prinzen, so viel ihrer waren. Ich saß neben meiner Mutter, mir folgte meine älteste Schwester und dann alle Prinzessinnen nach der Reihe. Nach Tisch zog sich ein jeder zurück; Abends war Appartement bei der Königin, wobei sich die Gräfinnen Orselska und Bilinska, beide Töchter des Königs, auch einstellten. Die erste war, wie ich schon gesagt habe und so scheußlich die Sache ist, ihres Vaters Maitresse. Ohne eine regelmäßige Schönheit zu sein, hatte sie viel Einnehmendes, sie fragte wenig nach ihrem alten Liebhaber und zog ihren Halbbruder, den Sohn einer Türkin, den man den Grafen Rudefsky nannte, bei weitem vor. Die Lästerchronik behauptete, daß sie alle ihre Brüder, deren es einen ganzen Schwarm gab, begünstigte. Die Polen, welche zu der Königin kamen, waren sehr erstaunt, daß ich sie kannte und sie beim Namen nannte; es schmeichelte ihnen so

sehr, daß sie laut sagten: ich müßte ihre Königin werden. Der arme Graf Flemming, dessen ich weiter oben erwähnte, war nicht dabei, er starb kurz nach seiner Abreise von Berlin auf dem Wege nach Wien.

Während der Anwesenheit des Königs von Polen dauerten die Feste und Vergnügungen ohne Aufhören, aber wegen der Eifersucht des Königs, der uns nur gezwungen daran teilnehmen ließ, bekam ich wenig davon zu genießen. Der Prinz von Weißenfels schien sich allezeit viel mit mir zu beschäftigen, ich nahm aber alle seine Beflissenheit für eine Aeußerung von Höflichkeit auf und ließ mir gar nicht den Gedanken beikommen, daß er Absichten auf mich hätte.

Den Tag vor des Königs von Polen Abreise speisten die beiden Könige in Charlottenburg, wo wir uns seit einigen Tagen befanden, im vertrauten Zirkel. Man opferte dem Bachus und beide Könige spürten seinen Göttersaft. — Nach Tisch kamen sie zur Königin, wo der König von Polen eine Partie L'hombre vorschlug, bei der ich die dritte Karte erhielt. Das ganze Spiel hindurch sagte er mir die schönsten Sachen, welche ich alle auf die Wirkung des Rausches setzte. Er gab sich alle Mühe, mich einige hundert Dukaten gewinnen zu lassen, die mir recht wohl zu statten kamen, denn ich besaß keinen Heller und war nicht im Stande, meinen Freunden Freude zu machen. Das Spiel dauerte nicht lange, man nahm gleich darauf von einander Abschied und der König nebst seiner Begleitung trat noch an demselben Tage seine Rückreise an.

Der König, mein Vater, reiste bald darauf nach Preußen, der Kronprinz blieb in Potsdam und erhielt von ihm Erlaubnis, zweimal in der Woche seine Mutter zu besuchen. Die Orselska, die er insgeheim besucht hatte, hatte ihn völlig geheilt. Wir vertrieben uns in des Königs Abwesenheit die Zeit ganz herrlich, es waren viele Fremde anwesend, die den Hof glänzend machten und der König von Polen schickte die besten Musiker seiner Kapelle, um sie vor der Königin hören zu lassen.

In dieser Zeit erfuhren wir, daß mein Vater auf dem Punkt gewesen war, mich mit dem König von Polen zu

verloben. Der Graf Flemming hatte das Geschäft während seines Aufenthalts in Berlin angeknüpft, nach der Rückkehr des Königs von Polen nach Dresden war es seinem Abschluß nahe, als sich der Kurprinz ihm entgegensetzte. Die Sache wäre für beide Fürsten vorteilhaft gewesen; mein Vater sollte dem König von Polen drei Millionen leihen und einen ansehnlichen Brautschatz geben, dagegen versprach Polen die Lausitz auf zwanzig Jahre als Schuldpfand, nebst der Verwaltung der Einkünfte dieser Provinz, auch mein sehr ansehnliches Wittum wurde auf sie angewiesen und um von Seiten der Religion jedes Hindernis zu heben, sollte ich allezeit zu Dresden verbleiben. Der schöne Plan scheiterte; der Kronprinz von Polen wollte diese Artikel nie unterzeichnen, die ganze Unterhandlung schlug also fehl.

Der Königin war das sehr lieb; sie hörte nicht auf, mit den Gesandten von England und Frankreich zu intriguieren. Dem König waren alle diese Schritte nicht unbekannt, die unselige Ramen, die Kammerfrau der Königin, welche ich schon oben genannt habe, hinterbrachte ihm alles, was geschah. Meine Mutter konnte diesem Weibe nichts verbergen und sie ermangelte nie, alles so schnell wie möglich, durch den Kanal des elenden Eversmann, der des Königs Kammerdiener war und den Leibchirurchus Holzendorf, meinem Vater zutragen zu lassen. Mein Bruder, ich und die Damen der Königin wußten es wohl, aber ihr Ansehen war bei der Königin so groß, daß niemand das Herz hatte, sie davon zu benachrichtigen. Ich erinnere mich sogar, daß der französische Gesandte mir mehrere Male mit Empfindlichkeit sagte: daß er nicht begreife, wie man in Grumkow's Hause alles, auch das Geheimste, was er der Königin anvertraue, sogleich erführe. Ich antwortete ihm dann, daß ich es nicht wüßte und sehr froh wäre, wenn ich Dinge, die mich nichts angingen, nicht erführe. Ich werde, sagte er weiter, der Königin gar nichts mehr sagen, sondern Ihrer Königlichen Hoheit alles mitteilen, welches viel besser gethan sein wird. — Nein, sagte ich, ersparen Sie mir solche Mitteilungen, es ist mir jedesmal unangenehm, wenn mir die Königin etwas anvertraut und ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gern unwissend bleibe über diese Geschäfte. — Sie

betreffen doch, antwortete er, Ihr Glück und das Glück einer ganzen Nation. — Das will ich glauben, entgegnete ich, aber bis jetzt habe ich mich noch nicht um die Zukunft bekümmert. Glücklicherweise ist mein Ehrgeiz sehr beschränkt und ich habe über diesen Gegenstand meine eigenen Begriffe, die von denen Anderer sehr verschieden sein mögen.

Alle diese Ränke brachten den König auf. Grumkow's und Seckendorfs Plan war noch nicht reif, sie verhinderten ihn, loszubrechen und legten ihm eine Verstellung auf, die seinem Charakter ganz zuwider war. Kurze Zeit nach des Königs Rückkunft gingen wir von Berlin nach Wusterhausen. Wenige Tage nach unserer Ankunft schloß sich mein Vater mit der Königin ein, indeß meine Schwester und ich uns in dem anstoßenden Zimmer befanden. Bald vernahmen wir heftigen Wortwechsel, der König sprach sehr laut, die Königin weinte. Ich geriet in eine grausame Unruhe, denn ich begriff nicht, worauf es ankommen könnte. Nach anderthalb Stunden ging der König mit einem so wütenden Gesichte fort, daß ich davor zitterte. Die Königin rief mich sogleich zu sich, ich fand sie in Thränen; sie umarmte mich zärtlich und sagte: Alles ist verloren! man will dich verheiraten — und du errätst gewiß nicht mit wem? — Ich war ganz erstarrt, bis ich ihr endlich antwortete: daß ich fürchtete, es sei keine sehr gute Versorgung, weil sie davon so bekümmert scheine. — Nein das ist es nicht! antwortete sie. Dem Prinzen von Weißenfels will der König dich geben! — Mein Erstaunen war ungeheuer! Er war ein apanagierter Prinz und hatte kaum genug, um standesgemäß zu leben. Anfangs sagte ich zu der Königin: daß ich glaubte, der König habe nur, um sie zu beunruhigen, von dieser Sache gesprochen, — es könne nicht sein Ernst sein. — Wenn ich dir nun aber sage, daß er hierher kommt, antwortete sie und daß deine Verlobung gefeiert werden soll. Waffne dich mit Standhaftigkeit; ich verspreche dich zu unterstützen, aber was auch vorgehen mag, so willige niemals ein. — Ich versprach es mit dem festen Entschluß auszuhalten, so lange es möglich sei.

Noch an demselben Tage bestätigten uns Briefe aus Berlin diese unangenehme Nachricht. Ich war in der schreck-



lichsten Unruhe, denn ich sah wohl vorher, welchen Lärm diese Sache in der Familie machen würde, und daß ich dem ganzen Zorn des Königs würde ausgesetzt sein. Mein Bruder und ich sprachen den ganzen Tag von diesen traurigen Aussichten, er sprach mir aber Mut zu und suchte mir auf alle Weise das Herz ruhiger zu machen.

Der König mißhandelte ihn schon mehr und mehr; es wagte beinahe niemand mehr mit ihm zu reden, aus Furcht, meines Vaters Verdacht auf sich zu ziehen. Zwar hatte er seine Hofmeister noch, aber sie durften ihn nicht begleiten, was denn Ursache war, daß er in Ausschweifungen geriet. Da ihm Jemand fehlte, der ihm in diesen Dingen zur Hand ging, wandte er sich an einen Pagen des Königs, der ihm Anfangs bei seinen verliebten Abenteuern half, sich aber durch seine Aufmerksamkeit bald so bei ihm einschmeichelte, daß er unzertrennlich von ihm ward. Keith, so hieß er, hatte Verstand, aber keine Erziehung, er diente meinem Bruder aus wahrer Zuneigung und benachrichtigte ihn von allen Schritten des Königs, bei dem er sehr in Gunst war. Uns waren diese schönen Schliche alle unbekannt und obgleich ich bemerkte, daß mein Bruder mit diesem Pagen auf einem viel vertraulichern Fuße stand als es sein Stand ihm erlaubte, hielt ich ihre Freundschaft doch nicht für so innig. Wie ich ihm meine Bemerkung darüber machte, sagte er mir, daß ihm dieser junge Mensch hinterbrächte, was der König von ihm sage und ihm so schon manchen Verweis und üble Behandlung erspart habe. Der Königin hatte ich nichts davon gesagt. Ich wollte meinem Bruder Verdruß ersparen, ich fürchtete auch ihre Lebhaftigkeit, die ihre Verweise immer zu weit trieb.

Ich kehre nun wieder zum Prinzen von Weißenfels zurück. Er kam den 27. September in Wusterhausen an. Den ersten Tag sah ich ihn nicht; der König kam aber sogleich zu meiner Mutter und sagte ihr, daß sie ihren und meinen Schmuck von Berlin möchte kommen lassen, um mich damit aufzuputzen, denn er wolle mich verloben. Die Königin antwortete, daß sie es nicht thue und lieber sterben, als in diese Heirat willigen würde. Den folgenden, als am Michaelis-Tage, gingen wir in die Kirche; der Herzog wandte während des ganzen Gottesdienstes

kein Auge von mir. Ich war in einer schrecklichen Unruhe; seit von dieser Sache die Rede war hatte ich weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt und war mir des Allerschlimmsten gewärtig. Als die Kirche aus war, stellte man den Herzog der Königin vor, die ihm aber, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken zukehrte; — ich hatte mich meinerseits davongestohlen um seine Anrede zu vermeiden. Die Königin, die in Wusterhausen einige vertraute Personen hatte, beschloß den Herzog benachrichtigen zu lassen, daß er, im Falle er auf seinen Ansprüchen bestehe, öffentlich sollte beschimpft werden, wobei sie zuerst beitragen würde; daß weder sie noch ich je in die Heirat willigen würden und sie ihm daher riet, sich auf eine gute Art zurückzuziehen und ein Aufsehen zu vermeiden, das ihm auf keine Weise Ehre machen würde. Ungeachtet der Abneigung, die ich immer für diesen Prinzen hatte, muß ich ihm doch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war ein rechtlicher aber beschränkter Mensch, der sich dies Hirngespinst ohne fremden Antrieb nie in den Kopf gesetzt hätte. Er faßte sogleich seinen Entschluß und schrieb dem Könige, daß er die ihm gedachte Ehre, ihn zu seinem Schwiegersohn zu wählen, geziemend zu schätzen wissen, sich ihrer aber unwürdig bekenne und dem Könige gestände, daß er, wie groß auch das Glück sei, mich zu besitzen, doch lieber entsagen, als mich gegen meinen Willen heiraten wolle; er bäte also den König mir hierin meine vollkommene Freiheit zu lassen und meiner Neigung keinen Zwang anzulegen.

Kaum hatte mein Vater diesen Brief erhalten, so brachte er ihn der Königin und der Zank ging von neuem an. Die Königin bat und weinte so lange, bis sie endlich einen Aufschub erhielt, — „aber unter der Bedingung, sagte der König, daß Sie an die Königin von England schreiben und auf eine entscheidende Erklärung in Rücksicht der Heirat meiner Tochter mit dem Prinzen von Wales dringen. Ist die Antwort so wie ich sie wünsche, so entsage ich allen andern Partien, die sich für sie anbieten, fahren sie aber fort mich mit schönen Worten zu kirren, so breche ich ohne Umstände und es soll mich nichts abhalten, sie zu verheiraten, wie es mir gut däucht.“ Die Königin sagte, daß sie bereit sei, sogleich nach England zu schreiben und keinen Augenblick zweifelte, daß man Anstand

nehmen würde, sie zu befriedigen. „Das wollen wir sehen, antwortete der König; ich sage Ihnen aber voraus, daß, wenn man mich nicht zufrieden stellt, keine Gnade für Ihr Fräulein Tochter mehr zu hoffen ist. Und was Ihren Thunichtgut anbetrifft, fuhr er fort und meinte damit meinen Bruder, so erwarten Sie nicht, daß ich ihn verheirate; ich will keine Schwiegertochter, die die Nase hochträgt und mir den Hof mit Intriguen anfüllt, wie es andere schon thun. Der Rotznase von Ihrem Herrn Fritz werde ich eher die Peitsche geben lassen, als ihn verheiraten." — Und nun wurde über meinen Bruder, der zum Glück nicht gegenwärtig war, ein ganzer Strom von Schmähungen ergossen.

Diese Unterredung ward endlich beendet. Nachdem die Königin über ihren vorhabenden Schritt nachgedacht hatte, verlor sie einen Teil der gegen den König geäußerten Zuversicht; da sie sich aber sehr gern selbst schmeichelte, sagte sie zu mir: „ich gebe den Mut nicht auf und hoffe es geht gut." Ich antwortete, daß ich daran zweifelte, denn der König von England werde in meine Heirat ohne die meines Bruders nimmermehr einwilligen, damit sei aber mein Vater nicht zufrieden und wenn die Antwort nicht seinem Wunsche gemäß ausfiele, würde es zu Ausbrüchen kommen, die zu verhindern nicht in ihrer Macht stände; sie wollte zornig gegen mich werden und sagte: du verlierst schon den Mut, heirate meinetwegen den dicken Johann Adolph, aber sei denn auch meines Fluches gewiß. Ich antwortete: daß mir mein eigner Vorteil zu wohl bekannt wäre, um das Nachteilige dieser Heirat nicht zu begreifen und daß ich mein Möglichstes thun werde, um sie zu vermeiden. Diese Antwort besänftigte sie, aber ich durfte es nun nicht weiter wagen, ihr meine Gedanken zu sagen, denn ich sah wohl, daß es sie nur verdroß.

Dennoch dachte sie eine zeitlang nach; nachher sagte sie: mir fällt ein unfehlbares Mittel ein, unsern Zweck zu erreichen, aber mein Sohn muß uns zum Werkzeuge dienen. Er muß mit mir zu gleicher Zeit an meine Schwester schreiben und ihr ein feierliches Versprechen geben, niemand anders wie ihre Tochter, die Prinzessin Amalie, zu heiraten, doch nur unter der Bedindung, daß sie einwillige, deine Heirat zuerst zu voll-

ziehen. Ich durfte nichts einreden. Mein Bruder, der jetzt eintrat, gab sogleich die Hand darauf. Er wünschte leidenschaftlich eine englische Prinzessin zu heiraten, damit er eine Stütze habe und sich vor Mißhandlungen in Schutz setzen könnte. Er schrieb den unseligen Brief unverzüglich und die Königin schickte ihn heimlich ab.

Meine Lage war sehr traurig; der Prinz von Wales war mir ganz gleichgültig, ja ich hatte eher noch Abneigung gegen ihn. Meine Mutter war daran schuld, sie hatte mir eine sehr wenig gefallende Schilderung von ihm gemacht. „Es ist ein guter Prinz, sagte sie mir zuweilen, gutmütig, aber einfältig, wenn du die Gefälligkeit hast, seine Maitresse zu leiden, wirst du mit ihm machen können, was du willst — denn liederlich ist er.“ — Für meine Mutter wäre solcher Mann gut gewesen, denn die regierte sehr gern, da ich aber gar wenig nach diesem Glücke fragte, war der Fall bei mir anders. Mein Begriff von der Ehe war hiervon sehr verschieden; ich wollte einen Prinzen, den ich aus wirklicher Achtung heiraten, den ich für einen wahren Freund ansehen könnte. Ich wollte, daß gegenseitige Achtung und Zärtlichkeit die Richtschnur unsrer Handlungen sei und aus diesen Empfindungen sollten meine Gefälligkeit und mein Bemühen, ihm zu gefallen, entstehen. Der Begriff von Pflicht schließt bei einer Frau alle Freundschaft für ihren Mann aus. Wenn man wahrhaftig und aus Grundsätzen liebt wird nichts mehr schwer, um dem geliebten Gegenstand zu gefallen. Jetzt kann ich aus Erfahrung davon sprechen, die Vorsehung hat mir, wie ich in der Folge sagen werde, das, was ich wünschte, gewährt.

Doch ich lenke wieder ein. Ich hatte einen Abscheu vor diesem Herzog von Weißenfels; mein Vater und meine Mutter waren über diese Versorgung nicht einig, der eine hatte die Gewalt, die andre die Vernunft auf ihrer Seite — was sollte ich in dieser schwierigen Lage thun? Diese Betrachtungen brachten mich zuweilen zur Verzweiflung, denn wohin ich mich wendete, sah ich, daß ich das Opfer des einen oder des anderen sein würde. Der Herzog reiste indeß ab und gab uns einen kleinen Teil unserer Ruhe wieder.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine kleine Begeben-

heit einzuschalten, die unsre Verfolger mehr und mehr reizte. Grumkow hatte in Berlin ein sehr schönes Haus gekauft, das ihm der Kaiser bezahlt hatte. Er bat die Königin, ihm ihr Porträt zu schenken, um es zu einer der schönsten Zierden seines Hauses zu machen. Die Königin versprach es ihm; sie hatte sich vor kurzem für den König von Dänemark malen lassen und da das Gemälde noch nicht fertig war, befahl sie eine Kopie davon, für Grumkow zu nehmen, indem sie die Originale nur an Fürsten verschenkte. Eines Tages kam er der Königin dafür zu danken, schwatzte viel von der Schönheit der Malerei und daß es eine der schönsten Arbeiten des Malers sei. Die Königin sagte mir heimlich: „ich hoffe nimmermehr, daß man einen Irrtum begangen und ihm das Original statt der Kopie gegeben hat!“ — und zugleich fragte sie ihn ohne Umschweife darum. Er antwortete: da er ein Original vom Könige habe, sei es billig, auch ein gleiches von ihr zu besitzen, er habe es sich also von dem Maler geben lassen. „Auf wessen Befehl? fragte die Königin, denn ich beehre keinen Privatmann auf solche Weise und gedenke für Sie keine Ausnahme zu machen.“ Der König verhinderte Grumkow zu antworten, indem er vom Tische aufstand; doch folgte er der Königin nach und beschwor sie, ihm das Porträt zu lassen. Eine zweite ziemlich trockne Weigerung zog ihr einige ziemlich scharfe Spitzreden zu, worauf sich die Königin, um dem Gespräch ein Ende zu machen, zurückzog. Kaum war der König, wie er täglich zu thun pflegte, auf die Jagd gegangen, als sie den Grafen Finkenstein holen ließ, dem sie den ganzen Vorgang erzählte. Dieser, der Grumkows geschworener Feind war, freute sich dieser Gelegenheit, ihm einen Streich spielen zu können; er riet also der Königin, um noch mehr Aufsehen zu machen, sollte sie verschiedene von ihren Domestiken zu ihm schicken, um das Gemälde zu fordern und ihm sogleich sagen lassen, daß er nie eine Kopie davon erhalten würde, wenn er sich nicht anständiger gegen sie betragen und ihr die Ehrerbietung leisten lernte, die er ihr schuldig sei. Ich war bei diesem Gespräche gegenwärtig; es mißfiel mir sehr und schien mir sehr unrecht. Die Königin befolgte gleich am andern Tage pünktlich den erhaltenen Rat. Grumkow ließ ihr sagen, er habe die Gemälde so vieler großer Prinzen und Prinzessinnen,

daß er sich mit diesen über den Verlust des ihrigen trösten würde.

Bald nachher kehrten wir nach Berlin zurück. Meine Mutter hatte tägliche Unterredungen mit dem englischen Gesandten, dem Herrn von Bourguait; bald waren es vier Wochen seit sie schrieb und ungeachtet ihrer erkünstelten Zuversicht war sie in tausend Besorgnissen. Grumkow war äußerst gegen sie erbost, weder er noch seine Familie setzten den Fuß zu ihr und er erwähnte ihrer auf die unverschämteste Weise; er hatte sogar den König schriftlich um Genugthuung über den, von der Königin erlittenen Schimpf — wie er es nannte, gebeten. Ich weiß nicht, welcher gute Geist damals meinen Vater regierte, er erhielt auf seine Klagen gar keine Antwort. Mehrere Personen verwendeten sich bei der Königin für ihn und er machte ihr Entschuldigungen, die er sich bei dem Könige für ein großes Verdienst anrechnete.

Endlich kam die so sehr gewünschte Antwort aus England an; die Königin von England schrieb darin, daß sie und ihr Gemahl sehr geneigt sei, durch eine doppelte Heirat in ihren Familien das Band der Vereinigung fester zu knüpfen, daß sie aber selbige nicht vollziehen könnten, ohne sie vorher dem Parlamente vorgeschlagen zu haben. Ein anderer geheimer Brief, der für die Königin beigefügt war, ermahnte sie, standhaft zu bleiben und enthielt allerlei windige Reden, die unsern Umständen sehr wenig angemessen waren. Derjenige an meinen Bruder führte ungefähr dieselbe Sprache, schöne Worte ohne die geringste Zuverlässigkeit. Nie hat das Medusenhaupt so erstarren gemacht, wie diese Briefe meine Mutter! Sie zitterte, sie dem Könige zu zeigen und war fast entschlossen, sie zu unterdrücken und zum zweitenmale nach England zu schreiben; als darauf Herr von Bourguait kam und sie versicherte, er habe den ihrigen ganz ähnliche Aufträge für den König erhalten, sprach sie ohne Rückhalt mit dem Gesandten von dieser Handlungsweise und sagte: daß sie, wenn England so handelte, für nichts mehr stehen könnte und schon jetzt bei der Rückkehr des Königs so viele Verfolgungen erwartete, daß sie ohne eine schleunige Hilfe alles für verloren halten müsse; Herr von Bourguait suchte sie aus allen Kräften zu beruhigen.

Einige Tage nachher langte der König an. Seine erste Frage betraf die aus England zu erwartende Antwort. „Da ist sie, antwortete die Königin, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, ich hoffe, Sie werden zufrieden sein.“ — Zufrieden, rief er, nachdem er gelesen hatte, zufrieden, wenn man mich nochmals zu betrügen versucht? — und hiermit ging er ohne ein Wort weiter zu sagen aus dem Zimmer. Nach einer sehr langen Unterredung mit Grumkow, die unmittelbar darauf statt hatte, kam er zurück, ließ sich gar nichts anmerken und behandelte uns sehr gut; die Königin war froh und vergnügt, mir ging es aber ganz anders, ich kannte den König; trieb man ihn bis zur Verstellung, so war er tausendmal schlimmer als in seinen Zornausbrüchen. Sein Aufenthalt in Berlin währte nicht lang, sondern er ging bald darauf nach Potsdam zurück.

Mit dem Jahre 1729 fing eine neue Epoche an. Ein Herr von Lamotte, der Offizier in hannöverschen Diensten und ein naher Verwandter von Sastot, einem der Kammerherren der Königin war, langte eines Tages heimlich bei diesem letzten an und sagte: ich habe einen Auftrag von der größten Wichtigkeit, der aber ein unverbrüchliches Geheimnis erfordert. Einmal müssen Sie mich in Ihrer Wohnung verbergen, damit meine Ankunft geheim bleibe und dann müssen Sie einen meiner Briefe in des Königs Hände gelangen lassen. Sastot gestand ihm alles Geforderte zu und fragte ihn dann, ob das vorhabende Geschäft gut oder übel sei? — „Gut, sagte Lamotte, wenn man schweigen kann, aber sehr übel, wenn man schwatzt; da ich aber Ihre Diskretion kenne und Ihrer bedarf, um mit der Königin zu sprechen, muß ich Ihnen alles anvertrauen. Späteſtens in drei Wochen will der Prinz von Wales hier sein; er will heimlich aus Hannover entwischen, um auf die Gefahr den Zorn seines Vaters auf sich zu ziehen, die Prinzessin zu heiraten. Er hat mir die Sorge des ganzen Unternehmens anvertraut und mich hierhergeschickt, um zu erfahren, ob seine Ankunft dem Könige und der Königin angenehm sein wird und man noch immer gesonnen ist, ihn mit der Prinzessin zu verbinden. Uebernehmen Sie es mit der Königin, wenn sie imstande ist, ein Geheimnis zu bewahren und keinen Verdächtigen

um sich hat, davon zu sprechen; allein um nichts zu wagen, sprechen Sie vorher mit Fräulein von Sonnsfeld, deren Diskretion mir bekannt ist und die Sie leiten wird.“ Noch denselben Abend kam Sastot, wie gewöhnlich zur Königin, bei der eben kein Appartement war: er zog meine Hofmeisterin bei Seite und erzählte ihr den ganzen Vorgang und bat sie um Rat. Mit Lamotte hätte er, so setzte er hinzu, nicht offenherzig sprechen können, denn er fürchtete sehr, die Königin von diesen glücklichen Nachrichten zu unterrichten, da er sehr wohl wüßte, sie würde sie sogleich der Ramen mitteilen, welche dann nichts eiligeres hätte, als sie der Seckendorf'schen Bande zu überbringen. Fräulein von Sonnsfeld war sehr verlegen, allein nach einiger Beratschlagung ward beschlossen, daß Sastot mit der Königin sprechen sollte. Man begreift leicht, welche Freude ihr diese Nachricht machte. Sie teilte sie sogleich der Gräfin von Finkenstein und meiner Hofmeisterin mit, die ihr denn alle beide die größte Verschwiegenheit anempfahlen. Ich war eben sehr krank; auf eine Ohnmacht, welche ich den Tag vorher gehabt hatte, war ein starkes Flußfieber gefolgt, welches mich im Bette hielt. Die Königin befahl Fräulein von Sonnsfeld, mich nach und nach auf das glückliche Ereignis vorzubereiten, worauf sie denn selbst mit mir sprechen wollte, um mir die Sache anzuvertrauen.

Den andern Morgen kam Fräulein von Sonnsfeld, um an meinem Bette den Thee zu trinken. Ich weiß nicht, sagte sie, was dem Sastot im Kopfe steckt? Er ist wie thöricht, singt, tanzt und macht alle möglichen Possen und alles aus Freude, wie er sagt, über eine gute Nachricht, die er niemand mitteilen will. — Er mag vielleicht zu viel getrunken haben, sagte ich und im Rausche so froh sein. — Nein versetzte sie, die Nachricht soll Sie angehen, wie er behauptet. — Guter Gott! rief ich, welche gute Nachricht könnte ich in meiner Lage erwarten und wie sollte sie mir von Sastot kommen? — Aber, fiel Fräulein von Sonnsfeld ein, wenn er sie nun unmittelbar von dem Prinzen von Wales erhalten hätte? — Nun? würde denn das Glück so groß sein? — Nein, Ihre Königliche Hoheit, sagte sie, Sie vergehen sich gegen Gott und er wird sie strafen, wenn sie solchergestalt einen Prinzen verachten, der alles für

Sie wagt. Was wollen Sie denn? vergehen und verblühen, oder den liebenswürdigen Prinzen von Weißenfels heiraten? Meine Hofmeisterin hätte sich für diese englische Heirat verbrennen lassen, so daß sie schon oft Streit unter uns veranlaßt hatte, ja wir waren in allem einig, außer über diesen Punkt. Jetzt lachte ich über ihre Raschheit, ohne auf ihre ganze Rede weiter sehr aufmerksam zu sein. Ich dachte, der Prinz von Wales hätte etwa eine ähnliche Versicherung gegeben, wie die meines Bruders an die Königin von England und dadurch die Thorheit von Sastot und die allgemeine Freude veranlaßt. Wie die Königin aber zu mir kam und mir die schöne Bescheerung mitteilte, ward mir ganz anders zu Mute. Ich blieb starr wie eine Säule und erwiderte kein Wort. Sie glaubte, die Freude sei daran schuld, umarmte mich tausendmal und sagte: Ich werde dich also glücklich sehen und meinen Zweck erreichen — welche Freude auf einmal! Ich küßte ihre Hände, die ich mit Thränen benetzte. — Du weinst! rief sie, was fehlt dir? — Ich wollte ihre Glückseligkeit nicht unterbrechen und antwortete: der Gedanke, Sie zu verlassen, betrübt mich mehr, als alle Kronen der Welt mich erfreuen können. Die Königin verdoppelte ihre Liebkosungen und begab sich dann hinweg. Ich liebte diese teure Mutter herzlich und hatte ihr nichts gesagt, als die Wahrheit; allein in welcher fürchterlichen Stimmung ließ sie mich zurück! Ich hatte einen grausamen Kampf zwischen meiner Zärtlichkeit für sie und meinem Abscheu gegen den Prinzen von Wales zu bestehen und gelangte endlich dahin, mich den Ratschlägen der Vorsehung blindlings zu unterwerfen.

Denselben Abend war Appartement bei der Königin. Ihr böser Engel führte den englischen Gesandten herbei, der ihr sogleich die von seinem Hofe erhaltenen Neuigkeiten auskramte. Nach und nach ward das Gespräch lebhafter und ohne an die Folgen zu denken, vertraute ihm die Königin des Prinzen von Wales ganzen Plan. Bourguait fragte sie voll Erstaunen, ob das alles wahr sei? — So wahr, antwortete diese, daß er Lamotte hierhergeschickt hat und der König schon von allem unterrichtet ist. Bourguait zuckte nun die Schultern und sagte: „Mein Gott! Ihro Majestät, warum sagen Sie mir das?

Ich bin unendlich unglücklich, denn ich muß es verhindern!" — Voll Schrecken fragte ihn die Königin, warum dieses nötig sei? — Weil ich, erwiederte er, Minister meines Königs bin und meine Stelle mich verbindet, ihn von einer so wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen. Noch diesen Abend muß ich einen Kurier nach England abschicken — wollte Gott, ich hätte die Sache nicht gewußt! Die Königin bat, flehte, that alles in der Welt, aber vergeblich, denn er ging sogleich, um seinen Kurier abzusenden. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich! Sie war in Verzweiflung; den folgenden Morgen kam die Gräfin von Finkenstein und erzählte mir diesen Auftritt, den wir, als das einzige Mittel, das Uebel zu vermindern, vor dem Könige zu verheimlichen bemüht sein mußten.

Nach acht Tagen kam der König nach Berlin, um den Prinzen von Wales zu empfangen. Er hatte mit Lamotte eine geheime Unterredung, worauf man täglich dieser so sehnlich gewünschten Ankunft entgegen sah. Eine Staffette, die bald darauf von Hannover eintraf, kehrte diese Freude in Leid; sie meldete, daß der Prinz von Wales auf Befehl seines Vaters urplötzlich von Hannover nach England abgereist sei. — Für den König und die Königin war diese Nachricht ein Donnerschlag — doch es ist Zeit, daß ich dieses Geheimnis enthülle.

Die englische Nation wünschte die Gegenwart des Prinzen von Wales in England und hörte nicht auf den König darum zu bitten. Der König fand hingegen gar nicht seine Rechnung dabei, diesem Wunsche zu willfahren; er fürchtete einen Teil seines Ansehens zu verlieren und durch die Ankunft des Prinzen sich Parteien bilden zu sehen, die Unruhen nach sich ziehen könnten. Um mit guter Art sein Kommen zu vermeiden, hatte er selbst dem Prinzen geschrieben, daß er nach Berlin gehen und mich heiraten möchte, damit er ihn unter dem Vorwand, dieses Schrittes wegen mit ihm entzweit zu sein, noch einige Jahre in Hannover lassen könnte. Der Prinz, der die Verbindung mit mir leidenschaftlich wünschte, wollte mit Freuden seines Vaters Befehle befolgen, als Bourguait's Kourier alles verdarb. Er war an das englische Sekretariat gerichtet, so daß sich der König, um der Nation keinen Verdacht zu geben, gezwungen sah, dem Prinzen einen Befehl zu seiner Rückkehr zu

senden. Der arme Lamotte mußte die Zeche bezahlen; er ward auf zwei Jahre auf die Festung Hameln gesetzt und dann kassiert; nachmals trat er in preußische Dienste, wo er noch ein Regiment besitzt.

Mein Vater war indeß heftig gereizt, wie er sich abermals von England getäuscht sah. Wenige Tage nach der Entscheidung dieser Sache kehrte er nach Potsdam zurück, wohin wir ihn begleiteten.

Gleich nach unsrer Ankunft hatte er einen heftigen Anfall von Podagra, das ihn seit einiger Zeit plagte; diese Krankheit, mit dem Unwillen über seine betrogenen Hoffnungen verbunden, gab ihm eine unerträgliche Laune. Mich nannte er gar nicht mehr anders, als die englische Kanaille und mißhandelte mich, so wie meinen Bruder, auf das härteste. Keinen Augenblick den ganzen Tag lang durften wir ihn verlassen; wir nahmen alle Mahlzeiten neben seinem Bett ein und um uns noch mehr zu plagen, ließ er mir und meinem Bruder nur solche Dinge zu essen und zu trinken geben, vor denen wir einen entschiedenen Abscheu hatten. Gut oder übel mußten wir sie hinunter schlucken, auf die Gefahr, das Fieber zu bekommen, oder uns den ganzen Tag zu erbrechen. Kein Tag verging, ohne daß ihn nicht irgend ein unseliges Ereignis bezeichnete und man konnte die Augen nicht aufheben, ohne einige Unglückliche zu sehen, die man auf irgend eine Weise marterte. Die Ungeduld erlaubte dem König nicht, lange das Bett zu hüten, sondern er setzte sich auf einen Stuhl mit Rollen, auf dem er sich durch das ganze Schloß herum ziehen ließ, dabei hielt er immer in jeder Hand eine Krücke, um sich zu unterstützen und wir folgten diesem Triumphwagen wie arme Gefangene, die ihr Urteil erwarten.

Eines Tages, wie seine Laune ganz besonders schlimm war, erzählte er der Königen, daß er Briefe aus Anspach habe, die ihm besagten, daß der Markgraf im Mai nach Berlin kommen werde, um meine Schwester zu heiraten und daß er einen seiner Minister mit dem Verlobungsring vorausschicken würde: darauf fragte er meine Schwester: ob ihr das Freude mache und wie sie ihre Wirtschaft einrichten wolle? Meine Schwester hatte sich mit ihm auf den Fuß gesetzt, ihm alles,

was ihr in den Kopf kam, zu sagen, sogar recht derbe Wahrheiten, ohne daß er es übel aufnahm; in dem Zutrauen, daß sie es jetzt eben auch thun könnte, sagte sie: wenn ich meinen Haushalt einrichte, so halte ich mir einen guten wohlbesetzten Tisch, der sicher besser sein soll, als der Ihrige und habe ich Kinder, so quäle ich sie nicht, wie Sie die Ihrigen, indem Sie sie zwingen, Dinge zu essen, die ihnen widerstehen. — Was fehlt meinem Tisch? fragte der König, dem das Blut ins Gesicht trat. Was ihm fehlt? versetzte sie, nicht genug zu essen ist darauf und was da ist, sind Kohl und Rüben, die wir nicht ausstehen können. — Schon ihre erste Antwort hatte ihn angefangen zu ärgern, jetzt ward er wütend vor Zorn, aber anstatt sie zu strafen, fiel er über die Königin, meinen Bruder und mich her. Zum Anfang warf er seinen Teller meinem Bruder an den Kopf, der ihm nur mit Mühe auswich; ein zweiter flog auf mich zu und ich war eben so glücklich; ein Strom von Schimpfreden folgte diesen ersten Feindseligkeiten nach. Der Königin warf er die üble Erziehung vor, die sie ihren Kindern gäbe und zu meinem Bruder sagte er: du solltest deiner Mutter fluchen, sie ist daran schuld, daß du ein Taugenichts bist. In Karthago, fuhr er fort, ward ein Mann einiger Verbrechen wegen zum Tode verurteilt; wie er zum Richtplatz geführt war, forderte er seine Mutter zu sehen; sie kam, er näherte sich ihr, unter dem Vorwande, leise mit ihr zu reden und biß ihr ein Stück vom Ohr ab, wobei er ihr sagte: so behandle ich dich, damit du allen Müttern zum Beispiel dienest, die ihre Kinder nicht in der Uebung der Tugend erziehen. So kannst du auch thun, fuhr er, immer noch an meinen Bruder gerichtet, fort." Nun stand er auf, oder vielmehr: er ließ sich auf seinem Stuhle fortziehen, wie wir aber, mein Bruder und ich, neben ihm vorbeigehen wollten, um das Zimmer zu verlassen, versetzte er uns mit seiner Krücke einen Schlag, der uns, hätten wir ihn nicht abgewehrt, niedergestreckt hätte. Wir entkamen endlich glücklich aus dem Zimmer. Die Gemütsbewegung verursachte mir ein solches Zittern, daß ich mich, unfähig, aufrecht zu stehen, niedersetzen mußte. Kaum konnte man eine Ohnmacht abwehren. Die Königin kam uns nach, tröstete uns und that ihr Möglichstes, um uns zu bewegen, daß wir zum

König zurückgingen. Aber die Teller und Krücken machten uns so angst, daß wir nicht die mindeste Lust dazu hatten. Endlich mußte es aber doch geschehen und wir fanden den König, wie er sich sehr kaltblütig und ruhig mit seinen Offizieren unterhielt.

Nichts desto weniger befand ich mich sehr übel; ich mußte mich in der Königin Zimmer begeben, wo mich eine neue Ohnmacht befiel. Meiner Mutter Kammerfrau rief: Mein Gott! was fehlt Ihrer Königlichen Hoheit? Sie sehen ja fürchterlich aus! ich blickte in den Spiegel und sah Hals und Gesicht mit roten Flecken bedeckt. Ich antwortete ihr, daß ich eine heftige Gemütsbewegung gehabt hätte, der ich die Schuld davon gäbe. Dieser Zufall wiederholte sich mehrere Male; wenn ich in der Kälte war, verschwanden diese Flecken, in der Hitze kamen sie zum Vorschein. Dennoch mußte ich den ganzen Tag aushalten, ohne mich zur Ruhe begeben zu dürfen. In der Nacht befiel mich ein heftiges Fieber und den folgenden Morgen fand ich mich so ermattet, daß ich die Königin um Entschuldigung bitten mußte, nicht zu ihr zu kommen. Sie ließ mir sagen: tot oder lebendig müsse ich zu ihr kommen. Ich erwiderte, daß ich einen Ausschlag habe, der es unthunlich mache, aber sie wiederholte ihren Befehl. Man trug mich also zu Vieren in ihr Zimmer, wo ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, dennoch schleppte man mich zum König, wo aber meine Schwester, da sie mich so schlecht und auf dem Punkt sah, den Geist aufzugeben, zum König sagte: ich beschwöre Sie, mein lieber Vater, lassen Sie meine Schwester in ihr Zimmer gehen! sie hat das Fieber und kann sich nicht aufrecht halten. — Der König fragte mich: ob das wahr sei? Du siehst sehr schlimm aus, sagte er, aber ich will dich heilen — und damit ließ er mir einen großen Becher alten, sehr starken Rheinwein geben, den ich mit Gewalt trinken mußte. Mein Ausschlag war zurückgetreten und ich rang mit dem Tode. Kaum hatte ich den Wein getrunken, so fing ich an, irre zu reden; ich beschwor die Königin, mich hinwegbegeben zu dürfen und unter der Bedingung, daß ich am Abend wieder auszugehen verspräche, ward mir das endlich erlaubt.

Ich legte mich also mit meinem Kopfputz nieder, aber kaum war ich zu Bett, so nahm das Fieber dergestalt überhand, daß

es mich der Vernunft völlig beraubte. Der Arzt, den man herbeirief, hielt mein Uebel für ein hitziges Fieber und gab mir drei meiner Krankheit ganz widerstrebende Mittel. Von Zeit zu Zeit kehrte meine Vernunft zurück; dann bat ich Gott, mich zu sich zu nehmen und sagte zu meiner in Thränen zerfließenden Hofmeisterin: „Warum weinen Sie? die Vorsehung hat mich durch alle Leiden, die über mich ergingen, gegen die Welt gleichgültig gemacht und nun will sie mir das höchste Glück gewähren. Ich bin an allem Kummer meiner Mutter, meines Bruders schuld; mein Tod wird ihn beendigen. In diesem Fall sagen Sie dem König, daß ich ihn um zwei Dinge bitte, einmal, daß er mir seine väterliche Liebe wieder schenke und daß er gütiger gegen meine Mutter und meinen Bruder sei und ihren Zwist mit mir ins Grab lege." — Sechsunddreißig Stunden blieb ich zwischen Leben und Tod und endlich zeigte es sich, daß ich die Kinderpocken hatte.

Der König hatte sich seit dem Anfang meiner Krankheit nie nach mir erkundigen lassen. Sobald er hörte, welches mein Uebel sei, schickte er mir seinen Oberchirurg, um sich zu unterrichten, ob es wirklich die Kinderblattern wären? Dieser Grobian sagte mir tausend harte Dinge im Namen des Königs und seiner eignen widrigen Person. In jedem andern Augenblick hätte er mir Galle erregt, jetzt litt ich zu sehr, um auf seine Unverschämtheit zu merken. Sobald er meine Krankheit bestätigt hatte, kam man, mir von Seiten des Königs Arrest anzukündigen. Alle Zugänge zu meinen Zimmern wurden versiegelt und befohlen, daß niemand, der von dem König oder der Königin käme, den Fuß zu mir setzen solle. So sah ich mich also wie eine Pestkranke behandelt und hatte keine Hülfe, als meine Hofmeisterin und meine Kammerfrau, welche letztere schwanger und also wenig imstande war, Mühseligkeit zu ertragen. In einer Kammer, wo es fror, um Steine zu sprengen und von aller Welt verlassen, war ich's dennoch nicht von meinem Bruder, der die Blattern schon gehabt hatte; täglich kam dieser zu mir und brachte die Stunden, wo er sich von dem Könige entfernen konnte, bei mir zu. Die Königin ließ sich alle Augenblicke nach mir erkundigen, durfte mich aber nicht sehen. Neun Tage lang war ich sehr schlecht, alle Umstände meiner Krankheit waren

tötlich und wer mich sah, meinte, ich würde für mein ganzes Leben entstellt sein. Dennoch entging ich dem Tode und behielt von dieser grausamen Krankheit keine Spur.

Indeß kam Herr von Bremer nach Berlin, um sich im Namen des Markgrafen von Anspach mit meiner Schwester zu verloben. Die Ceremonie ward ohne alles Gepränge vollzogen. Der König war seine Gicht und seine üble Laune los, nur gegen mich hatte er sie behalten und nie trat der liebenswürdige Holzendorf in mein Zimmer, ohne mir in seinem Namen die unangenehmsten Dinge zu sagen. Dieser böse Mensch war damals in der höchsten Gunst, alle Welt beugte das Knie vor ihm; aber er benutzte seine Lage nur, um allen rechtlichen Leuten zu schaden, besonders aber der Königin, meinem Bruder und mir. Er war Seckendorf's Kreatur — das ist genug gesagt.

Der König behandelte meinen Bruder jetzt etwas milder, aber blos aus Politik und auf Grumkow's Zuraten, der ihn ganz in Händen hatte. Graf Finkenstein und Oberst Kalkstein standen beide seinen Plänen im Wege, man mußte sie also von meinem Bruder entfernen und zwar unter dem Vorwand, daß er keiner Hofmeister mehr bedürfe; er trug dem König seine Ursachen vor und gewann ihn ganz für seine Meinung; beide Hofmeister wurden ehrenvoll abgedankt und erhielten ein ansehnliches Jahrgeld für ihre Dienste. An ihre Stelle traten zwei Offiziere, jedoch ohne die geringste Gewalt über meinen Bruder zu erhalten, der eine war der Oberst Rochow, der andere Herr von Kaiserling beides rechtliche Leute, der erste, wie es der Verfolg dieser Memoiren zeigen wird, von wenig Genie, der andere aber hatte unendlich viel Verstand, allein keine Religion; er hatte sehr viel gelesen und that sich etwas darauf zu gut, ein Dichter zu sein. Aus dieser Darstellung begreift man leicht, daß Kaiserling meinem Bruder viel besser wie Rochow gefiel, denn er liebte die Wissenschaften sehr und fand bei diesem jungen Mann seine Rechnung. Nur kurze Zeit waren sie beisammen, so kamen sie auf religiöse Gegenstände zu sprechen; Kaiserling erregte bei meinem Bruder Zweifel, die ein andrer Mensch, den ich nächstens schildern werde, bald unausrottbar befestigte.

Er kam fast täglich zu mir. Wir beschäftigten uns mit

Lesen und Schreiben. Ich erinnere mich noch, wie wir Scarrons komischen Roman lasen und Satyren daraus zogen, die wir auf die ganze kaiserliche Bande anwendeten. Grumkow nannten wir: La Rancune, den Markgrafen von Schwedt, der mit seinen Ansprüchen wieder herauszurücken anfing, Saldagne; Seckendorf: La Rapiniere; sogar der König ward in diesem feinen Machwerk nicht geschont und ich darf gar nicht sagen, welche Rolle er darin spielte. Wir zeigten es der Königin, die sich sehr daran ergötzte. Sicherlich hätten wir vielmehr einen derben Verweis verdient; Kinder sollen die, ihren Eltern schuldige Ehrerbietung nie aus den Augen setzen und ich habe es mir seitdem tausendmal vorgeworfen, damals so sehr gegen diesen Grundsatz gefehlt zu haben. Unsre Jugend und der Beifall, den man diesen schönen Geistesfrüchten gab, muß uns einigermaßen entschuldigen. Madame Bouvillon wurde in unserm satyrischen Romane nicht vergessen; wegen der Aehnlichkeit ihrer Gestalt, erhielt die Hofmeisterin der Königin diesen Namen. Wir scherzten mehrmals in ihrer Gegenwart darüber, so daß sie neugierig ward, zu wissen, wer diese Madame Bouvillon sei? Ich antwortete ihr, daß man die Kamerera Major der Königin von Spanien so nenne und sie alle von dieser Familie sein müßten. Sechs Wochen darauf, wie eben bei der Königin Appartement war, ward von dem spanischen Hofe gesprochen und sie glaubte nichts schöneres in der Welt sagen zu können, als wenn sie versicherte, daß alle Kamerera Majors von der Familie Bouvillon wären. Die ganze Gesellschaft lachte ihr ins Gesicht; sie merkte nun, daß ich ihr etwas weis gemacht hatte und wie sie sich weiter erkundigte, erfuhr sie die Geschichte der Heldin, die ich zur Würde der Kamerera Major erhob. Sie begriff sogleich, daß ich über sie gespottet hatte und war so bös, daß ich sie nur mit vieler Mühe versöhnen konnte. Ich hatte sie gerne und schätzte sie: was ich gethan hatte, geschah einzig, um die Königin zu ergötzen. Seitdem habe ich diese Spottsucht abgelegt; man thut besser, sich als andere zu bekritteln; ihre Fehler fallen uns in die Augen, indeß die unsern uns entgehen. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Da der Markgraf von Anspach in acht Tagen ankommen sollte und weder er, noch meine Schwester die Blattern gehabt

hatten, schaffte man mich vor seiner Ankunft in Potsdam weg. Vor meiner Abreise ging ich zum König, allein meine Mutter lies mich nicht lange bei ihm, er mißhandelte mich gewöhnlich, und meine Mutter fürchtete, die Gemütsbewegung möchte mir, da ich noch nicht ganz hergestellt war, schädlich werden. Wie ich in Berlin ankam, fand ich die Gräfin Amalie mit dem Staatsminister von Viereck versprochen. Ihr alter Liebhaber war vor einem Jahre in England gestorben; wie sie die Nachricht erhielt, befand sie sich am Hof, mitten im Zirkel; sie ergriff sie so heftig, daß sie ohnmächtig niedersank. Diese Begebenheit hatte ihrer Gunst bei der Königin geschadet und sie tröstete sich über den Verlust, indem sie einen andern Mann nahm. Der König, die Königin und die ganze Familie kamen mir bald nach. Die Hochzeit meiner Schwester ward mit Pomp und Gepränge gefeiert und nachdem sie vierzehn Tage darauf mit ihrem Gemahl abreiste, ward ich meiner Einsamkeit entlassen.

Wir blieben nicht lange in Berlin, sondern folgten dem König nach Wusterhausen. Dort gingen die Zänkereien von neuem los; täglich gab es Streit und der Zorn meines Vaters gegen meinen Bruder und mich ging endlich so weit, daß er uns, die Mahlzeiten ausgenommen, aus seiner und der Königin Gegenwart verbannte. Kaum gestand er uns das Notwendige zu; von früh bis Abend plagte uns der Hunger und wir nährten uns, mein Bruder und ich, von nichts als Milch und Kaffee und mittags und abends erhielten wir dabei vor aller Welt die schönst möglichsten Ehrentitel. Nachmittags ließ uns die Königin heimlich zu sich kommen; ihre Spione paßten indeß allezeit auf, um sie von der Rückkehr des Königs zu benachrichtigen. Eines Tages, wie wir auch bei ihr waren, hatten sie die Nachlässigkeit, es zu unterlassen und da das Zimmer, wo wir uns befanden, keinen andern Ausgang hatte, mußten wir einen schnellen Entschluß fassen. Mein Bruder verbarg sich in einem Wandschrank und ich schlüpfte unter der Königin Bett. Kaum hatten wir Zeit dazu, als der König eintrat. Unglücklicher Weise war er sehr müde; er schlief ein und schlief zwei Stunden lang. Ich befand mich in der lästigsten Stellung und erstickte fast unter dem sehr niedrigen Bett. Von Zeit zu Zeit guckte ich leise mit dem Kopf heraus, um zu sehen, wie lange der

Schlaf dauerte. Hätte jemand den Auftritt mit angesehen, er hätte sich des Lachens nicht enthalten können. Endlich wachte der König auf und ging seiner Wege; wir krochen aus unsern Höhlen heraus und baten die Königin inständig, uns keiner solchen Komödie mehr auszusetzen. Mehrmals bat ich die Königin, meinem Vater schreiben zu dürfen, um die Ursache seines Zornes zu erfahren und wenn ich ihn beleidigt hätte, seine Verzeihung zu erlangen. Sie verbot es mir aber jederzeit — was hülfe es, sagte sie, er würde dir seine Gunst versprechen, aber unter der Bedingung, den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog von Weißenfels zu heiraten — was würdest du alsdann thun können? Diese Gründe waren nicht ohne Gewicht und ich mußte mich fügen.

Auf diese Stürme folgten ein paar gute Tage, aber nur, um noch böseren Platz zu machen. Der König ging nach Libnow, wo er eine Zusammenkunft mit dem König von Polen und dessen ältesten Sohn hatte. Ungeachtet aller Hindernisse, die man ihm in den Weg gestellt hatte, hoffte mein Vater noch immer, meine Heirat mit dem Könige von Polen zustande zu bringen. Der Kronprinz von Polen widerstand allen Bitten der beiden Könige und war nicht zur Unterzeichnung des Kontrakts zu bewegen; mein Vater, der sich demnach gezwungen sah, diesen Plan aufzugeben, fand es für gut, mich sogleich, noch in Gegenwart des Königs von Polen, feierlich an den Herzog von Weißenfels zu versprechen. Bei seiner Rückreise kam er durch Dam, ein kleines Städtchen, das diesem Prinzen gehörte und hielt sich einige Tage daselbst auf. Während dieser Zeit waren wir in Wusterhausen geblieben, wo wir, da wir keinen Mißhandlungen ausgesetzt waren, einer Art von Ruhe genossen. Dies ging aber mit der Rückkehr des Königs zu Ende; er sah meinen Bruder gar nicht mehr, ohne ihm mit dem Stocke zu drohen und dieser sagte mir oft: die Mißhandlungen würde er immer mit Ehrerbietung ertragen, käme es aber je zu Schlägen, so liefe er davon, denn diese gedächte er nie zu ertragen.

Keith, der Page des Königs, war indeß Offizier geworden, bei einem Regimente, das im Cleve'schen lag. Uns hatte diese Beförderung sehr gefreut, denn wir hofften, mein Bruder sollte nach seiner Entfernung wieder auf die gute Bahn zurückkehren

und seine Ausschweifungen unterlassen. Aber leider traf das Gegenteil ein. Er fand einen andern, noch viel gefährlicheren Liebling, den Sohn des Feldmarschalls von Katt und Enkel des Feldmarschalls von Wartensleben. Sein Vater hatte ihn sehr gut studieren lassen und seines ausgezeichneten Genies wegen zum Zivildienst bestimmt, das hatte aber dem Könige nicht gefallen; er versetzte ihn also in Kriegsstand, worin er damals Kapitän der Gensdarmes war. Der häufige Verkehr in dem Hause des französischen Gesandten, Grafen von Rotenburg, verschiedene Reisen, Fleiß und Lektüre hatten seinen Geist und seine Sitten verfeinert; er war sehr gebildet und besaß dabei einen höchst angenehmen und leichten Gesprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voll Näte, die ihm die Kinderblattern zurückgelassen hatten; seine dicken schwarzen Augenbrauen, die ihm fast das Auge bedeckten und sich über der Nase vereinigten, gaben ihm eine unglückselige Physiognomie. Er war ungeheuer ausschweifend und spielte den starken Geist. Bei ihm verlor mein Bruder alles Christentum und ließ sich zur zügellosesten Liederlichkeit hinreißen. Ich merkte wohl hie und da etwas in meines Bruders Gesprächen und widerlegte oft sein System einer Vorherbestimmung, durch welches er behauptete, daß man sich der Sünde nicht erwehren könnte, sobald man für sie vorher bestimmt sei. Ich dachte aber nicht, daß er mit diesem Satz alle Religionsbegriffe umstürzen würde.

Endlich verließen wir Wusterhausen, um nach Berlin zurückzukehren. Da der König meiner Heirat mit dem Herzog von Weißenfels gar nicht mehr erwähnt hatte, glaubte sich meine Mutter in vollkommener Sicherheit. Eines Abends bekam sie einen Brief von meinem Bruder, den ihr einer seiner Leute insgeheim überreichte; er sagte ihr darin, daß er in Verzweiflung sei, denn der König habe sich endlich bis zu Thätlichkeiten hinreißen lassen und habe ihn auf's Grausamste mit dem Stocke mißhandelt, so daß er geglaubt habe, er würde ihn in seiner Wut umbringen. Zum Schluß sagte er, daß seine Geduld zu Ende sei, er habe zu viel Ehre, um sich wie ein Elender behandeln zu lassen und erlangte er nicht bald von Seiten Englands das Ende seiner Leiden, so würde er gezwungen sein, andere, entschiedene Wege einzuschlagen, deren er sich gerne enthoben

jähe. Man denke sich die Wirkung dieses Briefes auf mich und die Königin! Unser Schmerz war unbeschreiblich; ich ahnte seine traurigen Folgen und verstand besser, wie die Königin, was mein Bruder darin andeutete und daß von einer Flucht die Rede sei. Flehend wagte ich es, meine Mutter zu bitten, daß sie dem König seinen Willen ließ, sie sehe ja die Uneinigkeit, die in der Familie herrschte, die Art, wie mein Bruder vom König behandelt würde und wie sehr der König seit einem Jahre erbittert worden wäre; ich wollte gern das Opfer von allem diesem sein und es gäbe keinen Schritt, wie schwer er auch wäre, zu den ich mich nicht lieber mit Freuden entschlösse, als diesen Zwiespalt und den Kummer, der daraus für meinen Bruder entstehe, länger zu ertragen. Diese Reden brachten sie sehr gegen mich auf. — Willst du mir das Herz durchbohren, rief sie und Niederträchtigkeiten begehen, die deiner und meiner unwürdig sind? Thue dann, was du willst, ich aber gebe dir unverzüglich meinen Fluch und verleugene dich als meine Tochter. Bei diesen Worten geriet sie in solche Heftigkeit, daß sie mich erschreckte und ich hatte alle Mühe von der Welt, sie zu beruhigen und meinen Frieden mit ihr zu machen.

Seit der Heirat der Gräfin Amalie hatte Fräulein von Bülow, der Königin erste Hofdame, den Platz in der Gunst dieser Fürstin, den jene verloren hatte, gewonnen. Der Charakter dieses Fräuleins war dem der ersten ganz entgegengesetzt; sie war gut, dienstfertig und that Niemandem Schaden; ihr einziger Fehler war eine unermeßliche Intriguensucht. Sie stand mit Herrn von Bourguait, dem englischen Gesandten und seiner Frau in sehr freundschaftlichem Verhältnisse und noch mehr mit Herrn von Kniephausen, dem ersten Staatsminister des Berliner Hofes, wodurch es der Königin sehr leicht ward, alle, auch die geheimsten Geschäfte zu erfahren. Die boshafte Ramen ging auch ihren Weg fort; sie brachte der Königin falsche Nachrichten über den König zu, indeß sie sie selbst verriet und ihren Feinden gleichsam verkaufte. Seit dem Briefe meines Bruders wußte die Königin nicht mehr, welchen Heiligen sie anrufen sollte. Eversmann, dessen ich in diesen Memoiren schon öfter erwähnt habe, war damals des Königs inniger Günstling.

Meine Mutter wußte, daß dieser Mensch von Seckendorf und Grumkow bezahlt, alles Mögliche that, um den König bei aller Gelegenheit gegen seine Familie zu erbittern; sie beschloß also ihn um jeden Preis zu gewinnen und sprach darüber mit Herrn von Bourguait. Fünfhundert Thaler war alles, was sie von ihm erhalten konnte; sie legte eben so viel ihrerseits hinzu und nachdem sie freundschaftlich mit Eversmann gesprochen und ihm prächtige Versprechungen gemacht hatte, gab sie ihm diese Summe und sagte dabei, daß sie in Vergleich der Vorteile, die ihm in der Zukunft bevorständen, wenn er sich ihrer Partie anschließe und seine Pflicht thäte, eine bloße Kleinigkeit sei. Er versprach alles, verriet es aber sogleich an den König, bei dem er sich ein großes Verdienst aus seiner treulosen Anhänglichkeit machte; dadurch ward der König noch mehr gegen meine Mutter erbittert und wir sanken in einen Abgrund, aus dem wir uns nur mühsam wieder aufhelfen konnten.

Jetzt komme ich zu dem kritischen Zeitpunkt dieser Memoiren, zu dem Jahre 1730, welches wohl das allergrausamste meines Lebens war. Der König kam zum Neujahrsfest nach Berlin; die ganze Zeit seines Aufenthaltes war er gut gelaunt und die Heiratsgeschichten wurden gar nicht berührt; wir hatten Mittel gefunden, meinen Bruder zu beruhigen und schmeichelten uns nun nach den vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten ein wenig zu ruhen. Allein wer kennt die Falten des menschlichen Herzens und wer dürfte auf ein dauerndes Glück rechnen? Der König verließ Berlin, um sich nach Potsdam zu begeben; nach einigen Tagen empfing der Graf von Finkenstein ein Billet von ihm, mit einer Ordre, die er nur in Gegenwart von Grumkow und des Feldmarschall von Bork, welche beide Staatsminister waren, erbrechen sollte. Diese beiden Männer hatten Befehl erhalten, sich zu Finkenstein zu begeben. Sobald sie versammelt waren, lasen sie die Ordre, in welcher ein Brief des Königs an die Königin enthalten und der folgenden Inhalts war: „Sobald ihr alle drei, nämlich Grumkow, Bork und Finkenstein, versammelt seid, begebt euch zu meiner Frau und sagt ihr in meinem Namen, daß ich ihrer Intriguen müde bin, daß ich durchaus nicht mehr das Spielzeug Englands, welches mich und meine Familie entehrt, sein will: daß ich ent-

schlossen bin, meine Tochter Wilhelmine Allen zum Trotz zu verheiraten, aber aus außerordentlicher Gnade gegen meine Frau ihr erlaube, zum letzten Mal nach England zu schreiben, um zu erfahren, ob man die einfache Heirat eingehen wolle, oder nicht, aber dagegen auch fordere, daß meine Frau, wenn die Antwort nicht nach Wunsch ausfällt, ihr Ehrenwort gebe, sich der Heirat meiner Tochter nicht mehr zu widersetzen. Sie kann zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weißenfels wählen. Wenn sie aber diese Bedingungen nicht eingeht, sagt ihr, daß ich auf immer mit ihr breche und sie sich mit ihrer unwürdigen Tochter, die ich dann nicht mehr für die meinige anerkennen will, nach ihrem Witwensitz Oranienburg zurückziehen kann. Thut eure Pflicht, wie es treuen Unterthanen geziemt und wendet alle Kräfte an, sie zur Fügung in meinen Willen zu bewegen. Ich werde euch dafür Dank wissen, es aber im entgegengesetzten Fall an euch und euren Familien ahnden und bin euer gewogener König Wilhelm."

Sogleich nach Lesung dieses Briefes begaben sie sich zu der Königin. Diese erwartete nichts weniger, als das; der Graf von Finkenstein fand aber doch Mittel, sie zu benachrichtigen. Sie überreichten ihr den Brief des Königs, der in so harten Ausdrücken abgefaßt war, daß ich ihn lieber mit Stillschweigen übergehe; darauf übergaben sie ihr den erhaltenen Befehl und sprachen mit ihr, wie sein Inhalt sie anwies. Grumkow zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders aus. Er folgte dem Beispiel des Teufels; denn nachdem er ihr vergeblich alle politischen Ursachen angeführt hatte, warum der Vorteil des Königs dieses Opfer erheische, wollte er ihr aus der heiligen Schrift beweisen, daß die Weiber ihren Männern unterthan sein sollen und daß, wenn es auf kindlichen Gehorsam ankäme, die Kinder ihn dem Vater, vorzugsweise vor der Mutter, schuldig wären, auch daß ein Vater das Recht habe, seine Tochter ohne ihre Neigung zu einer Heirat zu zwingen. Die Königin antwortete ihm dagegen mit dem Beispiele Bethuels, der den Dienern Abrahams, wie sie für seinen Sohn Isaak um Rebecka anhielten, antwortete: lasset das Mägdlein holen und fordert ihre Einwilligung. Sie kenne, setzte sie hinzu, die Unterwerfung, welche das Weib dem Manne schuldig sei, daß

sie sich aber nur auf vernünftige Dinge beschränke, welche weder der Billigkeit, noch Gerechtigkeit widerstrebten; daß aber nun weder die eine, noch die andere darin bestände, wenn man mich an einen rohen, wütenden, ausschweifenden, von Lastern gebrandmarkten Menschen verheiratete, der über dieses der jüngste des Brandenburgischen Hauses wäre, polnischer General, apanagierter Prinz, kaum fähig, selbst standesgemäß zu leben, noch viel weniger mich anständig zu erhalten; in einem ganz unverhältnismäßigem Alter sei, von einer höchst unangenehmen Gestalt und endlich von jedem Vorteil entblößt, der eine Neigung zu ihm einflößen könnte. Was hingegen des Königs Drohungen, sich von ihr scheiden zu lassen, anbeträfe, so wären sie nichtig und die ganze Sache stände gar nicht in des Königs Gewalt. Sie habe ihm nie, weder durch ihr Betragen, noch ihre Handlungen Ursache zu Klagen gegeben; sie hielt es also unter ihrer Würde, auf diesen Artikel weitläufiger zu antworten. Den Befehlen des Königs gemäß, würde sie übrigens nach England schreiben, aber nie in eine der beiden vorgeschlagenen Heiraten willigen; viel lieber würde sie mich tot, als in ein solches Unglück gestürzt sehen. Am Ende dieser Erklärung sagte sie: mir ist nicht wohl; man sollte mir in meinem Zustande mehr Schonung beweisen. Hierauf sagte sie Grumkow noch einige Anzüglichkeiten und begab sich in sehr heftiger Bewegung hinweg.

Sobald sie Abschied genommen hatten, ließ mich die Königin rufen, sie weinte heftig, teilte mir den ganzen, soeben erzählten Vorgang mit und zeigte mir den Brief des Königs, auf den ich nur mit meinen Thränen antworten konnte. Dieser schreckliche Brief mußte jedoch beantwortet werden; was sie schrieb, war rührend und widerholte alles, was sie den drei Marschällen gesagt hatte. Nachher ging sie mit der Gräfin von Finkenstein, meiner Hofmeisterin und mir über den zu nehmenden Entschluß zu Rat. Man kam einstimmig dahin überein, daß sie die Kranke so gut spielen solle, daß ihre Kammerfrauen selber betrogen würden. Die Gräfin Finkenstein sagte ihr bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht wüßte, wer die Personen wären, die alles, was bei ihr vorging, selbst die Gespräche, welche die Königin allein mit ihr führte, ausschwatzten. „Ihro Majestät, fuhr sie fort, kann in diesem kritischen Zeitpunkt nicht vorsichtig

genug sein, man horcht an allen Thüren und Menschen, die Ihnen zugethan scheinen, verraten Sie." Die Königin antwortete: sie können von meinen Geheimnissen nichts verraten, denn sie wissen sie nicht und der Namen bin ich gewiß. Wir sahen uns alle drei auf eine Weise an, die ihr unsere Gedanken verraten mußte; allein obschon sie es sehr wohl bemerkte, wollte sie doch nichts davon wissen.

Noch an demselben Abend, bei Tisch, that sie, als sei sie unpäßlich. Wir spielten alle unsere Rollen so gut, daß jedermann getäuscht wurde, die Namen ausgenommen, die man vom ersten Augenblick an von der Komödie benachrichtigte. Tags darauf blieb sie zu Bett und beobachtete allen Brauch einer förmlich Kranken. Das alles hinderte sie aber nicht, meinem Bruder heimlich zu antworten, ihm den ganzen Vorgang mitzuteilen und den Entwurf eines Briefes, den er an die Königin von England schreiben sollte, zu schicken. Er sollte darin sagen, daß er sich meiner Heirat wegen zwar schon an sie, wenn gleich ganz ohne Erfolg, gewendet hätte, aber dadurch nicht mutlos gemacht sei, indem er ihr gutes Herz und das des Königs von England, nebst ihrer Zärtlichkeit für die Königin, seine Mutter und ihre Familie zu wohl kenne, um zu glauben, daß sie bei dem Zustand, in welchen wir geraten wären, länger anstehen sollten, ihre Einwilligung zu meiner Heirat mit dem Prinzen von Wales zu geben; daß sie dadurch nichts wagten, weil er sein Wort gäbe, nie eine andere, als die Prinzessin Amalie, ihre Tochter zu heiraten; wenn sie aber diese Sache im Gegenteil noch mehr in die Länge zögen, würde er sich nicht nur seines Versprechens entbunden halten, sondern den ersten Heiratsvorschlag annehmen, den ihm sein Vater mache. Mein Bruder stand nicht an, diesen Brief abzuschreiben, der zu gleicher Zeit, wie der meiner Mutter, der sehr stark war, abgesandt wurde. So viel Abscheu ich gegen diese Heirat gehabt hatte, so sehr wünschte ich nun, offenherzig gesagt, daß sie stattfinden möchte. Unter drei mir drohenden Uebeln war es das geringste; und ich sah nur zu deutlich voraus, welch' ein Schicksal uns erwartete, wenn sie fehlschlagen sollte.

So währte es einige Tage. Die Königin verließ nachmittags das Bett und speiste mit uns zu Nacht; allein den

fünfundzwanzigsten begann die Krisis. Sie erhielt nämlich eine neue Gesandtschaft vom König, die aus denselben Personen wie die erste bestand, aber ihre Aufträge waren jetzt viel stärker als das vorige Mal; der König beharrte auf seiner Drohung, sie auf ihren Witwensitz zu schicken; zugleich drohte er aber, mich zwischen vier Mauern einzusperren und meinen Bruder ins Unglück zu stürzen. England that er gar nicht mehr Erwähnung, sondern sagte, daß er nichts mehr davon hören wollte; selbst wenn es noch nachgeben sollte, würde er mich ihm abschlagen, sie sollte also gutwillig einen der gethanen Vorschläge wählen, oder der Ahndung des Königs für ihren Eigensinn, deren ganze Last auf mich fallen würde, gewiß sein. Alles dieses von einem zweiten, noch weit heftigern, Briefe des Königs begleitet, erschütterte die Königin nicht, sie beharrte fest auf ihrer Weigerung und sagte: der König könnte sie eher töten, als ihre Einwilligung erlangen. Den folgenden Tag legte sie sich wieder nieder, um von Neuem die Kranke zu spielen. Von einem Augenblick zum andern sahen wir gewaltsamen Maßregeln entgegen, Unruhe und Kummer griffen meine ohnehin zarte Gesundheit auch dergestalt an, daß ich weder schlafen, noch essen konnte und sichtbar magerer ward.

Acht Tage verstrichen in dieser peinlichen Lage, als endlich die Antwort von England ankam. Sie folgte ganz der alten Weise; der König und die Königin von England waren sehr geneigt meine Heirat zu vollziehen, vorausgesetzt, daß die meines Bruders zu gleicher Zeit stattfände. Der Brief der Königin, welcher an meinen Bruder gerichtet war, enthielt bloße Komplimente. Meine Mutter teilte mir diese Nachrichten gleich mit, war aber so davon angegriffen, daß wir für ihre Gesundheit fürchteten. Sie begleitete diesen schönen Bescheid, der dem König dennoch vorgelegt werden mußte, mit einem sehr rührenden Brief, in der Hoffnung, ihn zu erweichen; er schickte ihr aber Brief und Einschluß, ohne es gelesen zu haben, zurück; denn die Ramen, der die Königin alles anvertraut hatte, war ihr zuvorgekommen und hatte ihn von allem unterrichtet.

Den Abend kam Eversmann von Potsdam; er begab sich sogleich zur Königin und sagte ihr, daß der König gegen sie und mich im äußersten Zorn sei und geschworen hätte, die

entschiedenste Gewalt anzuwenden, wenn sie nicht in seine Wünsche einstimmte. Jedermann litt, setzte er hinzu, von seiner übelsten Laune und er habe meinen Bruder auf das grausamste gemißhandelt, denn er habe ihn bei den Haaren gepackt, durch das Zimmer geschleift und völlig blutig geschlagen. Wie er sie darauf verließ, kam er im Vorzimmer zu mir und sagte in einem unverschämten Tone: „wie lange wollen Sie noch die Uneinigkeit in der Familie erhalten und den Zorn des Königs sich zuziehen? Ich sage es Ihnen als Freund unterwerfen Sie sich gutwillig seinem Befehl, oder erwarten Sie die abscheulichste Schmach. Ich weiß, was im Vorschlag ist; Ihnen bleibt kein Augenblick zu verlieren; geben Sie mir einen Brief für den König und setzen Sie sich über alles, was Ihnen die Königin sagen könnte, hinweg. Ich sage Ihnen das alles nicht für meinen eigenen Kopf, sondern auf des Königs Befehl." — Man setze sich an meine Stelle und urteile, was ich empfand, da ein elender Kammerdiener mich also behandelte. Dennoch mußte ich kaltes Blut behalten; ich antwortete also: die Ungnade des Königs ist das Schmerzlichste, was mir begegnen kann und ich werde alles thun, um seine Gunst wieder zu gewinnen, ich kenne das gute Herz meines Vaters und seine väterliche Zärtlichkeit zu wohl, um zu glauben, daß er mich leichtsinnig wolle ins Unglück stürzen, aber dennoch werde ich mich seinen Befehlen, so hart sie auch sein mögen, unterwerfen, sobald er nur mit meiner Mutter übereinstimmt. Ich weiß es, daß er als Vater alle Rechte über mich hat, allein die Ansprüche meiner Mutter sind nicht weniger gültig. Ich bin auch bereit, mit jedem Eid, den mir der König vorlegen wird, zu versichern, daß ich nie den Prinzen von Wales heiraten will, wenn er mich nur dann mit den zwei Menschen, vor denen ich einen unübersteiglichen Widerwillen habe, zu verschonen verspricht." — Nun wandte er sich an meine Hofmeisterin und sagte: der König befiehlt Ihnen, die Prinzessin zu der Heirat mit dem Herzog von Weißenfels zu bereden und im Fall, daß sie diesen durchaus nicht wolle, mit dem Markgrafen von Schwedt. Wenn sie aber die Befehle der Königin den seinigen vorziehen, will er sie auf Wasser und Brod nach Spandau schicken und Ihre ganze Familie zu Grunde richten. — Das hat der König in

seiner Gewalt, antwortete sie sehr kaltblütig; er hat mich in Pflicht genommen, die Prinzessin zu erziehen, aber nicht sie zu seiner Heirat zu bereden. Ich mische mich nicht darein, ihr weder die eine noch die andere Partie in den Kopf zu setzen und bitte Gott, daß er sie leiten möge, das ihr Zuträglichste zu wählen. — Wissen Sie denn aber, fuhr er fort, was der König vor hat und wozu er entschlossen ist, wenn sie in ihrer Halsstarrigkeit fortfährt. — Nein, antwortete sie, ich mische mich in nichts und will es nicht wissen. — Ich will's Ihnen aber dennoch sagen, fuhr er fort, der König giebt der Prinzessin drei Tage Bedenkzeit und wenn sie dann noch auf ihrer Weigerung beharrt, will er die beiden Prinzen nach Wusterhausen kommen lassen und die Prinzessin zwingen, einen von ihnen zu heiraten. Willigt sie nicht freiwillig ein, so erwartet man die priesterliche Einsegnung nicht, sondern sperrt sie mit dem Herzog ein und dann ist sie glücklich, wenn er sie nachher noch heiraten will. — Fräulein von Sonnsfeld und Frau von Konnken, die Hofmeisterin der Königin, waren über diese Rede, die ich von ferne auch mit anhörte, vor Erstaunen ganz erstarrt! Frau von Konnken konnte es aber nicht ertragen und wusch ihm weidlich den Kopf, er beharrte aber auf seiner Aussage und versicherte, daß es kein Mittel gäbe, dem Uebel zu entgehen. Giebt es denn aber, sagte endlich Frau von Konnken, in der ganzen Welt keine andere anständige Heirat für die Prinzessin, daß man sie gerade zu einer von diesen beiden zwingen will? — Wenn die Königin, antwortete er, mit Ausschluß des Prinzen von Wales eine bessere weiß, wird es, glaube ich, dem Könige, obschon er von Herzen wünscht, sie mit dem Herzog von Weißenfels zu verbinden, dennoch ziemlich einerlei sein.

Der Befehl der Königin, der uns zu sich rief, machte dieser Unterredung ein Ende. Sie sah an meinem Gesichte, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte und ich teilte ihr mit möglichster Schonung Eversmann's Predigt mit. Nach langer Beratschlagung beschloß sie des folgenden Tages mit dem Marschall von Bork zu reden; er war ein sehr redlicher Mann und konnte ihr über ihre damalige Lage Licht geben. Sie ließ ihn also zu sich berufen und erzählte ihm in Beisein ihrer Hofmeisterin alles, was den Tag vorher vorgegangen war. Sie

haben sich, fuhr sie fort, Ihrer Aufträge von Seiten des Königs erledigt und ich habe Ihnen, als seinem Gesandten, geantwortet; jetzt haben Sie mit jener Sache nichts mehr zu thun; ich fordere Ihren Rat wie den eines Freundes und will, daß Sie mir gewissenhaft antworten. — Der Marschall zuckte die Schultern; ich bin in Verzweiflung, sagte er, die Königliche Familie in solchem Zwiespalte zu sehen und zu erfahren, welchen bittern Verdruß Ihre Majestät ertragen müssen. Bis jetzt hoffte ich immer, England würde endlich einen günstigen Entschluß fassen, da es aber in seinen Antworten beharrt, sehe ich nicht, wie sich Ihro Majestät aus dieser Verlegenheit ziehen können. Was Eversmann gestern von den gewaltthätigen Schritten gesagt hat, die der König gegen die Prinzessin im Sinne hat, scheint mir nur zu wohl begründet; der Markgraf von Schwedt ist inkognito hier, einer meiner Leute sah ihn und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß er schon drei Tage anwesend ist, er wohnt in der Neustadt und geht nur abends spät aus; Briefe von Dresden melden mir, daß sich der Herzog von Weißenfels in einem kleinen Dorfe nahe bei Wusterhausen befindet; man kann also von der Heftigkeit des Königs alles erwarten. Ihre Majestät kennen seine Gemütsart; einmal aufgebracht, ist es schwer, ihn wieder zu besänftigen. Gegen den Kronprinzen hat er sich schon zu Thätlichkeiten, gegen Ihre Majestät zu gewaltsamen Ausbrüchen hinreißen lassen; die folgenden Schritte kosten ihn nun nicht mehr soviel; da mir aber Ihre Majestät befiehlt, meine Meinung zu sagen, so däucht mir, Sie können in dieser traurigen Lage nichts thun, als Zeit zu gewinnen suchen. — Allein, rief die Königin, meine Tochter soll übermorgen ihren Entschluß erklären, wie soll man da Zeit gewinnen? — Es bleibt da nichts übrig, antwortete der Marschall, als einen dritten zu nennen. Ich bin überzeugt, daß weder Grumkow noch Seckendorf darein willigt, Ihre Majestät wagen also nichts, Sie gewinnen Zeit und besänftigen den König. Die Königin stimmte dem Rate sehr bei und nachdem sie eine Zeit lang über die Wahl des vorzuschlagenden Prinzen nachgedacht hatten, wählten sie den Erbprinzen von Bayreuth. Der Marschall übernahm es, dem König einen Wink über diese Veränderung zukommen zu lassen; wenn alle Stricke reißen, setzte er hinzu,

taugt diese Heirat immer unendlich mehr, wie die andere. Man lobt diesen Prinzen sehr, er wird regierender Herr, hat ein schönes Land und sein Alter paßt zu dem der Prinzessin. — Nun so bin ich zufrieden und wenn denn endlich der letzte Versuch, den ich in England mache, nicht hilft, so mag sie ihn in Gottes Namen heiraten! Wenigstens haben dann meine Feinde nicht die Freude, über mich zu triumphieren.

Nach zwei Tagen kam der König nach Berlin. Wie ein Wütender kam er in der Königin Zimmer — weder ich noch meine Schwestern waren zugegen und die Königin spielte in ihrem Bett noch immer die Kranke. Sie ließ ihm sein ganzes Gesetz abbeten, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen; wie er aber fertig war, suchte sie ihn durch die rührendsten Worte zu besänftigen. Alles war vergebens; wählen Sie, sagte er endlich und zum letztenmale, den Markgrafen von Schwedt, oder den Herzog Johann Adolph; wollen Sie mir aber Vergnügen machen, so fällt Ihre Wahl auf den letzten. — Dafür behüte mich Gott! rief die Königin — gut dann, sagte der König, so gehe ich diesen Augenblick zu der Markgräfin Philipp (der Mutter des Markgrafen von Schwedt), gebe ihr mein Wort und trage ihr die Zurüstungen zur Hochzeit auf. — Hierauf ließ er der Königin gar nicht Zeit, zu antworten, sondern ging fort.

Ohne Aufschub ging er zur Markgräfin und sagte: „Ihro Hoheit erstaunen vielleicht über meinen Besuch, aber ich bringe Ihnen eine Nachricht, die Sie freuen wird" — und ohne ihre Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „ich komme, um Ihnen meinen Entschluß zu melden, demzufolge ich meine älteste Tochter mit Ihrem Sohne verheirate; ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer Zufriedenheit über diese Verbindung, noch an Ihrer Einwilligung dazu; schreiben Sie ihm, er ist heute nach Schwedt zurückgereist, benachrichtigen Sie ihn von meinen Absichten und daß er nichts fürchten soll; ich will ihm schon zeigen, daß ich in meinem Hause Herr bin." — Diese würdige Frau, welche beim Anfang seiner Rede von Freude durchdrungen war, änderte bei deren Ende bald ihre Meinung. Ich erkenne, wie ich soll, antwortete sie dem König, die Ehre, welche Ihro Majestät meinem Sohn durch Ihre Wahl erzeigt, ich erkenne den Wert des Glückes, das Sie ihm bestimmen und die Vorteile, die für

ihn und mich daraus erwachsen; dieser Sohn ist mir teuer wie mein Leben, gern thäte ich auch das Schwerste für sein Glück, allein in Verzweiflung würde ich sein, wenn er es auf Unkosten der Prinzessin verlangte — ich muß nicht allein einer solchen Heirat meine Einwilligung versagen, sondern werde mich, falls mein Sohn schlecht genug dächte, um die Prinzessin gegen ihren Willen zu heiraten, als seine ärgste Feindin erklären. — Ist's Ihnen denn lieber, sagte der König, daß sie den Herzog von Weißenfels heiratet? — Sie mag heiraten, wen sie will, antwortete die Markgräfin, das ist mir einerlei, wenn nur mein Sohn und ich an ihrem Unglück nicht schuld sind. — Wie der König nichts über sie gewinnen konnte, begab er sich hinweg. Noch an demselben Abend schickte die Markgräfin einen vertrauten Diener zu mir, der mir ein Billet von ihr zustellte, welches alle soeben erzählten Umstände enthielt und worin sie mich bat, sie der Königin mitzuteilen. So viel Großmut verdiente eine angemessene Dankbarkeit; meine Antwort drückte ihr dieses Gefühl in meinem und der Königin Namen auf das innigste und stärkste aus.

Noch hatte ich den König nicht gesehen; meine Mutter wagte es nicht, mich seiner Gegenwart auszusetzen, aus Furcht, er möchte zu Thätlichkeiten schreiten. Ihr ganzes Zimmer war voll spanischer Wände, die eine Art Labyrinth bildeten, damit konnte ich dem Könige, im Fall er mich bei ihr überraschte, entwischen. Die Ramen, die immer wach wie Satan war, wenn es darauf ankam, jemanden zu schaden, veränderte ohne daß ich es wahrnahm, die Stellung dieser Wandschirme; der König trat ein, ich wollte wie gewöhnlich fortschlüpfen, verirrte mich aber in den spanischen Wänden und fand durchaus keinen Ausgang. Das Geräusch, welches ich machte, verriet mich bald, der König sah mich und sogleich goß er einen Strom von Schimpfreden über mich her, die er mit Faust- und Stockschlägen zu begleiten auf dem besten Wege war. Mir blieb nichts übrig, als mich hinter meine Hofdame zu flüchten; der König drang auf sie ein, sie zog sich zurück und stieß mich immer weiter mit sich fort; der König, indem er uns immer näher auf den Leib rückte, drückte uns endlich beide bis an das Kamin zurück, wo wir, wollten wir nicht ins Feuer springen,



endlich wohl Halt machen mußten. Nun steckte er seinen Kopf über Fräulein von Sonnsfeld Schultern zu mir hin und schimpfte aus allen Kräften und jedesmal, da er sich herüber neigte, tauchte ich unter und schlüpfte auf die entgegengesetzte Seite. Da er nun wohl sah, daß er mich nicht erwischen konnte und trotz seines Zornes über die komischen Figuren, die wir alle drei darstellten, lachen mußte, verließ er endlich das Zimmer.

Den folgenden Tag wiederholte er alle seine Bitten und seine Drohungen; nach einer Menge vergeblicher Bemühungen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, sagte ihm die Königin: lasset uns doch beide vernünftig sein! ich willige in den Bruch mit England ein, sprechen Sie mir dagegen nie mehr von den beiden verhaßten Partieen mit Weißenfels und Schwedt. Ich mache mich dagegen verbindlich, meine Tochter einem jeden zu geben, der ihr nur eine anständige Versorgung anbieten kann. — Nun gut, antwortete mein Vater, können Sie mir einen solchen nennen, so sind wir einig. — Da ist, nahm die Königin wieder das Wort, der Erbprinz von Bayreuth, er gehört Ihrem Hause an, er hat ein hübsches Land, paßt dem Alter nach zu meiner Tochter und soll ein sehr artiger Prinz sein — — Wohl! ich bin's zufrieden! rief der König, aber ich gebe ihr weder Mitgift noch Hochzeitsfest, noch Aussteuer, sobald sie sich nach ihrem Sinne verheiratet; gehorcht sie aber mir, so werde ich sie in jedem Sinne begünstigen. — Was soll ich denn aber noch mehr für Sie thun? sagte die Königin, ich gebe in allem nach und Sie sind nicht zufrieden. Wollen Sie mich denn zu Tode quälen? Meinetwegen mag meine Tochter den dicken Johann Adolph heiraten, aber hat sie die geringste Liebe für mich, so thut sie es nun und nimmermehr. — Sie sollen ihren Willen haben, sagte der König, morgen schreibe ich dem Markgrafen von Bayreuth und Sie sollen meinen Brief sehen.

Kaum war diese Unterredung zu Ende, so ließ mich die Königin rufen. Ich fand sie ganz entzückt, sie rief mir, mich umarmend, zu: alles geht nach Wunsch! Der König und ich haben einstimmig den Erbprinzen von Bayreuth zu deinem Gemahl gewählt, morgen wird der König dem Markgrafen darüber

schreiben. Nur ein Umstand beunruhigt mich, den ich aber zu ändern hoffe; der König will dir, weil ich es bin, die dich verheiratet, weder eine Mitgift geben, noch die Hochzeit ausrichten, aber ich hoffe, darüber setzest du dich hinweg. — Diese Entscheidung brachte mich aus aller Fassung. Ich antwortete, daß ich ihr in allen Stücken gehorchen würde, sie möchte aber bedenken, wessen sie mich aussetzte. Was wird, sagte ich, die Welt denken, daß ich mich ohne den Willen des Königs verheirate und was kann mir denn Empfindlicheres begegnen, als daß man mich wie ein schlechtes Mädchen aus dem väterlichen Hause ausstoße? Welchen Begriff kann man selbst dem Prinzen geben, dem man mich bestimmt hat? Ich habe die beiden Vorschläge, welche der König mir machte, beharrlich abgewiesen; Ihre Majestät kann nicht dagegen sein, wenn ich auch den abschlage, den Sie mir jetzt thun. Sobald Sie und der König bei irgend einer Wahl ganz einig sind, will ich mich blindlings unterwerfen, aber so, wie die Sachen jetzt stehen, kann ich es nicht. — Nun so heirate den türkischen Kaiser oder den großen Mogul! rief meine Mutter und folge deinem Kopf. Hätte ich dich besser gekannt, so würde ich mir nicht so viel Kummer zugezogen haben. Verheirate dich meinetwegen mit des Königs Kopfe, ich werde mich nicht mehr in deine Angelegenheiten mischen und du kannst völlig handeln wie du willst. — Ich wollte antworten, sie gebot mir aber Stillschweigen und schickte mich fort. Nun ließ sie meine Hofmeisterin kommen. „Bereden Sie meine Tochter, sagte sie zu dieser, mir nachzugeben, ich bestehe darauf, daß sie den Prinzen von Bayreuth heirate und will keine abschlägige Antwort. Diese Heirat macht mir so viel Freude, als versorgte ich sie in England. — In demselben Ton sprach sie mit meinem Bruder und dieser, den die Verzögerung von Seiten Englands zu ermüden anfing, redete mir sehr ernsthaft zu. Ich bin, antwortete ich, bereit, mich bei jeder Gelegenheit für dich aufzuopfern, aber bei dieser gegenwärtigen steht meine Ehre auf dem Spiel. Wenn der König seine Erklärung zurücknimmt, mir meine Mitgift verabfolgen läßt, mich mit gebührender Ehre aus seinem Hause verabschiedet, so will ich keinen Augenblick anstehen, den Prinzen von Bayreuth zu heiraten; besteht er aber auf seinen Willen, so wird mich nichts

in der Welt dazu bewegen. Mein Bruder ward zornig und sagte mir einige so harte Dinge, daß ich vollends in Verzweiflung geriet. Die Bülow, die bei diesem ganzen Auftritt gegenwärtig war, sagte: Ich beschwöre Ihre Königliche Hoheit, sich zu beruhigen, alles ist noch nicht verloren. Ich weiß ein sicheres Mittel, die Königin zu bereden, lassen Sie nur ihre erste Heftigkeit verrauchen, sobald ich sie dann gesprochen habe, verspreche ich Ihnen, sie Ihnen wieder zuzuwenden. — Vergeblich drang ich in sie, mir das Mittel, welches sie anzuwenden gedächte, um mich aus meiner grausamen Verlegenheit zu reißen, zu entdecken, sie wollte sich nie darüber erklären.

Den folgenden Morgen brachte der König meiner Mutter seinen Brief an den Markgrafen von Bayreuth; er war in sehr höflichen Ausdrücken abgefaßt und lud diesen Fürsten ein, ihre beiden Häuser durch eine Heirat zwischen seinem Sohne und mir noch enger zu verbinden. Ich werde diesen Brief, sagte der König, allein nur unter den Ihnen schon mitgeteilten Bedingungen absenden. Sie mögen Ihre Tochter aussteuern, einrichten und ihr die Hochzeit geben, denn von mir bekommt sie nie einen Heller. — Die Königin war mit diesem allem zufrieden, noch mehr aber wie ihr an demselben Abend der Marschall von Bork heimlich sagen ließ: daß der König seine Meinung geändert und durch Seckendorfs und Grumkows Anliegen vermocht, den Brief nicht abgeschickt hätte. Die Bülow sagte ihr zu gleicher Zeit, das Herr von Kniephausen und der englische Gesande beschlossen hätten, den englischen Gesandtschafts-Kaplan (der mein Lehrmeister in der englischen Sprache war) nach London abzuschicken, um einen letzten Versuch zu machen; daß diese Briefe, mit denen er an das englische Sekretariat beauftragt sei, so dringend wären, daß sie sie notwendig aus ihrer gegenwärtigen Schlafsucht wecken müßten; da dieser Mensch von allem Vorgefallenen Zeuge gewesen war und jeden Umstand unserer peinlichen Lage kannte, so konnte er eine Darstellung davon machen, die notwendig die Nation rühren und sie endlich bewegen mußte, in die so sehr gewünschte Heirat zu willigen. Die Königin gab diesem Entschluß ihren ganzen Beifall, sie gab dem Kaplan Briefe an die Königin von England mit, in welchem sie ihr Vorwürfe machte über

ihren Mangel an Freundschaft und ihr den traurigen Zustand, wohin sie gebracht sei, schilderte.

Mein Vater schien jetzt besänftigt; er sprach nicht mehr von diesen verhaßten Heiraten und behandelte die Königin nicht mehr so schlecht. Mein Bruder und ich waren stets in Ungnade, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht vor ihm erscheinen durfte, mein Bruder aber stets um ihn sein mußte, wo er denn beständiger Mißhandlung und Stockschlägen ausgesetzt war. Wir hatten uns wieder versöhnt und ich litt unaussprechlich, wenn ich ihn, über die Art wie ihm begegnet war, ganz außer sich und der Verzweiflung nahe sah.

Den achtzehnten Februar begab sich der König nach Dresden, wo er mit dem Könige mehrmals eine Zusammenkunft hatte, die man sehr geheim hielt. Während seiner Abwesenheit ward meine Mutter so krank, daß sie dem Tode nahe war, ihre Schmerzen waren ungeheuer und so viel Standhaftigkeit sie hatte, entrissen sie ihr doch ein lautes Geschrei. Ich litt so viel wie sie und wich nicht einen Augenblick von ihrem Bette. Sobald der König wieder in Potsdam eingetroffen war, benachrichtigten ihn ihr Arzt und ihre Oberhofmeisterin von der Gefahr, in welcher sie schwebte; er erschrack sehr und würde sogleich zu ihr geeilt sein, hätte er nicht Briefe von Eversmann und der Ramen bekommen, in denen sie ihn versicherten, die ganze Krankheit der Königin sei ein Possenspiel und sie befinde sich vollkommen wohl. Da ihr Uebel aber zunahm und der Arzt sie in augenscheinlicher Gefahr sah, schickte man dem König des Nachts eine Staffette, um ihn davon zu benachrichtigen. Er reiste sogleich ab und kam nachmittags an. Er fand die Königin in dem traurigsten Zustande; sein Oberwundarzt, den man nicht gehörig unterrichtet hatte, stimmte der Meinung der Aerzte bei und brachte dadurch den König vollends zur Verzweiflung. Meine Mutter nahm die Zeit wahr, um mit ihm über sein vergangenes Betragen zu sprechen, über den Kummer, den er ihr verursacht und der sie, wie sie sagte, endlich in den Zustand versetzt hätte, in welchem er sie sähe. Sie beschwor ihn darauf, mir zu verzeihen und mir seine väterliche Liebe wieder zu schenken. Er ließ mich sogleich rufen. Der Auftritt war unendlich rührend! Ich kniete vor ihm, küßte und benetzte seine

Hände mit meinen Thränen und sagte ihm die beweglichsten Dinge. Um die Königin zu vergnügen, umarmte er mich endlich, aber sobald sie den Kopf abgewendet hatte, stieß er mich mit einem so zornigen Ausdruck zurück, daß mir das Herz davor zitterte. Diese scheinbare Versöhnung zwischen dem König und mir machte ihr so viel Freude, daß ihre Gefahr in drei Tagen vorüber war.

Kaum waren wir einer Krisis entgangen, so fielen wir in eine andere. Mein Bruder war von den Mißhandlungen des Königs so aufgebracht, daß er auf andere Maßregeln sann. Vor der Königin ließ er sich nichts merken, aber mich besuchte er alle Tage insgeheim. „Man predigt mir alle Tage Geduld", sagte er, „allein Niemand weiß, was ich ertragen muß.

Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlt's selbst an der nötigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfnis und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; sowie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leib erprobt hatte, schleppte er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen, da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosselt fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt, als die Flucht! Katt und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und habe alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England, dort empfängt man mich mit offenen Armen und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem diesen nichts, einmal, wegen

ihrer Schwatzhaftigkeit gegen die Ramen und weil sie, wenn der Fall eintritt, imstande sein soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reise außer seinen Staaten macht — denn das gibt mir viel mehr Sicherheit — ist alles zur Ausführung bereit." — Während dieser ganzen Rede hörte ich nicht auf zu weinen; nachher stellte ich ihm alle Folgen dieses Unternehmens vor und die traurige Wirkung, die es haben müsse. Meine Hofmeisterin, die gegenwärtig war, sprach eben so eindringend wie ich; aber wir nahmen beide wohl wahr, daß wir nichts über ihn gewannen.

Bald darauf begab sich der König nach Potsdam. Ich benutzte diese Zeit, um das Abendmahl zu nehmen und wie ich Sonntags aus der Domkirche kam, fand ich beim Aussteigen aus dem Wagen Katt, der mich erwartete. Der Ramen ihre Zimmer waren uns gegenüber und sie stand vor der Thür, Katt hatte aber die Unvorsichtigkeit, mir in ihrer Gegenwart einen Brief von meinem Bruder zu übergeben. Ich komme, sagte er, von Potsdam, wo ich, um den Kronprinzen zu sehen, drei Tage insgeheim zugebracht habe, er hat mich mit diesem Briefe beauftragt, der viel Neues enthält. Ich nahm ihn ohne ein Wort zu sagen und ging meines Wegs, nicht ohne, wie man leicht denken kann, über diese Rücksichtslosigkeit sehr betroffen zu sein. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so öffnete ich ihn; er hatte folgenden Inhalt:

Liebste Schwester!

„Ich bin in Verzweiflung! der König hat seine Mißhandlungen gegen mich verdoppelt. Ich kann dieses traurige Leben nicht mehr ertragen. Um das Uebel zu vollenden, verdirbt die Königin alles durch ihre Verblendung gegen die Ramen; der König weiß täglich alles, was in ihren Zimmern vorgeht, denn die Ramen läßt ihn, durch Hülfe der Kammerdiener, von allem unterrichten. Der Racker sollte an den höchsten Galgen gehangen werden. Der König kehrt Dienstag nach Berlin zurück. Das ist noch ein Geheimnis, also sage es der Königin nicht, sie teilt es sonst sogleich dem boshaften Tier mit. Adieu, liebe Schwester, ganz der Deinige."

Nun war ich in der äußersten Verlegenheit. Der Königin

durfte ich den Brief nicht zeigen und doch mußte ich fürchten, daß ihr die Ramen sagte, daß ich einen bekommen hätte. Nach einigem Nachdenken warf ich ihn ins Feuer und beschloß nichts davon zu sagen. Glücklicherweise erwähnte das boshafte Weib seiner gar nicht. Vielleicht ist das die beste That ihres Lebens. Diese Umstände scheinen vielleicht nicht hierher zu gehören, aber man wird im Verfolg dieser Memoiren sehen, daß ich sie anführen mußte.

Der englische Kaplan war indessen in London angekommen; er hatte unsere Lage so rührend dargestellt und eine so vorteilhafte Beschreibung von meinem Bruder gemacht, daß er die ganze Nation für uns gewonnen hatte. Der Prinz von Wales, mit dem er eine lange Unterhaltung hatte, erklärte dem König, seinem Vater, daß er nie eine andere, wie mich, heiraten würde und forderte ihn auf, diese Verbindung endlich zu vollziehen. Der König ernannte also den Ritter Hotham zu seinem außerordentlichen Gesandten nach Berlin, woselbst er auch im Mai ankam. Die Königin, welche noch immer krank war, konnte ihr Bett vor Schwäche nicht verlassen, die Sendung des Ritters verursachte ihr aber die größte Freude. Gleich nach seiner Ankunft forderte er eine Audienz bei dem König, zu welcher er auch sogleich nach Charlottenburg beschieden ward, wohin die Königin einige getreue Diener schickte, um sie von allem, was dort vorfallen würde, zu benachrichtigen. Der Ritter hielt in aller Form um meine Hand an; er sagte zu meinem Vater daß der König, sein Herr und die ganze Nation vollkommen überzeugt sei, daß der König nach diesem Beweis, den sie ihm von ihrem Vertrauen gebe, auch in die Heirat meines Bruders willigen würde. Uebrigens wäre man zufrieden, daß meine Hochzeit zuerst statt hätte und überließ es dem Könige, die Zeit, wo meines Bruders Hochzeit statt haben sollte, zu bestimmen. Mein Vater war vor Freude entzückt und umarmte den Gesandten tausend Mal und überschüttete ihn mit Freundschafts-Versicherungen für seinen Herrn. Darauf ging man zur Tafel, wozu Seckendorf und Grumkow auch zugelassen wurden. Der König war von der besten Laune, ließ sich nach Tisch ein großes Glas geben und brachte dem Ritter „die Gesundheit seines lieben Schwiegersohns, des Prinzen von Wales.“

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als alle Gäste aufstanden und ihm Glück wünschten, wobei er bis zu Thränen gerührt war. Nach der Tafel nahm der König vom Gesandten Abschied; dieser bat ihn, von meiner Heirat nicht so viel Aufhebens zu machen, sondern ihm vorher noch eine Audienz zuzugestehen. Grumkow und Seckendorf waren inzwischen wie vom Donner gerührt und hatten alle Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen.

Sobald der König von Charlottenburg abgereist war, kamen der Königin vertraute Leute mit verhängtem Zügel gesprengt, um ihr diese angenehmen Nachrichten zu bringen. Ich war in meinem Zimmer, arbeitete und ließ mir vorlesen, als plötzlich mehr wie dreißig Damen, Herren und Bediente eindrangen, um mir, einer um den anderen, nach englischer Sitte ein Knie am Boden, Glück zu wünschen. Erstaunt fragte ich, was sie wollten, oder ob sie verrückt wären? Indeß fingen sie an alle zu rufen: es lebe die Prinzessin von Wales! — und erzählten mir was vorgefallen sei. Weiter ist es nichts? sagte ich und setzte mich, zu aller Welt Erstaunen, wieder an meine Arbeit. Einige Augenblicke darauf kamen meine Schwestern, verschiedene Damen aus der Stadt, nebst verschiedenen andern Personen, um mir ihre Teilnahme zu bezeigen. Ich war sehr beliebt; alle Welt weinte aus Freude und Herzlichkeit. Ich lehnte alle diese Komplimente ab, versicherte, daß ich nichts wüßte und auf den Bericht einiger Bedienten ihre Glückwünsche durchaus nicht annehmen könnte. Des Abends ging ich zur Königin, ihr Herz schwamm in Freude, sie begrüßte mich gleich beim Eintritt als ihre liebe Prinzessin von Wales. Fräulein von Sonnsfeld nahm sich die Freiheit, ihr mehr Vorsicht zu empfehlen, der König, sagte sie, kann sich für beleidigt halten, daß Ihro Majestät von einer Sache, von welcher er Sie noch nicht benachrichtigt hat, so viel Aufhebens machen. Um Gotteswillen beobachten Sie sich doch mehr wie jemals! die größte Kleinigkeit ist noch fähig, unsere Hoffnungen zu zerstören. Da die Gräfin Finkenstein ihrer Meinung beitrat, versprach sie, sich zu mäßigen.

Nach drei Tagen kam der König nach Berlin. Er that gegen die Königin von allem Vorgefallenen keine Erwähnung,

weshalb wir denn von dieser ganzen Unterhandlung gar keine gute Meinung hatten. Dagegen teilte er ihr die Nachricht mit, daß er meine zweite Schwester an den ältesten Sohn des Herzogs von Braunschweig-Bevern versprochen habe, der, wie er hinzusetzte, den folgenden Tag mit seinem Vater eintreffen würde. Seckendorf hatte bei dieser Heirat den Unterhändler gemacht; er dehnte seine Absichten weiter aus und diese Verbindung zeichnete nur die ersten Grundzüge seines Plans. Der Herzog war der Kaiserin Schwager und damals nur ein apanagierter Prinz, sein Schwiegervater aber, der Herzog von Blankenburg, wahrscheinlicher Erbe des Herzogtums Braunschweig. Ich will mich nicht dabei aufhalten, sein Gemälde zu machen, es reicht hin, zu sagen, daß er ein schätzenswürdiger, von allen braven Leuten geachteter Fürst war. Sein Sohn trat in seine Fußtapfen. Zwei Tage nach seiner Ankunft fand seine Verlobung mit meiner Schwester statt, da aber meine Mutter hochschwanger war, wurde sie ohne alle sonst gewöhnlichen Ceremonien vollzogen, auch war außer Seckendorf keiner der fremden Minister dabei gegenwärtig und so fehlte es uns an einer Gelegenheit, den Herrn Hotham zu sehen, indem sich die Königin nicht mehr in der Lage befand, ihr Zimmer zu verlassen und bei dem König zur Tafel zu gehen.

Obgleich nun Herr Hotham nicht bei dem Könige speiste, hatte er doch häufige Konferenzen mit ihm, die folgende Gegenstände betrafen. Der König von England forderte als Erkenntlichkeit für die Schritte, die er zu seinen Gunsten gethan hatte, daß er ihm Grumkow Preis geben sollte. Er ließ dem Könige vorstellen, daß dieser Mensch allein der Unheilstifter zwischen den beiden Höfen und die Ursache aller Mißhelligkeiten sei, daß er seinen Herrn auf das schwärzeste verriet, wie man bereit wäre, dem Könige durch aufgefangene Briefe zu beweisen, die er dem Reichenbach, dem preußischen Residenten in London, geschrieben habe; diese Briefe hatte man dechiffriert und ich werde den Inhalt zu seiner Zeit anführen. Weiter erzählte er ihm alle Kniffe und Schliche des Wiener Hofes in England und bestand zuletzt auf der Heirat meines Bruders. Nur das Verlöbnis forderte er, er bot sogar an, daß man mich ohne Mitgift annehme, ja im Gegenteil eine von hunderttausend Pfund

Sterling der Prinzessin Amalie geben wollte. Alle diese Dinge machten den König sehr betroffen; in Rücksicht Grumkow's antwortete er: wenn man ihm Briefe vorlegen könnte, deren Inhalt Grumkow hinreichend überführe, so wäre er bereit, ihn aufzugeben, was aber die Heirat meines Bruders anbeträfe, so wollte er es überlegen; in Absicht auf mich nähme er aber alle Vorschläge, die man ihm thue, mit Vergnügen an. Nach einigen Tagen ließ er dem Ritter sagen, daß er mit der Heirat meines Bruders auch zufrieden sein würde, wenn man ihn zum Statthalter von Hannover machen und bis sein Tod ihm die Führung des Reichs übergäbe, für seinen Unterhalt sorgen wolle. Herr Hotham antwortete: daß er sogleich darüber nach England schreiben wollte, aber nicht glaubte, daß dieser Punkt die geringsten Hindernisse finden würde.

So lange dieser Minister in Berlin war, empfing er mit jedem Posttag Briefe von dem Prinzen von Wales, von denen er meiner Mutter mehrere mitteilte. Ich bekam sie auch zu sehen und der Endreim eines jeden war stets: „Ich bitte Sie, lieber Hotham, bringen Sie meine Heirat zustande, meine Ungeduld steigt auf's höchste, denn ich bin ganz närrisch verliebt.“ Es ist nicht zu leugnen, daß das sehr romantische Gesinnungen waren; er hatte mich ja niemals gesehen, ich glaube auch, es war vielmehr Eigensinn als Liebe und halte es daher gar nicht als besonders schmeichelhaft für mich.

Der Verdacht, welchen Hotham dem Könige gegen Grumkow eingeflößt hatte, fing an seine Wirkung zu thun; er redete beinahe nie mehr mit ihm und zog vor Leuten gegen ihn los, von denen er gewiß war, daß sie es ihm wieder sagen würden. Seckendorf stand sehr niedrig nnd allem Anschein nach war meine Heirat unfehlbar gewiß. — Den dreiundzwanzigsten ward die Königin von einem Prinzen entbunden, er ward August Ferdinand genannt und die ganze Braunschweigische Familie stand zu Gevatter. Den dreißigsten reiste der König ins Lager bei Mühlberg ab. Die Prachtliebe des Königs von Polen ward bei dieser Gelegenheit recht sichtbar; beinahe die ganze sächsische Armee war dort versammelt und machte alle Evolutionen und Manoeuvres, welche im Polybius enthalten sind. Die Uniformen, Livreen, Equipagen und die Tafel waren von

einem unendlichen Reichtum, so daß man sagte, dieses Lager habe das Lager von Goldstoff, welches in Frankreich statthatte, bei weitem übertroffen.*)

Am Abend vor seiner Abreise kam mein Bruder zu mir. Ich erschrack, ihn zu sehen; er war in französischer Kleidung, welches doch den Prinzen und Offizieren, die nichts wie ihre Uniform tragen durften, bei Strafe der Kassation verboten war. Man könnte sagen, daß es meinem Bruder doch wohl ziemlich gleichgültig hätte sein können, kassiert zu werden, aber bei meines Vaters Gemütsart hätte ein solcher Ungehorsam die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen können. „Ich komme, sagte mein Bruder, um Abschied zu nehmen, nicht ohne den tiefsten Schmerz! — Denn Gott weiß, wann wir uns wiedersehen.“ Diese Worte schienen mir ein Donnerschlag, so daß ich wie versteinert stehen blieb. Meine Hofmeisterin hatte mehr Geistesstärke, sie bewies ihm auf's eindringendste, welches Unrecht er mit dem vorhabenden Schritte thäte und welche grausamen Folgen es für uns nach sich ziehen könnte; wie der König anfinge, sich mit England auszusöhnen; wie Grumkow und Seckendorf anfingen, an ihrem Ansehen zu verlieren und alles sich zu seinem Glücke zu fügen schien. Alle diese schönen Erwartungen würde er aber nun durch die Ausführung seines Vorhabens zerstören und da der König unser herzliches Verhältnis viel zu gut kenne, um mich nicht in Verdacht der Teilnahme zu haben, so würde ich das erste Opfer davon sein. Schon jetzt wäre es sichtbar, wie sehr ihn unsere Einigkeit verdrösse und alles überzeuge sie, daß er unsere ganze Familie in das Unglück zu stürzen auf dem Punkt sei. Ich vereinigte mich mit meiner Hofmeisterin; unsere Gründe, unsere Bitten und Thränen erweichten ihn endlich und er versprach auf sein Ehrenwort, wieder zurückkehren zu wollen.

Kaum war der König in Mühlberg angelangt so fing man an, ihm beizubringen, daß alle Schritte Englands nur ein berechnetes Spiel wären, das dahin abzweckte, alle ihm am meisten ergebenen Diener von ihm zu entfernen; dieser Hof, gab man zu verstehen, würde, um seine Einwilligung zu der Heirat meines Bruders zu erhalten, gern alle, auch die schwersten

*) Die Zusammenkunft Heinrichs des Vierten und Karls des Fünften.

Bedingungen eingehen, aber sein eigentlicher Zweck sei, den König vom Thron zu stoßen, um meinem Bruder die Regierung zu verschaffen. Ich habe schon mehrmals erwähnt, daß Verdacht und Mißtrauen Hauptzüge in des Königs Charakter ausmachten; seine Abneigung gegen meinen Bruder erlaubte ihm nicht, die Grundlosigkeit dieses Geschwätzes zu prüfen, also kam er mit einer Erbitterung, welche den Unterhandlungen des Herrn Hotham einen sehr schlechten Ausgang versprach, nach Berlin zurück.

Er sprach endlich mit der Königin von der Sache und gestand ihr, daß er mich von ganzem Herzen versorgt wünschte, meines Bruders Heirat hingegen nie erlauben würde. Meine Mutter that alles Mögliche, ihn zu beruhigen und seinen Verdacht zu zerstreuen; endlich schien es ihr auch zu gelingen. Der Gesandte von Dänemark, ein kluger Mann, auf den der König viel hielt, bot ihr redlich die Hand dazu und vollendete ihr Werk. Er sprach ihm von Grumkow in den stärksten Ausdrücken und legte ihm alle seine Ränke vor Augen. Der König antwortete: daß er bereit sei, ihn zu verabschieden und noch strenger zu behandeln, aber nicht eher, als bis die Heirat öffentlich erklärt worden sei. England aber wollte, daß man ihm Grumkow vor der Heirat aufopfere. Der König verließ indeß Berlin in einer sehr günstigen Stimmung.

Grumkow, der allenthalben seine Aufpasser hatte, erfuhr den ganzen Inhalt von Löveners — so hieß der dänische Gesandte — Gespräch mit dem König und sein Gewissen sagte ihm laut genug, welcher Behandlung er gewärtig sein könnte, wenn seine Schurkereien alle an den Tag kämen. Gerade in diesen Tagen hielt die Königin Appartement, er hatte die Unvorsichtigkeit, sich dabei einzufinden, allein seine Haltung lehrte wohl, was in seinem Herzen vorging; er sah aus wie ein armer Sünder, blaß und niedergeschlagen, kaum daß er sich getraute, die Augen aufzuheben. Die Königin wollte ihn weder sprechen, noch an die Tafel ziehen, er stand in dem Winkel des Zimmers, ohne daß ein Mensch sich ihm nahte. Ein so grausamer Fall eines Menschen, der noch vor wenigen Tagen geehrt und gefürchtet war, wie der König selbst, gab mir viel nachzudenken, sein Schicksal erregte mein Mitleid und ich beschloß ihn anzureden. Ich unterhielt mich lange mit ihm von gleich-

gültigen Dingen und behandelte ihn so höflich, wie ich es immer gewohnt war. Herr Lövener kam nachher zu mir und bezeigte mir seine Verwunderung, daß ich mit so einem Schurken nur sprechen möchte und daß der englische Gesandte, wenn er es erführe sehr unzufrieden damit sein möchte. „Ich bin nicht in England, sagte ich, und habe bis jetzt nicht nötig, mein Betragen nach den Begriffen dieser Nation einzurichten. Mir ist Grumkow als ein schlechter Mensch und als mein grausamster Feind bekannt, aber sobald er unglücklich ist, muß er mein Mitleid erregen. Auch glauben Sie mir, ein Feind, wie tief er auch gesunken sei, bleibt immer noch gefährlich; übrigens wünsche ich ihm gar keine andere Strafe, als die, nicht mehr schaden zu können.“ Herr von Lövener hat mich seitdem oft an diese Unterredungen erinnert und gesagt, daß ich damals nur zu richtig geweissagt hätte.

Bald nachher kam der König nach Berlin zurück. Ich fand meinen Bruder in der gewaltsamsten Stimmung, sein Gemüt war durch die fortwährenden Mißhandlungen so erbittert, daß es nicht mehr möglich war, ihn zu besänftigen. Ich habe schon Gelegenheit genommen, den Oberst Rochow, der ihm zugegeben war, zu nennen — vor diesem konnte er sich nicht enthalten, in Anfällen von Verzweiflung einige Worte über seinen Entweichungs-Plan fallen zu lassen. Diese Unvorsichtigkeit machte Rochow aufmerksam, er beobachtete ihn genauer und fand, daß es nicht bloß wilde Reden gewesen waren, sondern daß der Prinz alles zur Ausführung seines Vorhabens bereitete. Er begab sich zur Bülow und bat sie, die Königin davon zu benachrichtigen. Ein kluger Mann hätte es dabei bewenden lassen, da es aber ein beschränkter Mensch und seine Lage sehr gefährlich war, ging er von Haus zu Haus, vertraute jedem seine Verlegenheit an und sein Geheimnis ward das der Fabel. Wie die Bülow mit meiner Mutter von der Sache sprach, war ich gegenwärtig, sie erschrack sehr und fragte gleich, ob ich etwas davon wisse? Ich antwortete, daß mir die Verzweiflung meines Bruders nur zu wohl bekannt sei und daß er sie ihr nur verberge, um ihr Kummer zu ersparen; allein zu dem ihm schuldgegebenen Anschlag hielt ich ihn nicht fähig. Der Namen wegen durfte ich nicht offen mit ihr sprechen, ich beschwor sie

aber, mit meinem Bruder zu reden, allein so sanft und herzlich wie möglich; denn ich war überzeugt, daß sie dann alles über ihn vermögen würde. Sie folgte meinem Rate und die Versicherungen, welche er ihr gab, verscheuchten alle ihre Furcht. Die meine ward darum nicht geringer, ich war in der schrecklichsten Angst, der Namen wegen durfte ich mich der Königin nicht anvertrauen und doch wußte ich gar kein Mittel, den Schlag abzuwenden.

Die Antworten von England kamen indessen an. Alles, was der König in Betreff meines Bruders gefordert hatte, ward zugestanden, aber der Londoner Hof bestand auf's Neue darauf, daß Grumkow fortgeschickt werde, weil er, wie er sagte, bis man ihn nicht verjagte, nie eine Hochzeit bewilligen könnte. Zugleich schickte man unterschlagene Briefe von ihm. Seckendorf, der überall Spione hatte, erfuhr bald ihren Inhalt; um dem Schlage zuvorzukommen, begehrte er Audienz beim König, in welcher er ihm mit der größten Weitläufigkeit vorstellte, welche Mühe und Sorge der Kaiser sich gegeben hätte, um seine Freundschaft zu gewinnen, wie er ihm nicht nur freie Werbung in seinen Staaten zugestanden hätte, sondern auch die Bürgschaft für die Herzogtümer Jülich und Berg, wie er nun in Verzweiflung sei, daß er sich, trotz aller seiner Bemühungen, ganz in die Arme von England würfe, wenn ihm aber meine Heirat so gar sehr am Herzen läge, so sei der Kaiser bereit, daran arbeiten zu lassen — und nun fuhr er mit einem heuchlerischen Ton fort: ich bin ein redlicher Mann und Ihnen außerdem schon seit vielen Jahren ergeben, Ihr Zustand setzt mich in die äußerste Bestürzung — sehen Sie hier Briefe, die ich von England erhielt; der Kronprinz ist mit diesem Hofe im genauesten Einverständnis, die Königin hat sich über den Schritt, den er gethan hat, auf das unvorsichtigste erklärt; er hat sich ohne ihr Wissen mit der Prinzessin Amalie versprochen und über diesen Gegenstand der Königin von England zweimal geschrieben. Grumkow hat darüber noch genauere Nachrichten erhalten, die er bereit ist, Ihrer Majestät vorzulegen. Urteilen Ihre Majestät nun selber, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie des Kronprinzen Heirat bewilligen und ihre treuesten Diener entfernen. Sie erhalten eine Schwiegertochter, für deren

Aufwand das Einkommen des Staats nicht hinreicht. Ihr Hof wird mit Intriganten und heimlichen Ränkeschmieden angefüllt, der Kronprinz wird sich bald der Regierung bemächtigen und Ihrer Majestät den Königlichen Titel lassen, indeß er das Amt des Königs verwaltet. Sie werden die Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen sage, um so mehr fühlen, da Sie den Anfang aller meiner Vorhersagungen schon vor Augen sehen. England behandelt Sie schon wie ein Kind, es schreibt Ihnen Gesetze vor, es scheint Ihnen ein Stück Zucker vorzuhalten und zu sagen: „wenn du Grumkow fortjagst, bekommst du Zucker, sonst wird nichts daraus.“ Diese große Rede, die mit allem dazu gehörigen Gesichterschneiden vorgetragen wurde, that ihre Wirkung; der König blieb nachdenkend und unruhig, und obschon er ihm nicht viel antwortete, bemerkte Seckendorf wohl, daß es ihm gelungen sei, ihn zu erschüttern.

Den vierzehnten Juli, welches der Tag nach dieser Unterredung war, hatte Herr Hotham seine Audienz. Er fing damit an: daß England sehr geneigt sei, ihm alle seine Bedingungen zuzugestehen, daß es alle seine Absichten gern fördern wolle, daß sein König aber auch nicht zweifle, daß mein Vater seinerseits ihm zu seiner Befriedigung Grumkow aufopfern würde und zugleich zeigte er ihm die aufgefangenen Briefe dieses Ministers. Der König nahm sie voll Zorn und warf sie Herrn Hotham ins Gesicht; weil er sogleich ein Bein aufhob, glaubte dieser, daß er ihm Fußtritte geben wollte, allein er verließ das Zimmer, indem er die Thür wütend hinter sich zuwarf. Nicht weniger wütend verließ Herr Hotham das Schloß. — Man kennt die Gemütsart der Engländer — er ging nach Hause, spie Feuer und Flammen und ließ sogleich den dänischen und holländischen Gesandten rufen, denen er den Vorgang mitteilte und zugleich erklärte, daß er den folgenden Morgen abreisen würde und alle Unterhandlungen für abgebrochen ansähe. Nur mühsam gelang es diesen Herren endlich, ihn zu bereden, daß er seine Reise um etliche Tage noch aufschieben möge.

Der König war indessen kaum in seinem Zimmer angelangt, so reute ihn sein Betragen; er geriet in Verzweiflung und fühlte sehr gut, was dessen Folgen sein würden. Die Königin erfuhr die Sache sogleich durch ein Billet, das Herr

Hotham an die Bülow schrieb, — wie sehr es sie betrübte, kann man sich denken. Man ging endlich zur Tafel. Der König sprach wenig und war sehr übler Laune; gleich nachdem er aufgestanden war, ließ er den holländischen und dänischen Gesandten rufen und bat um ihre Vermittlung bei Herrn Hotham. Während des ganzen Tages, der mit Hin- und Herschicken verging, quälte der König meine Mutter, indem er ihr beständig wiederholte: daß mit England alles abgebrochen sei, daß ich nun, da er gar nicht wüßte, mit welcher Brühe er mich auftischen sollte, Aebtissin von Herfort werden sollte. Die Königin antwortete ihm, sie sei es zufrieden — und nun schrieb er der Markgräfin Philipp, die damals Aebtissin von Herfort war und bat sie, mir den Platz zu geben, den zu der Zeit meine jüngste Schwester besaß. Daß sie den Wünschen des Königs leicht Gehör gab, ist wohl zu denken.

Da mein Vater erfuhr, daß alle Bemühungen, Herrn Hotham zu besänftigen, vergebens waren, ließ er ihm endlich durch die beiden oben erwähnten Gesandten eine förmliche Ehrenerklärung anbieten. Mein Bruder, der durch Lövener gleich davon unterrichtet ward, schrieb es meiner Mutter und zugleich, daß dieser Minister ihn gebeten habe, dem englischen Gesandten einige Zeilen zu schreiben, in welchen er ihn bäte, den Vorschlag des Königs anzunehmen. Die Königin gab diesem Entwurf ihren vollen Beifall und mein Bruder schrieb folgende Zeilen:

Mein Herr!

„Ich habe von Herrn von Lövener die letzten Vorschläge des Königs, meines Vaters, erfahren und zweifle nicht, daß Sie seinen Wünschen nachgeben werden. Bedenken Sie mein Herr, daß mein und meiner Schwester Glück sowohl, wie die Verbindung der beiden Häuser von Ihrer Antwort abhängen. Ich zweifle nicht, daß sie unserm Verlangen entsprechen und unsern Bitten nachgeben werde. Nie werde ich diesen Dienst vergessen und ihn lebenslang durch die vollkommenste Hochachtung erkennen. Seien Sie davon überzeugt, so wie daß ich zeitlebens verharren werde."

Mein Herr,

Ihr sehr zugethaner und herzlicher Freund.

Katt war der Ueberbringer dieses Briefes. Die Königin hatte auf des Prinzen dringende und vielfältige Empfehlung diesen jungen Mann liebgewonnen — eine halbe Stunde darauf empfing mein Bruder von dem Minister folgende Antwort:

Gnädigster Herr!

„Herr von Katt stellte mir soeben Ihrer Königl. Hoheit Brief zu. Ich bin von Dankbarkeit über das mir darin geäußerte Vertrauen durchdrungen; beträfe die Sache mich nur persönlich, so würde ich selbst das Unmögliche versuchen, um Ihnen meine Ehrerbietung und Achtung Ihrer Befehle zu beweisen, allein der Schimpf, den ich erlitten habe, trifft den König, meinen Herrn; ich kann also den Wünschen Ihrer Königlichen Hoheit nicht nachgeben. Ich werde dieser Sache die bestmöglichste Wendung geben und obschon sie die vorhabenden Unterhandlungen unterbricht, hoffe ich doch, daß sie nicht ganz dadurch abgebrochen werden sollen. Ich bin u. s. w."

Man kann leicht denken, daß diese Antwort die Königin sehr betrübte. Mein Bruder warf den Kopf in die Höhe und sagte: Im Grund ist ja auch das Unglück nicht so groß. Werde du Aebtissin, so hast du nichts mehr zu fürchten, weder von dem Herzog von Weißenfels, noch dem Markgrafen von Schwedt. Es ist ja gar nicht der Mühe wert, daß die Königin so ein Aufhebens davon macht! Ich bin der ganzen Wirtschaft müde und will mich schon aus ihr herausziehen. Thue du, was du willst; ich habe mir in Rücksicht deiner nichts vorzuwerfen, ich habe alles gethan, um dich in England zu versorgen, nun ist es Zeit, daß ich an mich denke. Die Zeit, mir durch Bitten und Thränen in den Ohren zu liegen, ist vorbei, ich habe nun genug gelitten und du magst selbst sehen, wie du fertig wirst. — Diese Worte, die er mit einem scharfen spöttischen Wesen begleitete, thaten mir innig weh; anfangs suchte ich ihn zu besänftigen, aber seine rauhen und verächtlichen Antworten brachten mich endlich auch auf, ich sagte ihm einige Anzüglichkeiten und wir gingen entzweit auseinander. Er sollte den folgenden Morgen sehr früh mit dem König nach Anspach abreisen, meines Unwillens ungeachtet, wollte ich zur Abwendung des gefürchteten Streiches noch einen Versuch machen, ich liebte ihn auch zu sehr, um lange über ihn zu zürnen, also ließ ich

mich nach der Abendtafel noch einmal mit ihm ins Gespräch ein. Seine Antworten blieben immer gleich kalt, endlich sagte er: Ich weiß nicht, warum du mich quälst, dir mein Wort zu geben, daß ich nicht entfliehen will? Ich habe darüber nachgedacht und den Plan aufgegeben. — Weil der König eintrat, hatte ich nicht Zeit, ihm zu antworten, sondern schloß ihn bloß in die Arme. Er sagte mir leise, daß er vielleicht noch zu mir käme; aber ich erwartete ihn vergeblich in meinem Zimmer noch mehr als eine Stunde lang, endlich brachte mir sein Kammerdiener ein Billet, das mit Entschuldigungen über sein Ausbleiben und Freundschaftsversicherungen angefüllt war.

Dieser Kammerdiener war ein junger Mensch, der, so lange er lebte, meinen Bruder bediente und alle seine Leibesübungen und sogar sein Studium mit ihm gemacht hatte; er hatte Verstand und war ihm bis dahin unverbrüchlich treu gewesen. Unglücklicher Weise verliebte er sich in eine Kammerfrau der Königin, einer geschworenen Feindin der Ramen. Da ihn mein Bruder sehr liebte, erlaubte er ihm, sie zu heiraten; kaum war das geschehen, so machte ihr die Ramen alle möglichen Schmeicheleien und versprach ihr sogar, ihr Glück zu machen, wenn sie sich anheischig machte, ihren Mann dahin zu bewegen, daß er seinen Herrn an den König verriete. Sie ließ sich von den Einblasungen der Megäre gewinnen und erhielt von ihrem Mann, daß er des Königs Spion ward. Bis jetzt hatte weder mein Bruder, noch sonst jemand etwas davon gemerkt, nun erfuhr er es bald auf eine, nur zu grausame Weise.

Den folgenden Tag reiste der König nach Anspach ab. Die Unterredung, die ich mit meinem Bruder gehabt hatte, seine Art zu handeln und meine Furcht ließ mich diese Nacht kein Auge schließen. Ich brachte sie mit meiner Hofmeisterin in Gespräch und Thränen zu, denn wir sahen voraus, welches Unglück uns erwartete.

Den folgenden Tag schickte Herr Hotham meiner Mutter Grumkows Briefe, die sie, nachdem sie selbige gelesen hatte, mir mitteilte. Es waren deren sechs oder sieben, drei in dem Monate Februar geschrieben, in welchem die Königin, wie ich oben erzählte, so krank war. In jedem Briefe sagte er: „Man

spricht hier viel von der gefährlichen Krankheit der Königin; es ist eine Komödie, die man spielt, um den König von England zu erweichen. Die ist wohl wie ein Fisch im Wasser (das war sein eigner Ausdruck); lassen Sie das nur, wenn Sie können, den König von England erfahren. Ich habe schon wieder zwei meiner Kreaturen angestellt, um dem Kronprinzen Possen zu spielen; fahren Sie nur fort, mir alles, was Sie von diesem listigen Treiben an Ihrem Hofe merken, zu schreiben." — In einem andern Briefe sagte er: „Ich habe mit dem Freund — (das war Seckendorf) — verabredet, daß er dem König sage, der Kronprinz sei mit dem Londoner Hofe in Briefwechsel. Schreiben Sie mir darüber einen Brief, den ich dem Dicken (das war der König) zeigen kann. Sorgen Sie nur für nichts, ich will Sie schon zu unterstützen wissen und dennoch sehen, daß wir nicht entdeckt werden, denn ich mache ja mit dem Dicken alles, was ich will." Und dabei immer den Schlußreim: „Die Königin befindet sich wie der Fisch im Wasser." Die andern Briefe waren vom März. Er schrieb: „Die Schritte von Seiten Englands, aber besonders des Prinzen von Wales, setzen mich in das höchste Erstaunen. Was in aller Welt, lieber Reichenbach, soll die Gesandtschaft des Ritters Hotham heißen? Warum giebt man sich denn so viele Mühe, eine Prinzessin zu heiraten, die häßlich ist, wie der Teufel, kupfrig, ekelhaft und stumpfsinnig? ich begreife es nicht, wie dieser Prinz, der unter allem, was schön ist, die Wahl hat, sich mit so einem Mondkalb abgeben kann. Sein Schicksal thut mir in der Seele weh und man sollte ihn wohl davon benachrichtigen. Ich überlasse Ihnen diese Sorge." Alle andern Briefe waren in einem ähnlichen Stile geschrieben. Der Schreiber dieser Blätter drückte sich hinlänglich durch ihren Inhalt aus, er thats aber wie die Zeitfolge bewies, noch mehr.

Die Königin nahm viermal die Woche in Monbijou Gesellschaft an. Dieses war ein kleiner Garten vor der Stadt, den sie nach ihrem Sinne verschönert hatte. Dort stellte sich Grumkow fast allezeit ein und zeigte durch seine Fassung mehr als zu gut, daß er fester wie jemals in Gunst stehe.

An einem dieser Tage kam Katt zu mir, fragend, ob ich nichts an meinem Bruder zu bestellen hätte? er schicke ihm

eine Staffette und die Gelegenheit sei vollkommen sicher. Ich antwortete ihm, daß ich erstaunt sei, ihn solche Dinge wagen zu sehen; wenn es der König erführe, kostete es ihm sein ganzes Glück und zöge meinem Bruder bittern Verdruß zu; ich wenigstens würde dieser Staffette nichts anvertrauen. Einige Tage nachher kam die Bülow und einige andere wohlgesinnte Personen und sagten, daß Katt in der ganzen Stadt die Nachricht aussprenge, der Kronprinz wollte entwischen; er rühme sich dabei der Gunst, in der er bei ihm stehe und habe dieses Geschwätz vor durchaus verdächtigen Personen gewagt; er zeige zugleich allenthalben eine Dose mit meines und meines Bruders Brustbild und gebe sich dadurch ein Ansehen, welches ihm durchaus nicht gebühre. Ich war der Meinung, man sollte es der Königin sagen, sowohl um ihm Stillschweigen aufzuerlegen, als um ihm die Dose aus den Händen zu ziehen. Die Königin erzürnte sich sehr über ihn, befahl der Bülow, ihm die Miniatur-Gemälde abzufordern und ihm tüchtig den Kopf zu waschen. Er verweigerte standhaft, sie herauszugeben, versprach aber, sie nicht mehr zu zeigen. Er gestand Fräulein von Sonnsfeld, daß er das meinige nach einer Miniatur gemalt hätte, die die Königin meinem Bruder geschenkt hatte und dieser ihm aufzuheben anvertraute. Seit dieser Zeit mochte ihn weder die Königin, noch ich, mehr recht leiden.

Eines Morgens bei meinem Erwachen sah ich die Ramen zu mir eintreten. Sie sagte mir, sie sei ausdrücklich gekommen, um mir etwas, das sie auf dem Herzen habe, anzuvertrauen. Fräulein von Sonnsfeld wollte sich hinwegbegeben, allein sie bat sie, zu bleiben, weil die Sache sie anbeträfe. „Sie sind, sagte sie darauf, so betrübt, weil die Königin Ihnen so schlecht begegnet? Danken Sie Gott dafür, denn es ist genug, bei ihr gut angeschrieben zu sein, um fortgejagt zu werden. Ich habe nun davon nichts zu fürchten, denn ich habe einen guten Halt. Ich sehe wohl, daß Ihnen meine Schliche nicht fremd sind, und will sie Ihnen also eingestehen, aber hüten Sie sich wohl, davon mit der Königin zu sprechen, sonst mögen Sie sich nur vor meiner Rache in Acht nehmen. Glauben Sie es nur, der König erführe es sogleich und würde gar keine Grenzen mehr kennen; die Königin aber, hat kein sehr großes Genie,

bei der erklärte ich alles, was Sie von mir sagen könnten, für Verläumdung und machte, daß alles Uebel, was Sie mir thun wollen, auf Sie zurückfiel. Es werden hier schreckliche Dinge vorgehen und Sie werden in schreckliches Unglück geraten. Nehmen Sie einen herzhaften Entschluß, denn Sie können sich nicht anders helfen, als indem Sie den Herzog von Weißenfels heiraten. Es ist ja auch endlich nicht eine so wichtige Sache, sich zu verheiraten! Die Königin kenne ich, die tröstet sich endlich gewiß; der König wird Sie freundlich ansehen und dann ist alles andere recht." Hätte ich gedurft, so würde ich dieses Weib aus dem Fenster geworfen haben; so mußte ich aber meinem Zorn zum Trotz sanft mit ihr umgehen. Ich verstand ihr Geschwätz sogleich und leider traf alles, was sie sagte, nur zu gut ein.

Ich komme nun wieder auf Grumkow. Sein Schicksal war das eines Jeden, der sich Vorwürfe zu machen hat. Es gab Zeiten, wo ihn sein Gewissen plagte, dann war er finster. Er sollte, sowohl wie ich, den nächsten Sonntag das Abendmahl nehmen und hatte den ganzen Tag den Hofprediger Jablonsky bei sich gehabt. Ich hatte diesen Tag den Kopf so voll von Geschäften, daß ich dem Spiele früher ein Ende machte und mich mit der Bülow ganz hinten im Garten niedersetzte, um meinen schwermütigen Gedanken ruhiger nachzuhängen. Unerwartet gesellte sich Grumkow zu uns und begann anfangs mit einer moralischen Rede, die mir in seinem Munde vorkam, wie die heilige Schrift im Munde des Teufels. Ich wollte meinen Platz nicht sogleich verlassen, da ich aber das Mißtrauen der Königin kannte, brach ich bald ab und ging wieder auf das Haus zu. Er folgte mir immer nach und sagte endlich, daß es ihm sehr leid gethan hätte, mich und meinen Bruder von dem Könige so hart behandelt zu sehen, allein, fuhr er fort, der Prinz sollte auch dem Könige mehr nachgeben — und nun hielt er letzterem eine Lobrede. — Ich schritt immer schneller zu, aber er ließ sich nicht unterbrechen und sagte: ich hätte so viel Einfluß auf meinen Bruder, daß ich ihn gewiß zu seiner Pflicht zurückrufen könnte, er sei ein sehr liebenswürdiger Prinz, aber in schlechten Händen. Ich antwortete: daß mir die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern bekannt wären;

wenn mein Bruder meinem Rate folgte, würde er sie nie verletzen und des Königs Willen, sobald er ihm bekannt wäre, gewiß immer erfüllen. Er wollte mir etwas erwidern, allein verschiedene Damen, die uns entgegen kamen, brachen zu meiner großen Freude das Gespräch ab. Herr Jablonsky hat mir seitdem gesagt, daß er diesen Tag in einer heftigen Bewegung war und alles, was er ihm sagte, stand mit den nachmaligen Vorfällen in Verbindung.

An demselben Abend — es war der elfte August, wie die Königin neben der Bülow saß und ihren Kopfputz abnahm, hörten sie in dem Kabinet dieser Prinzessin einen fürchterlichen Lärm. Das Kabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzellanstreifen belegt und mit vielen merkwürdigen Stücken, sowohl Steinen als Krystallen ausgeziert; alles goldene Geräte der Krone, sowie der Schmuckkasten der Königin befand sich darin. Sie rief sogleich: ihr ganzes Porzellan wäre zerschlagen, man möchte sich darnach umsehen. Die Bülow ging mit drei Kammerfrauen sogleich hinein, fanden aber nichts zerbrochen, noch in Unordnung gebracht. Dieser Lärm ward dreimal wiederholt und darauf hörte man ein großes Geräusch in einer Gallerie, die sich zwischen des Königs und der Königin Zimmer befand und an deren Ende eine Schildwache stand. Die Königin sagte: Jetzt wird es zu arg, ich muß selbst sehen, was das ist. Darauf nahmen sie alle Lichter in die Hand und kaum waren sie aus der Thüre getreten, so hörten sie ganz nahe neben sich seufzen und ächzen, ohne irgend etwas zu sehen. Die Schildwache, die ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie Niemand wahrgenommen hätte? mit Nein, sagte aber, daß sie eben dasselbe Geräusch gehört hätte. Meine Mutter hatte viel Mut und Festigkeit, sie ließ rund umher alles durchsuchen, sogar die Zimmer des Königs, allein man fand nichts. Sie sowohl, als die, welche gegenwärtig waren, erzählten mir den folgenden Tag diesen Vorfall.

Wenige Tage darauf war bei der Königin Konzert. Ich begleitete dabei gewöhnlich mit dem Klavier und der Laute, und was in der Stadt von Liebhabern war, durfte sich daselbst einfinden. Wie ich lange genug Musik gemacht hatte, wollte ich mich in ein Zimmer begeben, wo die Damen Karte spielten,

plötzlich hält mich Katt auf und sagt: um Gottes Willen! geben Sie mir aus Liebe zum Kronprinzen einen Augenblick Gehör! ich bin in Verzweiflung, denn man hat mich bei der Königin und bei Ihrer königlichen Hoheit angeschwärzt, als hätte ich dem Kronprinzen den Plan zu entfliehen in den Kopf gesetzt. Ich schwöre es Ihrer königlichen Hoheit, fuhr er fort, bei allem, was es heiliges giebt, daß ohne mich die Sache schon geschehen wäre. Sie können von meiner Seite der Königin keck versichern, daß ich dem Kronprinzen schlechtweg geschrieben habe, daß ich ihm, wenn er einen solchen Schritt thut, nicht folgen werde und ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß diesesmal nichts zu fürchten ist. — Ich sehe ihn schon, antwortete ich, auf den Schultern wackeln und fürchte, er liegt Ihnen nächstens zu Füßen. Welche Freude finden Sie denn daran, überall auszusprengen, der Prinz wolle entfliehen und wer hat Ihnen erlaubt, mein Bildnis in einer Dose zu tragen? — Was den ersten Punkt anbetrifft, so habe ich nur mit Herrn von Lövener davon gesprochen und einigen andern Personen, die ich nicht für verdächtig hielt, den zweiten hielt ich nicht für wichtig, da ich das Porträt Ihrer königlichen Hoheit selbst gemalt und es als meine Arbeit gezeigt habe. — Sie spielen ein gewagtes Spiel, antwortete ich und ich fürchte, daß ich nur ein zu guter Prophet sein werde! — Er veränderte die Farbe und sagte nach einigem Nachdenken: Wenn ich unglücklich werde, ist es für eine gute Sache und der Kronprinz wird mich nicht verlassen. — Das war meine letzte Unterredung mit ihm und das letztemal, daß ich ihn sah. Damals dachte ich nicht, daß ich so gut wahrsagen könnte! Ich sagte ihm das alles, nur um ihn bescheidener und vorsichtiger zu machen.

Den folgenden Tag, als am fünfzehnten August, welcher des Königs Geburtstag war, kam alles, um der Königin Glück zu wünschen. Bei solchen Gelegenheiten war der Hof sehr zahlreich. Ich hatte abermals eine lange Unterredung mit Grumkow, er hatte seine finstere Laune verabschiedet und sein Gespräch betraf diesmal die großen Eigenschaften des Königs: er beschloß es mit den Worten: ich werde Ihnen nächstens zeigen, wie sehr ich Ihrer königlichen Hoheit zugethan bin.

Er sagte das auf eine so ausdrucksvolle Art, daß es mich erstaunte und ich nicht begriff, was er sagen wollte. Die Bülow war auf dem Fuß, sich stets mit ihm zu necken, zuweilen ging ihr Spaß sogar zu weit, so daß ich ihr oft sagte, sie sollte sich in Acht nehmen, aber ihre Lebhaftigkeit riß sie immer fort. Heute stritten sie wie gewöhnlich mit einander; Grumkow beschloß aber sein Gespräch mit ihr, so wie er gegen mich gethan hatte, mit den Worten: „Sie werden in Kurzem erfahren, wie sehr ich ihr Freund bin."

Die Königin hatte beschlossen, uns den folgenden Tag in Monbijou mit einem kleinen Feste zu überraschen, das gleichsam die zweite Feier von des Königs Geburtstag sein sollte. Nie vergesse ich diesen Tag! — Sie hatte den Speisesaal sowohl, wie die Tafel auf das Niedlichste verzieren lassen und jeder fand unter seiner Serviette ein artiges Geschenk. Wir waren alle in der besten Laune, die beiden Hofmeisterinnen, die Gräfin Finkenstein und die Bülow ausgenommen, welche den Mund nicht aufthaten. Nach der Abendtafel war Ball und weil ich den Tanz sehr liebte, that ich mir, ohne nur zu sehen, was sonst um mich vorging, etwas Rechtes zu Gute. Die Bülow sagte verschiedene Male: „es ist spät, ich wollte man hörte auf." — Ei, sagte ich, lassen Sie mir die Freude, mich heute recht satt zu tanzen, es wird sobald nicht wieder geschehen. — „Das möchte wohl möglich sein!" antwortete sie und ich fing wieder von vorne an. Nach einer halben Stunde zog sie mich am Aermel: „Machen Sie doch einmal ein Ende! nun haben Sie genug. Sie sind so beschäftigt, daß Sie weder hören noch sehen." — Aber was giebt es denn? fragte ich verwundert. — Sehen Sie doch die Königin an! antwortete sie und deutete auf meine Mutter, die in einem Winkel des Zimmers mit ihrer Hofmeisterin, der meinigen und der Gräfin Finkenstein leise sprach. Alle vier blaß wie der Tod und in der sichtbarsten Bestürzung. Ich fragte sogleich, worauf es ankäme und ob es meinen Bruder anginge? — Sie zuckte die Achseln und sagte, daß sie es nicht wüßte. Die Königin wünschte endlich der ganzen Gesellschaft gute Nacht und stieg mit mir in den Wagen, sprach aber den ganzen Weg kein Wort. Ich bekam ein fürchterliches Herz-

klopfen und befand mich in der unaussprechlichsten Unruhe, ohne ihr eine Frage machen zu dürfen. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, so folterte ich meine Hofmeisterin mit meinen Fragen, was vorgefallen sei? Sie sagte mit Thränen im Auge: „Sie werden es früh genug erfahren.“ Da sie aber meine Beängstigung sah, fügte sie hinzu: „die Königin habe ihr, um meine Ruhe zu schonen, verboten, mir etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken, da sie mich aber in diesem Zustande sähe, sei es besser, mir die Sache zu gestehen, als mich etwas noch Fürchterlicheres voraussetzen zu lassen.“ Der König, fuhr sie fort, hat heute früh der Hofmeisterin von Konnken eine Staffette mit der Nachricht geschickt, daß er, weil der Kronprinz habe entfliehen wollen, für gut befunden habe, ihn festzusetzen; sie sollte diesen Vorfall der Königin um ihrer Gesundheit willen so behutsam wie möglich beibringen und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen. Es war, setzte sie hinzu, den elften, als der Kronprinz festgesetzt ward, an eben dem Tage, wie die Königin all' den Lärm in ihrem Kabinette und in der Gallerie hörte. — Ich glaubte bei dieser traurigen Erzählung in Ohnmacht zu sinken. Mein Schmerz über das Unglück meines Bruders war ohne Grenzen und ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Gleich den andern Morgen ließ mich die Königin rufen und zeigte mir den Brief meines Vaters, dem man wohl ansah, daß er in der ersten Hitze geschrieben war. „Ich habe, schrieb er, den Schurken festsetzen lassen und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn, er hat sowohl mich, wie meine ganze Familie entehrt. — So ein Elender verdient nicht zu leben.“ — Die Königin und ich waren in einem so fürchterlichen Zustande, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Die Königin sagte mir weiter: daß Katt den vorigen Tag insgeheim aufgehoben und alle seine Papiere und Habe unter Siegel gelegt sei. Der Marschall Natzmer hatte, wie sie mir sagte, den Auftrag dazu gehabt. Da dieser Umstand sehr sonderbar ist, will ich ihn erläutern. Grumkow war seit dem fünfzehnten von meines Bruders Inhaftnehmung unterrichtet und hatte sich nicht enthalten können, gegen einige Personen,

die ihn besuchten, seine Freude darüber an den Tag zu legen. Der dänische Gesandte, Herr Lövener, ward durch seine Spione davon unterrichtet und riet ihm sogleich in einem Billet, sich, so lange es noch Zeit sei, aus dem Staube zu machen. Katt ging unverzüglich zu dem Marschall Natzmer und bat um Erlaubnis, des folgenden Tages sehr früh nach Friedrichsfeld gehen zu dürfen, wohin ihn der Markgraf Albert zum Mittagsessen habe einladen lassen. Da Natzmer den Befehl des Königs noch nicht empfangen hatte, willigte er in seine Forderung. Katt hatte sich einen ganz besonderen Sattel machen lassen, in welchem man Geld und allerlei Kleidung verwahren konnte: dieser wahr unglücklicherweise noch nicht fertig und hielt ihn lange auf; er verbrannte indeß seine Papiere und eben wie er auf's Pferd steigen wollte um zu entfliehen, kam der Marschall und forderte ihm seinen Degen ab. Er hatte, nachdem er den Befehl des Königs erhielt, noch drei Stunden vergehen lassen, damit sie dieser Unglückliche zu seiner Flucht benutzte, so daß er ganz erstaunt war, wie er ihn noch zugegen fand.

Wie der erste Schmerz bei der Königin vorüber war, fragte sie mich, ob er mit mir von seinem Vorhaben gesprochen habe? Ich bejahte es und erzählte ihr alle die Auftritte, die wir bei dieser Veranlassung gehabt hatten und daß ich ihr nichts davon entdeckt hätte, damit sie, wenn der Fall je stattfände, nicht mit darein verwickelt werden möchte, daß ich aber, nach den Versicherungen, die mir Katt vor zwei Tagen gegeben hatte, auf nichts weniger, wie dieses, gefaßt gewesen sei. Was hat er aber, fuhr sie fort, aus unsern Briefen gemacht? wir sind verloren, wenn man sie findet. — Ich habe ihm oft darüber gesprochen, war meine Antwort und er versicherte mich immer, daß er sie verbrannt habe. — Ich kenne ihn besser, sagte die Königin und wollte wohl wetten, sie sind alle unter Katts Papieren. — Das ist möglich, erwiderte ich und in dem Fall ist's um meinen Kopf geschehen. — Und um den meinen, antwortete meine Mutter; ich habe die Gräfin Finkenstein holen lassen, um mit ihr und der Sonnsfeld zu sehen, was zu thun ist. — Wirklich erfuhren wir auch am andern Tage, daß meines Bruders Sachen alle bei Katt wären; die Offiziere, welche bei der Versiegelung gegenwärtig waren, beschrieben mir sogar alle

vorgefundenen Kisten und ich erkannte die Schatulle, die unsere Briefe enthielt. Nach vielem Nachsinnen beschloß endlich die Königin, ihren Kaplan Reinbeck in dieser Sache zu gebrauchen. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden möchte, sie aus Katt's Hause zu entfernen. Aber Reinbeck, der krank war, konnte nicht kommen. — Diese Briefe waren für uns von der äußersten Wichtigkeit; mehrere redeten von dem König in ziemlich starken Ausdrücken — ich wiederhole es nochmals, ich bereue tausendmal, daß ich es an Ehrfurcht gegen ihn habe fehlen lassen, aber ungeachtet meiner bösen Zunge behielt ich ihn immer lieb und es war vielmehr, um durch einige gute Einfälle meinen Verstand zu zeigen, als aus bösem Herzen, daß ich es that. Doch ich lenke wieder ein.

Am andern Morgen sah ich die Gräfin Finkenstein mit allen Zeichen der Bestürzung in mein Zimmer kommen. Sie rief mir zu: ich bin verloren! Gestern, wie ich von der Königin nach Hause komme, finde ich ein Kästchen mit Katt's Wappen gesiegelt und an die Königin adressiert in meinem Hause, bei beiden war dieses Billet. Sie reichte es mir zum Lesen und ich fand folgende Worte darin:

„Haben Sie die Güte, beigehende Schatulle der Königin zu übergeben; sie enthält ihre und der Prinzessin Briefe an den Kronprinzen.“ — Vier vertraute Männer, fuhr Frau von Finkenstein fort, brachten sie meinem Gesinde. Ich weiß mich zu nichts zu entschließen, — soll ich der Königin etwas davon sagen? soll ich sie dem König schicken? denn wenn ich Letzteres nicht thue, kann ich mich nur gefaßt machen, Katt Gesellschaft zu leisten. — Wir baten und quälten sie so lange, daß sie sich endlich, obschon mit Furcht und Zittern, entschloß, die Königin davon zu unterrichten. Meine Mutter war über diese gute Nachricht höchst erfreut, bis ein reiferes Nachdenken sie aufmerksam machte, wo sie diese Kiste hin thun sollte? Wenn man ein Geheimnis daraus machte und Katt in seinem Verhör ihrer erwähnte, stürzte man die Gräfin Finkenstein ins Unglück und die Königin stellte sich jedem Verdacht und also der ganzen Wut des Königs bloß, schaffte man sie aber öffentlich zur Königin, so mußte es dem König zu Ohren kommen und er würde die Königin gezwungen haben, ihm die unseligen Briefe als Werkzeug ihres eigenen Unglücks auszuliefern. Nach

manchem Hin- und Herreden und sattsamen Abwägen entschloß man sich endlich zu dem Letzten, die Schatulle ward in Pontifikal der Königin gebracht und sie verschloß sie in Gegenwart aller ihrer Leute in ihrem Kabinet.

Kaum war ein Hindernis beseitigt, so entstand ein anderes: jetzt kam es darauf an, sich der Briefe zu bemeistern. Die Königin war der Meinung, sie zu verbrennen und dem König ganz einfach zu sagen: da sie von gar keiner Wichtigkeit gewesen wären, hätte sie es nicht für nötig gehalten, sie ihm zu zeigen. Dieser Vorschlag ward allgemein verworfen und der Tag ging mit lauter Debatten hin, ohne daß etwas beschlossen ward. Den folgenden Tag überlegte ich mit der Sonnsfeld von neuem und endlich sagte ich: mir fällt noch ein Mittel ein, aber man müßte sich, um nichts zu wagen, sehr gut dabei benehmen. Man müßte das Siegel von diesem Kistchen, das nur von Leder ist, abnehmen, daß Vorlegeschloß erbrechen, unsre Briefe herausnehmen und andere schreiben, die wir an ihre Stelle legten. Ich glaube sogar, man wird das Siegel nicht zu zerbrechen brauchen und wenn die Königin verspricht, der Ramen nichts davon zu sagen, so mache ich mich anheischig, es ins Werk zu setzen. Fräulein von Sonnsfeld gab mir großen Beifall, man schlug es der Königin vor und sie war es zufrieden; man macht ihr nun begreiflich, daß alles auf das Geheimnis ankäme, daß die Ramen, die viele Menschen sähe, ein Wort, das Verdacht veranlaßte, entwischen lassen könnte, — die Königin versprach ihr nichts zu sagen und hielt Wort. Nachmittags schickte sie alle ihre Damen fort und behielt mich allein bei sich. Da die Kiste für sie und mich zu schwer war, um sie zu tragen, mußten wir den Kammerdiener der Königin mit in das Geheimnis ziehen; aber dabei wagten wir nichts, denn es war ein alter Diener von erprobter Zuneigung und Treue. Es war nicht möglich, die Stricke abzunehmen, ohne das Siegel zu zerbrechen und dieses Hindernis machte uns zittern: indem wir aber das Wappen betrachteten, welches sehr einfach war und einen Hund, von vielen Waffengerät umgeben, vorstellte, glaubten wir leicht, ein ähnliches finden zu können, wirklich ergab sichs auch, daß des Kammerdieners Petschaft diesem sehr ähnlich war. Das Vorlegeschloß

ward nun erbrochen und wir kamen an die Untersuchung der Briefe.

Der Anblick dieser Papiere verursachte mir eine tötliche Angst. Ich hatte oftmals heimlich an meinen Bruder geschrieben und um nichts zu fürchten zu haben im Fall, daß die Briefe dem König in die Hände fielen, schrieben wir mit Zitronensaft; hielt man sie dann über das Feuer, so ward die Schrift leserlich. Meine Briefe enthielten meistens Schmähungen gegen die Ramen und Klagen über ihren Einfluß über die Königin. Der Eindruck, den die Königin empfangen mußte, wenn sie ihr zu Gesichte kamen, konnten mir nicht anders als sehr nachteilig sein. Das wäre aber bei alledem doch geschehen, hätte mich nicht die Ankunft des Predigers Reinbeck, der sich in diesem Augenblick melden ließ, aus dieser Verlegenheit befreit. Da ihn die Königin einige Tage vorher hatte rufen lassen, konnte sie nicht umhin, ihn zu empfangen. Sie war über alles, was vorging, so bestürzt, daß sie mir beim Weggehen sagte: um Gotteswillen! verbrenne alle die verfluchten Briefe und laß keinen einzigen übrig.“ — Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, sondern alle meinigen, deren nicht weniger als fünfhundert an der Zahl waren, wurden dem Vulkan zum Opfer gebracht. Auf sie folgten die der Königin und sie kehrte eben zurück, als dieses schöne Stück Arbeit vollendet war. Jetzt schritten wir zu der Durchsicht der übrigen Papiere. Wir fanden zwei Reisepässe eines Franzosen mit Namen: Ferrand, einen Brief meines Bruders an Katt, verschiedene andre ziemlich gleichgültige, einen Beutel mit tausend Pistolen, eine Menge Anmerkungen und Betrachtungen, die mein Bruder sowohl über die Moral als Geschichte gemacht hatte und einige Kleinodien, sowohl von Gold als Edelsteinen. Der an Katt gerichtete Brief enthielt ungefähr folgende Ausdrücke: „Ich reise ab, lieber Katt und habe meine Maßregeln so gut genommen, daß mir nichts droht. Meine Reise geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d’Ambreville ausgebe. Keith ist schon benachrichtigt und geht geraden Wegs nach England. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Seien Sie guten Muts.“ Wir hielten es für gut, alles dieses zu verbrennen. Nun brachten wir mehrere Tage damit hin,

Briefe von vielerlei Datum zu schreiben. Aber wie wärs möglich gewesen, deren zwölf oder fünfzehn Hundert heraus zu bringen? Wir nahmen Papiere von jedem Jahrgang und das Ganze ward so zusammengepreßt, daß der Teufel selbst nichts gemerkt haben würde. Ungeachtet aller unserer Sorgfalt war die Kiste aber dennoch so leer, daß dieser Umstand uns verraten hätte; die Königin kam darauf, einen ganzen Kram von Dosen und andern Kleinigkeiten hinein zu stopfen — mir war das nicht recht, ich hätte sie lieber mit Briefen ausgefüllt und ich bot mich an, vor der Rückkehr des Königs noch einige hundert Stück zn schreiben, allein sie wollte es nicht. Der Kasten wurde also wieder zugeschlossen und man sah gar nicht daß er berührt worden war.

Der König kam den siebenundzwanzigsten abends 7 Uhr an, sein Gesinde eine Weile vor ihm. Vergebens fragten wir nach meinem Bruder; niemand konnte uns von ihm Nachricht geben, noch sagen, wo er sei. Nur die Art, wie er gefangen worden war, erzählten sie uns; da dieser Bericht mit allem, was mir mein Bruder mehrmals darüber sagte, übereinstimmt, so will ich ihn, nebst manchem andern Umstand, den er mir außer diesem erzählte, jetzt einrücken.

Wie er in Anspach ankam, beklagte er sich sogleich bei dem Markgrafen sehr bitter über die schlechte Behandlung des Königs. Nicht zufrieden, ihn im Innern des Familienkreises zu mißhandeln, hatte dieser ihn auch öffentlich beschimpft; er hatte ihm sogar mehrere Male wiederholt, was ich auch öfters gehört hatte: „hätte mein Vater mir begegnet, wie ich dir, so wär ich tausendmal davon gelaufen; aber du hast keinen Mut und bist ein bloßer Schurke." — Diese so oft wiederholten Worte brachten endlich den Prinzen zum Entschlusse. Er bat den Markgrafen, unter dem Vorwand eines Spazierritts, ihm eines seiner besten Pferde zu geben; da dieser aber etwas von seinem Vorhaben ahnte, wich er immer aus und verschob diesen Ritt bis zu des Königs Abreise. Da mein Bruder diesen Anschlag vernichtet sah, machte er sogleich einen anderen. Einige Meilen vor Anspach erhielt er die Staffette von Katt, deren ich schon erwähnt habe, den Inhalt der Briefe, welche sie ihm brachte, erfuhr ich aber nie; er antwortete auf der Stelle, daß

er in zwei Tagen zu entfliehen gedächte und daß er ein Gleiches thun sollte. Im Haag wollten sie zusammentreffen; zugleich versicherte er ihm, daß seine Flucht gar nicht fehlschlagen könnte und setzte man ihm nach, so böten ihm die Klöster auf seinem Wege eine Zuflucht dar. Er sandte die Antwort mit einer Staffette ab, vergaß aber unglücklicher Weise die Aufschrift nach Berlin zu machen; ein Vetter von Katt stand zehn oder zwölf Meilen davon auf Werbung und die Staffette, anstatt nach Berlin zu gehen, lieferte die Briefe diesem Katt aus.

Der König war indeß bis in die Nähe von Frankfurt gereist, wo er in einem Dorfe übernachtete und genötigt war, mit seinem ganzen Gefolge sein Lager in Scheunen aufzuschlagen. Meinem Bruder ward auch eine zu Teil, die er mit dem Obersten Rochow und seinem Kammerdiener teilen sollte. Der König hatte Keith's Bruder zum Pagen angenommen; da der junge Mensch sehr dumm war, hatte mein Bruder nicht für gut befunden, ihn von seinem Vorhaben zu unterrichten, wollte aber demungeachtet aus seiner Dummheit Vorteil ziehen; unter dem Vorwand, in einem benachbarten Dorfe auf verliebte Abenteuer auszugehen, befahl er ihm, ihn früh um 4 Uhr aufzuwecken und ihm Pferde zu verschaffen, welches, weil den Tag gerade Pferdemarkt war, sehr leicht war. Der Knabe that es, aber anstatt meinen Bruder zu wecken, verfehlte er das Bett und weckte den Kammerdiener. Dieser Mensch hatte die Geistesgegenwart, nicht zu thun, als ob er etwas merke und blieb ruhig liegen, um den Verfolg der Komödie abzuwarten. Mein Bruder sprang indeß auf, kleidete sich selbst an und statt seiner Uniform, zog er ein französisches Kleid an, worauf er ausging. Unverzüglich benachrichtigte der Kammerdiener Rochow von dem Vorgang, der augenblicklich in der größten Bestürzung zu den Generalen und des Königs Gefolge lief, nämlich den Generalen Bedenbruck, Waldow und Derchow; dieser letzte war der größte Spitzbube, den die Erde je trug, er hatte alle Verdienste des Satanas und war außerdem meines Bruders geschworner Feind. Sogleich gingen sie alle vier aus, um ihn zu suchen und nachdem sie den ganzen Flecken vergeblich durchstöbert hatten, fanden sie ihn auf dem Pferdemarkte an einem Wagen gelehnt. Seine französische Kleidung befremdete sie so-

gleich; anfangs fragten sie ihn sehr ehrerbietig, was er da mache? mein Bruder hat mir oft gesagt, daß ihn damals Wut und Verzweiflung, sich entdeckt zu sehen, zu dem Äußersten hingerissen hätten; allein es fehlte ihm an Waffen. Er antwortete ihnen also sehr rauh. Rochow sagte ihm darauf: „Gnädiger Herr, der König ist aufgewacht und will in einer halben Stunde abreisen, verändern Sie also, um Gottes Willen! Ihre Kleidung, ehe er Sie sieht.“ Mein Bruder verweigerte es und sagte, er wolle spazieren gehen und ehe der König abreise, wieder zurückkehren. Sie stritten noch, als Keith mit den Pferden, die mein Bruder bestellt hatte, ankam; er wollte sich auf eines derselben werfen; allein die Herrn umgaben ihn, führten ihn, mochte er wollen oder nicht, in die Scheune zurück und zwangen ihn, seine Uniform wieder anzulegen. Er war wie ein Rasender, mußte sich aber doch bemeistern lassen. Abends kamen sie nach Frankfurt und den Morgen darauf erhielt der König eine Staffette von Katt's Vetter, die ihm die Briefe meines Bruders überbrachte. Der König berief sogleich Rochow und Waldow und teilte ihnen die empfangenen schönen Nachrichten mit. Wie man sagt, soll ihm der Kammerdiener damals schon den Vorgang des vergangenen Morgens gemeldet haben; er befahl den beiden Herren, auf meinen Bruder Acht zu geben und mit ihren Köpfen für ihn zu stehen; dann gebot er, ihn unverzüglich in die Yacht zu bringen, auf welcher er den Weg von Frankfurt nach Wesel zu Wasser zurückzulegen gedachte. Seine Befehle wurden sogleich vollzogen — es war der elfte August.

Der König bestieg die Yacht erst am folgenden Morgen. Sobald er meinen Bruder erblickte, warf er sich auf ihn und würde ihn erdrosselt haben, hätte ihn der General Waldow nicht seinen Händen entzogen. Er riß ihm die Haare aus und schlug ihn in einem Augenblick ganz blutig. Auf die dringende Bitte dieser Herren erhielten sie es endlich, meinen Bruder in ein anderes Schiff führen zu dürfen. Man nahm ihm seinen Degen und alle seine Kleider, fand aber kein einziges Papier bei ihm, denn der Kammerdiener meines Bruders, hatte sich ihrer, ehe die Untersuchung vorgenommen wurde, bemächtigt und sie in seiner Gegenwart verbrannt — wodurch er denn der Königin und mir einen großen Dienst leistete. Außerdem

fiel während des ganzen Wegs nichts merkwürdiges vor. Der König sah meinen Bruder nicht, schwor aber alle Tage, daß er sterben solle und mein Bruder sann unaufhörlich auf Mittel, der Wachsamkeit seiner beiden Begleiter zu entgehen.

Auf diese Weise kamen sie in Wesel an, wo ihm der König außer den beiden schon erwähnten Herren eine starke Wache gab und ihn als Staatsgefangenen behandelte. Tags darauf rief er ihn vor sich; es war niemand bei ihm, wie der General Mosel, ein tapferer Offizier und sehr redlicher Mann. Der König fragte ihn zum Anfang in wütendem Tone, „warum er habe desertieren wollen?" das waren seine eignen Ausdrücke. — Weil, antwortete der Prinz mit festem und sichern Ton, weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben. — Du bist ein feiger Ausreißer, rief der König, der weder Ehre noch Mut hat. — Ich habe dessen so viel wie Sie, erwiderte der Prinz und that nur, was Sie, wie Sie mir mehr wie hundertmal gesagt haben, an meinem Platz gethan haben würden. Durch diesen Ton auf das Aeußerste getrieben, zog der König seinen Degen und würde meinen Bruder, ohne den General Mosel, der sich zwischen sie warf, durchbohrt haben. Dieser redliche Mann rief: töten Sie mich, mein König! aber schonen Sie Ihren Sohn! — Allen Bemühungen des Königs zum Trotz, deckte er meinen Bruder so gut mit seinem Körper, daß er ihm nichts anhaben konnte. Seit diesem Tage ließ man sie nicht mehr zusammen kommen; man stellte dem Könige vor, daß er ja immer über das Leben meines Bruders verfügen könne, allein solche Behandlung sei durch das Christentum verboten. Auf diese Vorstellung hin verlangte der König nicht mehr, ihn zu sehen.

Er blieb nur einige Tage in Wesel und setzte dann seinen Weg nach Berlin fort. Mein Bruder sollte ihm, auf seinen Befehl, nach vier Tagen folgen, weil er aber seinen beiden Argus nicht recht traute, gesellte er ihnen einen dritten, den General Dostow bei, der ein eben so großer Schurke wie Derchow war. Ungeachtet des Königs Verbot, erlaubten ihm Waldow und Rochow, Besuche anzunehmen; mein Bruder war in jenen Gegenden angebetet; sein Großmut, seine Herablassung und Güte hatten ihm alle Herzen gewonnen. Die grausame

Behandlung, die er vom König erfahren hatte, entschuldigte ihn, machte aber auch alles für sein Leben fürchten; auf diese Weise fand er Leute genug, die ihr Leben gewagt hätten, um ihn zu befreien. Man hatte ihm schon Stricke verschafft, um aus den Fenstern zu steigen und eine Bäuerinnen-Kleidung, um zu entfliehen, als der General Dostow alle seine schönen Pläne zerstörte. Dieser, der einer von des Königs Günstlingen war, gedachte ihm recht den Hof zu machen und nahm zu diesem Endzweck, unter dem Vorwand, Rochow und Waldow die Last zu erleichtern, die Bewachung des Prinzen über sich. Von dieser Zeit an war er so belagert, daß es ihm nicht mehr möglich war, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Man reiste also vier Tage nach dem König mit ihm ab und führte ihn, seinen Befehlen zufolge, in einen kleinen, sechs oder sieben Meilen von Berlin gelegenen Orte.

Sobald der König angelangt war, begab sich meine Mutter allein zu ihm in sein Kabinet. Bei ihrem ersten Anblick sagte er ihr mit wütendem Ton: Ihr Sohn ist tot — und gleich dazu: wo ist das Kistchen mit den Briefen? — Die Königin brach gleich in ein lautes Geschrei aus und fragte wie es möglich sei, daß er seinen Sohn seiner barbarischen Wut aufgeopfert habe. — Er ist tot! wiederholte der König und ich will das Kistchen. — Die Königin holte es nun und rief dabei ganz außer sich: O mein Gott! mein Gott! Ich hörte dieses Klaggeschrei, das mir wie Dolchstiche durch das Herz fuhr. Kaum hatte der König die Kiste in den Händen, so schlug er sie, ohne sich beim Aufschließen weiter aufzuhalten, in Stücken, riß die Papiere heraus und trug sie fort. Die Königin verlor keinen Augenblick, sondern bemächtigte sich sogleich der Siegel und alles dessen, was Verdacht erregen konnte und gab es mir zum Verbrennen. Nachher kam sie zu uns und erzählte uns den Vorgang — Gott weiß, was ich bei dieser schrecklichen Erzählung, die mit einem Thränen-Strom beendigt ward, empfand.

Indem trat der König ein. In der Ungewißheit über das Schicksal meines Bruders wußte ich nicht, was ich thun sollte — ich nahte mich ihm mit meinen Geschwistern, um ihm die Hand zu küssen; allein kaum erblickte er mich, so ward er

ganz schwarz vor Wut und versetzte mir drei ungeheure Faustschläge ins Gesicht, von denen einer die Schläfe traf, so daß ich besinnungslos niederfiel und mir den Kopf gegen einen Vorsprung der Wandbekleidung zerschlagen hätte, wäre Fräulein von Sonnsfeld nicht so glücklich gewesen, mich bei dem Kopfputz zu ergreifen. Der König wollte mich mit Füßen treten und seine Schläge wiederholen; allein die Königin und meine Geschwister bildeten einen Wall um mich her und ließen ihn nicht an mich kommen. Eine meiner Schwestern, die mich noch immer ohne Leben liegen sah, holte ein Glas Wasser und etwas Geistiges, um mich wieder zu mir selbst zu bringen. Wegen des Königs, der sich mit denen, die mich umgaben, umherbalgte, konnte man mich nicht einmal vom Boden aufheben, aber das viele Reiben und die starken Dinge, die man anwendete, gaben mir das Leben wieder, so daß man mich endlich auf ein Tabouret heben konnte, das sich in dem Fenster befand, an dem dieser ganze Auftritt vorfiel. Wie viel lieber wäre ich in meinem bewußtlosen Zustande geblieben! es ist mir nicht möglich, den trostlosen Zustand, in welchen alle, die in diesem Zimmer sich befanden, versetzt waren, zu beschreiben. Der König wäre bald erstickt vor Zorn; sein Blick war wild, sein Gesicht aufgedunsen und der Schaum lag auf seinen Lippen; die Königin rang die Hände und stieß das kläglichste Geschrei aus. Meine Geschwister lagen vor dem König auf den Knieen, selbst das kleinste, das nur drei Jahre alt war und weinten und schluchzten. Frau von Konnken und die Sonnsfeld, blaß wie der Tod und unfähig eine Silbe zu sprechen — und ich . . . ., ich glaube nicht, daß je eine Verzweiflung der meinigen gleich kam. Ein schreckliches Zittern schüttelte meinen ganzen Körper und kalter Schweiß floß mein Gesicht herab. Der König hatte endlich seine erste Behauptung aufgegeben und statt zu sagen: mein Bruder sei tot, schwor er bei allen Engeln und Teufeln, daß er ihn umbringen lassen wolle. Diese so oft wiederholten Worte erweckten mich endlich aus meiner Todesschwäche und ich sagte laut: schenken Sie mir meines Bruders Leben und ich heirate sogleich den Herzog von Weißenfels. Seine Wut verhinderte ihn, mich zu verstehen und aus Furcht, daß ich diese zierlichen Worte wiederholen möchte,

verstopfte mir Fräulein von Sonnsfeld den Mund mit einem Schnupftuche, gerade wie ich sie noch einmal sagen wollte. Nun ergoß sich der König in Schmähungen gegen mich, nach seiner Behauptung sollte ich an allem Uebel, das uns befallen hatte, schuld sein, mein Kopf sollte ihm dafür genugthun. Damals hätte er mir keinen größeren Dienst leisten können, als seine Drohung ins Werk zu setzen. Mein Schmerz war so groß, daß ich die Welt mit Freuden verlassen hätte.

Während dieser Szene erblickte ich den armen Katt, den vier Gensdarmen zum König führten. Er war blaß und entstellt; bei meinem Anblick zog er den Hut ab und ich bemerkte, daß sein Gesicht die größte Bestürzung ausdrückte. Man trug seinen und meines Bruders Koffer, die beide versiegelt waren, hinter ihm her. Gleich darauf benachrichtigte man den König von seiner Gegenwart und er eilte fort, wobei er stets rief: „nun werde ich endlich Beweise genug gegen den Schurken von Fritz erhalten, um ihm den Kopf wegputzen zu können.“ — Die Hofmeisterin der Königin folgte ihm, desgleichen die Ramen; diese letzte ergriff seinen Arm und sagte: „Um Gotteswillen! wenn Sie den Kronprinzen umbringen wollen, so töten Sie doch nicht die Königin! Ich versichere Sie, sie hat von dieser Sache nichts gewußt und mit guten Worten können Sie alles von ihr erhalten.“ — Die Hofmeisterin redete in einem andern Ton; „bis jetzt, sagte sie, thaten sie sich etwas darauf zu gut, ein gerechter, frommer König zu sein und dafür segnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden — fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wut, aber seien Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peters des Großen und Philipps des Zweiten; sie starben ohne Nachkommenschaft und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel. — Der König sah sie an: Sie sind sehr keck, mir solche Dinge zu sagen, sprach er, aber sie sind eine wackere Frau und meinen es gut. Gehen Sie und beruhigen meine Frau. Wirklich bewunderte ich den Eifer und den Mut dieser Dame, in einer solchen Zeit also zu sprechen, sie wagte es, darauf nach Spandau geschickt zu werden. Dagegen erstaunten wir über die Unverschämtheit, mit welcher die Ramen in der Königin Gegenwart behauptete, daß diese von

nichts unterrichtet sei. Man schleppte mich endlich aus dem Zimmer der Königin — denn ich zitterte dergestalt, daß ich keinen Fuß aufstellen konnte — und brachte mich in ein anderes, wo der König nie hinkam.

Dieser hatte indeß Grumkow, Mylius und Gerber in sein Zimmer berufen; der letztere war General-Fiskal und ein sehr schlechter Mensch, der erstere Generalauditor. Sobald der König eintrat, warf sich Katt auf die Kniee; der König fiel über ihn her, versetzte ihm mehrere Backenstreiche und Stockschläge ins Gesicht, trat ihn mit Füßen und behandelte ihn auf die unwürdigste Weise. Nun fing das Verhör an. Katt gestand sogleich, daß er mit dem Prinzen über seine Flucht übereingekommen wäre; allein gegen die Person des Königs, sogar gegen seine Angelegenheiten habe er nie einen Anschlag gehabt, ihre Absicht sei nur dahin gegangen, nach England zu fliehen und sich, um gegen den Zorn des Königs geschützt zu sein, unter den Schutz dieser Krone zu begeben. Auf die Frage nach den Briefen der Königin und den meinigen, sagte er, daß er sie auf Befehl meines Bruders der Königin übermacht habe. Darauf befragte man ihn über mich und ob ich von dem Plane unterrichtet gewesen sei? er verneinte es. Nun wollte man wissen, ob er nicht mit Briefen von dem Prinzen an mich beauftragt gewesen sei und ob ich ihm nie welche für meinen Bruder zugestellt hätte? er antwortete, daß er sich erinnerte, mir einmal eines Sonntags, wie ich soeben aus dem Dom zurückgekehrt sei, einen Brief überreicht zu haben, sein Inhalt sei ihm aber nicht bekannt gewesen und ich hätte ihm nie einen anvertraut. Weiter gestand er, daß er mehreremale heimlich in Potsdam gewesen sei, wo ihm dann der Lieutenant Span in die Stadt eingelassen habe, auch daß Keith um ihren Plan gewußt und sie auf der Flucht habe begleiten sollen. Nach dem Verhör durchsuchte man meines Bruders und Katt's Koffer, man fand aber keinen einzigen Brief. Grumkow, der uns diesmal in seinen Netzen zu halten glaubte, war darüber in Verzweiflung und sagte zum König: „Ihro Majestät! diese Teufels-Weiber sind klüger wie die Schlangen; — sie haben uns betrogen.“

Der König begab sich wieder zur Königin und sagte zu

ihr: Ich habe mich nicht geirrt. Ich wußte wohl, daß Ihre unwürdige Tochter an dem Komplotte Teil nahm. Katt gesteht soeben, daß er ihr Briefe zugesteckt hat — ich werde sie streng verhören lassen. Befehlen Sie ihr in meinem Namen, das Zimmer nicht zu verlassen; spätestens in drei Tagen werde ich sie an einen Ort schaffen, wo sie ihre Fehler bereuen kann. Melden Sie ihr das und befehlen ihr, sich gleich nach dem Verhör zur Abreise bereit zu halten. Der König war während aller dieser Reden noch vor Zorn außer sich. Die Königin schwor bei allen Heiligen des Paradieses, daß Katt mir niemals einen Brief gebracht hätte und bot sich an, mich darum fragen zu lassen. Man erinnere sich jetzt, was ich über diesen Brief sagte, den ich, der Namen wegen, der Königin nicht hätte zeigen können. Jetzt hielt ich mich nun für verloren und dieser Gedanke, statt mich zu erschrecken war mir lieb. Um mich nicht mit der Königin zu entzweien, beschloß ich mich keck durchzuschlagen und antwortete der Frau von Konnken sogleich: daß ich mich wunderte, warum die Königin aus diesem Briefe ein Geheimnis machen wolle; er sei mir öffentlich eingehändigt worden und habe nichts, wie die einfachsten Freundschaftsversicherungen enthalten. Ich hätte ihn zwar gleich verbrannt, aber ich erinnerte mich seines Inhalts so gut, daß ich, wenn der König es wünschte, jedes Wort niederschreiben könnte; die Königin, der ich ihn damals wohl gezeigt hätte, müsse sich dessen nur nicht mehr erinnern. Frau von Konnken brachte diese Antwort dem König, der sich darauf fort begab, um dem Ende des Verhörs beizuwohnen. Ich beredete die Königin so gut, den Brief gelesen zu haben, daß sie nicht den geringsten Zweifel dagegen hatte. Sie meldete mir mit einem Thränenstrom des Königs Befehl und empfahl mir vor allen Dingen nur nichts in Rücksicht der Kiste einzugestehen. Wenn ich nun aber einen Eid darauf ablegen soll — was ist dann zu thun? — Die Bedrängnis, in der wir sind, sagte sie, entschuldigt, was in andern Fällen unverzeihlich wäre. — Ich will in allen Stücken Ihnen gehorchen, sagte ich; aber nie kann ich etwas thun, das mein Gewissen verletzt. Der gute Gott wird mich nicht verlassen! ich werde lieber alles aufopfern, als Sie in Gefahr setzen, aber möge auch daraus erfolgen, was da wolle,

einen falschen Schwur lege ich nicht ab. Darauf nahmen wir von einander Abschied. Sie hielt mich lange in ihren Armen und wir trennten uns mit unendlichem Schmerz.

Die ganze Stadt war über den Jammer unserer Familie bestürzt. Meine Geschichte ward auf allen Straßen erzählt, denn die Zimmer der Königin waren im Erdgeschoß, die Fenster standen offen und alle Vorübergehenden hatten den mit mir vorgefallenen Auftritt gesehen und gehört. Wie man mich in mein Zimmer trug, mußte ich durch einen Haufen Menschen gebracht werden, die alle weinten und schrieen. Da alles vergrößert wird, sagte man in mehreren Teilen der Stadt, daß ich tot sei, ja sogar auch mein Bruder und das vermehrte noch die allgemeine Trostlosigkeit.

Ich brachte eine sehr traurige Nacht hin, in welcher mich die finstersten, traurigsten Bilder aufschreckten. Mein Schicksal kümmerte mich nicht, auch die gedrohte Abreise machte mir keine Sorge, aber mehr wie alles in der Welt fürchtete ich, von Fräulein von Sonnsfeld getrennt zu werden und in fremde Hände zu fallen. Alle diese traurigen Betrachtungen hielten mich wach, bis man mir am Morgen die Nachricht brachte, daß die Wache vor meinem Zimmer verdoppelt sei. Kaum hatte ich das Bett verlassen, als die Ramen eintrat. Sie kam mit einem geflissentlich traurigen Gesicht, mir im Namen der Königin zu sagen, daß der König heute dieselben Menschen, welche Katt verhört hätten, auch zu mir senden würde, sie bäte mich daher, wohl Acht zu haben und hoffte, ich würde das ihr gegebene Versprechen genau halten. Man denke sich meine Verlegenheit, da ich einen solchen Auftrag durch eine verdächtige Person erhielt, die mich und die Königin jeden Augenblick durch Verrat an den König ins Unglück bringen konnte. Sie setzte noch mit Heuchelei hinzu: die Königin ist wegen dieses Verhörs in tausend Sorgen, denn sie glaubt nicht, daß Sie Festigkeit genug haben, es zu ertragen. — Ich weiß nicht, antwortete ich, wie es der Königin einfallen kann, sich über so eine Geringfügigkeit zu beunruhigen. Ich brauche mich nicht zu fürchten, ich habe mit der Sache nichts zu thun gehabt und läßt mich der König verhören, so sage ich, was ich von ihr weiß. — Ja, sagte sie, es gehen aber auch andere fürchter-

liche Dinge vor. Ihre Abreise ist beschlossen; man will Sie in ein Kloster führen, das zum heiligen Grab heißt, dort sollen Sie wie eine Staatsgefangene behandelt werden, man wird Ihnen Fräulein von Sonnsfeld und alle ihre Leute nehmen und Sie werden sehr zu beklagen sein. Der König, antwortete ich, ist mein Vater und mein Herr; er kann nach Wohlgefallen über mich beschließen. Ich vertraue auf Gott und meine Unschuld und weiß zuverlässig, daß mich die Vorsehung nicht verlassen wird. — Sie haben nur deswegen so viel Mut, sagte sie darauf, weil Sie das alles nur für Drohungen halten, aber ich habe den Befehl des Königs zu Ihrer Verweisung mit eigenen Augen, von seiner Hand unterzeichnet gesehen. Außerdem sehen Sie ja wohl aus der Art, wie der König zu Werke geht, daß es sein Ernst ist. Die arme Bülow hat Befehl erhalten, in zwei Stunden den Hof zu verlassen, sie und ihre ganze Familie ist nach Lithauen verwiesen. Der Lieutenant Span, der Katt heimlich in Potsdam einließ, ist kassiert und nach Spandau gebracht; eine Maitresse des Kronprinzen, die in Potsdam wohnte, soll vom Henker gepeitscht und verbannt werden. Dühan (er war meinem Bruder, dessen Lehrmeister er gewesen war, sehr lieb) ist nach Memel verwiesen. Jaques (der Bibliothekar des Prinzen eben dahin und Ihre Hofmeisterin hätte ein gleiches Schicksal gehabt, wäre sie nicht diesen Winter zum Glück mit der Königin entzweit gewesen. — Dieser Zwist war darüber entstanden, daß die Sonnsfeld behauptet hatte, man habe Unrecht gehabt, auf Grumkows Sturz zu beharren, es wäre besser gewesen, erst meine Heirat abzuschließen und dann an der Verabschiedung dieses Ministers zu arbeiten. Das hatte die Königin verdrossen, die sie sehr übel behandelte. — Ich begreife noch nicht, wie ich das alles so geduldig anhören konnte; Gott giebt uns wirklich im Falle der Not besondere Kraft. Meine Fassung rettete mich und machte dieser Megäre glauben, daß ich entweder unschuldig sei, oder mich nicht mutlos würde machen lassen. Sie war aber sehr im Irrtum, meine Festigkeit war nur scheinbar, denn ich hatte die Verzweiflung im Herzen. Wie sie sich entfernt hatte, brauchte ich mich nicht länger zu zwingen. Das Unglück so vieler wackeren Leute ging mir durchs Herz, das Unglück meines Bruders ver-

ursachte mir Todesangst und die Trennung von meiner Hofmeisterin erfüllte mich mit dem tiefsten Schmerz.

So ging der ganze Tag hin. Von einer Stunde zur andern erwartete ich mein Verhör und bei jedem kleinen Geräusch klopfte mir das Herz. Allein ich wartete vergebens, niemand erschien und ich ward endlich etwas ruhiger. Mein ganzes Gesicht sowohl, wie mein Körper, war von dem Fall, den ich gethan hatte, geschwollen und zerschellt, und ich war so ermattet, daß ich mich gegen Abend niederlegen mußte.

Den Morgen darauf erneuerte die dienstfertige Ramen ihren Besuch. Sie wiederholte mir nochmals im Namen der Königin ihre Ermahnung zur Standhaftigkeit und sagte: mein Verhör habe noch nicht stattfinden können, weil man gesonnen sei, meinen Bruder mit Katt und mir zu konfrontieren, der Prinz würde also, um alle Unordnung, die daraus erfolgen könnte, zu vermeiden, erst in der Abenddämmerung nach Berlin gebracht werden. Ich antwortete wieder ganz im vorigen Ton. Der Königin war dieses ganz unleidlich, sie hielt mich dergestalt von Furcht verblendet, daß ich gar nicht mehr wüßte, was ich sagte, und also bei der ersten Gelegenheit die ganze Geschichte mit der Kiste gestehen würde, denn anders konnte sie sich meine Behauptung, alles, was ich wüßte, einzugestehen, gar nicht erklären. Nachmittags schickte sie also ihren getreuen Kammerdiener an mich ab, um mich um Gotteswillen zu bitten, daß ich nichts verraten möchte. Ihm entdeckte ich sogleich die Verlegenheit, in welche mich meine Mutter setzte, indem sie die Ramen mit solchen Aufträgen zu mir schickte. Ich bat ihn, die Königin zu versichern, daß sie nichts zu fürchten hätte, daß ich nie etwas sagen würde, was ihr Ungelegenheit machen könnte, nur bäte ich sie, nicht so oft zu mir zu schicken, weil das bei dem Könige Verdacht erregen könnte, hätte sie mir aber etwas mitzuteilen, so sollte sie ihm den Auftrag geben und nicht der Ramen, denn diese Frau wäre von der Briefgeschichte nicht unterrichtet, ich könnte mich also darüber mit ihr nicht erklären. Ich mußte die Sache auf diesen Fuß nehmen, aus Furcht, die Königin unmutig zu machen, denn es hätte sie gewiß verdrossen, wenn sie wahrgenommen hätte, ich mißtraue dieser Frau.

Dieser Tag verstrich wie der vorige und vergeblich blieb ich bis um ein Uhr in der Nacht am Fenster, um den Trost zu haben, meinen Bruder wenigstens nur vorbeigehen zu sehen. Der Gedanke, ihn zu sehen, flößte mir den lebhaftesten Wunsch ein, mit ihm im Verhör zusammengestellt zu werden. Er ward aber nicht erfüllt; der König änderte seinen Willen; man führte meinen Bruder am fünften September nach Küstrin ab, wo er in die Festung eingesperrt wurde; alle seine Leute, überhaupt alle seine Habseligkeiten wurden ihm genommen; er behielt nichts, wie das Kleid und das Hemd, das er auf dem Leib trug. Er erhielt keine Bedienung und statt aller Beschäftigung gab man ihm die Bibel und ein Gebetbuch. Seine Ausgaben wurden auf vier Groschen des Tags beschränkt; das Zimmer, das ihm zum Gefängnis diente, empfing seine ganze Helle aus einer einzigen kleinen Luke und Licht erhielt er erst bei seinem Nachtessen, das ihm um sieben Uhr gereicht wurde; die übrige Zeit blieb er im Finstern. Welch' ein grauenvolles Schicksal für einen Prinzen, der sich schon die allgemeine Hochachtung erworben hatte! So viel Unglück mußte ihn durchaus nur erbittern.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in diesem traurigen Aufenthalt schickte der König Grumkow, Mylius und Gerber, um ihn zu verhören. Seine Antworten stimmten mit Katt's Aussage überein; allein anstatt Grumkow, der gleichsam der Lenker seines Schicksals war, zu schonen, behandelte er ihn mit der kühnsten Geringschätzung und sagte ihm die härtesten Dinge. Darauf zeigte man ihm die Kisten und fragte, ob alle darin enthalten gewesenen Stücke noch vorhanden wären, oder Briefe daraus fehlten? Er glaubte, Katt würde die Papiere verbrannt haben, antwortete also in Rücksicht der Briefe bejahend, setzte aber hinzu, daß viele Dosen und andere kleine Gerätschaften darin wären, die er nicht kenne, die also wahrscheinlich Katt hineingelegt hätte. Diese Antwort öffnete ihnen die Augen und entdeckte ihnen den von uns gespielten Betrug. Das Uebel war aber nun geschehen, und sie konnten sich wohl vorstellen, daß weder Drohungen noch Thätlichkeiten uns je bewegen würden, den Inhalt der Briefe zu gestehen. Während des ganzen Verhörs und sogar im Protokoll gab man meinem Bruder nicht den Titel Königliche Hoheit. Grumkow und

Seckendorf waren sehr wohl überzeugt, daß meines Bruders Verbrechen ein bloßer Jugendstreich sei; als Kronprinz hätte er nur einen Verweis verdient, sie hielten also für gut, den König zu überreden, daß er als Offizier zu behandeln sei und nannten ihn den ganzen Prozeß durch nur den Obersten Fritz und aus diesem Gesichtspunkt konnte er wirklich als Deserteur angesehen werden.

Sobald ihre Untersuchung zu Ende war, gingen sie nach Berlin zurück und die von Katt ward von neuem vorgenommen. Mehr wie einmal war der König im Begriff, ihm die Folter geben zu lassen; allein der General Wartensleben, ein warmer Freund von Seckendorf, verhinderte, daß man nicht zu dieser Abscheulichkeit schritt.

Mein Schicksal blieb sich immer gleich. Jeden Abend nahm ich von Fräulein von Sonnsfeld und meinen Leuten den zärtlichsten Abschied, denn ich wußte nicht, ob ich sie je wieder sah. Mein Geschmeide und alles, was ich an Kostbarkeiten besaß, hatte ich heimlich der Königin geschickt. Ich hatte mich noch nicht entschließen können, meines Bruders Briefe zu verbrennen; daher hatte ich sie alle in ein Kästchen verwahrt, das ich jeden Abend der Hofmeisterin meiner jüngeren Schwester zuschickte, denn da wußte ich, würde niemand sie suchen. — Kurz, ich nahm alle mögliche Vorsicht, um nicht überrascht werden zu können.

Endlich reiste der König ab und noch an demselben Abend begab sich die Königin zu mir. Ihr Anblick brachte mich außer mir vor Freude! Sie sagte mir, daß sie nicht mehr glaube, daß man mich nach dem Kloster zum heiligen Grabe bringen wolle, denn der König habe seit mehreren Tagen nicht mehr davon gesprochen, über meinen Bruder habe sie ihn auch ein Bischen besänftigt, indem sie alles, was vorgefallen war, Keith zur Last gelegt hätte. Vielleicht wird man neugierig sein, sein Schicksal zu wissen.

Wie mein Bruder in Frankfurt verhaftet ward, befand sich der Fürst von Anhalt eben daselbst. Seit sich dieser Prinz mit Grumkow entzweit hatte, war er völlig zu seinem Vorteil verändert, mischte sich in keine Intrigue mehr und suchte einem jeden zu dienen; mir war es auch gelungen, ihn mit der Königin

und meinem Bruder auszusöhnen. Er sollte den König nach Wesel begleiten und ich weiß nicht, aus welcher Ursache er seinen Pagen vorausschickte. Der erste Mensch, der diesem beim Eintritt in die Stadt vor Augen kam, war Keith, den er genau kannte und wußte, wie gut er bei dem Kronprinzen stand. Ei mein Gott! rief er, ich bin erfreut, dich hier zu sehen, ich glaubte, du wärest schon in Gewahrsam. — Ich versteh' nicht, was du meinst, antwortete jener und wüßte nicht, womit ich solche Behandlung verdient hätte. — Schon gut, sagte der Page, weißt du denn aber, daß der Kronprinz festgesetzt ist? — Keith stellte sich ganz unbefangen, suchte aber die Unterredung zu beendigen, setzte sich sogleich zu Pferde und eilte, unter dem Vorwand, einem Deserteur nachzusetzen, mit verhängtem Zügel aus der Stadt. So langte er glücklich in Haag an, doch hatte er nur drei Stunden Vorsprung und der Oberst Dümoulin, den der König ihm bei seiner Ankunft in Wesel sogleich nachschickte, kam unmittelbar nach ihm daselbst an. Sobald Keith Haag erreicht hatte, begab er sich unter des englischen Gesandten, Lord Chesterfields, Schutz, der ihn denn auch Angesichts Dümoulins in das Packetboot führte, in welchem er England glücklich erreichte. Da dem Könige keine andere Rache an ihm übrig blieb, ließ er ihn in Wesel in Effigie hängen, seinen Bruder aber machte er zur Strafe, dem Kronprinzen, ohne des Königs Erlaubnis, Pferde zugeführt zu haben, zum Sergeanten.

Um diese Erzählung nicht zu unterbrechen, überging ich einen Umstand, der seitdem viel Einfluß auf mein Schicksal gehabt hat. Ehe der König Berlin verließ, erklärte er meiner Mutter, daß er meine vierte Schwester mit dem Erbprinzen von Bayreuth zu verheiraten gedenke; ja diese Heirat ward sogar öffentlich erklärt. Die Königin war sehr froh darüber; denn seit sie diesen Prinzen dem Könige zu meinem Gemahl vorgeschlagen hatte, fürchtete sie immer, diese Heirat möchte wieder zur Sprache kommen, sobald man ihm aber meine Schwester zuteilte, war ihre Furcht ganz zerstreut und eine Sorge gehoben. Während der kurzen Zeit, die sie in Berlin blieb, kam sie täglich zu mir; den Tag vor ihrer Abreise sagte man ihr, Prinz Heinrich sei in Paris an einem hitzigen Fieber

gestorben; sie sagte mir diese Nachricht ganz leise ins Ohr und ich antwortete: es thue mir sehr leid und sei schade, denn es sei ein Prinz von Verdiensten gewesen. Und mich freut's sagte sie, denn ich fürchtete immer, daß er Absichten auf dich hätte. — Jetzt, da er mit meiner Schwester versprochen war, hatte es doch keinen Anschein, daß man sich noch einmal anders entschließen würde, antwortete ich. Hierauf trennte sie sich von mir nicht ohne viele Thränen, befahl meinen Schwestern und ihren Damen, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen und trug mir auf, meine Briefe an sie durch die Hände der Frau ihres Kammerdieners gehen zu lassen. Sie reiste den fünfzehnten September ab.

Ich gewöhnte mich recht gut an mein Gefängnis. Alle Tage zerstreute ich mich mit Lesen; der Morgen gehörte der Andacht, der Nachmittag und Abend dem Lesen unterrichtender Bücher, über die ich Anmerkungen und Betrachtungen aufsetzte. Ungeachtet meiner unaufhörlichen Besorgnisse für meinen Bruder fühlte ich doch eine wahrhaft philosophische Seelenruhe und war in die Ratschlüsse der Vorsehung vollkommen ergeben.

Eines Tages, wie ich meiner Gewohnheit nach beschäftigt war, trat meine Kammerfrau, dieselbe, deren ich schon mehrmals gedachte, eine redliche, treue, mir ganz ergebene Person, mit einem höchst bestürzten Gesicht in mein Zimmer. Was fehlt euch? rief ich erschrocken; soll ich vielleicht abreisen? — Nein, Ihro Hoheit, antwortete sie, aber ich befinde mich in einer grausamen Verlegenheit. Ein Sergeant der Gensdarmerie ist diesen Morgen zu meinem Mann gekommen und hat ihm ein kleines Packet für Ihro Königliche Hoheit einhändigen wollen. Ich weiß, daß man meinen Mann schon in Verdacht hat, weil er ihrem Bruder gut war; ich weiß also nicht, ob er das Päckchen annehmen soll oder nicht, um so weniger, da wir der Treue des Sergeanten nicht gewiß sind. Indeß bin ich bereit, alles, was Sie befehlen, zu thun und selbst mein Leben in Ihrem Dienste zu wagen. — Wisset Ihr denn aber nicht, was das Päckchen enthält, fragte ich, und ob es von Wichtigkeit ist? — der Sergeant, antwortete sie, hat meinem Manne gesagt, daß es ein Porträt sei. — Nun begriff ich so-

gleich, daß es dasselbe sei, welches mein Bruder Katt in Verwahrung gegeben; mir ward sogleich deutlich, welche unseligen Folgen es haben müsse, wenn dieses Bildnis meinem Vater in die Hände fiele, der sogleich sagen würde, Katt sei mein Liebhaber gewesen und habe mich gemißbraucht, ich bat also die Kammerfrau um Gottes willen, mir das Päckchen zu verschaffen; wirklich gab sie's auch den folgenden Tag in meine Hände und die Sache blieb ein Geheimnis.

Zwei Tage darauf hatte sie einen neuen Schrecken. Ein Unbekannter brachte ihr einen Brief, in dem sie einen andern von meinem Bruder an mich eingeschlossen fand. Sie eilte, ihn mir zuzustellen und ich empfing ihn mit unglaublichem Herzklopfen. Er war mit Bleistift geschrieben und enthielt Folgendes, wie ich es nach der Urschrift, die ich noch kostbar aufhebe, abgeschrieben habe.

Liebe, teure Schwester!

„Dem Kriegsrate gemäß, der soeben gehalten werden soll, wird man mich verketzern, denn um für einen Erzketzer zu gelten bedarf es weiter nichts, als nicht in allen Stücken der Meinung des Herrn zu sein. Du kannst dir also leicht denken, welch ein Ding man aus mir machen wird. Mich bekümmern die Bannflüche, die sie gegen mich schleudern mögen, sehr wenig, wenn nur meine liebenswürdige Schwester kein falsches Zeugnis gegen mich ablegt. Wie froh bin ich, daß weder Riegel noch Gitter mich verhindern, dir meine vollkommenste Freundschaft zu bezeugen. Ja liebste Schwester, es giebt in diesem fast völlig verdorbenen Jahrhundert noch Menschen, die redlich genug sind, mir die nötigen Mittel zu verschaffen, um dir meine Ergebenheit zu bezeigen und wenn ich weiß, daß du glücklich bist, liebste Schwester, so wird mir das Gefängnis ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi ha tempo, ha vita — das diene uns zum Trost. Ich wünschte von Grund des Herzens, keinen Dolmetscher zwischen uns zu führen — möchten die glücklichen Stunden wiederkehren, wo Ihr Prinzipe und meine Prinzipessa (so hatten wir meine Laute und seine Flöte genannt) süße Harmonien hervorbringen, oder um deutlicher zu reden, wo ich dir mündlich sagen kann, daß

nichts in der Welt meine Freundschaft für dich je vermindern wird. Adieu." „Der Gefangene."

Dieser Brief rührte mich unendlich, ich weinte von ganzem Herzen. „Mein Gott! sagte ich zu meiner Hofmeisterin, wie beklage ich meinen armen Bruder! er scherzt noch bei all' seinem Unglück — und Gott weiß, was für Uebel man ihm bereitet. Ich muß ihm antworten! verbieten Sie mir diesen Trost nicht! Dieselbe Person welche mir seinen Brief so glücklich überbrachte, wird auch Mittel finden, meine Antwort in seine Hände zu schaffen." — Fräulein von Sonnsfeld wollte meinem ersten Entzücken nicht widerstreben, nach und nach machte sie mir aber begreiflich, welcher Gefahr mich ein solches Unternehmen aussetzte.

Der Kriegsrat ward indeß am ersten November versammelt. Da ich ohnehin Unruhe genug hatte, verbarg es mir meine Hofmeisterin um so mehr, da sie wußte, daß meines Bruders Schicksal darin entschieden werden sollte. Obschon ich damals mit dem, was sich begab, nicht bekannt war, will ich, um den Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen, die Entwickelung jener schrecklichen Begebenheit hierher setzen.

Das Kriegsgericht ward in Potsdam gehalten; es bestand aus zwei Generalmajors, zwei Obersten, zwei Oberstlieutenants, zwei Majors, zwei Hauptleuten und zwei Lieutenants. Die ganze Armee mußte das Los ziehen; denn jeder entschuldigte sich, dabei zu sein. Es traf die General-Majors Dönhoff und Linger; die Obersten Derchow und Panewitz; der Oberstlieutenants und Majors erinnere ich mich nicht mehr, aber die Hauptleute waren Einsiedel und ein anderer aus dem Regimente des Königs. Sie gaben alle ihre Stimme durch eine Stelle aus der heiligen Schrift. Dönhoff und Linger stimmten auf Verzeihung, aber Einsiedel, Derchow und die andern, lauter Kreaturen von Grumkow und Günstlinge des Königs, verurteilten meinen Bruder und Katt zum Schaffot — ein unerhörtes, ungeheures Urteil für ein poliziertes Land. Nun machte Seckendorf den Vermittler, bat um Gnade für die beiden Verbrecher, besonders für meinen Bruder, die er aber nur sehr mühselig erhielt, denn die Wut meines Vaters war aufs Höchste gestiegen und für Katt konnte er nichts erlangen. Sein Urteil

ward ihm also verkündigt — ohne das Gesicht zu verändern, hörte er es mit einer heldenmütigen Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung. Ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen und sterbe für eine schöne Sache." Darauf bereitete er sich mit Ergebung zu dieser schaudervollen Prüfung vor. Den folgenden Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urteil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Diese Nachricht schien ihn in Verwunderung zu setzen, er gewann aber seine Fassung bald wieder. Sobald er allein war, rief er den wachhabenden Offizier, gab ihm die Dose, in welcher sich mein und meines Bruders Bildnis, von seiner Hand gemalt, befanden und sagte: „behalten Sie sie und gedenken Sie meiner zuweilen; zeigen Sie aber diese Gemälde niemand, das könnte nach meinem Tode den erhabenen Personen, die sie darstellen, Schaden thun. — Nachher schrieb er drei Briefe; an seinen Großvater, seinen Vater und seinen Schwager. Wie der Geistliche zu ihm kam, sagte er: „Ich habe vor Gott sehr gefehlt. Mein zu großer Ehrgeiz hat mich zu vielen Fehlern verleitet, die ich von Herzen bereue. Ich traute meinem Glücke, die Gunst des Kronprinzen verblendete mich dergestalt, daß ich mich selbst nicht kannte. Jetzt fühle ich die Eitelkeit aller irdischen Dinge, ich bereue meine Sünden und wünsche den Tod als den einzigen Weg zu einem sichern und ewigen Glücke." — Der Tag ging mit solchen Gesprächen hin. Gegen Abend kam der Major Schenk mit Thränen in den Augen und sagte zu ihm: „Alles ist zu Ihrer Abreise bereit. Der König hat mir befohlen, bei Ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu sein und Sie an den Ort, wo sie stattfinden soll, zu begleiten. Ich habe das traurige Amt zweimal abgelehnt, allein der König trug mir's so ausdrücklich auf, daß ich gehorchen muß. Wollte doch Gott, sein Herz hätte sich gewendet und ich hätte Ihnen Gnade verkündigen können." Katt antwortete: „Sie sind sehr gut, aber ich möchte mein Schicksal nicht tauschen. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe und gebe ihm dadurch den größten Beweis von Ergebenheit, den man fordern kann und mich erwartet eine Seligkeit ohne Ende." — So stieg er lächelnd und heiter in den Wagen und sagte mehreren Offizieren und

gemeinen Gensdarmen, die sich, ihn vorbeigehen zu sehen, versammelt hatten, Lebewohl. Erst früh um neun Uhr kam er nach Küstrin. Das Blutgerüst war vor den Fenstern meines Bruders errichtet, vor diesem hatte man die Gitter abgenommen und es erweitert, damit man mehr sehen konnte; das Gerüst war von gleicher Höhe, wie das Fenster und nur einige Schritte davon entfernt. Sobald sie innerhalb der Festung waren, sagte Schenk: „Seien Sie standhaft, lieber Katt, Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Küstrin und werden den Kronprinzen sehen." — Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß dies mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken konnte. — Mein unglücklicher Bruder hatte indeß den Tag zuvor alle diese Vorkehrungen treffen sehen, ohne ihren Endzweck zu erraten, er erwartete sein eignes Todesurteil. Früh kam der Festungs-Gouverneur, General Lepel und der Präsident Münichow in sein Gefängnis und bemühten sich, ihn so gut als möglich zu der traurigen Nachricht, die sie ihm zu überbringen hatten, vorzubereiten. Man brachte ihm ein braunes ganz einfaches Kleid, ganz von demselben Kleid, wie das, welches Katt trug — er hatte es nachher nie mehr ablegen wollen, bis es ihm stückweise vom Leibe fiel. — Kaum hatte er gehört, was ihm bevorstand, als die schrecklichste Verzweiflung ihn ergriff, aber sie stieg noch viel höher, wie man ihn nötigte, an das Fenster zu gehen. Er wollte sich herausstürzen — man hielt ihn zurück. Nun rief er in der heftigsten Angst: „Um Gotteswillen, verschiebt die Hinrichtung! Ich will dem König schreiben, ich will mit aller Feierlichkeit der Krone entsagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte." Wie er ihn das Gerüst besteigen sah, rief er: „Ich bin unglücklich, teurer Katt! ich bin Ursache an deinem Unglück! O wäre ich doch an deiner Stelle!" — Hätte ich tausend Leben, mein gütiger Fürst, ich opferte sie Ihnen auf, antwortete Katt, indem er niederkniete. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden, er litt es nicht, erhob seinen Geist zu Gott und rief: Mein Gott, ich befehle dir meine Seele! — Kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, als sein Kopf zu seinen Füßen lag, aber noch im Fallen streckte er seine Hand nach dem Fenster aus, wo mein Bruder stand. Der arme Prinz war in Ohnmacht

gefallen; man trug ihn auf sein Bett, wo er mehrere Stunden sinnlos lag und bei seinem Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Sein Zustand ist nicht zu beschreiben! Katts Leichnam war so gelegt, daß er seinen Anblick gar nicht vermeiden konnte. Da man sich gar nicht zu helfen wußte und die Aerzte für sein Leben fürchteten, berief man einen Geistlichen: allein alle diese heftigen Bewegungen beruhigten sich nicht, ehe seine Kräfte völlig erschöpft waren. Eine gänzliche Schwäche besänftigte einigermaßen seinen stürmischen Schmerz, er vergoß Ströme von Thränen und blieb lange in tiefer Schwermut versunken; selbst jetzt darf man dieses schreckliche Trauerspiel nicht gegen ihn erwähnen. Katts Leichnam blieb bis Sonnen-Untergang auf dem Blutgerüst liegen, dann ward er in einem Winkel der Bastionen zur Erde bestattet. Ich rücke noch den Brief ein, den er an seinen Großvater schrieb und Briefe, die sich von seiner Hand an den Fensterscheiben seines Gefängnisses fanden.

Mein Herr und sehr geehrter Großvater!

Ich kann den Schmerz und die Besorgnisse, mit denen ich diese Zeilen schreibe, nicht ausdrücken. Ich, dem Sie fast ausschließend Ihre Sorgfalt widmeten, ich, den sie zum Werkzeug der Vergrößerung Ihrer Familie bestimmten, den Sie in Gesinnungen auferzogen, die ihn fähig machen sollten, dem Herrn und dem Nächsten zu dienen, der ich nie von Ihnen ging, ohne mit Ihrem Rate beehrt zu werden, ich, der die Freude und die Stütze Ihres Alters sein sollte — ich Elender ward die Quelle Ihres Schmerzes und Ihres Kummers. Statt Sie durch gute Botschaft zu erfreuen, muß ich Ihnen mein Todesurteil melden, das man mir schon verkündigt hat. Lassen Sie sich mein trauriges Schicksal nicht zu sehr zu Herzen gehen! man muß sich dem Ausspruch der Vorsehung mit Ergebung unterwerfen; wenn sie uns durch Widerwärtigkeiten prüft, giebt sie uns auch Kraft, sie zu ertragen und sogar sie zu überwinden. Bei Gott ist nichts unmöglich, er kann helfen, wenn er will. Ich setze all mein Vertrauen in dieses höchste Wesen, da sich das Herz des Königs noch jetzt zur Huld wenden und mir soviel Gnade erzeigen kann, als ich Strenge erduldet habe. Ist es nicht sein Wille, so werde ich ihn darum nicht minder loben, denn er richtet alles zu unserm Besten ein. Ich unterwerfe mich

also geduldig allem, was Ihr und anderer Einfluß von dem König erhalten kann. Indessen bitte ich Sie meiner vergangenen Fehler wegen tausendmal um Verzeihung und hoffe, daß Gott, der den größten Sündern vergiebt, Barmherzigkeit mit mir haben wird. Sollten Sie nicht seinem Beispiel folgen, gegen den, der Sie darum anfleht,

Mein Herr und sehr geehrter Großvater,
als ihr unterthänigstgehorsamster
Sohn, Katt."

den 2. November 1730.

Folgendes sind die Verse, die er auf sein Fenster schrieb. Es ist mehr Sinn als Poesie darin.*)

Soll dein gut Gewissen Früchte tragen,
Nimm dir Zeit und hab Geduld.
Wirst du nach dem Schreiber fragen,
Wird man Katt dir sagen,
Allzeit vergnügt und hoffnungsvoll."

Darunter stand:

„Denjenigen, der diese Zeilen zu lesen wünscht, sei kund, daß, der sie schrieb, den sechszehnten des Monats August 1730 auf Befehl seiner Majestät festgesetzt ward. Er hofft noch auf seine Freiheit, obschon die Art, wie er bewacht ist, ihm etwas Schreckliches zu drohen scheint."

Ich kehre nun wieder zu meiner Geschichte zurück. Am fünften November, dem Tag vor Katts Hinrichtung an einem Sonntag Morgen, wie ich noch zu Bett war, und eben ruhig mein Gebet verrichtete, sagte man mir, Eversmann wollte auf Befehl des Königs mit mir reden. Es erschreckte mich sehr, dennoch ließ ich ihn eintreten. „Der König befiehlt Ihnen, fing er an, einen der beiden Heiratsvorschläge, nämlich den Herzog von Weißenfels, oder den Markgrafen von Schwedt anzunehmen. Ich soll Ihnen sagen, Sie hätten es seiner Huld zu danken, daß er Sie also geschont habe, denn er wisse sehr wohl, daß Sie an den Intriguen des Kronprinzen und Katts

*) Der Uebersetzer verspricht auf Treu und Glauben, daß Katt's Original unmöglich schlechter, wie die französische Uebersetzung der guten Prinzessin und diese zweite Uebersetzung, in die Sprache des Originals sein kann.

Teil genommen habe, ja sie haben es beide eingestanden. (Dieser Artikel war falsch.) Er ist gegen den Kronprinzen auf das Heftigste erbittert und schwor noch gestern, ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Bedenken Ihre Hoheit wohl, was für eine Antwort Sie mir geben. Er schreitet, wenn Sie ihm nicht nachgeben, zu dem Aeußersten und ich darf nicht alles sagen, was ich über diesen Gegenstand weiß.“ — Ich antwortete: der König ist mein Herr, er kann mit mir machen, was er will, aber er kann mich nicht überweisen, an den Absichten meines Bruders Teil gehabt zu haben. Hätte er mich über diesen Punkt befragt, so würde ich meine Unschuld deutlich dargethan haben. Was aber die Heiratsvorschläge anbetrifft, so bitte ich, daß er diese Sache mit der Königin ausmache. Sobald Sie einig sind, werde ich mich trotz meines Abscheues ihrem Willen unterwerfen. — Von der Königin ist nicht die Rede, fing er wieder an. Der König will durchaus nicht, daß sie sich in diese Sache mischen soll. — Der König, sagte ich wieder, kann doch nicht machen, daß sie nicht mehr meine Mutter ist. Warum will er denn durchaus mich verheiraten und unglücklich machen? Der Tod scheint tausendmal süßer, als die Angst, die ich täglich ausstehe und wie der Fluch meines Vaters oder meiner Mutter, der mir täglich droht. — Nun so seien Sie zufrieden. Bereiten Sie sich nur zum Tode, wenn Sie nicht nachgeben. Man wird des Kronprinzen und Katts Prozeß aufhalten, dann von Neuem anfangen und Sie mit hinein ziehen. Ein Opfer muß man dem Zorn des Königs hingeben, so falle denn die Wahl auf Sie. — Ich bin zu meinem Schicksal bereit, antwortete ich, die Welt ist mir gleichgültig, ich habe soviel Widerwärtigkeiten erduldet, daß ich ohne Mühe den irdischen Eitelkeiten entsage und den Tod mit mehr Freude als Furcht erwarten werde. — Was soll aber aus dem Kronprinzen werden? fragte er wieder. — Das weiß ich nicht, wenn ich aber einmal sterben soll, so bekümmere ich mich weiter um nichts. — Hiermit endigte diese traurige Unterredung. Eversmann sagte mir noch bei seinem Fortgehen: der König würde noch durch andere mit mir sprechen lassen und er befehle mir ausdrücklich der Königin von dem, was vorging, nichts zu sagen.

Ich war dermaßen bewegt, daß mein ganzes Bett unter

mir zitterte. Man verbarg mir, daß das Kriegsgericht geschlossen sei und das vermehrte meine Bestürzung, weil ich fürchtete, daß meine Weigerung meinem Bruder schaden könnte. Ich war entschlossen, abzuwarten, was die andern, die mein Vater zu mir schicken wollte, sagen würden, um dennoch einen Entschluß zu fassen, denn Eversmann hielt ich zu weit unter mir, um ihm eine entscheidende Antwort zu geben. Ich teilte meiner Hofmeisterin den Vorfall sogleich mit; wir beschlossen beide, daß es nötig sei, die Königin davon zu benachrichtigen und ihre Befehle einzuholen. Der gewöhnliche Weg, den unsere Briefe gingen, war nicht sicher; hinschicken durfte ich niemanden — man mußte also ein anderes Hülfsmittel finden und ich fiel auf folgende List: die Königin hatte ein Fräulein von Konnken, eine Tochter der Oberhofmeisterin, statt der Bülow in Dienst genommen; sie war ein Mädchen voll Verdienst und Charakter, diese bat ich, heimlich zu mir zu kommen. Da man an eine der Thüren meiner Zimmer, die zu denen meiner Schwester führte, eine Wache zu stellen vergessen hatte, konnten die Damen der Königin zu mir kommen, wenn sie durch diese Zimmer gingen. Sobald die Konnken zu mir kam, erzählte ich ihr jeden Umstand des Vorfalls und machte ihr die Notwendigkeit, die Königin davon zu benachrichtigen, begreiflich. „Ich habe, fuhr ich dann fort, ein Mittel dazu gefunden. Sie schicken ihrer Mutter Käse, wir schneiden einen von einander, legen den Brief hinein und können ihn dann wieder zusammenkleben, daß niemand etwas davon merkt. Wenn man das Kistchen aufmacht, kann niemand etwas gewahr werden und man wagt gar nichts.“ Es kostete mich unglaublich viel Mühe, die Konnken dazu zu bereden, denn die Hinrichtungen und Inhaftnehmungen, die täglich stattfanden, verbreiteten allgemeinen Schrecken. Endlich gelang es mir doch und ich schickte meinen Brief auf die verabredete Weise ab.

Den folgenden Tag, als am sechsten November, den Tag vor Katts Hinrichtung, kam Eversmann gegen Abend zu meiner Hofmeisterin und befahl ihr im Namen des Königs, mich zu der Heirat mit dem Herzog von Weißenfels zu bereden, führe sie aber fort, ihm zu widerstehen, so schicke er sie nach Spandau, oder es könne ihr noch etwas viel Aergeres widerfahren. Sie

antwortete ohne Bedenken! ich bin bereit, den Hof zu verlassen, sobald es der König befiehlt, aber in diese Heirat mische ich mich nicht. Die Königin trug mir die Erziehung der Prinzessin auf, nicht ihr Heiraten in den Kopf zu setzen; sagen Sie ihm: er habe mich gegen meinen Willen an meinen Platz gesetzt, ich wiederholte ihm vergeblich, daß ich nicht geschickt sei, eine junge Fürstin zu erziehen und so lieb und wert mir die Prinzessin ist, werde ich keinen Augenblick anstehen, meinen Abschied zu fordern, weit lieber, als Dinge thun, die außer meinem Wirkungskreise liegen.“ — Haben Sie vergessen, was sich heute früh zugetragen hat? Man schreibt mir, daß der König aufgebrachter ist, als jemals, nehmen Sie sich in Acht, daß er seine Drohungen an Ihnen und der Prinzessin nicht ausführt. — Hüten Sie sich, unterbrach ihn die Sonnsfeld, von allem diesen der Prinzessin etwas zu sagen, ich habe es ihr verschwiegen, weil ihre Gesundheit schon so angegriffen ist, daß der kleinste Stoß sie vollends niederwerfen kann. Was mich anbetrifft, so erwarte ich standhaft alles, was die Vorsehung über mich beschließen wird. — Sie wiederholte mir, was die Hinrichtung betraf, ausgenommen, dieses ganze Gespräch Wort für Wort. Ich war so krank, daß ich das Bett hüten mußte, ich sagte ihr: Sie haben recht gethan und ich weiß wohl, was mir nun zu thun geziemt.

Den Tag darauf besuchte mich Frau von Rocoule. Diese Dame hatte, obwohl sie schon über siebzig Jahre alt war, doch noch die Aufsicht über meine kleinen Geschwister. Es war eine gute redliche Frau! ihre Tochter war bei meiner ältesten Schwester, ich weiß aber nicht, warum dieses Mädchen mich haßte, denn ich hatte ihr nie etwas zu leid gethan; da sie nun aber ihre alte Mutter beherrschte, konnte ich dieser, so sehr ich sie schätzte, nicht recht trauen. Jetzt kam sie, mir im Namen meiner Mutter eine Schachtel mit Käse zu bringen; hier liebes Kind, sagte sie, da sind Käse, welche Ihnen die Königin sendet, sie sind an mich adressiert gewesen und in einem davon steckt ein Brief. Mir stieg der Kamm über die Unvorsichtigkeit meiner Mutter, ich begriff aber wohl, daß es nicht Zeit zum Mißtrauen sei, suchte also den Brief heraus und las, wie folgt: „du bist ein furchtsamer Hase, der sich vor allem erschreckt.

Bedenke, daß ich dir meinen Fluch gebe, wenn du in das, was man von dir fordert, einwilligst. Um Zeit zu gewinnen, stelle dich krank an." — Ich konnte nicht umhin, der Frau von Rocoule das Billet zu zeigen, bat sie aber, niemand etwas davon zu sagen. Sobald sie fort war, beratschlagte ich mit Fräulein von Sonnsfeld, was zu machen sei und wir beschlossen endlich der Königin zu gehorchen. Meine Kammerfrau, von deren Treue ich gewiß war, ward unterrichtet und ich wartete die Mahlzeit ab, um meine Komödie zu spielen. — Das war nun aber wohl eine Gefangenen-Mahlzeit! Kaum konnte man seinen Hunger davon stillen, sie bestand aus Knochen ohne Fleisch, mit Wasser und Salz bereitet. Kaum saß ich am Tisch, so beklagte ich mich über Uebelsein und bald darauf fiel ich langsam vom Stuhl herab. — Meine Leute liefen voll Schrecken von allen Seiten nach Hilfe; meine Schwestern und alle Damen der Königin versammelten sich um mich her; man brachte mich zu Bett und ich blieb zwei Stunden ohne Bewegung darauf liegen. Endlich hielt man mich für tot und alle Welt schrie und weinte. Gott weiß, wie schwer mir das Possenspiel ward! aber die Notwendigkeit zwang mich, gut oder übel es durchzusetzen. Nach und nach that ich nun, als käme ich wieder zu mir, mußte aber den ganzen Tag im Bette bleiben.

Tags darauf brachte mir Eversmann sein fatales Gesicht wieder vor die Augen. Er hatte in Wusterhausen gehört, daß ich krank sei und kam nun, um auszuhorchen, ob es auch wirklich wahr sei. Man hatte die Vorsicht gebraucht, mir heiße Blechkugeln in die Hand zu geben, wie er also herankam, that ich, als könnte ich nicht sprechen, sondern sagte nur: ich hätte heftiges Fieber und brennende Hitze, zugleich reichte ich ihm eine meiner Hände. Er wunderte sich und sagte: sie ist schrecklich heiß — wie kommt es, daß noch kein Arzt herbeigerufen ist? — Ich wußte nicht, ob es mir ohne Einwilligung des Königs erlaubt sei und habe deswegen an die Königin geschrieben, bemerkte Fräulein von Sornsfeld. Er verließ mich und indem er Fräulein von Sonnsfeld bei Seite zog, sagte er: ich hatte Ihnen im Namen des Königs geboten, der Königin von allem, was die Prinzessin anging, nichts zu sagen. Sie haben es dennoch ge-

than. Er ist mir gestern wie einem Buben begegnet, das ist mir aber ganz einerlei. Sagte ich es dem König wieder, so hing es nur von mir ab, Sie nach Spandau schicken zu lassen und spricht die Königin mit ihm davon, so können Sie und Ihre Prinzessin sich nur dahin reisefertig machen. — Fräulein von Sonnsfeld wußte nicht, was sie ihm antworten sollte, indem er fortging, ersparte er ihr aber die Mühe. Sie kam darauf voll Bestürzung zu mir und erzählte mir die Sache. Mein Schrecken gab dem ihrigen nichts nach, wir brachten den ganzen Tag und die nächste Nacht in tötlicher Angst zu, sie beunruhigte sich für mich und ich mich für sie. Hätte ich Katts Schicksal gewußt, so wär es noch schlimmer gewesen, man verbarg mir es aber, denn da meine Hofmeisterin mein gutes Herz kannte, so fürchtete sie, daß ein so schreckliches Beispiel von dem Zorn des Königs mich furchtsam machen würde. Sie hatte auch nicht Unrecht, denn ich wäre ewig untröstlich gewesen, hätte ich mir durch meinen Eigensinn das Unglück dieser Dame vorzuwerfen gehabt. Großer Gott, was litt ich damals! Mein Bruder kam mir nicht aus dem Sinn und ich sah mich jeden Augenblick in Gefahr so wie er behandelt zu werden. Der Kummer, dem ich alle, die mir ergeben waren, aussetzte, war mir unleidlich, und ich beschloß damals ganz fest, unter der Bedingung, daß der König meinem Bruder verzeihen sollte, jede Forderung zu bewilligen. Auf die Königin konnte ich nicht zählen. Ihre unaufhörlichen Unvorsichtigkeiten und das geringe Ansehen, welches sie bei dem Könige genoß, benahmen mir von ihrer Seite alle Hoffnung. Wahrscheinlich hatte man dem Könige gesagt, daß die Damen meiner Mutter mich besuchten; man entriß mir also auch diesen Trost und ich sah niemand mehr, wie meine Schwestern, die noch Kinder waren. Dabei mußte ich, um die Kranke zu spielen, von früh bis Abend im Bett bleiben, ich konnte nicht einmal in Ruhe lesen, denn der Teufel-Eversmann kam alle Augenblicke, um mir mit seinem Herzog von Weißenfels in den Ohren zu liegen.

Eine gute Nachricht, die um diese Zeit eintraf, gab mir einen Teil meiner Ruhe wieder. Ich erwähnte oben, daß der Schmerz über Katts Tod meinem Bruder eine heftige Krankheit zugezogen hatte. Seine gute Leibesbeschaffenheit rettete ihm

das Leben. Grumkow, der das Werkzeug seines Unglücks gewesen war, wollte es auch von seiner Freiheit sein; er beredete also den König, ihn nach Küstrin reisen zu lassen. Statt den Prinzen, wie er das vorige Mal gethan hatte, mit Ungezogenheit zu behandeln, nahte er sich ihm voll Ehrerbietung, beklagte sein Unglück, sagte, daß er und Seckendorf alles Mögliche gethan hätten, um Katt zu retten und riet ihm endlich, in einem Ton der Unterwerfung an den König zu schreiben, in welchem Falle er ihm verspräche, so thätig mitzuwirken, daß er gewiß Verzeihung erhalten würde. Nur mit der größten Mühe konnte er meinen Bruder zu diesem Schritte bewegen; es gelang ihm endlich, indem er dem Prinzen den Kummer vorstellte, den meine Mutter um seinetwillen litt und so beredete er ihn, zu schreiben. Was mit mir indeß alles vorgefallen war, wußte er gar nicht, erfuhr es auch erst durch mich selbst. Grumkow hielt Wort; er ward den zwölften November aus der Festung befreit und erhielt die Stadt zum Gefängnis. Der König gab ihm drei Zivilisten zu Gesellschaftern, die Herren Wollen, Rovedel und Natzmer; seine Ausgaben wurden auf eine sehr kleine Summe beschränkt, alle Ergötzlichkeiten wurden ihm untersagt und er durfte weder lesen, schreiben, noch französisch sprechen. Es ist unmöglich, die Freude, die seine Befreiung im Lande verursachte, zu schildern. Ungeachtet der scharfen Befehle, die der König gegeben hatte, ihn, so lange er auf Festung saß, streng zu behandeln, konnte er doch nicht verhindern, daß sein Tisch gut besetzt sei; ganz Berlin schickte demjenigen, der ihn zu versorgen hatte, Vorräte in Menge und jede Art von Leckerbissen, sogar die armen verwiesenen Franzosen legten zusammen, um ihn mit Leinwand zu versehen. Ebenso handelten sie gegen mich, sie besorgten meinen Tisch, wie den meines Bruders und ohne sie wäre ich oft im Elend vergangen. Ich habe seitdem so viel Dankbarkeit gegen diese Nation gefaßt, daß ich ihnen bei jeder Gelegenheit gern Gleiches mit Gleichem vergelte.

Briefe von Anspach widerlegten in dieser Zeit die falsche Nachricht von dem Tode des Prinzen Heinrich von Bayreuth. Ein heftiges viertägiges Fieber, das er in Paris hatte, mußte jene Nachricht veranlaßt haben.

Ungefähr den zweiundzwanzigsten kam die Königin nach

Berlin zurück; sie fand mich noch im Bett, die Kranke spielend, aber auch im Ernste krank. Alle Sorgen und Bekümmernisse, mit der sitzenden Lebensart verbunden, hatten meine Gesundheit so zerstört, daß sie nie wieder ganz hergestellt worden ist. Meine zweite Schwester, die nachmals den Herzog von Braunschweig geheiratet hat, kam sogleich zu mir; ich liebte sie sehr, sie war lebhaft und geistreich, aber sie hat mich späterhin schlecht für meine Zärtlichkeit belohnt. Kaum trat sie in mein Zimmer, so rief sie, hast du unsern Bruder nicht recht beklagt und den armen Katt bedauert? — Warum? fragte ich, und nun erzählte sie mir die ganze klägliche Geschichte. Man kann sich denken, welchen Eindruck das auf mich machte! Ich setzte mich an meines Bruders Stelle und dachte mir alles, was er in jenem abscheulichen Momente ausgestanden hatte.

Während dieses Gespräches trat die Königin ins Zimmer. Sie erzählte mir, was sie alles während ihrer Abwesenheit hatte ausstehen müssen. Der König hatte sie nicht im mindesten geschont, sondern auf alle Weise gekränkt. Sie kam von der Zeit an alle Tage und jagte mir panische Schrecken ein. „Ich weiß es, sagte sie, daß man dich, sobald ich abgereist sein werde, auf alle Weise quälen wird. Man wird dir die Sonnsfeld nehmen und das vielleicht auf eine schimpfliche Weise; man wird dich vielleicht mit verdächtigen Menschen umgeben. Laß dich das nicht anfechten, sondern bleibe standhaft, verweigere immer beharrlich zu heiraten.“ Ich antwortete allezeit, daß ich ihre Befehle befolgen würde, damit sie nur ruhig war, aber mein Entschluß, mich dem Könige bei der ersten Gelegenheit zu unterwerfen, war schon gefaßt.

Der König brachte das Weihnachtsfest in Berlin zu und unterbrach damit die Besuche, welche die Königin mir machte. Er blieb bis zu Anfang des Jahres 1731, welches ich nun beginne.

Den zehnten oder zwölften Januar kehrte der König nach Potsdam zurück, wohin ihm die Königin den achtundzwanzigsten nachfolgte. Sie versöhnte sich mit Grumkow durch die Vermittelung ihres Kammerherrn Sastot. Das Geheimnis ward mir sogleich anvertraut, sie sagte: Ich habe Grumkow gewonnen, er hat mich versichern lassen, daß er alles anwenden wolle, um

deine Heirat in England glücken zu machen, und deinen Bruder wieder in Gunst zu bringen. Da er sich auf unsre Seite stellt, habe ich nicht mehr das Mindeste zu fürchten. Die Neuigkeit setzte mich in kein geringes Erstaunen; ich konnte nicht fassen, wie die Königin einem Menschen trauen konnte, der sie so oft betrogen hatte und nicht fehlen würde, sie noch einmal zu betrügen. Aber ich mußte meine Gedanken für mich behalten, denn die Königin konnte den Widerspruch nicht leiden.

Den Tag vor ihrer Abreise kam sie zu mir und sah mir fest ins Gesicht; ich komme, Abschied von dir zu nehmen, sagte sie und hoffe, Grumkow hält sein Wort und man läßt dich während meiner Abwesenheit in Ruhe; sollte es aber anders sein, so fordere ich einen Schwur von dir, den du mir auf das Heil deiner Seele ablegen sollst, niemals einen andern, als den Prinzen von Wales zu heiraten. Dir ist das sehr leicht und für mich ist es die einzige Beruhigung. Ich konnte vor Bestürzung nicht sogleich antworten. Anfangs glaubte ich ausweichen zu können und sagte: da Grumkow die Freiheit meines Bruders erlangt hätte, wollte er sich vielleicht aus meiner englischen Heirat ein Verdienst machen, ich glaube also nicht, daß etwas zu fürchten sei, — das half aber nichts, sie beharrte auf den Schwur. Da ich nun nicht wußte, wie ich ihn ablehnen sollte und ihren Zorn fürchtete, half ich mir mit einem Vorwand, den die Religion an die Hand gab und entdeckte ihr auf diese Art wirklich meine wahren Gesinnungen. Ich sagte: ich bin reformiert, also von der Prädestination überzeugt. Ich weiß nicht, zu welchem Stand, noch für welchen Winkel der Welt die Vorsehung mich bestimmt hat, ist's der Wille, daß ich nach England komme, so wird weder der König, noch irgend eine Macht der Welt es verhindern, soll ich aber einen der beiden verhaßten Vorschläge, von denen die Rede ist, annehmen, so kann alles, was Ihre Majestät und ich anwenden, um es zu vermeiden, nichts ausrichten. Mein Gewissen verbietet mir also einen tollkühnen Schwur, den ich nicht imstande bin zu halten. Lieber will ich Ihren Zorn, der mir doch das Schrecklichste ist, erdulden, als Gott beleidigen. Ich werde widerstehen, so lange ich kann und nur im äußersten Notfall werde ich nachgeben. — Die Königin zürnte, konnte aber meinen

Gründen nichts entgegensetzen. Wir nahmen einen zärtlichen Abschied von einander, ich konnte mich fast nicht von ihr trennen; sie war auch sehr gerührt, sodaß es ein sehr beweglicher Auftritt war. Wir kamen überein, uns nur gleichgültige Dinge zu schreiben, uns aber wichtige Gegenstände durch den Weg der Frau des Kammerdieners wissen zu lassen. Diese Frau war seit ihrer zartesten Jugend bei der Herzogin von Hannover, der Königin Mutter, gewesen, die sie wie ein Frauenzimmer von Stande aufzog; nach dem Tode dieser Fürstin heiratete sie den Kammerdiener. Man konnte ihrer Treue und Redlichkeit trauen, also hatten wir nichts zu fürchten.

Nach der Königin Abreise führte ich das traurigste Leben. Ich durfte mein Schlafzimmer nicht mehr verlassen, sah keinen Menschen und las den ganzen Tag. So war der ganze Februar verflossen, als man mir endlich erlaubte, meine Schwestern und die Damen der Königin zu sehen. Meine Ruhe war damals vollkommen, der Einsamkeit war ich gewöhnt, von Heiratsvorschlägen hörte ich nicht mehr sprechen und mein Bruder war außer Gefahr, denn obschon sein Zustand noch traurig genug war, erhielt ich doch von Zeit zu Zeit Briefe von ihm und hatte die Freude, ihm zu antworten. Der Bruder meiner Hofmeisterin besorgte diesen Briefwechsel und übernahm insgeheim unsere Briefe.

Die Königin unterrichtete mich täglich von allem, was vorfiel. Sie schrieb mir, daß ihr Verhältnis mit Grumkow so gut wäre, daß sie nicht zweifelte, meine Heirat mit dem Prinzen von Wales endlich gelingen zu sehen, denn Grumkow habe ihr erlaubt, zu diesem Endzweck einen letzten Versuch zu machen, dessen Erfolg unzweifelhaft sei. Ich gestehe, daß ich mein Mißtrauen gegen diesen Menschen nicht überwinden konnte; er hatte uns zu offenbar betrogen und der Erfolg bewies leider, daß ich recht hatte.

Ich hatte den Monat April glücklich herbeikommen sehen, ohne daß ich irgend etwas erfuhr und ohne daß der König der verhaßten Heiraten erwähnte. Nun änderten sich aber die Aussichten; der König fing an, meine Mutter von neuem mit diesem Gegenstande zu plagen und Eversmann besuchte mich, oder lauerte mir vielmehr wieder auf. Eines Tages sagte er

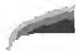
mir, der König hätte Befehl gegeben, die schönen Zimmer des Schlosses aufzuputzen, um Feste darin zu geben. Ich will ihnen im Vertrauen sagen, setzte er hinzu, daß der Herzog von Württemberg, der Erbprinz von Bayreuth, der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlin und Prinz Karl von Bevern herkommen und daß die Verlobung Ihrer Schwester, der Prinzessin Sophie mit dem Erbprinzen von Bayreuth stattfinden soll. Es thut mir recht leid, daß Sie die ganze Zeit Langeweile haben sollen; aber der König hat geschworen, daß Sie mit keinem Fuß bei allen diesen Festen erscheinen sollen. — Ich antwortete, daß mir diese Vergnügungen sehr gleichgültig wären, aber nicht so die Liebe meines Vaters; diese wieder zu gewinnen würde ich im Gegenteil mir mit allen Kräften angelegen sein lassen.

Seit dreiviertel Jahren hatte ich nun, weil man mir die Erlaubnis nicht gegeben hatte, nie das Abendmahl genossen. Mit der Einwilligung meiner Mutter schrieb ich also an den König in dem rührendsten, unterwürfigsten Ton; ich flehte ihn an, mir seine Gnade wieder zu schenken und bat um die Erlaubnis, zu kommunizieren. Der König trug meiner Mutter die Antwort auf und sagte ihr, daß ihre Kanaille von einer Tochter seinetwegen das Abendmahl genießen könne; er bestimmte zu gleicher Zeit den Geistlichen, der es mir reichen sollte und befahl, daß es in meinem Zimmer und insgeheim geschehen solle. Alle Welt hielt diese Erlaubnis für eine gute Anzeige, um so mehr, da der König mit meinem Bruder, wenige Tage, ehe er vom Festungsarrest befreit ward, ebenso gehandelt hatte. Aber diese Hoffnungen dauerten nicht lange. Grumkow hatte den König beredet, bei dem englischen Hofe eine letzte Bemühung zu wagen, um meine Heirat mit dem Prinzen von Wales, ohne Rücksicht auf die meines Bruders mit der englischen Prinzessin, abzuschließen. Der König von England war, seinem lebhaften, reizbaren Charakter gemäß, durch meines Vaters Betragen gegen Herrn Hotham sehr beleidigt gewesen; verschiedene andere Anzüglichkeiten hatten ihn aufgebracht; hätte mein Vater einen anderen Geschäftsträger in England gehabt, wären die Dinge vielleicht doch nicht so weit gekommen, aber Reichenbach, der Grumkow's rechter Arm

und sein Abgeordneter war, that alles Mögliche, um Zwist zu stiften und diesem wurde es aufgetragen, den König von England zu einer Erklärung über meine Heirat zu bringen. Dem Prinzen von Wales ward die Sache verborgen und der König antwortete, daß er nie von der doppelten Heirat abgehen und seinen Sohn noch vor Ablauf eines Jahres verheiraten würde. Auf diese Antwort erwiderte mein Vater unverzüglich: daß er mich verheiraten würde, ehe noch zwei Monate verflössen. Die Königin benachrichtigte mich hiervon und ermahnte mich, was man auch immer gegen mich vornehmen würde, standhaft auszuharren.

Nach acht oder zehn Tagen stellte sich Eversmann ein. Ich komme,' sagte er, ohne Befehl des Königs, nur um Sie mit dem was vorgeht, bekannt zu machen. Ich will Ihnen wohl und es thäte mir leid, wenn Sie ins Unglück gerieten. Ihnen bleibt nichts übrig; mit England ist alle Verbindung abgebrochen und der König spricht wieder von ihrer Heirat mit dem Herzog von Weißenfels; er droht Ihres Bruders Prozeß von vorn anzufangen und beklagt, Katt hingerichtet zu haben, ehe er ihn auf die Folter legte. Es fehlen Papiere, die man bei Seite schaffte und die Sie kennen; der König hält sie für wichtig und will gegen Sie und Ihren Bruder, wenn Sie sich nicht unterwerfen, mit der äußersten Strenge verfahren. — Ich antwortete laut und fest, daß ich von nichts unterrichtet wäre, sollte ich einmal unglücklich werden, so wäre das kleinste Uebel das beste und ich würde also nicht heiraten. — Den folgenden Morgen ging er nach Potsdam und kam erst am zweiten Tag zurück. Die Königin benachrichtigte mich indeß täglich von dem Kummer, den sie trüge, sie sagte mir, der Zorn des Königs gegen meinen Bruder und mich sei so heftig, wie in der Zeit, da des Prinzen Sache entschieden wurde, er schwöre bei allen T . . . . . mich zu verheiraten und behandle sie ohne alle Schonung.

Am zehnten Mai, als an dem merkwürdigsten Tag meines Lebens, beehrte mich Eversmann schon am frühen Morgen mit seinem Besuch; er sagte mir, daß ihm der König aufgetragen habe, alle die zu meiner Hochzeit nötigen Einkäufe zu machen und zwar in Gegenwart der Königin, die sehr dabei geweint



habe. Wenn ich mich nicht in seinen Willen fügte, sei er entschlossen, meine Hofmeisterin fortzujagen, sie von Henkershänden peitschen zu lassen, und, wenn ich auf meiner Weigerung bestände, mich zwischen vier Mauern zu verschließen. Er habe schon, wie er sagte, Postpferde bestellt, um mich nach meiner Bestimmung abzuführen und würde mir jemand senden, um meine letzte, entscheidende Antwort abzufordern. Ich antwortete auf das alles sehr wenig und suchte das Gespräch abzukürzen. Sobald er fort war, zog ich die Damen der Königin bei Seite und sagte ihnen, was ich gehört hatte. Sie erschracken sehr und fragten mich, wozu ich mich entschließen würde? „Zu gehorchen, sagte ich, sobald man mir jemand anders schickt, als Eversmann; denn diesem erzeige ich nicht die Ehre, ihm meinen Entschluß mitzuteilen. Nach dem schrecklichen Auftritt, den uns Katt's Tod gegeben, zweifle ich nicht, daß der König seine Drohungen gegen meine Hofmeisterin wahr mache. Was hatten denn die Bülow und Dühan verbrochen, um so behandelt zu werden? Lieber will ich unglücklich sein, als anderer Unglück veranlassen. Uebrigens reicht auch der traurige Zustand meiner Mutter und meines Bruders hin, um für ihre Ruhe jedes Opfer zu bringen." — Meine Hofmeisterin, die meine Worte ausgespäht hatte, trat darauf zu mir und beschwor mich bei allen Heiligen, standhaft zu bleiben, indem sie bereit wäre, sich für mich aufzuopfern und nichts befürchtete. Abends um fünf Uhr brachte mir die Frau des Kammerdieners einen Brief von der Königin, der ungefähr folgenden Inhalts war.

„Liebe Tochter, alles ist verloren! Der König will dich um jeden Preis verheiraten. Ich habe ein paar grausame Auftritte darüber gehabt, aber weder meine Bitten, noch meine Thränen haben etwas über ihn vermocht. Eversmann hat Befehl zu den Hochzeitsanstalten. Mache dich gefaßt, die Sonnsfeld zu verlieren, der König will sie als ehrlos behandeln, wenn du nicht gehorchst. Um Gottes willen, gieb nicht nach! ich werde dich unterstützen. Besser ein Gefängnis, als eine schlechte Heirat. Lebe wohl, liebe Tochter, ich hoffe alles von deiner Standhaftigkeit."

Wir sprechen noch über diesen Brief mit den Damen der Königin, als plötzlich ein Bedienter ganz erschrocken eintrat und

uns meldete, der General Podewils und noch einer, den er nicht kenne, fordere mit Fräulein von Sonnsfeld zu sprechen. Alles lief davon und gleich darauf kam Fräulein von Sonnsfeld und meldete mir, daß diese Herren auf Befehl des Königs mit mir zu reden hätten. Um Gottes willen, setzte sie hinzu, lassen Sie sich nicht furchtsam machen, sondern befolgen Sie den Befehl der Königin.“ — Die Herrn traten ein; es war der Marschall von Bork, Grumkow, Podewils und ein Vierter, den ich damals nicht kannte, der aber, wie es sich nachmals zeigte, ein Herr Thulemeier war; auch ein Staatsminister, ein falscher roher Mensch, der bis daher auf der Königin Seite gewesen war, oder sich wenigstens so angestellt hatte. Ich hatte ihn nie gesehen, denn seine niedere Geburt versagte ihm den Eingang bei Hofe. Sie fingen damit an, meiner Hofmeisterin anzudeuten, daß ihre Gegenwart überflüssig sei und schlossen darauf die Thüren zu. Dann nahm Grumkow das Wort und sagte: „Wir kommen auf Befehl des Königs, um Ihrer Königl. Hoheit zu melden, daß er endlich fest entschlossen ist, Sie zu verheiraten. Bis jetzt ließ er sich immer noch erbitten, weil er darauf hoffte, daß England zuletzt dennoch die einfache Heirat zugestehen werde. Von dieser Seite sind nun aber alle Hoffnungen verschwunden; denn der König von England hat die von unserm König gethanen Vorschläge alle verworfen und ihn sogar vor Kurzem wissen lassen, daß er den Prinzen von Wales innerhalb eines Jahres verheiraten werde. Mit Recht über dieses Betragen auf's Höchste erzürnt, hat der König mit der Versicherung geantwortet, daß Sie vor Ablauf von drei Monaten verheiratet sein sollten. Er muß sein Wort halten und obschon er als Vater und Herr nicht verbunden wäre, sich mit Ihnen in Erörterungen einzulassen, giebt er Ihnen zu bedenken, wie schimpflich für ihn und Sie selbst es sei, England länger zum Spielzeuge zu dienen. Der Zwiespalt, den England durch seine Halsstarrigkeit in Ihrer Familie unterhalten hat, ist ein hinreichender Grund für Ihre Königl. Hoheit, eine andere Verbindung einzugehen. Bedenken Sie den Kummer, den die Königin um Ihretwillen täglich erträgt, bedenken Sie das Unglück des Kronprinzen und so viel anderer Personen, die der Zorn des Königs getroffen hat. Um alle Hindernisse, die Sie

noch in den Weg legen könnten, zu heben, haben wir Befehl, Ihnen den Erbprinzen von Bayreuth vorzuschlagen, wobei Ihnen jedoch die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzog von Weißenfels frei steht. Gegen diesen Prinzen können Sie nichts einwenden, Sie können keinen Abscheu gegen ihn haben, denn Sie kennen ihn nicht; zwei Vorwürfe, die Sie den beiden andern machten, finden hier nicht statt, denn er hat ein schönes Land; in Rücksicht der Königin können Sie keinen Einwurf machen, denn dieser Vorschlag kommt zuerst von ihr. Wahr ist es, da Sie mit Begriffen von Größe, mit der Aussicht auf eine Krone aufgezogen sind, kann dieser Verlust Ihnen empfindlich sein, allein große Fürstinnen sind von Geburt an bestimmt, sich dem Wohl des Landes zu opfern und Größe ist endlich nicht der sicherste Grund des Glückes auf Erden. Unterwerfen sich also Ihro Königl. Hoheit den Ratschlüssen der Vorsehung und geben Sie uns eine Antwort, welche den Frieden in die Familie zurückführen kann. Können übrigens alle diese Gründe, welche ich für unüberwindlich halte, nichts über Sie vermögen, so habe ich hier einen Befehl des Königs (und er zeigte ihn mir vor) — Sie in eine Festung zu führen. Hier ist ein zweiter, fuhr er fort, der Fräulein von Sonnsfeld und Ihre andern Hausgenossen angeht, die noch strenger wie Katt behandelt werden sollen. Das ist noch nicht alles: Es ist mancher Punkt in des Kronprinzen Prozeß, den man nicht hat näher untersuchen wollen, damit man Mittel behielt, ihn zu retten; der König will ihn von neuem einleiten und den Prinzen in die Festung zurückbringen lassen. Hören Sie dahingegen, was er Ihnen verspricht, wenn Sie seinem Willen nachgeben. Einmal will er Sie doppelt so reichlich wie seine übrigen Töchter bedenken. Zweitens soll, zwei Tage nach der Hochzeit, Ihr Bruder in völlige Freiheit gesetzt und des Vergangenen gar nicht mehr gedacht werden und drittens verspricht er Ihnen, künftig die Königin besser zu behandeln." — Während dieser langen Rede flehte ich den Allmächtigen an, mir einen Entschluß einzugeben. Ich antwortete, daß sie sich sehr betrögen, wenn sie glaubten, daß es der Ehrgeiz wäre, Königin zu sein, der mich verhindert hätte, meinem Vater zu gehorchen, einmal wüßte ich gar nicht,

wodurch ich seinen Zorn erregt habe, denn er hätte mir nie etwas von einer Heirat sagen lassen und ich habe nicht geglaubt, daß Eversmann's Geschwätz über diesen Gegenstand den Befehl des Königs zum Grunde gehabt hätte. Wenn der König mit meiner Mutter einig gewesen wäre, würde ich jeden Augenblick bereit gewesen sein, ihm zu gehorchen und ich würde ihm sogleich meine Unterwerfung bezeigen, sobald er mir nur erlauben wolle, die Einwilligung meiner Mutter einzuholen; bestände sie aber darauf, sie zu verweigern, so könnte ich in die mir gemachten Vorschläge nicht eingehen. — Nein, Ihro Königl. Hoheit, nahm Grumkow das Wort, das ist Ihnen völlig verboten. Der Wille des Königs ist, Sie nicht zu verlassen, bis Sie uns eine Antwort gegeben haben. — Können Sie noch anstehen? sagte darauf der Marschall von Bork; der König hat mir gesagt, daß seine ganze Ruhe davon abhängt. — Ja, sagte Thulemeier, ich bin ein eifriger Diener der Königin, aber sie kann diesem Schritte nur beistimmen. — Hierauf blickte er mir scharf ins Gesicht und setzte hinzu: Sie wagen alles, wenn Sie sich nicht fügen. — Ich fragte nun Grumkow, wer der Mann sei und auf die Nachricht, daß ich es mit Thulemeier zu thun habe, begriff ich wohl, daß ich nicht länger zögern müsse. Gut sagte ich, ich werde also das Opfer sein, glücklich, mich meiner Familie zu weihen und die Ruhe in ihr herstellen zu können. Was Sie anbetrifft, meine Herren, Sie lade ich vor Gottes Richterstuhl, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß mir der König alle seine Versprechungen, besonders aber das, was meinen Bruder angeht, hält. — Sie schworen mir und mit den schrecklichsten Eiden, daß sie dieselben in allen Punkten ausführen lassen würden und baten mich, daß ich dem König schreiben sollte: wie ich mich seinem Willen unterwürfe und mich zum Beweise meines Gehorsams entschlossen hätte, den Erbprinzen von Bayreuth zu heiraten. Sie erlaubten mir auch der Königin zu schreiben; ich gab ihnen beide Briefe, worauf sie sich entfernten. Thulemeier blieb aber noch einen Augenblick zurück und sagte: Ihro Hoheit haben wie eine geistvolle Fürstin gehandelt. Der König wird von Ihrem Nachgeben erfreut sein, es wird ihn besänftigen und Sie werden durch diesen Schritt noch glücklich. Trösten Sie sich! es ist noch nicht alles

verloren. — Sobald sie fort waren, zerfloß ich in Thränen, meine Hofmeisterin verzweifelte und alles um mich her war in der größten Bestürzung. Am folgenden Tage erhielt ich die eigenhändige Antwort des Königs, welche also lautete:

„Ich bin sehr froh, liebe Wilhelmine, daß du dich den Befehlen deines Vaters unterwirfst. Gott wird dich segnen und ich dich nie verlassen, ich werde mein Lebenlang für dich sorgen und dir allezeit beweisen, daß ich dein treuer Vater bin.“

Ich antwortete sogleich und schrieb folgenden Brief an meine Mutter:

Ihre Majestät wird gestern durch den traurigen Brief, den ich Ihnen unter Einschluß des Königs schrieb, mein Unglück erfahren haben. Es wird mir schwer, Ihnen meinen Zustand zu schildern. Meine Einwilligung zu meiner Heirat habe ich mir nicht aus Schrecken über die Drohungen entreißen lassen, die man mir machte, so heftig sie waren, wie ich aus einem Papier ersah, welches einer der Herren in Händen hatte und das vom Könige unterzeichnet, mein Urteil enthielt, im Falle ich mich länger weigerte. Allein man sprach von nichts, als der Uneinigkeit zwischen dem Könige und Ihnen und das mit Umständen, die mir Schauder erregten. Auch mein Bruder ward nicht verschont. Man benahm mir jede Ursache, die ich nur anführen konnte, sogar die, daß ich mich ohne die Einwilligung Ihrer Majestät nicht könnnte zu dieser Heirat entschließen, indem man mich erinnerte, daß Ihre Majestät vor einem Jahre denselben Vorschlag selbst gethan hätten; außerdem verbot mir der König, Sie um Rat zu fragen und die Herren hatten Befehl, nicht eher das Zimmer zu verlassen, bis ich Ihnen meine Antwort erteilt hätte. Es wäre mir unmöglich alles Vorgefallene zu melden, ich spare es auf, bis ich die Ehre habe, Ihre Majestät wieder zu sehen. Wie groß Ihr Schmerz sein wird, begreife ich sehr und das thut mir am wehesten; allein ich beschwöre Ihre Majestät, sich in Gottes Willen, der alles zum Besten lenkt, zu ergeben, ich bitte um so zuversichtlicher, da ich ja glücklich genug bin, mich für meine teure Mutter und meinen Bruder aufzuopfern, die ich so innig liebe, daß ich noch viel mehr für sie zu thun imstande wäre. Ich beschwöre sie also noch einmal, wenn Ihre Majestät noch die

geringste Gnade für mich haben, so erhalten Sie ihre Gesundheit, die mir kostbarer ist, wie das Leben. Ich hatte bisher das Unglück, die einzige, unschuldige Ursache Ihres Kummers zu sein, ich kann das nicht länger ertragen! Ich bin den Ratschlüssen der Vorsehung völlig ergeben und hoffe, daß sie die Gebete, die ich unaufhörlich für die Ruhe Ihrer Majestät zu ihr erhebe, erhören wird. Ein ziemlich hinreichendes Mittel, Sie zu trösten, ist das Versprechen, das man mir machte, meinem Bruder die Freiheit zu geben und Sie selbst auf eine anständige Weise zu behandeln. Ich schreibe diesen Brief unter tausend Thränen, mit zitternder Hand, aber mit innerer Ruhe, da ich mich ganz Ihrer Majestät geweiht habe. Ich bin überzeugt, daß dieser Bericht Sie rühren muß; Sie werden nur die lebhafteste Zärtlichkeit einer Tochter darin finden, gegen eine Mutter, die sie bis zu ihrem letzten Seufzer ehren und hochschätzen wird, indem sie mit tiefer Ehrerbietung beharrt u. s. w.

Die Antwort der Königin war so fürchterlich, daß ich den Brief nicht aufbewahren wollte, aber vergessen werde ich ihn dennoch nie! Sie schrieb unter anderm: „Du durchbohrst mir das Herz durch die Niederträchtigkeit, die du beginnst, indem du dem Willen des Königs nachgabst. Ich erkenne dich nicht mehr für meine Tochter, du bist dessen unwürdig und nie in meinem Leben verzeihe ich dir den grausamen Verdruß, den du mir machst. Hätte ich dein böses Herz früher gekannt, so würde ich mir allen Verdruß erspart haben, den ich deinetwillen litt.“

Acht Tage lang erhielt ich unaufhörlich Briefe in diesem Tone; meine Antworten waren so rührend, wie möglich. Nie ist ein Schmerz dem meinigen gleich gekommen! — Meine Gesundheit empfand es auch, meine Nerven wurden in solchem Grade angegriffen, daß mir die Beine und Hände dergestalt zitterten, daß ich mich nicht aufrecht halten konnte. Meine Lage führte mich auf die traurigsten Betrachtungen; ich war im Begriff einen Prinzen zu heiraten, den ich gar nicht kannte, die öffentliche Stimme sagte Gutes von ihm, allein es war mir unbekannt, ob die Sympathie, eine zum Glück der Ehe so unbedingt notwendige Sache, sich bei der meinigen vorfinden werde. Ich sah mich mit der Königin, deren rachsüchtigen

Charakter ich kannte, auf immer entzweit; alle die mir sonst den Hof gemacht hatten, drehten mir den Rücken zu und die ersten davon waren die Damen der Königin. Ich begreife nicht, wie ich habe allen Kummer ertragen können, ohne zu sterben.

Eversmann kam eines Tages zu mir und brachte mir einen Gruß vom Könige, mit der Nachricht, daß er am folgenden Tage nach Berlin kommen und sich beeilen würde um noch vor der Königin einzutreffen, die erst am Abend anlangen sollte. Er ließ mir zugleich befehlen, mich mit meinen Schwestern in seinen Zimmern einzufinden. Eversmann sagte mir noch, daß meine Mutter unerbittlich sei und ich von ihr die übelste Behandlung zu erwarten hätte, auch benachrichtigte er mich, daß die Herzogin von Bevern, die seit einigen Tagen in Potsdam war, alle ihre Rednerkünste angewandt hätte, um sie zu besänftigen. Ich brachte diesen ganzen Tag in Unruhe und Thränen hin.

Den folgenden Tag begab ich mich in die Zimmer des Königs, wo er nachmittags um 2 Uhr ankam. Ich erwartete einen gütigen Empfang, war also sehr erstaunt, ihn mit einem eben so wütenden Gesichte, eintreten zu sehen, als ich es bei unsrer letzten unglücklichen Zusammenkunft bei ihm wahrnahm. „Willst du mir gehorchen oder nicht?" war seine Anrede. Ich warf mich ihm weinend zu Füßen und versicherte, daß ich seinem Willen ganz ergeben sei und ihn nur um die Rückkehr seiner väterlichen Liebe beschwöre. Nun hob er mich auf, umarmte mich und sagte: „so bin ich mit dir zufrieden. Ich werde mein Lebelang für dich sorgen und dich nie verlassen." — Darauf schenkte er mir ein Stück Zeug und sagte: „damit sollst du dich an den Festen, die ich geben werde, putzen. Gehe jetzt und erwarte deine Mutter in ihren Zimmern.

Die Königin kam erst abends um sieben an, indem ich ihr den Rock küssen wollte, fiel ich in Ohnmacht und wie man mir nachher sagte, schien sie mein Zustand gar nicht zu rühren. Es dauerte lange, ehe man mich zu mir selbst bringen konnte, dann warf ich mich zu ihren Füßen, aber mein Herz war so voll und meine Stimme von Thränen so erstickt, daß ich kein Wort vorzubringen vermochte. Diese ganze Zeit durch be-

trachtete sie mich mit Strenge und Verachtung und sagte mir alles Harte, was man sich nur denken kann. Dieser Auftritt hätte kein Ende genommen, wäre die Ramen nicht eingetreten, die der Königin vorstellte, daß der König ihr Betragen, wenn er es erführe, sehr mißbilligen und nicht ermangeln würde, sie dafür zu mißhandeln; mein Schmerz wäre ja augenscheinlich so groß, daß ich mich nicht bemeistern könnte, wenn die Königin also keine andere Art annähme, sehe sie lauter neuen unangenehmen Auftritten entgegen. Diese dienstbeflissene Predigt machte die Königin ein bischen in sich gehen, denn sie fürchtete den König wie den Teufel; sie that also, als würde sie gerührt, hob mich auf und sagte sehr trocken: sie wollte mir verzeihen, unter der Bedingung, daß ich meinen Schmerz mir nicht weiter merken ließ.

Inzwischen trat der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlin und seinem Sohne ins Zimmer. Die Herzogin schien von meinem Zustande gerührt; mein ganzes Gesicht war aufgeschwollen und von Weinen wund. Ich hatte diese Fürstin nie gesehen, sie bezeigte aber mit leisen Worten ihre Teilnahme, so daß wir uns von diesem Augenblick an lieb gewannen und seitdem beständig vertraute Freundinnen geblieben sind.

Am folgenden Tage schrieb Herr von Thulemeier, dessen ich oben erwähnte, der Königin heimlich und meldete ihr: die Sache wäre durchaus noch nicht ganz verloren; er hielt alle Schritte, die der König zu meiner Heirat gethan hätte, für eine Lockspeise, wodurch er England endlich zu einem, seinen Wünschen gemäßen, Entschlusse zwingen wollte; er habe sich von allen Seiten nach dem Erbprinzen von Bayreuth erkundigt, aber gar nichts von ihm erfahren können, es sei also unmöglich, daß er in sein Land zurückgekehrt sei, also auch unmöglich, daß er nach Berlin kommen könnte. Dieser Brief gab der Königin ihre Ruhe wieder; sie behandelte mich ziemlich gütig und befahl mir, alles, was sich zugetragen hatte, auf das genaueste zu erzählen; Vorwürfe machte sie mir zwar noch sehr viele, aber doch mit mehr Sanftheit gemischt. Ihre Hoffnung wuchs von Tag zu Tag, der König erwähnte meiner Heirat nicht mehr, es schien, als habe meine Nachgiebigkeit ihm alle Gedanken daran benommen.

Der siebenundzwanzigste Mai, der an einem Montag fiel, war zur Truppenmusterung bestimmt; sie sollte dieses Jahr auf eine glänzende Art vollzogen werden, weshalb der König alle Kavallerie- und Infanterieregimenter in der Gegend der Stadt zusammengezogen hatte, die, im Verein mit der Besatzung von Berlin ein Korps von zwanzigtausend Mann bildeten. Einige Tage vorher kam der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg an; mein Vater hatte ihm kurz vor dem unglücklichen Zeitpunkt meines Bruders besucht und geschmeichelt durch alle seine Bemühungen, ihm den Aufenthalt in Stuttgart angenehm zu machen, hatte er ihn nach Berlin eingeladen. Da nun seine größte Freude im Kriegswesen bestand, glaubte er auch andern nichts Angenehmeres geben zu können und zeigte daher allen fremden Prinzen, die nach Berlin kamen, seine Truppen. Der Billigkeit gemäß muß man aber eingestehen, daß er diesesmal an Pracht sich selbst übertraf, denn so lange die fremden Fürsten in Berlin blieben, trug man allezeit vierzehn Schüsseln auf. Für den König war das eine große Anstrengung. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Am Sonntag den sechsundzwanzigsten befahl der König meiner Mutter, den folgenden Morgen zu der Musterung zu gehen; „die Herzogin von Bevern und meine beiden Töchter, sollen Sie im Phaeton begleiten, sagte er und Sie müssen früh um vier Uhr angezogen sein. Ich will nicht zu Abend speisen, geben Sie sich Mühe, den fremden Prinzen die Zeit zu vertreiben, denn ich lege mich schlafen.“ Die Königin verließ ihn und ging in ihr Zimmer, wo sie Pharao spielte. Kaum war das Spiel zu Ende, so sahen wir eine Chaise mit Postpferden heranfahren, die vor der großen Schloßtreppe hielt; da dieses Vorrecht nur Fürsten zugestanden wurde, ward die Königin sogleich sehr bestürzt und fragte: wer es sei? Bald kam man, ihr die Ankunft des Erbprinzen von Bayreuth zu melden. Ein Donnerschlag wäre ihr nicht schrecklicher gewesen! Sie ward blaß wie der Tod und so bestürzt, daß wir glaubten, sie würde in Ohnmacht fallen. Mir war nicht viel besser zu Mute und nach einigem Nachdenken nahte ich mich ihr und beschwor sie, mir zu erlauben, daß ich am folgenden Tage zu Hause blieb. Der König, sagte ich, wird mich auf eine Weise aufziehen, die

Ihrer Majestät unangenehm ist und die wir im Angesicht des Publikums aushalten müßten. Die Königin gab mir Recht, aber ihre knechtische Furcht vor dem Könige verhinderte sie, meine Bitte zu gewähren; nach langem Streit war beschlossen, daß ich mitgehen müßte.

Ich brachte eine grausame Nacht zu, das fürchterlichste Herzklopfen quälte mich und eine solche Angst, daß ich gar nicht sprechen konnte. Meine Hofmeisterin that ihr Möglichstes, mich zu trösten, sie zerfloß neben meinem Bette in Thränen; dem ungeachtet mußte ich aufstehen; um mein Gesicht zu verbergen, verhüllte ich mich in mehrere Kappen und begab mich dann zur Königin, mit der ich auch sogleich abfuhr. Die Truppen standen schon in Schlachtordnung; wir fuhren längs den Linien hin und man stellte uns neben eine Batterie, die sehr weit von den Truppen entfernt war. Der Oberst von Wachholtz, einer von des Königs Günstlingen, nahte sich der Königin und sagte ihr, daß er die Ehre haben sollte, ihr auf des Königs Befehl den Erbprinzen Heinrich von Bayreuth vorzustellen. Einen Augenblick darauf führte er ihn herbei. Die Königin empfing ihn stolz, sagte ihm einige trockene Worte und machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Prinz war groß, schön gewachsen, er hatte eine edle, offene und gefällige Physiognomie; obschon seine Züge nicht regelmäßig, noch schön waren, bildeten sie doch im Ganzen einen schönen Mann. Das heiße Wetter, die Furcht und Unruhe, in der ich mich befand, zogen mir eine Ohnmacht zu; man trug mich in den Wagen, worin sich die Königin und meine Hofmeisterin befanden, die mich mit Hilfe einer Menge frischen Wassers und geistiger Mittel wieder zu mir selbst brachten. Ich blieb nun die ganze Musterung durch bei Ihnen und sie wandten ihre ganze Beredtsamkeit an, um mich zu beruhigen. Alle Fürsten sowohl wie der König speisten in der Stadt zu Mittag, sodaß wir heute den Prinzen gar nicht sahen. Den achtundzwanzigsten kam er mit den andern Fürsten zur Königin, die aber sehr wenig mit ihm redete; er wandte sich auch zu mir, ich erwiderte aber seinen Gruß, ohne zu sprechen.

Ich kann hier eine komische Geschichte, die sich in dieser Zeit zutrug, wenn sie gleich mit meiner Geschichte gar nicht in

Verbindung steht, doch nicht mit Stillschweigen übergehen. So oft ich daran denke, macht sie mich noch lachen. Unter den Hofdamen der Königin befand sich eine, die für eine große Schönheit galt, sie hieß Pannewitz und war, ohne besonders viel Geist zu haben, sehr liebenswürdig; ihre Aufführung war immer so regelmäßig, daß der König, der den Ruf aller Weiber beschmutzte, an der nichts auszusetzen gefunden hatte. Ich weiß nicht, ob es aus Lust, sie zu plagen, geschah, oder ob er wirklich Neigung zu ihr faßte — genug, er fing an, ihr den Hof zu machen. Der König war nun nichts weniger wie galant, da er aber diese seine schwache Seite kannte und wohl wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Jungfernknecht zu spielen, nahm er sich vor, lieber in die Sitten des goldnen Zeitalters zurückzugehen. Demzufolge fragte er die Pannewitz sehr treuherzig: ob sie seine Maitresse sein wollte und begleitete diesen Vorschlag mit sehr vertraulichen Vernunftsgründen. Die Schöne wies ihn auf das Schnödeste ab, — ihre Kühnheit gefiel dem Könige und so schlecht ihm seine Mühe lohnte, machte er ihr ein ganzes Jahr lang den Hof. In Braunschweig endlich entliebte er sich. Die Pannewitz war der Königin dahin gefolgt; eines Tages wollte sie sich zu ihr begeben, als sie dem Könige auf einer sehr engen, geheimen Treppe begegnete, er wollte sie umarmen und sehr intim werden, sie verstand aber keinen Spaß, sondern schlug ihn mit der Faust so geschickt in das Gesicht, daß ihm das Blut sogleich aus Mund und Nase spritzte. Der König nahm es gar nicht übel, sondern sagte: Sie sind ein braves Mädchen, aber böse wie der Teufel. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Der neunundzwanzigste und dreißigste ging hin, ohne daß der König sich etwas verlauten ließ; allein den einunddreißigsten rief er die Königin und mich in sein Kabinet. „Sie wissen, sagte er, daß ich meine Tochter dem Prinzen von Bayreuth versprochen habe. Ich will, daß morgen die Verlobung vor sich gehe. Sie können, wenn Sie die Sachen mit einer guten Art thun, sich meine ganze Liebe erwerben, geschieht aber das Gegenteil, so seien Sie auch meiner Rache gewiß.“ — Mir sagte er ungefähr das Gleiche und wir beide, die Königin und ich, antworteten, daß sein Wille unser Gesetz sein sollte. Darauf

befahl er der Königin, mich recht zu putzen und mir ihren ganzen Schmuck zu leihen. Meine Mutter erstickte fast vor Zorn, mußte ihn aber in sich verschließen, nur warf sie mir von Zeit zu Zeit wütende Blicke zu. Der König sagte ihr, er würde ihr nun ihren Schwiegersohn zuführen, sie möchte ihn wohl empfangen. — Demzufolge begab sich die Königin in ihr Zimmer und nach einer kurzen Zeit führte der König den Prinzen herein.

Es ist Zeit, daß ich nun über den Charakter dieses Prinzen und den Zustand seiner Angelegenheiten etwas sage. Er war in Genf, mehr als Mann von Stande, wie als Prinz erzogen. Der Markgraf, sein Vater, der nur ein apanagierter Prinz des Hauses Kulmbach war, hatte nicht Mittel genug, seinem Stande gemäß zu leben und zog sich also nach Beverling, einem kleinen Städtchen im Gebiete des Königs, zurück, nachher lebte er in Rotenburg, einer fränkischen freien Reichsstadt. Er hatte die ersten Ansprüche an die Markgrafschaft von Brandenburg-Kulmbach, allein, da der damalige regierende Fürst, den man den Markgrafen Georg Wilhelm hieß, jung und verheiratet und der Prinz, von dem wir sprechen, sehr schlecht beraten war, überließ er seine Ansprüche an die Markgrafschaft dem König Friedrich I., unter der Bedingung, für sich 400000 Thaler und für jeden seiner Brüder ein Regiment zu erhalten. Die beiden ältesten Söhne des unglücklichen Prinzen begaben sich darauf nach Utrecht, um dort zu studieren. Als sie von der Universität zurück kamen, fanden sie ihren Vater außer sich und die ganze Familie in Verzweiflung, da die Bedingungen des Vertrages nicht erfüllt und die Kaufsumme um fast zwei Drittel verkürzt worden war. Unterdessen war Prinz Heinrich gestorben und der Markgraf Georg Friedrich Karl entschloß sich endlich, seinen Aufenthalt, nach vielen vergeblichen Versuchen beim Ministerium, in Beverling zu nehmen. Hier war es, wo Der geboren wurde, der mein Gemahl werden sollte, wie auch noch einige andere Kinder, von denen ich später sprechen werde. Auch König Friedrich der Erste starb bald darauf. Durch den Regierungsantritt meines Vaters wurde nichts in dem Schicksale der Prinzen geändert. Nach Ansicht aller Rechtsgelehrten, die sie befragten, fanden sie ihre Ent-

sagung ungiltig. Sie zogen daher heimlich von Beverling fort, bereisten alle deutschen Höfe, um sie für ihr Interesse zu gewinnen und gelangten endlich, von dem Kaiser, dem Reiche und der Gerechtigkeit unterstützt, zu dem Resultat, daß der Kauf für null und nichtig betrachtet und sie in alle ihre Rechte wieder eingesetzt wurden. Als der Markgraf Wilhelm und sein Sohn gestorben, fiel die Herrschaft an den Prinzen Georg Friedrich Karl.

Wie der Markgraf die Regierung antrat, fand er seine Angelegenheiten in der größten Unordnung. Sein Vorgänger hatte ihm viele Schulden hinterlassen und die Einkünfte hatten durch die schlechte Verwaltung sehr abgenommen. Aus diesem Grunde konnte er der Erziehung seines Sohnes nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken; er gab ihm blos einen Bürgerlichen zum Hofmeister und erst, wie er reisen sollte, kam er unter die Aufsicht eines Mannes von Stande, eines Herrn von Voit. Das war eine elende Politik! eine gute Erziehung ist das Kostbarste, was man seinen Kindern geben kann.

Dieser Prinz kehrte nun eben von seinen Reisen nach Holland und Frankreich zurück, als er in Berlin anlangte. Er war sehr lebhaft, ungezwungen, und seine Unterhaltung war sehr angenehm; er hat einen vortrefflichen Kopf, viel Scharfsinn und eine Herzensgüte, die ihm aller Welt Ergebenheit erwirbt. Großmütig, mitleidig, höflich, zuvorkommend, gleichgelaunt — kurz, man kann von ihm sagen, daß er alle Tugenden ohne die Beimischung eines einzigen Lasters besitze. Man könnte mir Parteilichkeit vorwerfen, aber sein ganzes Land, von dem er angebetet ist und alle, die ihn kennen, werden für mich zeugen. Doch niemand ist ohne Fehler und ich werde die seinigen in der Folge dieser Geschichte, kennen lehren. Sie sind sehr geringfügig, da ich mich aber anheischig gemacht habe, aufrichtig zu schreiben, muß ich auch sogar die meinigen nicht verbergen.

Die Königin empfing den Prinzen ziemlich gut und so lange der König dabei war, behandelte sie ihn ganz artig, sobald dieser aber den Rücken gewandt hatte, hörte sie nicht auf, ihm empfindliche Dinge zu sagen. Abends nach der Tafel folgte er ihr nach und bat sie um einige Augenblicke Gehör, welches

sie ihm gern versagt hätte, wäre es mit dem Anstand nur einigermaßen verträglich gewesen. Sobald sie allein waren, sagte er: „ich bin von allem Verdruß unterrichtet, der Ihre Königliche Majestät bisher gequält hat; ich weiß, daß die Prinzessin für den Prinzen von Wales bestimmt war, daß Ihre Majestät sehnlichst wünscht, sie in England zu versorgen und daß ich nur dem Bruch dieser Heirat die Ehre verdanke, von dem Könige zu seinem Schwiegersohne gewählt zu sein. Ohne Zweifel bin ich sehr glücklich, an eine Fürstin Anspruch machen zu dürfen, für die ich alle Ehrfurcht und alle Empfindungen hege, die sie verdient, aber eben diese Empfindungen machen sie mir zu teuer, um sie gegen ihren freien Willen heiraten zu wollen. Ich bitte Ihre Majestät also unterthänigst, mir Ihre Gesinnungen darüber freimütig zu eröffnen, Sie können versichert sein, daß ich mein Betragen nach ihrer Antwort einrichten werde und durch meinen Bruch mit dem Könige lieber der unglücklichste der Menschen sein, als die Prinzessin unglücklich machen will.“

Die Königin erwartete diese Anrede gar nicht; sie besann sich einen Augenblick — da sie aber an des Prinzen Aufrichtigkeit zweifelte und den Zorn des Königs scheute, antwortete sie: daß sie nichts gegen die Befehle des Königs einzuwenden habe und sie sowohl wie ich genötigt sei, ihnen zu gehorchen.

Den ersten Juni, eines Sonntags Morgens, begab ich mich zur Königin, wo sich der König sogleich auch einstellte. Er gab mir einen schönen Brillant-Ring, den ich am Abend dem Prinzen als Verlobungsring schenken sollte, auch ein goldenes Gedeck schenkte er mir und wiederholte der Königin und mir die Ermahnung: die Dinge mit einer guten Art zu thun. Ich speiste allein mit der Königin; sie war in der heftigsten Bewegung und sah mich die ganze Zeit mit zornigen Augen an.

Abends um sieben Uhr begaben wir uns in die Prunkzimmer des Schlosses. Die Königin und alle Prinzessinnen saßen in einem Gemach, das ausdrücklich dazu bereitet war und wo niemand außer ihrem Hofstaat den Zutritt hatte. Einige Zeit darauf trat der König mit dem Prinzen herein; der König in eben so heftiger Bewegung, wie meine Mutter, so daß er

darüber vergaß, die Verlobung öffentlich in dem dazu bestimmten Saale zu vollziehen. Er nahte sich uns und ließ uns die Ringe austauschen; — ich wollte ihm die Hand küssen, er umarmte mich aber und drückte mich lange heftig weinend an seine Brust. Die Königin empfing mich mit ihrer gewohnten Kälte. Mein Vater befahl darauf dem Prinzen, mir die Hand zu geben, um mich in den, zu dem Balle bereiteten Saal zu führen. Gleich bei unserm Eintritt ward die Verlobung erklärt. Man liebte mich sehr in Berlin und ein jeder hatte mich in England vermählt gewünscht, die Bestürzung war also allgemein; alle Damen weinten und begnügten sich, mir stillschweigend den Rock zu küssen, ja sogar der König hörte nicht auf, Thränen zu vergießen.

Grumkow und Seckendorf schwammen indeß in Freuden, denn sie hatten einen neuen Streich nach ihrer Art vollführt. Mylord Chesterfield, der englische Gesandte in Holland, hatte im Namen seines Hofes einen Kurier nach Berlin geschickt, der schon am Morgen dieses Tages anlangte, aber von Grumkow und Seckendorf aufgehalten ward, so daß sie dem Könige erst des Abends nach vollzogener Verlobung seine Depeschen überreichten. Der König von England hatte sich endlich entschlossen, dem Willen meines Vaters nachzugeben und sich mit meiner Heirat mit dem Prinzen von Wales, ohne Rücksicht auf die meines Bruders, zu befriedigen. Diese Nachrichten waren ein Donnerschlag für den König, allein Grumkow und Seckendorf fanden doch Mittel, ihn zu beruhigen und ihn eine Antwort geben zu lassen, die ganz nach ihren Wünschen ausfiel, das heißt eine völlige Verweigerung aller ihm gemachten Vorschläge. Meine Mutter erfuhr es erst am folgenden Tage, allein ungeachtet der Antwort des Königs schmeichelte sie sich, meine Heirat noch abzubrechen, sie teilte mir ihren Gedanken mit, verbot mir auf Gefahr ihres Zornes, weder mit dem Prinzen Heinrich zu sprechen, noch ihm nur Höflichkeit zu erzeigen.

Dieser Fürst war mir ziemlich gleichgültig; ich empfand weder Abneigung noch Liebe zu ihm, aber ich wünschte, ihn bald zu heiraten, um vor der Königin und allen, die mich ohne Unterlaß plagten, Frieden zu haben. Alle die während

des verstorbenen Markgrafen Lebzeiten an seinem Hofe gewesen waren, hörten nicht auf, mir die Pracht und die Vergnügungen zu rühmen, die dort herrschten; sie versicherten, daß er an Reichtum des Geräts und Silberzeugs den Berliner Hof weit überträfe. Das alles ließ mich wünschen, bald dort zu sein und ich baute die schönsten Luftschlösser von dem stillen, angenehmen Leben, das ich dort führen wollte. So lange ich aber bei meiner Mutter sein würde, beschloß ich, in allen Stücken ihren Befehlen zu folgen, sowohl aus Furcht vor ihr, als um ihren Mißhandlungen nicht ausgesetzt zu sein.

Aber mein böser Stern verfolgte mich, denn ein neuer Dämon hob damals sein Haupt, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Schon im Anfang dieser Memoiren sagte ich, daß meine älteste Schwester den Markgrafen von Anspach geheiratet habe, meine zweite Schwester, die Charlotte hieß, war aber mit dem Prinzen Carl von Bevern aus dem Hause Braunschweig, dem Neffen der Kaiserin, vermählt. Von allen meinen Schwestern liebte ich damals Charlotte am meisten, ich hatte ihr sogar die Liebe meiner Mutter zuzuwenden gewußt, aber ich kannte ihren schlechten Charakter, den ich nachmals leider nur zu sehr erfahren habe, noch gar nicht. Sie hatte viel Verstand und Lebhaftigkeit und weil sie sich nicht bekümmerte, wenn man sie ausschalt, hatte man ihr den Zunamen: Ohnesorgen, gegeben. Das ganze Menschengeschlecht galt ihr gleich und es rührte sie nichts, als was ihre kleine Person anging; sie war von der besten Laune, allezeit lustig und so voller Einfälle, daß man sich hätte tot lachen können; außerdem schmeichelnd, zuvorkommend, wenn sie jemanden bedurfte, allein ohne die geringste Stetigkeit, bitter, schmähsüchtig, sich auf aller Welt Unkosten belustigend, überall das Lächerliche hervorsuchend, falsch, verbuhlt, eifersüchtig, eigennützig. Damals war sie fünfzehn Jahre alt. Das Ansehen, in dem ich bei der Königin stand, hatte sie neidisch gemacht, wie sie also dieselbe während meiner Verhaftung nach Wusterhausen und Potsdam begleitete, hatte sie alles gethan, um sich bei ihr in Gunst zu setzen und aus Furcht, daß meine Gegenwart ihre Pläne vereiteln möchte, that sie mir so viel Schaden, wie möglich und bemühte sich noch täglich, die Königin gegen mich

zu erbittern. Ein neuer Umstand trug noch dazu bei, sie gegen mich zu waffnen; Prinz Heinrich war schöner und hübscher gewachsen, wie Prinz Carl; er scherzte mit ihr und erzeigte ihr viel Höflichkeit, nach und nach gefiel er ihr, denn seine aufgeweckte Gemütsart war ihr angenehmer, als das Phlegma des Prinzen Carl, der ungeheuer schüchtern war.

Nach einigen Tagen gingen wir nach Charlottenburg, einem prächtigen Landhause, das die Königin, meine Großmutter, hatte bauen lassen. Unterwegs war eine große Jagd, zu der der Fürst von Anhalt mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Leopold und Moritz, auch eingeladen waren. Diese alle waren wütend über meine Heirat, sie hatten sich immer geschmeichelt, ich sollte den Markgrafen von Schwedt heiraten. Prinz Heinrich war ein guter Schütze, er hatte schon mehreres Wildpret erlegt, als ihm ein ungeschickter Büchsenspanner eine ungestellte Flinte reichte; der Schuß fiel, wie er sie in die Hand nahm und die Kugel streifte des Königs Schläfe. Der Fürst von Anhalt hob diese Unvorsichtigkeit sehr hervor und Prinz Leopold sagte so laut, daß Prinz Heinrich es hören konnte, daß ein derartiger Schütze verdient hätte, sogleich niedergeschossen zu werden. Prinz Heinrich antwortete derb und die Sache wäre weiter gegangen, hätte sie der Herzog von Bevern und Seckendorf nicht zu versöhnen gesucht. Der König that, als bemerke er von dem ganzen Vorgange nichts und nachdem die Jagd zu Ende war, setzten wir unsern Weg nach Charlottenburg fort.

Nachmittags fing die Königin eine neue Rolle an. Ich weiß nicht, ob sie uns ein Schauspiel darbieten wollte, war das der Fall, so machte es mir wenigstens sehr wenig Vergnügen. Sie machte die Schulmeisterin und examinierte den Erbprinzen über seine Studien. „Wissen Sie die alte und neue Geschichte? fragte sie, die Geographie, Mathematik, Philosophie, Malerei, Tonkunst?“ — Anfangs antwortete er mit einem sehr lakonischen: ja, oder nein; da er aber sah, daß diese Fragen, die man sonst nur den Kindern vorlegt, gar nicht aufhörten, sagte er lachend: „ich weiß auch meinen Katechismus und das A B C.“ Diese Antwort machte die Königin so verwirrt, daß sie nichts mehr zu wissen verlangte.

Einige Tage später kehrten wir nach Berlin zurück. Die grausame Gewalt, welche sich meine Mutter angethan hatte, ihren Zorn vor dem Könige zu bemeistern, zog ihr bei ihrer Rückkehr nach Berlin ein heftiges Fieber zu. In den drei Wochen, die ihre Krankheit dauerte, verließ ich sie keinen Augenblick und suchte auf alle Weise ihre Gunst wieder zu erlangen. Aber sie war meine zärtliche Mutter nicht mehr, alle Liebe hatte sich in Haß verwandelt, von dem sie mir täglich Beweise gab. Ich speiste oft mit ihren Damen und dem Erbprinzen in ihrem Vorzimmer, denn der König war nach Potsdam gegangen und alle fremden Herrschaften nach Hause zurückgekehrt. Während wir bei Tische waren, ließ die Königin mich beobachten, ob ich auch mit dem Prinzen spräche; allein es gelang ihr nicht, mir einen Vorwurf machen zu können; er hat mir nachher oft gesagt, daß er in Verzweiflung und mehr wie einmal im Begriff gewesen wäre, alles abzubrechen; allein Herr von Voit, der bei ihm war, hielt ihn zurück. Gewiß war er sehr zu beklagen! Alle Welt behandelte ihn übel, alles was er that, suchte man falsch auszulegen und den ganzen Tag ward er gequält.

Als meine Mutter hergestellt war, kam der König auf einige Tage nach Berlin, um von da nach Preußen abzureisen. Er kündigte der Königin an, daß er bei seiner, in sechs Wochen zu erfolgenden Rückkehr meine Hochzeit vollziehen wollte und ihr daher Geld zur Besorgung meiner Ausstattung geben würde. Die Königin wollte sich nicht dazu bequemen, sie sagte, die Zeit sei zu kurz, die Kaufleute mit den nötigen Waren nicht versehen und ohne ein Wunder könnte es nicht geschehen. Auf ihre dringenden Vorstellungen ließ er sich bewegen, meine Hochzeit bis zum November zu verschieben. Mein Vater befahl ihr an, dem Prinzen Heinrich die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben, so viel Bälle und Feste zu geben, wie sie wollte, aber besonders mich nicht zu mißhandeln. Plötzlich änderte sich der Königin ganzes Betragen, sie machte dem Prinzen tausend Liebkosungen und stellte sich sogar, als erzeige sie ihm viel Freundschaft und als machte es ihr Freude, ihn bald zum Schwiegersohne zu haben. Aber dabei kam der Teufel doch nicht zu kurz; mich mißhandelte sie nach wie vor

und es ging kein Tag hin, wo ich nicht Ströme von Thränen vergoß. Auch meine arme Hofmeisterin litt ihr Teil, sie gab ihr unaufhörlich Schuld, mich zum Gehorsam gegen den König beredet zu haben, sie sagte sogar einmal zu mir: „Nun! wenn man nun die Sonnsfeld für ehrlos erklärt hätte, wäre denn das Unglück so groß? Du hättest doch noch Königin werden können.“ Hätte ich's nur wagen dürfen, gern hätte ich ihr gesagt, daß ich nicht wie Agrippina sagen könnte: „man töte mich, aber er herrsche!“ und daß ich lieber tausend Kronen verlieren, wie eine Person, die ich zu schätzen und lieben Ursache hatte, unglücklich sehen wollte. Aber solche Empfindungen waren nicht Mode und galten für Schwachheit, ich antwortete also nur mit Stillschweigen. Wirklich war meine Lage so traurig, daß sie selbst den Unempfindlichsten Mitleid einflößte und ich hätte können mit Alzire sagen:

Mes maux ont ils touché
Les coeurs nés pour la haine?

Als Grumkow durch die Ramen erfuhr, daß die Königin sich unaufhörlich bemühe, meine Heirat abzubrechen und mit England wieder anzubinden und mit Recht fürchtete, daß sie mich so lange mißhandeln würde, bis ich in ihre Absichten einstimmte, beschloß er, sie zu hintergehen. Er warf seine Augen auf den Herrn von Sastot, den Kammerherrn der Königin, von dem ich schon ehemals gesprochen habe, er trug ihm auf, der Königin zu hinterbringen, daß es dem König gereue, mich mit dem Prinzen von Bayreuth verlobt zu haben, er könne ihn nicht leiden und sei entschlossen, diese Verbindung bei seiner Rückkehr nach Berlin zu trennen und mich dem Herzog von Weißenfels zu verloben, den er zum Feldmarschall in seinem Dienste machen wollte. Er habe zwar schon alles gethan, um den Schlag abzuwenden, allein er fürchte sehr, das Uebel sei ohne Rettung. Diese vermeinte Eröffnung that die gewünschte Wirkung; die Königin beschloß, allen zum Trotz, den Prinzen Heinrich zu beschützen, begegnete mir weit gütiger und befahl mir sogar, den Prinzen mit Höflichkeit zu behandeln, weil sie sagte, daß sie lieber sterben, als mich mit dem Herzoge von Weißenfels verheiratet sehen wollte.

Lange dauerte diese gute Zeit doch nicht. Nach des

Königs Rückkehr aus Preußen, die kurz darauf erfolgte, sah sie an seinem ganzen Benehmen gar wohl, daß Grumkow sie hinter das Licht geführt hätte. Wahr ist es, daß dem Könige Prinz Heinrichs feine Sitten nicht gefielen, er hätte gern einen rohen Schwiegersohn gehabt, der nur Wein und Soldaten geliebt hätte, er machte den armen Prinzen täglich betrunken, um wie er sagte: seinen Charakter zu prüfen und ihn an das Trinken zu gewöhnen. Aber er verlor Zeit und Mühe dabei. Ja er bezeugte sogar Seckendorf und Grumkow seine Unzufriedenheit darüber, daß er, wie er sagte, ein Jungfernknecht sei, ein Mensch ohne Geist, dessen Sitten ihm unerträglich wären. Da diesen Beiden täglich dergleichen Reden wiederholt wurden, ward ihnen endlich Angst und um den nachteiligen Eindruck den des Königs Abneigung haben könnte, abzulenken, schlugen sie dem Prinzen vor, ein preußisches Regiment zu fordern, sie stellten ihm diesen Schritt als das einzige Mittel vor, sich beim König in Gunst zu setzen und seine Heirat vollziehen zu machen; die englische Nation, hörte, wie sie sagten, nicht auf, über die falschen Maßregeln ihres Königs zu murren, der Prinz von Wales wäre in Verzweiflung, mich zu verlieren und bewege Himmel und Erde, um meine Heirat mit ihm zu hintertreiben, sie wüßten also kein anderes Mittel, um allen drohenden Unannehmlichkeiten auszuweichen, als den Vorschlag, den sie ihm soeben gemacht hätten. Prinz Heinrich war sehr in Verlegenheit; der Markgraf sein Vater war ein starrsinniger Mann, er hatte seinem ältesten Sohne nie erlauben wollen, in Militärdienste zu treten, um dieses zu vermeiden, hatte er zwei kaiserliche Regimenter abgegeben, welche der Markgraf Georg Wilhelm auf die Bedingung errichtet hatte, daß eines davon seinem zweiten Sohne, das andere davon dem General Philippi gehören solle. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er aber doch, Grumkows und Seckendorfs Rat zu befolgen und ein Regiment anzunehmen. Der König übergab es ihm einige Tage nachher und machte ihm zugleich einen goldenen Degen zum Geschenk, so schwer, daß man ihn kaum aufheben konnte.

Alle diese Klatschereien ärgerten mich sehr. Ich kannte den König nur zu gut, ich wußte, daß er alle, die in seinem Dienste standen, wie Sklaven ansah und wußte voraus, er

würde den Prinzen, wie meine Brüder und alle andern Prinzen von Geblüt behandeln, die gar keine andere Auszeichnung genossen, als die ihres Militär-Ranges. Meine Mutmaßungen waren nur zu begründet; ehe der König nach Potsdam zurückkehrte, ließ er dem Erbprinzen zu verstehen geben: er würde wohl thun, sich zu seinem Regiment zu begeben, das in Pasewalk, einem kleinen pommerschen Städtchen lag. Der Prinz mußte gehorchen und reiste einige Tage nach dem Könige ab. Er war tötlich betrübt, erhob tausend Klagelieder bei mir über unsere Trennung und über die Furcht, in welcher er sich befände, ich möchte Abscheu gegen ihn hegen, denn anders könnte er die unerträgliche Kälte meines Betragens nicht deuten. Er fühle sich, sagte er, der Ehre nicht würdig, die ihm der König erzeige, aber er verdiene sie dennoch durch die Ehrfurcht, die er zeitlebens für mich hegen würde. Tausendmal küßte er mir die Hand, da ich ihm aber nicht antwortete, bat er mich flehentlich, ihm ganz offen zu sagen, was ich empfände; daß er in Verzweiflung sein würde, mich unglücklich zu machen, sobald ich Abneigung gegen ihn empfände; wäre ich ihm aber nicht entgegen, so hoffte er, ich würde in seiner Abwesenheit keinen nachteiligen Einflüssen gegen ihn Gehör geben, er beschwöre mich also, ihm eine entscheidende Antwort darauf zu geben. Indem er so sprach, hatte er Thränen in den Augen und war bis ins innerste Herz bewegt. Ich war sehr in Verlegenheit ihm zu antworten, endlich faßte ich mich aber und sagte: ich dächte zu gut und schätzte ihn zu sehr, um gegen mein ihm gegebenes Wort zu fehlen, er sollte also in dieser Hinsicht ganz ruhig sein: allein fügte ich hinzu, ich hätte gewünscht, Sie wären nicht in den königlichen Dienst getreten, hätten Sie mich zu Rate gezogen, so wäre das nie geschehen. — Man drohte mir mit Ihrem Verlust, erwiderte er und lieber hätte ich alle möglichen Regimenter und die härtesten Bedingungen in der Welt angenommen, als mich diesem Unglück unterworfen — Die Königin, die in den Alleen von Monbijou, wo wir uns befanden, spazieren gegangen war, machte durch ihre Annäherung, diesem Gespräch, dem meine Hofmeisterin beiwohnte, ein Ende.

Frau von Konnken, die Oberhofmeisterin der Königin, die

wahrscheinlich abends bei der Tafel lange Weile hatte, ließ aus ihrem Hause kleine Herzchen von Zucker holen, in denen Verse versteckt sind. Alle Welt nahm davon und gab sie sich einander. Prinz Heinrich gab mir auch eins und zerbrach es mir in der Hand. Die Königin fand das ganz unerhört! „ich kenne dich nicht mehr, sagte sie, seit diese verdammte Heirat im Gange ist; du hast weder Scheu noch Scham mehr. Ich bin gestern für dich errötet, wie dein Pinsel von Prinz dir das Herz in der Hand zerbrach. Solche Vertraulichkeiten schicken sich nicht und er hätte besser wissen sollen, was er dir schuldig ist.“ — Ich antwortete, daß ich die Sache nicht für so wichtig gehalten hätte, um so weniger, da er dergleichen Herzen ja auch in der Hand meiner Schwester Charlotte zerbrochen hätte, ohne daß es ihren Tadel erregte. Dennoch sollte es nicht wieder geschehen. Meine Antwort besänftigte sie nicht und sie lag damit noch lange meiner Hofmeisterin in den Ohren, der sie wie einem Hunde begegnete.

Vierzehn Tage darauf gingen wir nach Wusterhausen. Die Beschreibung dieses berühmten Ortes wird hier nicht am unrechten Orte sein. Mit unsäglicher Arbeit hatte der König endlich einen Hügel aufführen lassen, der die Aussicht so gut begrenzte, daß man das Schloß nicht eher sah, als bis man herabgestiegen war. Dasselbe bestand in einem Hauptgebäude, dessen vorzüglichste Zierde ein alter, ehemals zum Diebeswinkel benutzter Turm war, denn eine Bande Räuber, denen früher das Schloß gehörte, hatte ihn gebaut. Es war von einem Erdwall und mit Gräben umgeben, deren Wasser ihrer Schwärze wegen dem Styx glichen und die keineswegs Lavendelwasser ausdufteten. Ueber den Graben war eine Brücke gebaut, die zum Hofe dieses Palastes führte. Er hatte zwei einzeln stehende Flügel, deren jeder von zwei schwarzen und zwei weißen Adlern bewacht wurde. Die Schildwache bestand in zehn oder zwölf großen Bären, die auf ihren Hintertatzen umherspazierten, weil man ihnen die Vorderen abgeschnitten hatte. Mitten im Hofe erhob sich ein Born, aus dem man mit vieler Kunst einen Springbrunnen gemacht hatte, er war mit einem eisernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf und diesen angenehmen Platz hatte der König zu seiner Tabagie

ausersehen. Meine Schwestern und ich waren mit unserm ganzen Gefolge in zwei Zimmer gedrängt, die vielmehr einem Hospital als einer fürstlichen Wohnung ähnlich sahen. Wie auch das Wetter sein mochte, so aß man doch unter einem Zelte, das von einer großen Linde beschattet war und wenn es regnete, saßen wir zuweilen bis über die Knöchel im Wasser. Die Tafel bestand immer aus vierundzwanzig Personen, von denen drei Viertel jederzeit fasteten, denn es wurden nie mehr als sechs Schüsseln gegeben und diese waren so schmal zugeschnitten, das ein nur halbwegs hungriger Mensch sie mit Bequemlichkeit allein aufzehren konnte, den ganzen Tag waren wir im Zimmer der Königin eingesperrt, wir durften nicht einmal frische Luft schöpfen, wenn es auch noch so schönes Wetter war, sondern mußten, von vielem Sitzen und allen unangenehmen Dingen, die wir anhörten milzsüchtig werden.

Prinz Heinrich kam einige Tage nach uns in diesen angenehmen Aufenthalt. Meine Schwester bezeigte ihm alle mögliche Aufmerksamkeit, sie hob nun die Larve und zeigte, wie sehr sie mich haßte. Unaufhörlich brachte sie die Königin gegen mich auf, aber für den Prinzen suchte sie dieselbe einzunehmen. Eines Tages, wie die Königin mich sehr übel behandelt hatte und ich sehr traurig war, fragte sie mich um die Ursache? ich sagte sie ihr und setzte hinzu, daß ich auf die Länge über diese Mißhandlungen vor Gram sterben müßte. Du bist eine rechte Thörin, sagte sie darauf, wenn ich einen so artigen Liebhaber hätte, wie du, so ließe ich die Königin brummen, so viel sie wollte. — Du hast dich nicht zu beklagen, antwortete ich, der Deine ist liebenswürdig genug, außerdem hast du keinen Verdruß, ich werde aber von aller Welt geplagt und der König verläßt mich auch. — Darauf sagte sie auf eine mutwillige Weise: nun gut! wenn du Prinz Carl so liebenswürdig findest, so laß uns die Ringe wechseln! ich hielt es für einen Scherz und erwiederte: da ich mich noch in einer glücklichen Gleichgültigkeit befände, wollte ich sie ihr beide abtreten. Nun so gieb mir deinen Ring! wiederholte sie und ich gab ihn ihr — darauf zog sie den, welchen ihr Prinz Carl gegeben hatte, ab und verbarg ihn in einem Winkel des Zimmers. Indessen näherte sich die Zeit der Mittagstafel und

da ich fürchtete, daß der König, der die Augen überall hatte und über solche Kleinigkeiten sehr abergläubig war, bemerken würde, daß mein Ring mir fehlte, so bat ich sie auf das dringendste, mir ihn wieder zu geben, konnte sie aber nicht dazu bewegen, sie behielt ihn zwei Tage; wie ich nun wahrnahm, daß weder ich, noch meine Hofmeisterin etwas über sie vermochten, so wandte ich mich an die Ramen, welche es der Königin sagte und auf ihren Verweis mußte Charlotte mir meinen Ring wiedergeben und den ihrigen wieder an den Finger stecken. Diesen Streich verzieh sie mir nie; ich durfte den Kopf nicht mehr auf die Seite wenden, wo der Prinz war, so klagte sie mich sogleich bei der Königin an, daß ich mit ihm liebäugelte.

Grumkow und Seckendorf hatten indessen wohl vorausgesehen, daß England noch einen Schritt thun würde, um meine Heirat zu hintertreiben. Wir waren in Makenau, einem artigen, nicht weit von Wusterhausen gelegenen Landsitze, als sich ein hessischer Oberst Donep, vorstellen ließ, — denn der König von England, der sich keiner abschläglichen Antwort mehr aussetzen wollte, hatte dem Prinzen Wilhelm von Hessen die Unterhandlung aufgetragen, der demzufolge diesen Oberst Donep nach Makenau schickte, um meinem Vater sehr annehmliche Vorschläge zu machen. Hätte mein Vater Grumkow und Seckendorf betrügen wollen, so konnte ihn in diesem Augenblicke nichts daran hindern, denn die Sache ward so geheim betrieben, das sie beide bis heute nichts davon wissen würden, hätte es ihnen der König nicht selbst gesagt. Mein Vater hatte die ganzen acht Tage, die wir in Makenau zubrachten, die fürchterlichste Laune. Die Königin mußte es entgelten, mit der zankte er von früh bis Abend und sie schüttete dann alles wieder brühheiß über mich aus. Unter andern hatte sie auch die Unmenschlichkeit, mich zum Ausgehen zu zwingen, obschon ich ein mit heftigem Fieber begleitetes Geschwür im Halse hatte; das Geschwür brach auf und ich ward besser. Ich hatte diesen Zufall Seiltänzern zu danken, die ihre Künste im Schloß-Hofe zu Makenau zeigten, der König und die Königin schauten ihren Sprüngen aus einem Fenster ihres Zimmers, meine Schwestern, Prinz Heinrich und ich aus dem andern

zu. Er sah diesen Tag sehr traurig aus und sagte zu mir: „ich bin in Verzweiflung! der heutige und morgende Tag entscheidet mein Schicksal.“ Seine Worte befremdeten mich, aber ich hütete mich wohl, ihn zu fragen, was sie bedeuteten: er nahm also das Wort weiter und setzte hinzu: „Herr Donep ist im Namen des Königs von England hier, er hat dem Könige neue Vorschläge von Seiten des englischen Hofes gemacht, bis jetzt hat der König Seckendorf und Grumkow ein Geheimnis daraus gemacht, heute Morgen hat er endlich mit ihnen gesprochen. Sie haben ihm die stärksten Vorstellungen gemacht, aber noch scheint er unentschlossen.“ Die schöne Nachricht machte mich ganz starr, so, daß ich ihm nur mit Stillschweigen antworten konnte. Noch denselben Abend ließ Herr Donep die Königin unter der Hand von seinen Aufträgen und den schönen Hoffnungen, welche sie enthielten, benachrichtigen und der Ausdruck von Nachdenken und Kummer, den sie an Prinz Heinrich wahrnahm, bestärkte sie noch in der Hoffnung, es werde ihr endlich gelingen. Sie war diesen Abend in der bezauberndsten Laune und erzeigte dem Prinzen tausend Höflichkeiten, mir aber war ganz anders zu Mute, ich hatte Neigung für den Prinzen gefaßt und müde, das Spielwerk des Glückes zu sein, war ich fest entschlossen, mich keinem Tausche mehr zu unterwerfen.

Den Tag darauf gingen wir nach Wusterhausen zurück, wo mich die Königin sogleich in ihr Kabinett kommen ließ, um mir die Neuigkeiten des Tages zu erzählen. „Heute, sagte sie, wird deine Verlobung gebrochen und morgen, hoffe ich, reist Prinz Heinrich ab, denn du hast, glaube ich, kein so niedriges Gemüt, daß du ihn dem Prinzen von Wales vorziehst.“ Auf mein Stillschweigen setzte sie hinzu: „ich will deine Denkungsart darüber wissen; du mußt dich entschließen, denn ich frage dich nicht ohne Ursache darum; verstehst du mich? — Während die Königin sprach, hatte ich alle Heiligen des Paradieses um Hilfe angefleht — ich weiß nicht, ob sie mir halfen oder mein guter Engel mich erleuchtete? ich faßte endlich Mut und sagte: „ich habe den Befehlen Ihrer Majestät jederzeit gehorcht; als ich Ihnen durch meine Nachgiebigkeit gegen den König widerstrebte und mich für Prinz Heinrich erklärte, that ich es, um

den Frieden in der Familie herzustellen, Ihre Majestät von dem täglichen Kummer zu befreien und meinem Bruder seine Freiheit wieder zu schaffen. Meine Neigung hatte hierbei nichts zu thun, denn ich kannte den Prinzen noch nicht; jetzt aber, nun ich Achtung für ihn gefaßt und ihm mein Wort gegeben habe, würde ich es meiner unwürdig finden, ohne alle Ursache mit ihm zu brechen, da sein Charakter und seine Person auch nicht zu der mindesten Klage berechtigen." Kaum konnte die Königin das Ende meiner Rede erwarten, sie überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen und behandelte mich ohne alle Schonung. Meine Thränen flossen unaufhaltsam, ich sah mich auf's neue dem Mutwillen des Zufalls unterworfen und kein Ende meiner Leiden. Dennoch mußte ich mir in des Königs Gegenwart Zwang anlegen. Er hatte seit meiner Verlobung kein Wort mehr mit mir gesprochen, mich kaum eines Blickes gewürdigt, auch diesen Tag war er sehr übel gestimmt. Als Prinz Heinrich des Abends wie gewöhnlich zur Tafel kam, waren weder meine Mutter noch meine Schwester im Zimmer, er eilte sehr heiter auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „alles geht gut! Herr Donep reist morgen sehr zufrieden ab, denn der König hat alle ihm gemachten Vorschläge verworfen." — Ich that, als wäre nichts vorgefallen, allein diese Worte hatten meinem armen Gemüt den Frieden wieder gegeben. Einige Stunden darauf erfuhr die Königin die gleiche Nachricht, sie war darüber in Verzweiflung, und ich mußte wieder die Zeche bezahlen.

Der König hatte meine Schwester und den Markgrafen von Anspach zu meiner Hochzeit eingeladen. Wie man sie acht Tage nach diesem Vorfalle in Wusterhausen erwartete, ritt ihnen der König entgegen und führte meine Schwester sogleich nach ihrer Ankunft in das Zimmer der Königin. Wir erkannten sie fast nicht mehr! Sie war sehr schön gewesen, nun war das vorbei, ihre Haut war gänzlich verdorben und ihr ganzes Betragen verändert. Die Königin hatte sie nie leiden können und seit ich bei dem Könige in Ungnade war, hatte sie bei ihm meinen Platz eingenommen. Er liebkoste sie auf alle Weise, nannte sie einmal über das andere Königliche Hoheit, so daß die Königin, die es nicht leiden konnte, wenn man anderen wie

ihr schön that, höchst beleidigt ward, ohne es jedoch merken lassen zu dürfen. Meine Schwester war sehr liebreich gegen mich und ich that alles Mögliche, um ihr meine Freude über unser Wiedersehen zu bezeugen. Nach Tisch führte sie der König in ihre Kammer, denn man kann ein kleines Loch unter dem Dache nicht Zimmer nennen und wie man ihr meldete, daß ihre Kammerfrauen noch nicht angelangt wären, sagte er, indem er auf mich zeigte: „Deine Schwester kann die Kammerfrauendienste thun, sie taugt ohnehin zu sonst nichts." Ich blieb bei diesen Worten wie eingewurzelt; eine solche Behandlung hatte ich nicht verdient, dennoch bemeisterte ich mich und begab mich bald nach dem Könige hinweg. Bei meiner Ankunft in meinem Zimmer vergoß ich einen Strom von Thränen, meine Eigenliebe war bitter gekränkt; indem der König meine Schwester über mich stellte, that er Unrecht, denn ich war die älteste und es kam ihr nicht zu. Die Königin war sehr erzürnt darüber, allein ihre Vorstellungen hatten wenig Gewicht, es blieb also, wie es war.

Vierzehn Tage nach meiner Schwester Ankunft, kehrten wir nach Berlin zurück. Der König hatte die Herzogin von Sachsen-Meiningen, die Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den Herzog, die Herzogin und den Prinzen Carl von Bevern und den Markgrafen von Bayreuth, meinen künftigen Schwiegervater, eingeladen. Die Herzogin von Meiningen kam zuerst an; diese Prinzessin hatte drei Männer gehabt; den Herzog von Kurland, den Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth und nun war sie Witwe des Herzogs von Meiningen. In ihrer Jugend hatte sie sehr gefallen und man hätte keine bessere Schauspielerin finden können, wie sie, besonders in Charakter-Rollen, die waren ihr angeboren. Ihr rundes Angesicht und eine Dicke, die sie beinahe am Gehen hinderte, deuteten hinlänglich an, daß ihr die Freuden der Tafel am liebsten seien; sie betrug sich auf eine freche, gemeine Art und obschon in die sechszig, war sie aufgeputzt wie ein junges Mädchen, dadurch ward sie noch lächerlicher; mit Edelsteinen bedeckt und mit tausend Schnurrpfeifereien geschmückt, sah sie aus wie ein Festaltar. Die Königin war genötigt, ihr den ersten Besuch zu machen; wie sie hinging, befahl sie mir, mich

von ihrer Rückkehr benachrichtigen zu lassen, um ihr dann auch aufzuwarten. Ich gehorchte; es war spät und die Königin hielt diesen Tag Apartement. Wie ich mich dahin verfügte, fand ich sie beschäftigt, die Anwesenden zu unterhalten, wie sie mich sah, fragte sie mich, aber zornig: woher ich käme? — Von der Herzogin, antwortete ich. — Wie? und auf wessen Befehl? — Auf den Befehl Ihrer Majestät! erwiederte ich. „Auf den meinen? rief sie, ich habe dir nie befohlen, Niederträchtigkeiten zu begehen, noch Dinge, die unter deiner Würde sind; allein seit einiger Zeit bist du dergleichen so gewohnt, daß es mich nicht mehr wundert." Diesen Verweis gab sie mir ganz laut, im Angesicht des ganzen Hofes — alle Welt tadelte die Königin und beklagte mich im Stillen, ich war auf's Aeußerste gebracht und mußte dennoch meine Fassung behalten.

Der König kam zu gleicher Zeit mit dem Beverschen Hofe an und wenige Zeit darauf der Markgraf von Bayreuth. Da ich den Faden der Geschichte nicht unterbrechen will, so verspare ich sein Gemälde auf eine andere Zeit. Er ward mir bei der Königin vorgestellt, wo er mir Komplimente und Freundschaftsversicherungen ohne Ende machte. Da meine Hochzeit drei Tage darauf, am zwanzigsten November, gefeiert werden sollte, so gestattete die Königin ihm und seinem Sohne freien Zutritt zu mir, sie konnten diese Erlaubnis aber wenig benutzen, denn ich war den ganzen Tag bei der Königin und sprach sie des Abends nur einen Augenblick in aller Welt Beisein in meinen Zimmern, so daß ich sie nicht genau kennen lernen konnte.

Den zwanzigsten begab ich mich im Deshabillé zu dem Könige; er sagte mir, daß ich mich der, allen Prinzessinnen die sich verehelichen wollten, gewöhnlichen Zeremonie unterziehen müsse: der Entsagung der Allodialgüter. Da ich von dieser Förmlichkeit benachrichtigt war, befremdete sie mich nicht; ich folgte dem König und der Königin in ein Zimmer, wo ich die beiden Markgrafen Vater und Sohn fand, wie auch Grumkow, Thulemeier und Podevils und Herrn von Voit, den Bayreuther Staatsminister. Man las mir die Eidesformel vor, die des Inhalts war, daß ich zu Lebzeiten meiner Brüder und ihrer Nachkommenschaft allen Allodialgütern entsagte, aber im Fall ihres Absterbens in mein volles Erbrecht wieder ein-

träte, ausgenommen der Ansprüche des Prinzen Heinrich auf die Länder von Jülich und Berg. Ich stand keinen Augenblick an, diesen Schwur abzulegen, allein nach diesem ersten Artikel folgte ein anderer, der mich ins äußerste Erstaunen setzte und den ich, da man mich gar nicht vorbereitet hatte, auch nicht vorher sah — er enthielt einen vollständigen Verzicht auf alle Güter der Königin, im Fall sie ohne ein Testament zu machen, mit Tode abging. Anstatt auf jeden Artikel mit den Worten zu antworten so mir Gott helfe! — blieb ich ganz stumm und hob auch die beiden Finger der rechten Hand nicht auf, wie es die Gewohnheit in solchen Fällen erfordert. Der König, der bis dahin keinen Blick von mir gewandt hatte, trat jetzt zu mir, umarmte mich und sagte mit Thränen in den Augen: du mußt dich dieser harten Bedingung unterwerfen, meine liebe Tochter! die Markgräfin von Anspach hatte dasselbe gethan, — es ist eine bloße Förmlichkeit und deine Mutter hat ja jeden Augenblick Freiheit, ein Testament zu machen, wie sie es will. — Diese Worte trösteten mich nicht sehr! ich küßte dem Könige die Hand und sagte: er hätte mir auf das Feierlichste versprochen, für mich zu sorgen, ich könnte also nicht glauben, daß er mich mit so vieler Härte behandeln wolle. Er veränderte die Farbe und sagte: es sei keine Zeit, Einwürfe zu machen; wollte ich nicht gutwillig unterschreiben, so würde er mich dazu zwingen, ich sollte also meinen Entschluß fassen.

Dieses alles ward ganz leise gesprochen und der König führte mich an den Tisch, wo ich das saubere Aktenstück unterschreiben mußte. Darauf liebkoste er mich auf das Zärtlichste für die Willfährigkeit in seinen Willen und gab mir die schönsten Versprechungen, die er eben so wenig zu halten dachte, als ich den eben abgelegten Eid. Nachher setzte man sich zu Tische, wobei niemand zugegen war, wie der König, die Königin, meine zwei ältesten Schwestern, die Herzogin von Bevern und Prinz Heinrich, die andern Herrschaften waren in der Stadt eingeladen.

Nach der Tafel fing man an, mich zu putzen. Ich hatte so viele Kammerfrauen, die Königin an ihrer Spitze, daß die eine verdarb, was die andere aufgebaut hatte. Die Königin zog alles, so viel wie möglich in die Länge, ohne daß ich die

Ursache begriff, bis ich, nachdem ihr der König zu wiederholten Malen befohlen hatte, ein Ende zu machen, endlich nach vier Stunden Arbeit aussah, wie eine Närrin. Ich hatte eine brillantene Krone von sechs Bogen auf dem Kopfe und vierundzwanzig lange Locken daran herunterhängen, die mir den Kopf dergestalt zogen, daß ich ihn nicht geradehalten konnte. Mein Kleid war eine Hofrobe von reichem Silberstoff mit einem goldnen Netze, die Schleppe, zwölf Ellen lang, ward von meinen beiden Damen und zwei Damen der Königin getragen. Meine Hofmeisterin ward an diesem Tage zur Aebtissin von Wolmirstätten ernannt und der König hing ihr das Ordenskreuz selbst um den Hals.

Wir begaben uns alle in die großen Zimmer des Schlosses. Ich glaube, eine kleine Beschreibung dieser Zimmer wird nicht unwillkommen sein. Sie bestanden in einer Flucht von sechs großen Gemächern, die an einen Saal stießen, der sich sowohl durch die Pracht der Bauart, als der Schildereien auszeichnete. Von diesem Saale trat man in mehrere große Zimmer, die endlich in einer Gallerie endeten, die mit Gemälden der größten Meister geschmückt war; dann kam wieder eine Reihe großer Zimmer, die abermals ein großer Saal beschloß. Das alles ist nichts Außerordentliches, besonders in dem Hause eines Königs; allein die Unmasse silberner Gerätschaften, welche diese Zimmer verzierten, gaben ihnen einen unschätzbaren Wert. Da der König die Pracht des Königs von Polen in Dresden gesehen hatte, so wollte er sie noch übertreffen, er fiel also auf eine ganz neue Art von Aufwand; er ließ Spiegelrahmen verfertigen von sechs bis sieben Fuß Höhe, welche zwanzig Mann nicht fortbringen konnten, unter jedem dieser Spiegel stand ein Tisch, an dem zwölf Personen bequem speisen konnten. Die Wandleuchter waren vier Fuß groß und die Kronleuchter hatten den Wert von 10,000 bis 100,000 Thalern; die Gueridons waren sieben Fuß hoch. Beide Säle waren mit Schenktischen geziert, von denen das geringste Gefäß zwölftausend Thaler wert war; der Balkon von einem dieser Säle war von demselben Metall und alles mit Kunst und Geschmack gearbeitet. Man konnte in allen Zimmern nur Altarkerzen brennen, die zum Ersticken rauchten und Gesicht und Kleider aller An-

wesenden schwarz färbten. Der Wert aller Reichtümer ward auf sechs Millionen geschätzt.

Der letzte dieser Säle war zur Einsegnung meiner Ehe zubereitet. Zu dem Zwecke hatte man einen Thronhimmel von karmoisinrotem Samt mit goldenen Crepinen aufgerichtet, unter dem der Trautisch stand. Nach der Einsegnung wurde eine dreimalige Kanonensalve gegeben; alle Gesandte, außer dem englischen waren zugegen, auch der Markgraf von Schwedt mußte sich auf des Königs Befehl dabei einfinden. Man kann leicht denken, daß der letztere ein trübseliges Gesicht machte und ziemlich wenig Fassung haben konnte. Nachdem ich alle Glückwünsche entgegen genommen hatte, mußte ich mich neben die Königin unter dem Thronhimmel setzen und Prinz Heinrich eröffnete mit meiner Schwester von Anspach den Ball. Er dauerte nur eine Stunde, worauf man zur Tafel ging. Ich präsidierte am oberen Ende der Tafel; der König saß neben dem Prinzen und der Markgraf, mein Schwiegervater, neben mir. Der König fand seine Freude daran, den Prinzen betrunken zu machen, er mußte ihm mit aller Gewalt Bescheid thun. Eine meiner Damen und eine der Königin blieben die ganze Zeit hinter meinem Stuhle stehen, ebenso auch zwei Kavaliere des Königs und zwei, die zu meinem eignen Hofstaat gehörten. Der eine der erstern hieß Herr von Breiche, der andere Major Stacho. Die andern beiden waren mein Ober-Kammerherr, Herr von Voit und der Kammerherr von Bindemann.

Nach der Tafel, die zwei Stunden dauerte, begaben wir uns in den ersten Saal zurück, wo der Fackeltanz begann. Dieser Tanz wird mit Gepränge aufgeführt. Alle Hofmarschälle gehen mit ihren großen Stäben voraus, die Generallieutenants folgen mit den Fackeln, dann kommen die Brautleute, man macht zweimal einen Kreis durch das Zimmer, dann tanzt die Braut mit jedem Prinzen allzeit nach seinem Range, hat sie mit der ganzen Reihe getanzt, so nimmt der Bräutigam ihren Platz und tanzt ebenso mit den Prinzessinnen. Sobald der Tanz beendigt war, kleidete man mich, dem Ceremoniel gemäß, aus. Die Königin gab mir nur das Hemd, obschon sie mich ganz aus und auch wieder an hätte kleiden sollen. Darauf

legte man mich auf ein karmoisinrotes mit Perlen gesticktes Bett. Alle Herrschaften, außer denen von Braunschweig und Anspach, sowie alle Damen aus der Stadt, nahmen dann Abschied von mir. Die Königin konnte sich nicht enthalten, mir im Vorbeigehen noch einige harte Worte zu sagen. Sie war ganz in Verzweiflung, denn an dem heutigen Tage war ein Kourier von England mit so vorteilhaften Vorschlägen angelangt, daß meine Heirat, wäre er nur um vierundzwanzig Stunden früher eingetroffen, gewiß rückgängig gemacht worden wäre.

Ich kann hier einige Bemerkungen nicht unterdrücken, die mich nicht von meinem Gegenstande entfernen sollen. Man wird sich erinnern, daß England am Tage meiner Verlobung eben solche Anerbietungen hatte machen lassen, als am Tage meiner Hochzeit. Ich habe stets den Verdacht gehabt, daß diesem eine falsche Politik Englands zu Grunde gelegen habe. Der König hatte die Heirat seines Sohnes nie gern gesehen, er wollte eine Schwiegertochter von beschränktem Geiste, die sich in kein Geschäft mischen könnte; ich weiß nicht, ob man ihm meinen umfassender geschildert hatte, wie er ist, aber seine Abneigung gründete sich auf die Furcht, ich möchte, an einem so intriguanten Hofe wie der Berliner erzogen, dieselben Grundsätze eingesogen haben. Welches aber auch die Ursache sei, so war er mir allezeit entgegen gewesen. Der Prinz von Wales und die ganze Nation wünschten dagegen diese Verbindung sehr eifrig. Um sich nun über den Bruch der beiden Höfe zu entschuldigen, hatte der König nicht umhin gekonnt, alle schon erwähnten Schritte zu thun, aber er maß sie immer so gut ab, daß sie nie zu einer Entscheidung führen konnten. Von der andern Seite hatte mein Vater, wie ich seitdem erfahren habe, die Heirat mit dem Prinzen von Bayreuth nie gewünscht, nur die Versicherungen von Seckendorf und Grumkow, daß dieses das einzige Mittel sei, England zu einer günstigen Erklärung für die einfache Heirat zu bringen, hatte ihn dazu vermocht. Der Markgraf von Bayreuth war auch wütend über die Heirat seines Sohnes, zum Teil aus Eifersucht, zum Teil aus Ursachen, die ich weiter unten auseinandersetzen werde. So sah ich mich also gegen den Willen des Königs, der Königin und

meines Schwiegervaters verheiratet und alle drei stellten sich dennoch, als wenn sie sehr zufrieden damit wären. Wenn ich das alles bedenke, kann ich das Schicksal nicht genug bewundern und ich gestehe, daß meine Philosophie zuweilen den Gedanken, welche die Erfahrung mir über diesen Gegenstand eingibt, Platz machen muß. Doch ich breche meine Betrachtungen ab; wollte ich mich allen denen überlassen, die ich über die verschiedenen Lagen meines Lebens gemacht habe und noch mache, so wüchsen diese Memoiren zu Foliobänden an.

Ich habe seit meiner Freilassung nie von meinem Bruder gesprochen, um den Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen. Der König hatte ihm die Stadt Küstrin zum Gefängnis angewiesen; um ihn zu demütigen, ließ er ihm nicht die Uniform seines Regiments wiedergeben, sondern befahl ihm, ein ganz einfarbiges Kleid zu tragen, was er für einen Schimpf ansah. Mein Bruder ließ es nach dem Muster dessen machen, welches Katt an dem Tage seiner Hinrichtung trug. Weiter befahl der König, daß er täglich in dem Range eines Auskultators im Finanzdirektorium arbeiten solle. Diesen Posten giebt man gewöhnlich jungen Leuten, die sich unterrichten wollen; sie haben täglich freien Zutritt im Direktorium, sind Zeuge aller Beschlüsse, die genommen werden, ohne jedoch je mit zu stimmen und wenn sie eine Zeitlang so fortgearbeitet haben, werden sie befördert. Dieser Posten ist sehr gering und wird nur dem kleinen Adel oder dem Bürgerstande gegeben. Wir schrieben uns zuweilen; der Major Sonnsfeld, der Bruder meiner Hofmeisterin, besorgte unsere Briefe. Ich hatte das Versprechen, welches mir der König durch Grumkow gegeben hatte, den Prinzen sogleich nach meiner Hochzeit in Freiheit zu setzen, nicht vergessen; jetzt trug ich Herrn von Sastot auf, den letzteren zu erinnern, daß er den König aus allen Kräften auffordern sollte, sein Wort zu halten. Grumkow ließ mir sagen, daß ich ohne Sorge sein sollte, indem er seiner Zeit unfehlbar mit dem Könige sprechen werde.

Die ersten zwei Tage nach meiner Hochzeit verstrichen sehr ruhig. Abends war Spiel bei der Königin, ihre finstere Laune nahm zu, sie konnte mich nicht mehr ausstehen. Der Markgraf von Anspach, ein sehr schlecht erzogener junger Prinz, der sich

auf unsre Unkosten bei ihr in Gunst setzen wollte, schürte das Feuer noch an und brachte ihr über Prinz Heinrich und mich die albernsten Märchen bei. Die beiden Länder von Bayreuth und Anspach grenzen an einander und sind beide zu ihrem größten Nachteil jederzeit eines dem andern gehässig gewesen, da sie doch, im Falle die männliche Linie des einen Hauses erlischt, einander zufallen. Anspach war über die soeben von Bayreuth eingegangene Verbindung sehr unzufrieden, gar nicht aus politischen Gründen, sondern aus bloßer Eifersucht.

Den dreiundzwanzigsten gab der König in den Prunkzimmern des Schlosses einen großen Ball. Da ich den Tanz sehr liebte, that ich mir recht etwas zu Gute, so daß Grumkow, mit dem ich tanzte, mir verschiedene Mal sagte: „Ihre Königliche Hoheit ist dergestalt mit dem Balle beschäftigt, daß sie gar nicht sieht, was um sie her vorgeht." — Ich fragte ihn endlich, was denn zu sehen sei? — Mein Gott, antwortete er, endigen Sie doch den Tanz! Sie scheinen heute von der Tarantel gestochen — umarmen Sie doch Ihren Bruder, der dort steht." — Ich geriet vor Freuden so außer mir, daß ich, ohne seine Unterstützung, der Länge nach hingestürzt wäre. Endlich fand ich diesen teuren Bruder neben dem Spiel der Königin und schloß ihn in meine Arme. Ich war wie närrisch, weinte, lachte und schwatzte das verworrendste Zeug. Sobald dieser erste Augenblick vorüber war, warf ich mich dem Könige zu Füßen und sagte ihm in meiner Dankbarkeit so viel rührende und zärtliche Dinge, daß er anfing zu weinen. Dieses gab der Gesellschaft das Zeichen, man sah nichts mehr wie Schnupftücher, so daß es ein vollständiges Trauerspiel ward. Mein Bruder hatte sich so verändert, daß er mir, hätte man ihn mir nicht gezeigt, unkenntlich gewesen wäre. Er war nicht gewachsen, sein großer Kummer hatte ihn ungeheuer fett gemacht, die ehemalige Gelenkigkeit seines Körpers war verschwunden, er war breitschultrig und der Kopf saß ihm in den Schultern — er war nicht mehr so schön wie sonst. Ich konnte gar nicht aufhören, ihn zu liebkosen und die Freude zu bezeigen, die mir seine Rückkehr machte, er antwortete aber mit ziemlicher Kälte und sehr wenig Worten. Ich stellte ihn dem Erbprinzen vor; er sagte ihm kein Wort. Dieses Betragen befremdete und be-

unruhigte mich, ich durfte ihn aber nicht um dessen Ursache fragen, denn der König beobachtete uns zu sehr. Die Königin schien ziemlich froh, ihn zu sehen, aber es fehlte viel, daß ihre Freude der meinigen geglichen hätte. Sie hat nie eins ihrer Kinder geliebt. Sie nahm nur insofern Teil an ihnen, als sie zum Werkzeug ihrer Größe und ihres Eigennutzes dienen konnten. Die Verbindlichkeit, die mein Bruder mir bei seiner Versöhnung mit meinem Vater schuldete, verminderte ihre Freude, wäre sie allein dabei thätig gewesen, so hätte sie dieselbe ganz anders bezeigt.

Endlich loste man und setzte sich zu Tisch, an dem vierhundert Paare, lauter Leute von Stande, speisten. Der König befand sich nicht dabei, er speiste mit meinem Bruder. Wie die Tafel aufgehoben ward, sagte mir Grumkow, daß mein Bruder seine Sache durch die Kälte, mit welcher er mich empfangen habe, verderbe. „Sie mißfalle dem Könige, sagte er, denn er könne nur von zwei Dingen eines daraus folgern — entweder thue er sich Zwang an und dann wäre dieses Mißtrauen sehr beleidigend gegen den König; oder er sei wirklich gleichgültig — dann verrate er ein sehr schlechtes Herz. Sie hingegen, Ihro Kgl. Hoheit, haben sich sehr gut betragen, Sie haben Ihr Herz ganz offen gezeigt und damit dem Könige Freude gemacht. Fahren Sie so fort. Sprechen Sie keck mit dem Kronprinzen, sagen Sie ihm, er soll offen und ohne Umschweife handeln; das ist die einzige Art, fortan den Frieden in der Familie zu erhalten.“ Sein Rat war im Grunde gut. Der Ball fing wieder an. Ich teilte meinem Bruder Grumkows Bemerkungen mit und fügte einige gelinde Vorwürfe über seine Veränderung gegen mich hinzu. Er antwortete mir, er sei stets der Alte, habe aber Ursachen, also zu handeln. Den Tag darauf schickte ihn der König zu mir, wo er über eine Stunde blieb und wir uns gegenseitig alle unsre Erlebnisse mitteilten. Er war sehr verlegen mit mir und alle seine Beteuerungen schienen erzwungen und studiert. Verschiedene Male musterte er Prinz Heinrich mit den Augen und sagte ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten. Ich war ganz irre an ihm; ich erkannte gar nicht mehr den geliebten Bruder in ihm, der mich so viele Thränen gekostet, für den ich so viel aufgeopfert hatte. Doch

suchte ich es zu verhehlen und behielt meinen alten Ton gegen ihn. Der König gab ihm an diesem Tage ein Infanterie-Regiment und schickte ihm Degen und Uniform wieder zu; er bestimmte ihm auch ein gewisses Jahresgehalt und wies ihm Ruppin, wo sein Regiment lag, zum Wohnort an.

Es wurden während seines Aufenhaltes in Berlin noch verschiedene Bälle gegeben, die übrigen Abende war bei der Königin Spiel, allein die Prinzen mußten den König in seine Tabagie begleiten, die sie erst abends zur Tafelzeit verließen, um zur Königin zu gehen. Ich habe die Gehäßigkeit des Markgrafen von Anspach gegen Prinz Heinrich schon erwähnt. Seit meiner Hochzeit hatte sie nur zugenommen und eines Abends ließ er es sich beikommen, in der Tabagie sehr unüberlegte Reden über einen, dem Prinz Heinrich sehr empfindlichen Gegenstand, fallen zu lassen. Sie betrafen des Erbprinzen Mutter, eine Prinzessin von Holstein, die schon lange von dem Markgrafen seinem Vater getrennt, in einer Anspachischen Festung eingesperrt war, wo sie streng bewacht wurde. Sie war ein bischen verrückt und hatte eine Menge unkluger Streiche gemacht, von denen der geringste die ihr angediehene Behandlung verdiente. Einige bittere Scherze über ihre Abenteuer mußten Prinz Heinrich entrüsten, er antwortete aber nur: daß er des Königs Gegenwart zu sehr ehre, um auf diese Reden, wie sie es verdienten, zu antworten, aber die gelegene Zeit dazu deshalb nicht versäumen würde. Der Herzog von Bevern und sein Sohn, die sich zugegen befanden, versuchten sogleich, sie zu versöhnen und die Sache blieb dabei. Sobald Prinz Heinrich bei der Königin eintrat, sah ich, daß er verstimmt war, wollte ihn aber doch nicht eher um die Veranlassung fragen, als abends, wie wir allein waren. Es kostete mich viele Mühe, ihn beichten zu machen und man kann leicht denken, wie mich diese ganze Sache bekümmerte. Ich stellte ihm vor, welche nachteilige Folgen dieser Streit nach sich ziehen könnte, einmal konnte es an eine Katastrophe erinnern, die ihm und seinem Vater sehr empfindlich sein mußte und die jetzt in Vergessenheit geraten war; weiter war sein Gegner sein Schwager und ein Fürst ohne Erben, nach dessen Tod sein Land ihm zufiel; fände nur irgend ein Zufall statt, so setzte sich Prinz Heinrich den nach-

teiligsten Urteilen aus. Anfangs verhinderte ihn sein Zorn, meine Gründe zu hören, alles, was ich erhalten konnte, war das Versprechen, bis zum folgenden Morgen nichts zu übereilen.

Der Herzog von Bevern hatte indessen den Markgrafen von Bayreuth von dem ganzen Vorfall unterrichtet; dieser kam am Morgen zu mir und hatte eine lange Unterredung mit seinem Sohne, in welcher er ihm alle von mir angeführten Gründe wiederholte. Dabei beruhte es bis zum Abend. Alle Welt riet mir, dem Markgrafen von Anspach den Kopf zu waschen und beide Gegner dann zu versöhnen. Der Herzog von Bevern, seine Gemahlin und viele andere unterhielten sich mit mir über diese Sache, als meine Schwester von Anspach, die schon unterrichtet war, jetzt aber uns behorcht hatte, mit offenen Armen auf mich zu kam — „ich bin in Verzweiflung über das Geschehene, rief sie; mein Gemahl hat durchaus Unrecht, ich bitte in seinem Namen, ihm diesen dummen Streich zu verzeihen und werde ihn tüchtig abputzen.“ — Ich sagte ihr, daß es mir leid sei, daß sie unsere Unterredung angehört habe, daß der Zwiespalt zwischen unseren Männern meine Zärtlichkeit für sie nicht vermindern würde, daß ich sie aber bäte, sich nicht in die Sache zu mischen, indem sie diese nur schlimmer und sich selbst Verdruß machen würde. Sie lebte nämlich damals mit dem Markgrafen wie Hund und Katze, — auf meine dringende Vorstellung versprach sie mir endlich, sich ruhig zu verhalten.

Nach der Abendtafel knüpfte ich mit dem Markgrafen ein Gespräch an; ich wollte einige Vorreden machen, meine Schwester ließ mir aber nicht Zeit dazu, sondern wusch ihm tüchtig den Kopf. Er erhob die Stimme und antwortete ihr ziemlich rauh; Prinz Heinrich, der sich einbildete, die Rede habe ihm gegolten, gab Gleiches mit Gleichem zurück; er kam herbei, um den Markgrafen zur Verantwortung zu ziehen und drohte, ihn in den Kamin zu werfen, wo er nach Gefallen rösten solle. Der arme Mensch fürchtete sich; man führte ihn in das Audienzzimmer der Königin, wo diese mit großen Schritten auf und ab ging und that, als wüßte sie von gar nichts. Der Prinz versteckte sich hinter einen Vorhang und weinte bitterlich, bis die Herzogin von Bevern, die ihm nachgegangen war, wie eine

gute Kindermuhme ihn tröstete und versicherte: Prinz Heinrich wollte ihn nicht totschlagen. Um diesen hatten sich indessen sein Vater, der Prinz von Bevern und mein Bruder versammelt und konnten sich des Lachens nicht enthalten über die Einfälle, die er über das Betragen seines Gegners vorbrachte, denn er behauptete, der Kleine müsse die Rute haben, damit er das Weinen ließe. Da sie aber doch fürchteten, daß diese Reden Folgen haben könnten, führten sie ihn in sein Zimmer. Mit dem Markgrafen von Anspach machte man es eben so — der ergoß seinen Zorn aber in einen Durchfall und Erbrechen, die ihm beinahe das Leben gekostet hätten. Nachdem diese heftigen Ausleerungen ihm die Galle vertrieben und ihn in einen ruhigern Zustand versetzt hatten, mochte er die Gefahr, der er ausgesetzt war, erst recht überlegen und beschloß also, sich mit Prinz Heinrich zu versöhnen. Demzufolge trug er dem Herzog von Bevern auf, ihm Entschuldigungen zu machen, die Prinz Heinrich auch annahm. Er umarmte den Markgrafen und hat nie wieder dergleichen Auftritte mit ihm gehabt.

Einige Tage darauf reiste mein Bruder ab. Obschon seine Freundschaft für mich erkaltet schien, nahmen wir doch einen herzlichen Abschied von einander. — Mir that diese Trennung unendlich weh.

Mein ganzes Bestreben ging nun dahin, meines Vaters Gunst wieder zu gewinnen, denn mit der Königin war alle Mühe vergebens — von ihrem Unwillen gegen mich spreche ich gar nicht mehr. Oeffentlich mußte sie sich jetzt ein bischen vorsehen, aber desto mehr litt ich in ihrer Nähe. Ich wußte, daß man dem Könige kein größeres Vergnügen machen konnte, als indem man ihm solche Titanssöhne verschaffte, oder vielmehr solche ungeheure Kolosse, die er in sein Potsdamer Regiment stecken konnte — aber große Menschen wachsen nicht wie Pilze; es war mir unmöglich, dergleichen zu finden. Eine zweite Art, ihn zu gewinnen, bestand darin, daß man ihm und seinen Günstlingen zu essen gab und volle Gläser einschenkte. Ich beschloß also, ihn zur Tafel zu laden. In meinem Leben habe ich ihn nicht in so guter Laune gesehen! Er liebkoste mich und Prinz Heinrich auf das Herzlichste und wollte durchaus den ganzen Tag bei mir bleiben. Abends bestand er darauf, daß

Ball sein sollte und ließ alle Prinzessinnen von Geblüt und viele Damen aus der Stadt dazu einladen, er selbst eröffnete ihn mit mir und tanzte — was er noch nie gethan hatte — mit allen Damen.

Den siebzehnten Dezember ging er mit allen Prinzen von der Familie und den Fremden nach Nauen, um einigen großen Eberjagden beizuwohnen, die in jener Gegend gegeben werden sollten; sie kehrten erst am einundzwanzigsten nach Berlin zurück. Der Markgraf von Anspach, der noch immer einen Groll gegen den Erbprinzen, der auch bei der Jagdgesellschaft gewesen war, behalten hatte, beschloß, ihm einen neuen Streich zu spielen. Gleich nach seiner Rückkehr begab er sich zur Königin und weil er ihr Zuträger war, fragte sie ihn sogleich, was sich alles in Nauen zugetragen? worauf er denn Gelegenheit fand, Prinz Heinrich zu verleumden, indem er der Königin glauben machte, er sei in die niedrigsten Ausschweifungen versunken und habe alle Nächte mit den Bedienten und Wirtshaus-Mägden mit Trinken zugebracht. Ja das genügte ihm noch nicht; er hatte meinem Schwiegervater dasselbe Märchen erzählt, der ihm Glauben beimaß, es meiner Schwester anvertraute und sich darauf verließ, daß sie es mir auch mitteilen würde. Dieses vergebliche Geheimnis machte meiner Mutter viel Freude und sie beschloß, sich damit auf meine Unkosten zu belustigen. Wie ich am Abend zu ihr kam, empfing sie mich sehr gut, hielt aber bald allerlei wunderliche Reden, die mir bewiesen, daß sie es auf irgend jemand in der Gesellschaft gemünzt hatte; sie machte es sogar bemerkbar, indem sie Prinz Heinrich hie und da boshafte Blicke zuwarf und mit meiner Schwester Charlotte, ihn ansehend, leise sprach. Der Markgraf von Bayreuth war seinerseits sehr übler Laune und ich wie vor den Kopf geschlagen, denn das ganze Benehmen war mir ein Rätsel. Meine Schwester von Anspach, die mir immer gewogen war, bemerkte meine Unruhe, zog mich bei Seite und erzählte mir die schöne Geschichte, die im Umlauf war. Ich war nun vier Wochen verheiratet, ich hatte also Zeit gehabt, den Charakter meines Gemahls kennen zu lernen und wußte, daß er solcher Niederträchtigkeiten gar nicht fähig wäre. Diese Nachricht beunruhigte mich also gar nicht, ich durchschaute den ganzen Anschlag und bat meine

Schwester nur, aus Gründen, die ich ihr auseinander setzte, nicht davon zu sprechen. Sobald ich den Augenblick erspähen konnte, ging ich zum Herzog von Bevern und brachte ihm meine Klagen über die Neuigkeit des Tages an. Er antwortete mir, daß ihm diese ganze saubere Fabel bekannt sei, sie enthalte auch kein einziges wahres Wort, der Erbprinz habe mit ihm die ganze Zeit in demselben Hause gewohnt und sei ihm fast nicht von der Seite gewichen; er übernehme es, dem Könige und dem Markgrafen von Bayreuth, denen man dieselben Lügen aufgebunden hätte, die Augen zu öffnen. Ueber das Uebrige, setzte er hinzu, müssen Sie sich hinweg setzen und der Königin die Freude über Ihr eingebildetes Unglück gönnen. Am Abend machte der Markgraf von Bayreuth vielen Lärm und bezeigte seinem Sohn in ziemlich harten Ausdrücken seinen Unmut, so daß dieser gegen die Urheber der Verleumdung, wenn ich ihn nicht abgehalten hätte, ausgebrochen wäre. Die ganze Geschichte ward am folgenden Tage beigelegt, aber dem Markgrafen von Anspach machten diese Ränke offenbar keine Ehre.

Bis dahin hatte ich über meinen persönlichen Vorteil noch nie nachgedacht; das Wort des Königs, das er mir bei meiner Heirat gab: für mich zu sorgen, hatte mir das vollkommenste Vertrauen eingeflößt, so daß ich mich um das Nähere meiner Angelegenheiten noch gar nicht bekümmert hatte. Zur Strafe meiner Sünden ergriff mich eines Tages die Neugierde. — Ich fragte Herrn von Voit. Wie ich nun meinen Heiratsvertrag sah, war ich sehr bestürzt, mich sehr schlecht versorgt zu sehen. Er enthielt folgende Artikel: der König lieh dem Markgrafen ohne Interessen 260000 Thaler zur Tilgung seiner Schulden; nach Verlauf von zwei Jahren sollte man anfangen, die Rückzahlung, jährlich mit 25000 Thaler zu machen. Das war die besondere Gnade, die man mir versprochen hatte. Meine Mitgift betrug 40000 Thaler, zu denen der König noch als Entschädigung für die entsagte Erbschaft meiner Mutter 60000 Thaler an freiwilligen Geschenken hinzufügte. Mein Witwengehalt belief sich auf 16000 Thaler und der Unterhalt von Prinz Heinrich und mir, nebst unserm ganzen Hause war auf 14000 bestimmt. Von dieser letzten Summe gehörten 2000

mir an, von denen ich aber noch alle Trinkgelder geben sollte, so daß endlich nur 1200 Thaler zu meinem Gebrauch übrig blieben. Man denke sich mein Erstaunen! Herr von Voit zuckte die Schultern und sagte: der König habe das alles selber angeordnet, er hätte geglaubt, ich wäre damit einverstanden, sonst hätte er mich davon benachrichtigt, jetzt sei aber das Uebel geschehen, denn die Verträge wären abgeschlossen und unterzeichnet. Nach einigem Nachdenken beschloß ich, mich an Grumkow zu wenden und ihm aufzutragen, daß er dem Könige vorstellte, welches Unrecht er mir thäte, indem er mich so grausam verließ. Ich ließ ihn rufen und sagte zu ihm: Sie sind einer von denen, die der König beauftragt hatte, mich zu meiner Heirat zu bereden; Sie wissen selbst, mit wie viel Thränen und Zwang ich dem Befehl, den Sie mir brachten, gehorcht habe. Sie waren es, der mir den besonderen Schutz des Königs zusicherte und die besondere Sorge, die er Zeitlebens für mich tragen wollte. Sie bedienten sich sogar des Ausdrucks: „daß er mich vor allen seinen andern Kindern begünstigen wollte" und am Tage meiner Verlobung hat er ihn selbst wiederholt. Weit entfernt aber, diese Versprechungen zu halten, versorgt er mich weniger gut, als meine Schwester von Anspach, so daß ich nicht einmal so viel habe, um wie eine Privatfrau leben zu können — und zugleich gab ich ihm die oben erwähnten Artikel. Er dachte einen Augenblick darüber nach und sagte nachher: ich solle mich beruhigen: er stände mir dafür, mir beim Könige eine Pension zu bewirken, ich sollte aber bis zu der Abreise des Markgrafen von Bayreuth aus der ganzen Sache ein Geheimnis machen;" denn, setzte er hinzu, ich kenne unsern alten Herrn, wenn es auf's Geben ankommt, ist er zäh wie der Teufel, er wird mit dem Markgrafen Streit anfangen und behaupten, Ihnen mehr zu geben, wie es in Wirklichkeit ist. Das gäbe nichts wie Unfrieden, der Ihre Sache um nichts weiter brächte, ist er aber abgereist, so kommt es dem König zu, das Ihnen gethane Unrecht wieder gut zu machen! Ich dankte ihm auf's Schönste und versprach seinem Rate zu folgen.

Zum Unglück war die Königin von allen so eben angeführten Umständen unterrichtet gewesen und es hatte ihr nur an einer Gelegenheit gefehlt, mit mir davon zu sprechen. Sie

besoldete unaufhörlich Aufpasser, die um mein Zimmer herschlichen und sie von allem, was da aus- und einging, benachrichtigten. Grumkow's Besuch bei mir blieb ihr auch keinen Augenblick ein Geheimnis. Die den Weibern natürliche Neugier spornte sie, den Gegenstand unseres langen Gesprächs zu wissen: sie erriet ihn halb und halb, wollte aber doch näher unterrichtet sein und unternahm es also, mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Nach einiger Zeit, in der sie sich sehr liebenswürdig mit mir unterhielt, lenkte sie das Gespräch auf meine Abreise. Sie sagte, daß es sie in Verzweiflung bringe, mich zu verlieren, auch schöbe sie den Zeitpunkt so weit wie möglich hinaus; — „und was mir am wehesten thut, setzte sie hinzu, ist zu sehen, wie wenig der König für dich gesorgt hat. Du bist von Seiten der Glücksumstände sehr schlecht versehen und hatte ich etwas gegen deine Heirat, so war es, weil ich wohl sah, wie das kommen würde. Du hast indessen recht wohl gethan, mit Grumkow davon zu sprechen, denn wenn er dir helfen kann, thut er es gewiß. Was hat er dir denn geraten?" — Ich will hier nur meine Dummheit gestehen, denn ich bin dafür gestraft worden, wie ich es verdiente. Ich erzählte der Königin meine ganze Unterredung mit Grumkow und beschwor sie, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Sie versprach es mit dem Zusatz; „sie erkenne zu sehr die Folgen, die es haben könnte, um nicht davon zu schweigen." Gleich nach der Tafel begab ich mich in mein Zimmer und ließ die Königin mit dem Könige allein, da sie nun nicht wußte, mit was sie dem Könige die Zeit vertreiben sollte, entdeckte sie ihm das ganze Geheimnis und teilte ihm meine Unterhandlung mit Grumkow mit. Der König ließ sich nichts merken, that, als wenn er mich beklage und auf Mittel sänne, dem Uebel abzuhelfen. Im Grunde der Seele war er aber sehr beleidigt, daß ich mich an Grumkow und die Königin gewandt hatte; er war mißtrauisch und glaubte, ich wollte ihn hintergehen und beschloß mich dafür zu bestrafen. Kaum hatte er die Königin verlassen, so ließ er sich den Kontrakt geben, den er mit dem Markgrafen abgeschlossen hatte, strich allen Lohn meiner Domestiken durch und verminderte die für Prinz Heinrich und mich bestimmte jährliche Summe um viertausend Thaler. Ganz triumphierend über die

soeben ausgeführte Heldenthat, ließ mich die Königin sogleich zu sich rufen und sagte, indem sie mich umarmte: „Nun brauchst du Grumkow gar nicht mehr in deine Angelegenheiten zu mischen, ich habe das alles mit dem Könige ins Reine gebracht. Ich habe ihm unser Gespräch von heute Morgen erzählt, er beklagt dich, will das alles ändern und recht für dich sorgen! Ich blieb versteinert und klagte dann bitterlich über die Unvorsichtigkeit; sie ward böse und sagte mir harte Dinge. Grumkow ließ mich noch am selben Tage begrüßen und mir sagen: er würde sich nie mehr in meine Angelegenheiten mischen; durch meine Schwatzhaftigkeit habe ich alles verdorben, der König habe viertausend Thaler von dem mir und Prinz Heinrich angewiesenen Jahrgelde eingezogen und das freue ihn, Grumkow, weil ich seinem Rate nicht habe folgen wollen und ihn dem Zorn des Königs ausgesetzt habe. Nun könnte ich sehen, wie ich das machte, denn er spräche nie wieder zu meinem Besten. Ich war unendlich betrübt über diese Sache und durfte nicht einmal dagegen murren, da meine Mutter daran schuld war. Mir ging aber die Geduld aus und am wehesten that es mir, meine Hofmeisterin und mein treues Hausgesinde so schlecht versorgt zu sehen, ohne daß ich imstande war, ihnen etwas zu geben.

Der Markgraf, sowie alle fürstlichen Personen, reisten nach einiger Zeit ab. Der König ging nach Potsdam, ich sollte ihn mit der Königin dort aufsuchen und von da meinen Weg nach Bayreuth antreten. Ich zählte Stunden und Minuten bis ich dort wäre, denn Berlin war der Gegenstand meines Abscheues geworden. Abgerechnet von den Reichtümern hoffte ich in meinem neuen Wohnort ein stilles ruhiges Leben zu führen. So trug ich meine Leiden mit Geduld, denn ich dachte, sie würden mit dem Jahre 1731 enden. Nun ist's aber Zeit, daß ich das von 1732 anfange.

Für mich begann mit ihm eine neue Epoche. Schon seit einiger Zeit befand ich mich gar nicht wohl, hielt aber den heftigen Kummer, den ich gelitten hatte, für die Ursache. Ich wollte vor meiner Abreise das Abendmahl genießen, allein mitten in der heiligen Handlung wandelte mich eine Ohnmacht an, die einige Stunden dauerte. Wie ich wieder zu mir selbst

kam, war ich sehr erstaunt, mich im Bett zu finden, von der Königin und einer Menge Menschen, die mir zu Hilfe geeilt waren, umgeben. Der Arzt hielt mich für schwanger, worüber man mich sehr aufzog, aber ohne daß ich viel darauf achtete, denn ich war zu krank. Noch an demselben Tage fiel ich verschiedene Male in Ohnmacht und war unfähig das Bett zu verlassen. Den Tag darauf ließ mir die Königin sagen, daß sie das Dreikönigsfest bei mir feiern wollte, ich sollte alle Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt zu mir einladen lassen, wo sie dann zugleich von mir Abschied nehmen könnten. Dieses kleine Fest war ziemlich langweilig, alle Gäste hatten Thränen in den Augen und schienen von meiner Abreise gerührt. Von der Markgräfin Philipp nahm ich einen zärtlichen Abschied, denn meine Heirat hatte unsere Freundschaft nicht geschwächt. Von so vielen Personen, die meine Freunde waren, konnte ich mich nicht ohne Schmerz trennen, aber Berlin zu verlassen, that mir nicht wehe.

Den Tag darauf gingen wir nach Potsdam. Der König empfing mich auf's beste; er schwamm in Freude bald Großvater zu sein und sagte mir die herzlichsten Dinge darüber. Leider war mir seine Stimmung von keinem Nutzen, denn ich fiel von einer Ohnmacht in die andere und hatte solchen Ekel, daß ich nicht begreife, wie ich nicht aus Mangel an Nahrung gestorben bin, denn genießen konnte ich durchaus gar nichts.

Meine Hofmeisterin hatte drei Nichten, Töchter des General Marwitz, eines großen Günstlings des Königs. Die älteste war vierzehn Jahre alt und alle sollten einst reiche Erbinnen werden. Fräulein von Sonnsfeld hatte nach dem Tode Ihrer Mutter für ihre Erziehung gesorgt, sie wünschte sehr die älteste mit sich nach Bayreuth zu nehmen, wagte aber nicht, den König darum zu bitten, weil er kurz vorher einen Befehl hatte ergehen lassen, wodurch er allen Erbinnen, oder reichen Mädchen verbot, das Land zu verlassen und anderwärts zu heiraten. Ich erhielt diese Erlaubnis vom Könige gegen das Versprechen daß ich den oben erwähnten Befehl berücksichtigen wollte. Da nämlich dieser Umstand mit der Folge meiner Memoiren in genauer Verbindung steht, habe ich ihn nicht übergehen dürfen.*)

*) Siehe auch in der Fortsetzung „die Jahre 1742—1758".

Der Tag meiner Abreise ward endlich auf den elften Januar festgesetzt. Ich beschloß nun einen letzten Versuch zu machen, um den König zu meinem Besten zu erweichen. Ich ergriff einen Augenblick, wo die Königin abwesend war und öffnete ihm mein ganzes Herz. Ich erinnerte ihn an die Vergangenheit, rechtfertigte mein ganzes Betragen während meiner Ungnade, doch ohne die Königin dadurch in Schaden zu bringen, malte ihm auf das rührendste meine gegenwärtige Lage und bat endlich um seinen Schutz und Beistand. Er zerfloß in Thränen, konnte vor Schluchzen nicht sprechen, sondern begnügte sich, mich an seine Brust zu drücken. Endlich ermannte er sich und sagte: „ich bin in Verzweiflung! ich habe dich nicht gekannt, man hat dich mir mit so schwarzen Farben gemalt, daß ich dich haßte, so wie ich dich nun liebe. Das sehe ich nun wohl, hätte ich mit dir gesprochen, so hätte ich dir und mir vielen Kummer erspart, — mehr wie einmal hatte ich's im Sinne, aber man verhinderte mich daran. Ich bin von allen Seiten betrogen worden und deine Mutter ist zum Teil an allem, was vorgefallen, Schuld." Hier unterbrach ich ihn und sagte, daß die Absichten der Königin gerecht gewesen wären, daß sie durch ihre Liebe für meinen Bruder und mich zu allen ihren Schritten bewogen worden sei. „Laß das nur gut sein, sagte er, was geschehen ist, ist geschehen, ich will es gerne vergessen, was aber dich betrifft, so glaube mir: du sollst mir fortan die liebste unter meinen Kindern sein und ich will dich vor ihnen allen begünstigen. Fahre nur fort, mir Vertrauen zu erzeigen, so werde ich dich nie verlassen und du kannst auf meine Hilfe und Schutz zählen." Er gab mir darauf noch einige väterliche Ermahnungen und sagte dann: „es thut mir zu leid, Abschied von dir zu nehmen — geh' zu deiner Mutter, indessen ich deinen Gemahl umarme und dann reiset ab." Ich begab mich schluchzend hinweg und ging zu meiner Mutter, die ich flehend bat, mir ihre Gunst wieder zu schenken; ich that alles, um sie zu rühren, aber vergeblich; sie antwortete mit lauter höflichen Redensarten, denen man es wohl ansah, daß sie nicht aus dem Herzen kamen.

Ende des ersten Bandes.

Memoiren

der

Königlich Preußischen Prinzessin

Friederike Sophie Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Großen.

Vom Jahre 1709—1742.

Von ihr selbst geschrieben.

Zweiter Band.

Achte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758 mit 1 Porträt.



Leipzig,
Verlag von H. Barsdorf.
1889.

Der Herzog von Holstein führte mich bald darauf in meinen Wagen, in welchem sich meine Hofmeisterin und Prinz Heinrich befand. Abends kamen wir glücklich bis Klosterzina, von wo ich am andern Morgen in aller Frühe wieder abreiste. Man hatte eine trächtige Stute an meinen Wagen gespannt, kaum hatte ich zwei Stationen zurückgelegt, so stürzte das Tier, der Wagen ging über sie und ward umgeworfen. Wir hatten mit sehr vorsichtigen Leuten zu thun, die irgend eine Entführung befürchtet haben mochten, denn es befanden sich zwei geladene Pistolen im Wagen, und außerdem noch ein paar sehr schwere Koffer, die weder Wechsel noch Geld enthielten. Diese ganze Ladung fiel mir, ohne mir das mindeste leids zu thun, auf den Leib. Meine Hofmeisterin schrie ohne Aufhören wie ein gerichteter Sünder: O mein Gott und Heiland, erbarme Dich meiner. Ich fragte sie: ob sie sich wehe gethan hätte? sie antwortete verneinend und fuhr fort zu schreien. Prinz Heinrich war aus dem Wagen gesprungen, und ich hatte wohl gesehen, daß er nicht verletzt war. Der ganze Auftritt war so komisch, daß ich, beladen wie ein Maulesel, mit all' meinem Gepäck, doch vor Lachen fast erstickte. Endlich zog man mich mit aller ersinnlichen Mühe aus dem Wagen hervor, meine Leute waren aber so erschrocken, daß sie mich aus lauter Albernheit hundert Schritte weit von dort auf ein mit Eis und Schnee bedecktes Feld trugen und stehen ließen. Aus Furcht zu fallen konnte ich auf dem glatten Boden keinen Schritt wagen, dachte also wirklich das Schicksal von Loths Weib zu haben, da es aus Sodom ausging, um zu einer Eissäule zu frieren, glücklicherweise kamen aber die Wagen meiner Hofdamen und Kavaliere an, um dieses Wunder zu verhindern. Ganz erschrocken liefen meine Damen auf dem ganzen Felde umher und schrieen: wo

ist aber Ihre Königliche Hoheit? — Ich antwortete ihnen vergeblich, sie waren so verwirrt, daß sie an mir selbst vorbeiliefen und mich fragten, wo ich sei? Ich lachte ganz ausgelassen über diese Verwirrung und überredete sie doch endlich, daß ich es wirklich sei, die mit ihnen spreche. Die armen Mädchen klagten und weinten, und meinten, ich müsse gewiß ein unzeitiges Kindbett haben; man begoß mich mit hunderterlei Riechwasser, und wollte mir eine Menge widriges Zeug eingeben, das ich mir aber fein verbat. Der Erbprinz war so verwirrt wie die andern, endlich ward aber der Wagen wieder aufgehoben und ich setzte meinen Weg fort.

Ich vergaß zu sagen, daß der König dem Herrn von Burstell befohlen hatte, mich als sein Minister an den Bayreuther Hof zu begleiten. Kaum war ich in Torgau, wo wir übernachten sollten, angelangt, so begab er sich zu meiner Hofmeisterin und forderte sie auf, mich zu bereden, daß ich mich durchaus einige Tage an diesem Orte aufhalten sollte, sowohl um auszuruhen, als um den gefährlichen Folgen des Falles vorzubeugen. Meine Hofmeisterin trat seiner Meinung sogleich bei, sie flößten beide dem Erbprinzen eine panische Furcht ein, und kamen nun mit ihren großen Vorstellungen gegen mich angerückt. Ich hatte sie schon von weitem kommen sehen und mir vorgenommen, dieses Abenteuer zu meiner Belustigung zu benutzen. Es war eben Leipziger Messe, welche eine der größten in Deutschland ist, sie wird von allen Seiten besucht und man vertreibt sich dann mit allerlei Lustbarkeiten die Zeit. Den folgenden Tag sollte in Leipzig mein Nachtlager sein; ich gab also Prinz Heinrich einen Wink, und erhielt, unter dem Vorwand, daß es mir in Torgau an Bequemlichkeit fehle, und kein Arzt daselbst sei, die Bewilligung, in Leipzig zwei Tage ausruhen zu dürfen.

Den folgenden Tag kamen wir also in dieser Stadt an; sie ist in Sachsen, und durch ihre Universität, und wie ich schon sagte, durch ihre großen Märkte berühmt, liegt ziemlich gut, hat ein ziemlich heiteres Ansehen, und ist ganz von Gärten umgeben. War ich nun auch weder müde noch unpäßlich, so legte ich mich doch gleich bei meiner Ankunft ins Bett, damit das Decorum nicht verletzt, und ich nicht verhindert

würde, den folgenden Tag auszugehen. Meine erste Frage ging sogleich dahin, ob viele Menschen da wären? aber, o Schmerz, niemand war mehr da; alle Welt war schon die vorige Woche abgereist. Ich tobte weidlich über diesen Fehlschlag, der alle meine kleinen Hoffnungen zerstörte, hatte zwei Tage schreckliche Langeweile, und mußte alle Anreden und Ehrenbezeugungen, mit denen man mich überschüttete, geduldig ertragen.

Am folgenden Tage gingen wir bis Gera, darauf nach Zeitz. Ich hatte nie Berge gesehen, denn des Königs Land ist sehr eben, und war nie gereist. Wie ich nun die fürchterlichen Abgründe sah, machte ich große Augen, und schwitzte große Tropfen. Auf jeder Station ward der Weg schlechter, ich war wie gerädert. Trotz allem, was man mir sagte, stieg ich aus, und ging, so viel mir möglich war, zu Fuß — die Furcht vor den Abgründen gab mir Kräfte. Ich dachte in Lappland zu sein, in diesen mit Schnee bedeckten Bergen, in denen man nichts als fernhin einige Waldungen sah, seufzte leise, und fragte: wann diese abscheulichen Berge endigen würden? aber leider erhielt ich nicht viel Trost! denn man versicherte mir: die dauerten fort bis Bayreuth.

Endlich, den neunten Tag meiner Reise, kam ich nach Hof, der ersten Markgräflichen Stadt. Man empfing mich mit dreimaliger Salve, die ganze Bürgerschaft stand in Reih und Glied, und ich stieg im Schlosse ab. Der Hofmarschall von Reitzenstein mit einigen Kammerherrn und der ganzen unmittelbaren Reichsritterschaft erwarteten mich unten an der Treppe — wenn man ein Ding, das einer Leiter wirklich viel ähnlicher sah, so nennen will. Sobald ich mein Zimmer erreicht hatte, trat Herr von Reitzenstein herbei und bewillkommnete mich im Namen des Markgrafen wegen meiner glücklichen Ankunft in seinem Lande. Alsdann empfing ich die Anrede des Adels. Man hatte mich darauf vorbereitet und mir geraten, diese Leute gut zu empfangen. Bekanntermaßen hat der unmittelbare Adel große Vorrechte im Reich, maßt sich an, allein vom Kaiser abzuhängen, und will gern kleine Fürsten vorstellen. Da das nun unbillige Vorzüge sind, welche die Kaiser ihnen angedeihen ließen, und nur bezweckten, die Reichsfürsten herabzusetzen, so

giebt es unaufhörliche Reibereien und Prozesse zwischen ihnen. Der Adel des Voigtlandes hatte sich mit dem der benachbarten Kantone entzweit und von ihm getrennt, sodaß dieser ihn nicht mehr für reichsunmittelbar halten wollte. Die Markgrafen hatten diese Gelegenheit benutzt, um seine Vorrechte ungefähr auf die des übrigen Adels zu beschränken, der jetzt regierende aber, damit noch nicht zufrieden, hatte ihn auch noch seiner wenigen übrig gebliebenen Privilegien, kurze Zeit vor meiner Heirat, berauben wollen. Darauf empörte sich der Adel und bildete einen Aufstand, der sehr unangenehme Folgen hätte haben können. Nur mit Mühe waren diese Unruhen beigelegt worden, und der Markgraf mußte von seinem Vorhaben abgehen. Herr von Voit, mein Hofmarschall, ein Mann aus einer großen und berühmten Familie, aber nicht aus diesem Kanton, gehörte auch zu diesem Adel, aber seine Güter lagen nicht in der Markgrafschaft. Dieser machte dem Prinzen begreiflich, daß man, um diese Leute zu gewinnen und zu benutzen, durchaus mit Loyalität und mit Güte gegen sie handeln müsse. Man hatte mir gesagt, sie wären alle aus großen Häusern und reich, ich schmeichelte mir also, ihre Erziehung würde diesen beiden Vorteilen entsprechen, und sie würden sich sehen lassen können. — Wie hatte ich mich geirrt! — ich muß sie doch ein bischen beschreiben.

Es mochten einige dreißig sein, die mich bewillkommneten, meistens lauter Reitzensteins, lauter Gesichter, um kleine Kinder aus Furcht zu Bette zu jagen, und um ihre Antlitze noch zu verschönern, hatten sie ihre Haare in Gestalt von Perrücken zugestutzt, in welchen Läuse, welche ihren Stammbaum wenigstens so weit wie sie selbst hinaufführen konnten, seit undenklichen Zeiten ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Auch ihre Kleidung bezeugte ihr Altertum; sie bestand aus lauter Erbschaftsstücken ihrer Voreltern, und war nach der Weise ihnen zugeschnitten, die meisten paßten ihnen gar nicht auf den Leib, und ungeachtet es ihre Staats- und Feströcke waren, sahen die Tressen so schwarz und schäbig aus, daß man kaum erkennen konnte, daß es Gold sei. Ihre Sitten waren ihren Gesichtern und ihrer Kleidung ganz angemessen — man hätte sie für Bauern halten sollen, und um allen diesen Liebesreizen die Krone aufzusetzen,

war noch der größte Teil von ihnen krätzig. Kaum konnte ich mich bei ihrem Anblick des Lachens enthalten. Ich redete einen jeden an, allein sie verstanden mich nicht, und was sie mir sagten, war mir wie hebräisch — denn die Aussprache des Reichs ist ganz anders wie die Brandenburgische.

Auch die Geistlichkeit beehrte mich mit ihrer Begrüßung. Das waren nun wieder andere Art Tiere. Die hatten große Halskrausen wie Waschkörbchen; ihre Anreden wurden sehr langsam vorgetragen, damit ich sie besser verstehen konnte, sie sagten das lächerlichste Zeug von der Welt, und ich hatte wieder alle Mühe, mein Gelächter zu unterdrücken.

Endlich schaffte ich mir alle unbarmherzigen Redner vom Leibe und setzte mich zu Tische. Ich versuchte mehrere Gegenstände, um das Viehzeug um mich her zum Sprechen zu bringen, aber es war vergeblich. Endlich brachte ich es auf das Wirtschaftsfach, und da ging ihnen das Herz auf. Augenblicklich erhielt ich Kenntnis von ihren Herden und Höfen, ja es erhob sich sogar ein sehr geistreicher und interessanter Streit, bei dem es darauf ankam, zu entscheiden, ob die Ochsen im Ober- oder Unterlande fetter wären. Um die Mitte der Tafelzeit benachrichtigte man mich, daß es Zeit sei, des Markgrafen Gesundheit in einem großen Glase zu trinken; man brachte mir ein derartiges, so groß, daß ich mit dem Kopfe hätte hineinfahren können, und so schwer, daß ich in Gefahr war, es fallen zu lassen. Darauf trank der Hofmarschall meine Gesundheit; — es waren vierzig Personen an der Tafel, ich dachte, ich würde mir vor lauter Verbeugungen die Hüften verrenken. Endlich ward mir die Zeit hierbei so lang, daß ich aufstand und davon ging.

Man hatte mir gesagt, ich müßte den folgenden Tag, weil es ein Sonntag sei, in Hof bleiben und die Predigt mit anhören, so eine Predigt hatte ich denn auch noch niemals gehört! Der geistliche Herr begann damit, alle Heiraten herzuzählen, die von Adam bis Noah hatten stattgefunden, er erließ uns nicht den geringsten Umstand, sodaß die Männer lachten und die Weiber bis an die Nagelspitzen erröteten. Die Tafel glich der des vorhergehenden Tages. Nachmittags langten alle benachbarten Damen bei mir an. Heiliger Gott, welche Damen!

alle ebenso häßlich wie ihre Männer, alle mit Haaraufsätzen, in denen die Schwalben genistet hatten, bunt wie die Regenbogen, mit fünfzigerlei Bändern geschmückt — kurz, sie waren aufgeputzt wie Närrinnen. Einige davon waren am Hofe gewesen — das war eine wahre Komödie, zu sehen, welch ein Ansehen sie sich gaben. Die andern wollten ihnen nachahmen. — Nein, nie sah ich so etwas komisches! besonders die Art, wie sie uns mit ihren Blicken musterten. —

Ich brachte den ganzen Tag in dieser Arche Noah zu und ging den folgenden Morgen bis nach dem nur drei Meilen von Hof gelegenen Gefres, wohin mir der Markgraf entgegen kam. Er empfing mich in einem elenden Wirtshaus, wo ich die Nacht bleiben sollte, erzeigte mir viel Höflichkeit und überhäufte mich sowohl wie seinen Sohn mit Freundschaftsbezeugungen. Abends nach der Tafel führte er mich in mein Schlafzimmer und unterhielt mich zwei Stunden lang, stehend, von Telemach und der römischen Geschichte, nach Amelot de la Houssaye. — Da nun der gute Fürst nicht sehr beredt war, glich seine Unterredung den Predigten, die man sich zum Einschlafen vorliest. Mir ward übel, und hätte er nicht schnell Leute gerufen, so wäre ich hingestürzt, und es währte drei Stunden, ehe ich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir selbst gebracht werden konnte. Man wollte mich noch den andern Tag in dieser saubern Herberge festhalten, aber ich drang durchaus darauf, nach Bayreuth, das nur drei Meilen davon entfernt ist, zu gehen. Der Markgraf war schon voraus gegangen, ich reiste nach Tisch ab und kam Abends um sechs Uhr den zweiundzwanzigsten Januar in Bayreuth an.

Man wird vielleicht neugierig auf meinen Einzug sein? Eine Viertelstunde von der Stadt wurde ich mit einer Anrede empfangen, von Seiten des Herrn von Dabeneck, Oberamtmanns von Bayreuth. Es war ein langer Mann, ganz aus einem Stücke gemacht. Wäre es mir nicht bekannt gewesen, daß er aus einem vornehmen Hause sei, so hätte ich ihn für einen deutschen Schauspieler gehalten, denn gerade so deklamierte er. Endlich erreichten wir die Stadt unter dreimaligem Kanonendonner. Mein Wagen, von sechs elenden Postpferden gezogen, eröffnete den Zug, dann folgten meine Damen, dann der Ober-

kammerherr, dann zwei Wagen voll Kammerleute, und sechs oder sieben große Packwagen, welche den Zug beschlossen. Ich glaube nicht, daß je eine Fürstin so empfangen wurde; aber mir mußten immer sonderbare Dinge begegnen, bis zu den geringsten Kleinigkeiten — es verdroß mich, aber ich ließ es mir nicht merken. Der Markgraf mit seinen beiden Töchtern und seinem ganzen Hofe empfing mich unten an der Treppe und führte mich sogleich in meine Zimmer; — diese waren so schön, daß ich ihre Beschreibung nicht verschieben kann.

Ein großer schmutziger Vorsaal führte in ein großes Zimmer, in dem die Decke, wenn gleich sehr altväterlich, doch die vorzüglichste Zierde war. Die Tapete, mit welcher er behangen war, mußte zu ihrer Zeit einen sehr schönen Anblick gewährt haben, jetzt bedurfte es aber eines Mikroskops, um die darauf befindlichen Figuren zu erkennen, denn sie waren völlig verblichen. Durch unermüdet fleißiges Anschauen entdeckte ich endlich, daß es die Geschichte von Moses und Aron sei; alle Figuren waren in Lebensgröße, und die verblichenen Gesichter guckten mich wie Gespenster an. Von da kam ich in ein Kabinett, das mit einem halben Brokat behangen war, dessen Farbe ich nie habe entdecken können, daneben war ein Zimmer, dessen grün damastnes durchstochenes Gerät den bezauberndsten Anblick gewährte. Ich nenne es durchstochen, denn es war so zerlumpt, daß überall die Leinwand durchsah. Nun kam endlich mein Schlafzimmer; es war auch von grünem Damast, spärlich mit Gold verziert und so nagelneu, daß nach vierzehn Tagen keine Vorhänge mehr am Bette waren, denn täglich. wenn man daran rührte, fielen Stücke davon herunter.

Ich blieb bei diesem Anblick wie versteinert! solchen Pomp hatte ich nie gesehen, und nie hatte ich erwartet, so prächtige Zimmer zu haben, und so schuftig möbliert zu sein. Kaum war ich in diesem prunkmäßigen Zimmer angelangt, so ließ mir der Markgraf einen Lehnstuhl reichen; wir setzten uns nieder und führten eine zierliche Zwiesprache, die nur eine Stunde dauerte, mir aber ein ganzes Jahrhundert schien. Darauf stellte man mir die Herren vom Hofe, und dann die anwesenden Fremden vor. Hier will ich aber einen Augenblick

stehen bleiben und erst ein Bild dieses Hofes, so wie er damals war, entwerfen.

Der Markgraf war fünfundvierzig Jahre alt, von mittlerer Größe, mit einem Gesichte, das weder schön noch häßlich war, und weder etwas sagte noch versprach, nur das nahm man bei scharfer Beobachtung wahr, daß seine Augen etwas falsches hatten. Er war außerordentlich mager und hatte krumme Beine, an Grazie fehlte es ihm ganz und gar, und doch wollte er sich welche geben; sein Kopf war beschränkt, seine Unterhaltung ungeheuer langweilig, sein Betragen höflich aber unangenehm. Er war von Eigenliebe besessen, sprach von nichts als seiner Gerechtigkeit und seiner Regierung, und maßte sich eine Festigkeit an, die in den meisten Fällen in Schwäche ausartete. Er hatte gar keinen Geschäftsgeist, war falsch, mißtrauisch und eifersüchtig. Telemach und Amelot de la Houssaye hatten ihm den Kopf verrückt, denn er sprach nie von etwas Anderem. Dabei jagte er nach einem ganz falschen Ruhme, that von einer Seite Dinge, die ihm nicht zukamen, und von der andern beging er Niederträchtigkeiten. Weder geizig noch großmütig, gab er nie etwas, wenn man ihn nicht daran erinnerte. Ungeachtet er wenig Verstand hatte, besaß er doch einen durchdringenden Blick, alle Menschen an seinem Hofe kannte er bis in des Herzens Grund. Er that sich auch etwas zu gut, ein Physiognom zu sein, und behauptete, den Charakter der Menschen in ihren Gesichtszügen lesen zu können. Er unterhielt immer eine Menge Spione, und diese Spitzbuben stifteten ungeheuer viel Unheil, wie ich es leider selbst durch ihre Verleumdungen erfuhr.

Die Prinzessin Charlotte, die älteste der beiden Töchter, die nicht verheiratet war, konnte als eine wahre Schönheit gelten. Sie hatte große blaue offne Augen, eine Adlernase, die aber sehr schön gebildet war, und einen kleinen Mund, auch eine recht hübsche Gestalt. Aber alle diese Vorteile waren durch gar keine Annehmlichkeit unterstützt, sie war vollkommen einfältig. Die Markgräfin von Anspach, die sie erzogen hatte, hatte sich umsonst bemüht, etwas aus ihr zu machen, alle Arbeit war vergebens, und wenn man sich mit dieser armen

Prinzessin unterhielt, nahm man gar leicht wahr, daß es nicht richtig in ihrem Kopfe war.

Die zweite, Wilhelmine, war groß und wohlgewachsen, aber gar nicht hübsch, sie hatte eine widrige milchweiße Gesichtsfarbe, und gar keine angenehmen Züge. Ihr Geist ersetzte das; sie war sehr gescheit, aber intriguant, falsch, kokett und eifersüchtig. Sie war des Vaters Liebling und hatte sich seines Geistes so bemächtigt, daß sie ihn bis zu meiner Ankunft völlig beherrschte.

Frau von Grafenreuter, ihre Hofmeisterin, war ein gutes Landweibchen, die ihnen nur zur Gesellschaft diente.

Herr Baron von Stein, erster Staatsminister, war aus einem sehr großen Hause; sein Aeußeres verriet, daß er die große Welt kannte, er war ein ehrlicher Mann, der aber von Seiten des Geistes sich nichts vorzuwerfen hatte, er sagte zu allem: Ja.

Herr Baron von Voit, der zweite Minister und mein Oberkammerherr, konnte sich überall sehen lassen als ein Mann von Stande, er hatte mehrmals ganz Europa durchreist, sein Verstand war ausgebildet und er in der Unterhaltung ziemlich angenehm. Dabei war er ein redlicher Mann. Allein er war unleidlich durch sein hochmütiges, entschiedenes Wesen, er hatte eine bedeutende Herrschsucht, keine Festigkeit, und wir nannten ihn nur den Hindernis-Vater, weil er bei allen Dingen Hindernisse fand.

Herr von Fischer, auch Staatsminister, war ein Bürgerlicher, von Stufe zu Stufe endlich zu diesem Rang gestiegen, und so weit gelangt, wie ein Mann von Stande behandelt zu werden. Er war ein intriguanter Mensch, und wollte, was ihm sehr schlecht anstand, den großen Herrn vorstellen. Er war ein schlechter Mensch, verworren, bös und ehrgeizig. Sein alter Haß gegen Herrn von Voit war auf mich gefallen, weil jener zu meiner Heirat beigetragen hatte, und Fischer sich fürchtete, jener möchte in mir eine Stütze gefunden haben.

Herr von Korff, aus einer guten kurländischen Familie, war ein Tölpel, dumm wie der Dümmste, aber sehr überzeugt, ein Mann von Verstand zu sein. Er war intriguant, Zuträger und eigennützig.

Der Herr Oberjägermeister von Gleichen ist ein braver Mann, aber sehr langweilig und seine Physiognomie beweist, daß ihm Actäons Schicksal zuteil ward. denn in meinem Leben sah ich keinen Zweiten, der einem Hahnrei so ähnlich war.

Der Oberst von Reitzenstein hatte einen Intriguengeist, aber niemals sah ich jemand so unfähig, zur Annehmlichkeit der Gesellschaft beizutragen, wie ihn. Er hatte ein schwarzes Herz, war eigennützig, bösartig, fähig, alles seinen Absichten zu opfern, ein ungeheurer Trunkenbold und roher Mensch.

Herr von Bittingshofen, Jägermeister und Kammerherr, glich ihm in allen Stücken, war aber biegsamer und kurzweiliger. Er hatte die unbarmherzigste böse Zunge, die alle Leute untereinander gleichstellte, wie das ewige Leben, denn sie behandelte Prinz und Bettler gleich ohne Schonung.

Die übrigen übergehe ich mit Stillschweigen, ich habe nur die abhandeln wollen, die mit diesen Memoiren in Berührung kommen. Alle ohne Ausnahme, wenn ich Herrn von Voit abrechne, waren unerträgliche Leute, mit denen man von gar nichts anderem sprechen konnte, als von Oekonomie und Pferden. Sie waren gar nicht zur guten Gesellschaft zu rechnen, denn ihre Hauptleidenschaft bestand darin, von früh bis abends zu trinken — man denke sich, ob mir das Freude machen konnte.

Die Abendtafel war sehr schlecht besetzt, es war kaum etwas davon zu genießen. Fast alle Speisen waren mit Essig, großen Rosinen und Zwiebeln gewürzt. Wir waren kaum zur Hälfte fertig, als mir übel wurde, und ich mich hinwegbegeben mußte. Man hatte nicht die geringste Aufmerksamkeit für mich gehabt, meine Zimmer waren nicht geheizt worden, die Fenster waren zerbrochen, und die Kälte unerträglich! Mir war die ganze Nacht zum Sterben weh. Ich machte die traurigsten Betrachtungen über meine Lage. Den Prinzen liebte ich mit Leidenschaft, aber ich befand mich in einer neuen Welt, mit Menschen, die vielmehr Bauern als Hofleuten ähnlich waren; überall blickte die Armut durch; ich suchte vergeblich das reiche Silberzeug, das man mir versprochen hatte; nirgends erblickte ich ein Stück — mir blieb nichts übrig, als meinen Kummer unter einem lächelnden Gesichte zu verbergen.

Am folgenden Tage hatte ich Appartement. Ich fand die Damen sehr unangenehm und langweilig. Die Baronin von Stein wollte meiner Hofmeisterin nicht den Vorrang lassen; das ärgerte mich abscheulich! ich beklagte mich darüber beim Markgrafen, der mir versprach, sie zur Vernunft zu bringen, aber es gelang ihm nie, sie von ihren Ansprüchen abzubringen, und so lange er lebte, vermied sie, sich an Ceremonien-Tagen mit ihr zusammenzufinden. Dieser Ceremonien-Tage gab es damals sehr viele, und ich will deren einige, die mir zu Ehre und Ruhm begangen wurden, beschreiben.

Man begann zu drei verschiedenen Malen, nämlich um elf und halb zwölf, und endlich um zwölf des Mittags Trompeten und Pauken ertönen zu lassen; beim zweiten Male begab sich der Erbprinz mit dem ganzen Hofstaat zum Markgrafen, indes die beiden Prinzessinnen zu mir kamen; darauf stellte sich auch der Markgraf mit seinem ganzen Gefolge, alle in zierlichen Galakleidern, daselbst ein. Der Oberhofmarschall mit seinem Stabe meldete, daß aufgetragen sei; der Markgraf reichte mir die Hand und führte mich in den Speisesaal; dieser war mit ebendemselben kleinen Brokat, wie mein Kabinett, möbliert, und so verschossen, daß man keine Farbe mehr daran sehen konnte. Ein großer Tisch von zwanzig Gedecken war auf eine Erhöhung unter einen Thronhimmel gesetzt, die Wache stand rund um den Tisch, ich nahm an dem obersten Ende desselben Platz. Der ganze Adel und andere Hofbeamte, ausgenommen die Minister, blieben, bis die erste Tracht aufgehoben war, hinter dem Tische stehen; man hatte gewollt, daß meine Damen es ebenso machen sollten, aber ich litt es nicht; nur meine Hofmeisterin speiste mit, und die Gesandten, Minister und Geheimräte. Ich brachte in einem großen Glase die Gesundheit des Markgrafen aus, und die des ganzen Hauses Brandenburg ward bei Trompeten- und Paukenschall, und unter Ablösung der Kanonen getrunken. Dies unerträgliche Gepränge währte drei Stunden, und hätte noch viel länger gedauert, wäre mir nicht übel geworden. Ich war in einem bemitleidungswürdigen Zustande; ich hatte unaufhörliche Schwäche und einen Ekel, der mir den Magen hob, wenn ich nur Speisen erblickte, ja sogar nur Brot. Aus falscher Scham vor meiner Schwangerschaft zwang ich mich so

viel wie möglich, aber das Uebel ward stärker wie ich; ich schwand zusehends und ward täglich schwächer. Man gab mir mehrere Feste, aber ich konnte sie nicht genießen, denn ich konnte kaum eine Viertelstunde dabei sein. Endlich bat ich den Markgrafen um die Erlaubnis, in meinem Zimmer zu bleiben und nicht mehr bei Tafel erscheinen zu dürfen. Meine Hofmeisterin blieb bei mir, und man trug ihr Mittag- und Abendessen heimlich auf, um mir das Leiden zu ersparen Ich machte mich auch von den ermüdenden Besuchen des Markgrafen frei, denn der saß den ganzen Tag bei mir und unterhielt mich mit seiner lanweiligen Moral — im Grunde hatte er aber nur die Absicht, seinen Sohn und mich zu beobachten. Man stellte ihm vor, daß der Zwang, den ich mir anthäte, mein Uebel vermehrte und ich endlich ein zu frühzeitiges Kindbett zu fürchten haben würde.

Bis dahin war ich ziemlich zufrieden mit ihm, und schmeichelte mir, daß ich ihn auch mit ein bischen Geduld fortan wohl regieren könnte. Aber ich kannte ihn nicht. Die Prinzessin Wilhelmine war in Verzweiflung über den Einfluß, den ich über ihren Vater gewann, ebenso war es Herr Fischer, sie arbeiteten jeder von seiner Seite, diese gute Eintracht zu stören, und ich war dumm genug, um Gelegenheit dazu zu geben. Man wird in der Folge dieser Geschichte sehen, daß ich meine Eigenliebe nicht schone; ich schreibe aufrichtig und bekenne mein Unrecht.

Durch Vermittlung des Königs hatte Herr von Voit die Stelle eines Oberkammerherrn erhalten. Bisher hatte er sehr in des Markgrafen Gunst gestanden, wie dieser aber sah, daß er seinem Sohne und mir ergeben war, faßte er Eifersucht gegen ihn, und fing an, ihn zu verabscheuen, jedoch ohne es ihn, seiner angeborenen Verstellungskunst nach, im geringsten merken zu lassen. Herr von Fischer, der dieses bei seiner Rückkehr wahrnahm, erbitterte ihn nur noch mehr, er sagte ihm, daß Herr von Voit zum unmittelbaren Reichsadel gehöre, also nicht ermangeln würde, den Erbprinzen für diesen Stand zu gewinnen, das könne für den Markgrafen die schädlichsten Folgen haben, denn dieser Teil des Adels, der sich für sehr beeinträchtigt hielt, könne eine Partei bilden, die ihn zwänge, die

Regierung niederzulegen, um so mehr, da sie sicher sein könne, daß der König, mein Vater, bei dieser Gelegenheit den Prinzen unterstützen würde. Nach allem, was sie von mir gehört haben, sei ich intriguant und gescheit. Der Markgraf sei also in Gefahr, das Schicksal des Königs Victor Amadeus von Sardinien zu teilen, und der Kaiser sei mit dem Könige so genau verbunden, daß er mit Freuden die Hand dazu bieten würde, seinen Schwiegersohn in den Besitz der Regierung zu setzen. Man sieht leicht, daß die ganze Erörterung des Herrn von Fischer nichts als ein widriges Geschwätz war, ohne einen Schatten von Wahrheit, aber es that seine Wirkung; und er war es auch, dem ich meinen schönen Einzug in Bayreuth zu verdanken hatte. Kaum war ich vierzehn Tage daselbst, so stellte mir Herr von Voit vor, daß er, ungeachtet der Mühe, die er sich gegeben habe, meine Heirat zustande zu bringen, von dem Markgrafen nicht die geringste Belohnung erhalten habe, daß er nicht einmal einen Pfennig für seine Stelle als Oberkammerherr, die ihn doch zu unvermeidlichem Aufwand zwänge, bezöge. Er bäte mich also inständig, es bei dem Markgrafen dahin zu bringen, daß er das Oberamt Hof, welches ihm schon mehrmals versprochen gewesen sei, erhielte, in welchem Fall er jeder andern Zulage entsagen wolle. Da ich seine Forderung billig fand, versprach ich ihm, mich bei der ersten günstigen Gelegenheit für ihn zu verwenden.

Ehe ich Berlin verließ, hatte mir der König ein sehr schönes silbernes Tischgerät geschenkt. Der Markgraf wünschte es zu sehen, und ich sagte ihm scherzend, daß ich ihn, damit er es in vollem Glanze erblicke, darauf bewirten wolle. Einige Tage nachher gab ich wirklich ein Diner. Wie ich nachher hörte, ward er sogleich übler Laune, mein Silbergerät war viel schöner als das seine, und das reichte hin, ihm die Galle zu reizen. Er zwang sich jedoch, mir tausend verbindliche Dinge zu sagen, und hörte nicht auf, mich zu loben, nun hielt ich also die Zeit für günstig, ihm Herrn von Voits Brief zu überreichen, und unterstützte ihn aus besten Kräften. Der Markgraf veränderte sogleich die Farbe und sagte sehr heftig, er bäte mich, in Zukunft für niemand mehr, ohne Unterschied, Gnadenbezeugungen zu fordern; wenn er jemanden begünstigen

wolle, denke er von selbst daran, und bedürfe keinen, der ihn daran erinnere. Zum Glück setzte mich diese unerwartete Antwort dergestalt in Schrecken, daß ich keine Worte fand. — Aber dabei kam der Teufel nicht zu kurz; ich war äußerst erbost über ihn und wenn ich meine Zunge im Zaume hielt, bezeigte mein Gesicht doch hinlänglich, was in meiner Seele vorging. Er sah seinerseits wie ein Wütender aus, und so standen wir bald darauf beide auf. Viele der Anwesenden, die den Frieden zu erhalten wünschten und den Vorgang mit angesehen hatten, versuchten endlich den Markgrafen wieder guter Laune zu machen, indem sie seiner herrschenden Leidenschaft, dem Trunke, schmeichelten; denn er war in der Regel des Tages dreimal, das heißt früh, mittags und abends betrunken. Er setzte sich also mit seinen Hofleuten um den Schenktisch, wo man zwei oder drei Stunden lang trank. Der Erbprinz war bei diesen Festen nicht zugegen, er zog sich gleich nach der Tafel zurück.

Nach der Tafel war Ball. Ich erstickte fast aus Wut über das, was mir begegnet war, und brannte vor Begierde, meine Galle gegen irgend jemand ergießen zu können. Da fand ich Herrn von Burstell und meine Hofmeisterin, die sich in meinem ersten Kabinett zusammen unterredeten, und ihnen erzählte ich die Behandlung, die mir soeben widerfahren war. Ich war sehr aufgebracht, sie waren es nicht weniger wie ich. — Burstell erbitterte mich noch mehr, und meine Hofmeisterin, die sehr lebhaft war und für meine Gesundheit fürchtete, vermehrte noch meinen Zorn. In ihrem übel berechneten Eifer für mich ging sie zum Markgrafen und warf ihm, doch mit Mäßigung, die unverbindliche Art, mit der er mich behandelt hatte, vor. Er antwortete ihr sehr trocken, sie ihm wieder, und sie stritten sich endlich tüchtig herum, sodaß der Markgraf, ohne mir gute Nacht zu wünschen, sich sehr erzürnt hinweg begab, und der Ball endete.

Burstell hatte den Erbprinzen von dem Vorgang unterrichtet, dieser war jung und heftig, — es entstand ein Teufelslärm in meinem Zimmer! meine Hofmeisterin weinte, der Erbprinz, Burstell und ich sprachen alle auf einmal. Ich muß meine Schwäche nur bekennen, ich war in Berlin in Begriffen

von Größe erzogen, bestimmt vier Kronen zu tragen, die, wie man es in diesen Memoiren gesehen hat, mir alle vier entgangen waren. Ich bildete mir ein, mein Vater könnte allen Fürsten des Reiches Gesetze vorschreiben, und es sei für den Markgrafen eine so große Ehre, mich zur Schwiegertochter zu haben, daß er mir nicht Ehrfurcht und Achtung genug zu bezeigen imstande sei. Burstell befand sich in demselben Irrtume; er hatte Verstand, war aber zu hitzig, und hatte nie andere Geschäfte getrieben, als die, welche das Innere des Landes betrafen, seine Begriffe von der Macht des Königs waren daher irrig. Denselben Abend konnten wir zu keinem Beschlusse kommen, und Voit, der sehr furchtsam war, besorgte, daß man mich zu einem heftigen Schritte verleiten möchte, dessen Opfer er werden könnte, er vermochte uns also zu trennen.

Am folgenden Tage erhielt er von Seiten des Markgrafen einen tüchtigen schriftlichen Wischer, daß er mich zur Mittelsperson erwählt hätte, von ihm Gnadenbezeugungen zu erbitten; um ihn noch mehr zu demütigen, forderte er ihm zu gleicher Zeit seinen Orden ab, unter dem Vorwande, daß er Johanniterritter sei und nicht zwei Orden auf einmal tragen könne. Der Hofmarschall von Reitzenstein, ein sehr redlicher aber beschränkter Mann ward mit dieser Botschaft beauftragt. Nachdem er sie überbracht hatte, bat er Herrn von Voit, uns zu melden, daß der Markgraf sehr zornig gegen mich, aber noch mehr gegen meine Hofmeisterin sei, und dem Könige schreiben werde, um ihre Zurückberufung nach Berlin zu erhalten. Voit erzählte uns das alles in Burstell's Gegenwart, worauf dieser sogleich eine Staffette nach Berlin senden wollte, um den König von allem zu unterrichten. Ich war seiner Meinung, so schlecht sie war, aber meine Hofmeisterin verhinderte, sie zu befolgen, und riet Burstell, boshaft zu sein, und in Gegenwart von einigen bekannten Spionen des Markgrafen zu sagen: daß er vorhabe, dergleichen zu thun, nachher sollte er dem Markgrafen zu verstehen geben, er habe es auf meine Vorstellung hin unterlassen.

Der Markgraf gab sich indessen den ganzen Tag über für krank aus; unsere Verabredung that aber ihre volle Wirkung. Burstell's vorgeblicher Zorn und meine angenommene

Großmut bestürzten und bezauberten den Markgrafen. Am folgenden Tage schrieb er mir einen höchst verbindlichen Brief, den ich in eben dem Tone beantwortete, und die Sachen blieben, der Außenseite nach, in dieser Lage, denn im Grunde des Herzens liebte er mich nicht, und ich vergalt ihm Gleiches mit Gleichem.

Kurze Zeit darauf empfing ich einen Brief von meinem Bruder. Er enthielt lauter Klagen. Mein Schicksal, sagte er, war ziemlich erträglich, ich habe ruhig in meiner Garnison gelebt, meine Bücher, meine Flöte und einige mir zugethane Menschen verschafften mir ein ganz angenehmes Leben. Jetzt reißt man mich heraus, um mich zu einer Heirat mit einer Person zu zwingen, die ich gar nicht kenne; man hat mir ein Ja entrissen, das mir sehr schwer geworden ist. Man bestimmt mir die Prinzessin von Bevern. Soll ich denn immer tyrannisiert werden, ohne Hoffnung einer bessern Zeit? Ja, wenn noch meine angebetete Schwester hier wäre, so ertrüge ich das alles mit Geduld — der Brief rührte mich tief. Ich liebte diesen Bruder noch immer mit Leidenschaft, und seine Rückkehr zu mir verursachte mir die lebhafteste Freude.

Kurze Zeit nachher meldete mir die Königin, daß der Herzog von Bevern mit seiner Gemahlin, Tochter und Sohn in Berlin angekommen wären, und die Verlobung meines Bruders unverzüglich stattfinden würde. „Die Prinzessin,“ schrieb sie, „ist schön, aber dumm wie ein Bund Stroh, und ohne die geringste Erziehung. Ich weiß nicht, wie Dein Bruder sich mit dem Dummbart vertragen wird.“

Diese schönen Neuigkeiten zogen mir, außer dem Kummer, den mir das Schicksal meines Bruders verursachte, noch manchen andern Verdruß zu. Die Prinzessin Wilhelmine hatte sich bis jetzt geschmeichelt, meinen Bruder zu heiraten, und in der Hoffnung, daß ich der Königin eine vorteilhafte Schilderung von ihr machen sollte, hatte sie alle mögliche Gefälligkeit für mich gehabt. Dieser Einfall war mir aber gar nicht in den Sinn gekommen, sie paßte in keiner Rücksicht weder für meinen Bruder, noch für die ganze Familie, denn sie war zu häßlich und zu intriguant. Da sie nun durch diese Heirat mit der Prinzessin von Bevern alle Hoffnungen scheitern sah, erwachte

ihre Eifersucht gegen mich, sie bildete sich ein, ich habe gegen sie gearbeitet, und beschloß, sich zu rächen.

Wenige Tage nachher erhielt ich von der Königin und meinem Bruder abermals Briefe. Sie sagten mir, daß die Verlobung stattgefunden hätte, und mein Bruder setzte hinzu, daß er den Herzog Alexander, einen apanagierten Prinzen von Württemberg, beredet hätte, über Bayreuth zu gehen und mich von verschiedenen Dingen, die er dem Papier nicht anvertrauen dürfte, zu unterrichten, daß der Herzog auch wirklich den Tag, an welchem der Brief geschrieben sei, abgereist wäre. Ich berechnete sogleich, daß er denselben Abend ankommen müßte, und ließ den Markgrafen davon benachrichtigen. Er antwortete, daß er mich bäte, Wirtinstelle zu vertreten und den Herzog zu empfangen, da er unpäßlich sei, und in einigen Tagen das Zimmer nicht verlassen würde. Das war alles bloße Verstellung, denn er liebte die Gesellschaft nicht, und war verlegen, wenn er Fremde sah. Nachmittags schickte uns der Herzog einen Kammerdiener mit der Nachricht, daß er am Abend eintreffen würde. Da sein Wagen zerbrach, kam er erst abends elf Uhr, wo er sich sogleich zu mir verfügte, und mir nach den ersten Begrüßungen alle Aufträge meines Bruders ausrichtete. Er sagte mir, daß Grumkow und Seckendorf in der Gunst des Königs besser ständen, wie je, und die Heirat meines Bruders gänzlich ihr Machwerk sei; daß die Prinzessin sehr übelgezogen, und ohne den geringsten Anstand sei, nichts als Ja und Nein sage, und einen Fehler an der Zunge habe, weswegen man kein Wort von ihr verstehen könnte; daß sie mein Bruder auch nicht leiden könnte, und es zu fürchten stehe, daß sie sehr schlecht zusammen hausen würden. Ich unterhielt mich über eine Stunde mit ihm, und stellte ihm hernach die beiden Prinzessinnen vor, denen er eine Verbeugung machte, ohne ihnen ein Wort zu sagen. Er war sehr höflich und nicht ohne Verstand, hatte sich als kaiserlicher Marschall einen großen Kriegsruhm erworben, und ist seitdem zu der Regierung von Württemberg gelangt. Die Zeit verstrich mir mit ihm bei der Abendtafel so angenehm, daß ich mich erst um drei Uhr morgens zur Ruhe begab. Die Prinzessin Wilhelmine, höchst beleidigt, daß der Herzog gar nicht mit ihr gesprochen hatte, war den ganzen

folgenden Tag in einer Teufelslaune, zankte mit meiner Hofmeisterin und behauptete, ich behandle sie wie eine Magd, und sei Schuld daran, daß der Herzog ihr gar keine Höflichkeiten erzeigt hätte. Meine Hofmeisterin, die nicht unter die Langmütigen gehörte, ließ sie ablaufen; sie kam zu mir gerannt und wusch mir den Kopf, ich gab ihr spitze Antworten und ließ sie stehen. Der Herzog blieb den ganzen Tag bei uns und reiste sehr zufrieden mit dem Erbprinzen und mir ab, und sehr unzufrieden mit dem Markgrafen, den er besucht hatte, aber sehr übel empfangen worden war.

Dieser fuhr fort, noch einige Tage den Kranken zu spielen. Die Prinzessin Wilhelmine sandte eine Französin an ihn ab, die sie ehemals erzogen hatte, ein böses, grundboshaftes Geschöpf, von dem die Lästerchronik sagte, daß sie des Markgrafen Maitresse sei, worin sie ihr doch, wie ich glaube, Unrecht that. Diese saubere Jungfer hatte eine lange Unterredung mit ihm, die den Erfolg hatte, daß die Prinzessin Wilhelmine ganz allein zu ihrem Vater zur Tafel eingeladen ward. Sobald diese aufgehoben war, kam sie zu mir; da ich sie nun mit ganz geschwollenen, roten Augen erblickte, fragte ich sie verwundert, ob sie Verdruß gehabt hätte, denn ich sähe wohl, daß sie geweint habe? Sie antwortete sehr ironisch, daß sie keinen Verdruß habe, ihr Vater sei so gütig gegen sie, daß ihr nichts zu wünschen übrig bliebe, sie habe nur den Schnupfen. Ich war durch zu viele Schulen gegangen, um mich anführen zu lassen, mein Verdacht ward auch bald bestätigt, denn ich erfuhr, daß sie gegen jedermann auf das gräulichste gegen mich loszog. Sie hatte den Markgrafen auch so gegen mich aufgebracht, daß er mir seitdem unter der Hand alle möglichen Possen spielte, denn vor den Leuten stellte er sich immer, als habe er alle Achtung und Zärtlichkeit für mich.

Es befriedigte diese Dame nicht, Zwietracht zwischen ihrem Vater und mir zu stiften, sie suchte sich auch der Neigung ihres Bruders zu bemeistern. Ich habe von seinem Charakter schon einen Begriff gegeben, und gesagt, daß seine Erziehung nicht die beste gewesen sei. Er liebte keine ernste Beschäftigung, und darin stimmte seine Schwester mit ihm überein, sie gingen den ganzen Tag zusammen spazieren, liefen im Walde umher, bald

auf die Jagd, bald zu kindischen Spielen; ich war indessen in einem so kläglichen Zustande, daß ich kaum einige Stunden das Bett zu verlassen vermochte. Das schlechte Wetter verhinderte mich, in der freien Luft zu sein, so daß ich den Erbprinzen fast den ganzen Tag nicht sah, und selbst, wenn er zu mir kam, sagte er mir nicht viel. Alle Welt brachte bei mir seine Klagen an; der Markgraf selbst sagte: wenn er dieses Betragen fortsetze, könne er sich nie in den Stand setzen, einst die Regierung zu übernehmen. Das alles brachte mich zur Verzweiflung! ich that oft des Nachmittags als wenn ich schlief, nur um in Freiheit weinen zu können. Der Prinz war mir so unendlich lieb, seine Freundschaft allein konnte mir die Lage, in der ich mich befand, erträglich machen. Ich war nicht einmal imstande, mir ein Kleid anzuschaffen. Man hatte mir in Berlin zwei Quartale voraus bezahlt, aber alles Geld war in durchaus notwendigen Geschenken aufgegangen, zu denen mir weder der König noch die Königin einen Heller hatten geben wollen. Ich war wie das Schaf unter den Wölfen; an einem Hofe, der mehr einem Bauerngut ähnlich war, bei groben, langweiligen oder bösen, gefährlichen Leuten, täglich von bittern körperlichen Leiden geplagt, ohne alle Vergnügungen, und von allen Seiten bekümmert. Oft klagte ich es meiner Hofmeisterin, die mich zu trösten bemüht war, im Grunde aber so traurig war, wie ich selbst.

Es ist billig, nach so vielen Klageliedern einige komische Bilder hinzumalen, und meine Thränen auf eine Zeit lang zu trocknen. Das Georgenfest nahte heran; an ihm hatte der Markgraf Georg Christian den roten Adlerorden gestiftet, und zu diesem Andenken ward jährlich ein großes Fest gegeben, an welchem der Markgraf neue Ritter ernannte. Dieser Orden war sehr angesehen, er ward nur vornehmen Leuten gegeben, und man mußte Obersten-Rang haben, um ihn zu erhalten. Obschon mehr tot als lebendig, mußte ich mich nach dem Brandenburger Hause bringen lassen, einem nur eine Viertelstunde von Bayreuth gelegenen Lustschlosse, das wohl beschrieben zu werden verdient. Eine schöne Lindenallee führt dahin, das Haus liegt zwischen zwei sehr artigen Gärten, das Hauptgebäude ist von Stein, man geht durch ein verkürztes Thor auf

einen sehr hübschen Treppenplatz. Das Aeußere dieses Gebäudes ist voll Fehler, beide Flügel sind nicht massiv, und nach des Markgrafen Georg Wilhelm Plan sollten neue, von Stein gebaute, an deren Stelle kommen. Das Innere besteht in einem großen, sehr wohl verzierten, wohl proportionierten Saal, der an jeder Seite acht Zimmer hat, die eines in das andere führen, wodurch dieser Bau ein Ansehen von Größe erhält, aber im Grunde sehr unbequem ist. Alle diese Zimmer waren im Geschmack des Bayreuther Schlosses, d. h. sehr schlecht möbliert. Einer der Gärten wird von einem großen See begrenzt, auf dem sich allerliebste Gondeln, ein kleiner Hafen und eine Insel befinden. Die Lage ist außerdem die reizendste von der Welt. Es gefiel mir gar sehr, denn es herrschte eine gewisse Größe daselbst, die mir das Herz erfreute.

Am frühen Morgen löste man alle Kanonen des Hafens, denen die auf den Schiffen antworteten. Darauf stieß man dreimal in die Trompeten und rührte die Pauken. Bei dem dritten Trompetenstoß begab sich der Erbprinz mit allen Rittern in die Kirche zur Predigt. Nach der Kirche kam er zu mir, und wir begaben uns, von dem ganzen Hofe und allen Damen der Stadt begleitet, zum Markgrafen, um ihm Glück zu wünschen, und der Creïrung der Ritter beizuwohnen. Der Markgraf, reich gekleidet, stand auf einen Tisch gestützt, der ausdrücklich dazu hingestellt war, und bildete sich ein, wenigstens Kaiser zu sein; er nahm auch an diesen Tagen ein ganz kaiserliches Wesen an, sein ernstes, majestätisches Gesicht sollte Ehrfurcht gebieten, es machte ihn aber nur höchst lächerlich, denn mir kam er völlig wie Hanswurst als Kaiser im Monde vor. Wie er sich mit allen ihm aufgetischten Komplimenten hinlänglich gesättigt hatte, ließ er zwei oder drei Herren hereintreten, denen er den Orden erteilte, wobei er an jeden eine besondere, ziemlich schlecht gesetzte und schlecht gesprochene Rede richtete. Dann ertönte der Lärm der Kanonen, Trompeten und Pauken von neuem; man setzte sich zur Tafel, und jede dabei ausgebrachte Gesundheit ward mit drei Kanonenschüssen begleitet. Ich verweilte nur einen Augenblick dabei, denn der Geruch der Speisen machte mich unwohl. Man betrank sich den ganzen Nachmittag, und abends war Ball, dem ich aber meines Uebel-

befindens wegen nicht beizuwohnen vermochte. Da sich die Sonnsfeld den Fuß vertreten hatte, mußte sie sich auch hinwegbegeben, sie wohnte unter mir, und obschon Ende April, war die Kälte doch noch so stark, daß man überall einheizte; darüber kam in Fräulein von Sonnsfeld Zimmer Feuer aus, das bald so heftig wurde, daß es mein erstes Vorzimmer ergriff. Dennoch löschte man es glücklich und mit so wenig Geräusch, daß ich die Sache erst am andern Morgen beim Erwachen erfuhr. Dieser Zufall störte die langweiligen, uns zubereiteten Feste, und wir kehrten, zu meiner großen Freude — denn die Kälte hatte mir sehr geschadet — nach Bayreuth zurück.

Bald darauf war ich in der Hälfte meiner Schwangerschaft. Meine Hofmeisterin ließ es dem Markgrafen wissen, und erinnerte ihn zugleich, daß er von nun an in allen Kirchen müßte für mich beten lassen. Er lachte dem Ueberbringer dieser Botschaft laut ins Gesicht und antwortete: ich sei gar nicht schwanger, es sei ein bloßer Einfall meiner Hofmeisterin. Sie sprach nun selbst mit ihm, und man hatte alle Mühe der Welt, ihn dahin zu vermögen, daß er meiner in den öffentlichen Gebeten gedenken ließ. Ich war erstaunlich schlank, meine Schwangerschaft war so wenig sichtbar, daß sie viele Personen für erdichtet hielten. Die Ueberzeugung, daß sie wirklich sei, verursachte am Hofe und im Lande eine unendliche Freude; das ärgerte den Markgrafen, und er sagte, daß er wünschte, ich möchte nur eine Tochter haben, denn brächte ich einen Sohn zur Welt, so würde er genötigt sein, mir eine Zulage meiner Einkünfte zu geben. Seine üble Laune ward durch die Emissare des Herrn von Fischer noch vermehrt; diese bliesen ihm immer in die Ohren, daß sein Sohn mehr geliebt würde, wie er, und daß alle Welt sich dieser aufgehenden Sonne zukehrte. Seine Wut gegen den Erbprinzen ward dadurch so erhöht, daß er ihn eines Abends in einem Kabinette beiseite zog, und ihm über seine vorgeblichen Intriguen mit dem Reichsadel die bittersten Vorwürfe machte. Der Prinz verstand ihn gar nicht, denn er hatte mit diesen Leuten nie die geringste Verbindung gehabt; er stellte endlich seinem Vater vor, daß es Uebelgesinnte geben müßte, die sie gern entzweien wollten, der

Markgraf sollte sein Betragen untersuchen lassen, denn er sei jeden Augenblick bereit, seine Unschuld zu beweisen. Anstatt ihn zu beruhigen, brachte ihn diese Antwort immer mehr auf, sodaß er in eine Heftigkeit geriet, die ohne meine Dazwischenkunft die gefährlichsten Folgen hätte haben können. Ich fand ihn, wie er seinen Sohn am Kragen hielt, und sich gewiß, wenn der Prinz, welcher stärker war, nicht seine beiden Hände gepackt hätte, bis zu Schlägen vergessen hätte. Man denke sich meinen Schrecken! Meine Gegenwart hielt ihn zum Glück zurück, denn trotz seines Hasses fürchtete er mich und hatte Achtung für mich. Wie er mich erblickte, wandte er sich plötzlich um und ging fort. Ich war so erschrocken, daß ich in eine lange Ohnmacht fiel, und der Erbprinz geriet in einen solchen Zorn, daß er sich garnicht mäßigen konnte; da er aber ein sehr gutes Herz hat, brachten wir ihn durch unsere Ermahnungen so weit, daß er am folgenden Morgen seinen Vater besuchte und eine Versöhnung zustande kam. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mit dem Markgrafen eine Unterredung zu haben, in welcher ich ihm den Schaden vorstellte, den er sich selbst thäte, wenn er seinen Sohn auf diese Weise behandelte. Ich sagte ihm, daß der Schrecken, den mir der vorgefallene Auftritt verursacht habe, leicht ein vorzeitiges Kindbett hätte herbeiführen können, und er, wenn je wieder dergleichen stattfände, an dem Tode meines Kindes Schuld sein würde. Er gab mir eine Menge falscher Zusicherungen, die ich als wahr aufnehmen mußte, und die Dinge blieben beim Alten.

Am folgenden Tage ließ man mich zur Ader, ich war die Nacht über sehr übel, so daß ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, und mehrere Tage das Bett hüten mußte. Diese ganze Zeit hindurch machte sich die Prinzessin Wilhelmine sehr viel um mich zu thun. Daß sie eine Absicht dabei habe, merkte ich sehr wohl, ich konnte nur nicht erraten, welche? endlich kam sie eines Morgens zu mir, und wünschte mich allein zu sprechen; nachdem ich alle Welt entfernt hatte, sagte sie: da sie sich mit meinem Wohlwollen schmeichelte, bäte sie mich, ihren Vater zu bereden, daß er an eine Versorgung für sie denken möchte; sie kenne ihren Vetter, den Erbprinzen von Ostfriesland, als Kinder hätten sie beide sich sehr lieb gehabt, und die Neigung dauere

noch fort; ihre Tante, die Prinzessin von Ostfriesland, wünsche diese Heirat sehnlichst, habe auch ihren Vater, den Markgrafen, oft gebeten, sie zu ihr zu schicken, wo sie wie eine Tochter behandelt werden, und da diese Prinzessin keine Töchter habe, einst auch als solche bedacht werden sollte. Sie ließ sich dabei sehr stark gegen ihren Vater aus, daß er so wenig Sorge trüge, sie zu verheiraten, setzte aber hinzu, daß sie nie den Mut haben würde, über diesen Gegenstand mit ihm zu sprechen, darum bäte sie mich dringend, die Sache so einzuleiten, daß sie nach Aurich gehen dürfe. Da ich den Verdacht hatte, daß dieses ganze Verlangen ein bloßer Kunstgriff sei, um meine Gedanken auszuholen und nachher einen schlechten Gebrauch davon zu machen, so befand ich mich in einer großen Verlegenheit. Ich antwortete ihr daher, daß ich, ungeachtet meines Wunsches, sie zu verbinden, ihrem Verlangen sehr viele Hindernisse entgegenstreben sähe, und daß ich mich nie mit Heiratsintriguen, und noch weniger damit abgeben würde, sie von Bayreuth zu entfernen. Ich bat sie, den vorhabenden Schritt wohl zu überlegen, und ihn nicht zu thun, wenn sie in Rücksicht ihrer Heirat nicht sehr feste Zusicherungen aus Ostfriesland erhielt; denn wenn der Erbprinz seine Neigung geändert hätte, oder er ihr nicht gefiele, so wäre sie durch die Reise so gebunden, daß sie sich nicht mit Ehren zurückziehen könnte; sie sollte also wohl überlegen, was sie thäte, und nichts übereilen. Sie antwortete mir, daß sie die Sache auf das reiflichste und von allen Seiten betrachtet hätte, daß ich also einen ungeheuren Haß müsse auf sie geworfen haben, um sie dergestalt zu verlassen. Darauf weinte sie, und bat so sehr, daß ich ihr endlich versprach, mich für sie bei dem Markgrafen zu verwenden. Ich hielt Wort. Der Markgraf war sehr erstaunt über meinen Vorschlag, er ließ seine Tochter rufen, sie stimmte allem, was ich gesagt hatte, bei, und drang in ihn, ihrem Verlangen nachzugeben. Endlich willigte er ein, jedoch unter der Bedingung, daß ihm die Prinzessin von Ostfriesland über die Heirat mit ihrem Sohne hinlängliche Sicherheit geben würde, zu welchem Endzweck er noch an demselben Abend dieser Fürstin zu schreiben versprach.

Der Kaiser hatte sich zu dieser Zeit nach Karlsbad be-

geben, hauptsächlich in Rücksicht auf die Kaiserin, die damals nur einen Erzherzog geboren hatte, der im Jahre 1716 gestorben war, und drei Erzherzoginnen. Man schmeichelte sich, daß Karlsbad sie fruchtbar machen werde, und so der Wunsch von ganz Deutschland durch die Geburt eines Erzherzogs erfüllt würde. Mehrere schlechte Politiker, von denen der Hof voll war, rieten dem Markgrafen, dahin zu gehen, um dem Kaiser aufzuwarten. Der Erbprinz, der sehr wünschte, ihn zu begleiten, erhielt nur mit vielem Widerwillen von seinem Vater die Erlaubnis dazu. Sie machten sich mit einem sehr ärmlichen Gefolge auf den Weg, und kamen nach vierzehn Tagen wieder zurück. Der Kaiser und die Kaiserin hatten den Erbprinzeu sehr ausgezeichnet, und sich mit ihm fast ausschließend nur von mir unterhalten; außerdem hatte er aber Langeweile gehabt, wie ein Hund, denn der Markgraf hatte ihm nicht erlaubt, irgend eine Gesellschaft zu besuchen.

Nach ihrer Rückkehr begaben wir uns in die Eremitage, ein Lustschloß, das man einzig in seiner Art nennen kann. Nach dem Tode meines Schwiegervaters machte mir mein Gemahl ein Geschenk damit, und ich habe es so verschönert, daß es jetzt einer der schönsten Orte in Deutschland ist. Zu einer andern Zeit will ich es beschreiben und eine Zeichnung der vorzüglichsten Partien hinzufügen. Während unseres dortigen Aufenthalts besuchte mich die Prinzessin von Weikersheim; sie war von Seiten ihrer Mutter Geschwisterkind mit der Kaiserin, und hatte den Grafen von Hohenlohe-Weikersheim geheiratet, der in der ersten Ehe eine Prinzessin von Culmbach, die Schwester des Markgrafen, gehabt hatte. Die Prinzessin war sehr häßlich, schien mir aber eine vernünftige Frau; der Markgraf liebte sie, und sie hatte Einfluß auf ihn. Die arme Prinzessin Charlotte war noch immer in einem höchst schwermütigen Zustande, sie beklagte sich oft gegen mich, daß ihr Vater und ihre Schwester sie mißhandelten, und es verhielt sich wirklich so, denn der Markgraf konnte sie nicht leiden, und die Prinzessin Wilhelmine, die auf ihre Schönheit neidisch war, behandelte sie wie eine Magd. Ich hatte die Sache nicht ändern können, da sie die Prinzessin von Weikersheim vertraut kannte, öffnete sie ihr das Herz, worauf diese ihr vorschlug, sie mit

sich zu nehmen, und bis zur Abreise der Prinzessin Wilhelmine, die in drei Wochen stattfinden sollte, bei sich zu behalten. — Denn die Prinzessin von Ostfriesland hatte dem Markgrafen geantwortet, daß ihr nichts angenehmeres widerfahren könnte, als die Heirat ihrer beiderseitigen Kinder; daß sie ihre Nichte mit Ungeduld erwartete, und nach einiger Zeit, in welcher diese beobachten könne, ob ihr der Herzog gefiele, sollte die Verlobung vollzogen werden. Sehr froh, seine älteste Tochter los zu werden, kam er voll Freude mir diese Nachricht zu melden, und wenige Tage darauf reiste sie auch wirklich mit der Prinzessin von Weikersheim ab.

Nach und nach erkaltete die Freundschaft des Erbprinzen zu seiner jüngsten Schwester; er hatte Regellosigkeiten in ihrem Betragen gefunden, die ihm sehr mißfielen, dazu kamen ihre ewigen Intriguen, denn sie konnte nicht aufhören, jedem, der es hören wollte, Böses von mir zu erzählen. Jetzt verließ er mich fast nicht mehr, und erzeigte mir alle möglichen Zärtlichkeiten. Beinahe glaube ich, daß diese Veränderung zum Teil durch seiner Schwester Entschluß, nach Ostfriesland zu gehen, veranlaßt wurde. Bisher hatte sie sich geschmeichelt, ihren Bruder zu beherrschen, und mich in Abhängigkeit zu erhalten; da sie ihre Hoffnungen fehlschlagen sah, wählte sie lieber eine sehr mittelmäßige Heirat, nur um sich entfernen zu können, als daß sie bei ihrer Familie geblieben wäre, wo ihr mit der Zeit eine viel bessere Versorgung nicht entgehen konnte. So reiste sie denn also, sehr vermißt von ihrem Vater und den Händelmachern des Hofes, ab. Der Markgraf war nach Himmelskron gegangen, um Abschied von ihr zu nehmen, wir blieben indessen in der Eremitage, wo ich einige ziemlich ruhige Tage zubrachte. Lange war mir das aber nicht vergönnt, denn der Markgraf machte unsern kleinen Freuden bald ein Ende; ich mag sie wohl so nennen, denn sie waren in der That nicht weit her. Es ging kein Tag hin, wo man mir nicht Verdruß machte, und ich lebte in einem unaufhörlichen Zwange.

Herr von Burstell war sehr unzufrieden mit dem Markgrafen, der ihn vor seiner Abreise ungebührlich behandelt hatte, nach Berlin zurückgekehrt. Ungeachtet aller meiner Bitten benachrichtigte er meinen Vater von allem, was vorgefallen war.

Da dieser nun von Natur ein sehr gutes Herz hatte, rührte ihn meine Lage, und besonders der elende Zustand meiner Gesundheit. Er schrieb mir einen unendlich rührenden Brief, eigenhändig! Eine so ungeheure Gunst, daß er sie nur Menschen, die er ausnehmend lieb hatte, erzeigte. Er schrieb: „es thut mir recht leid, liebe Tochter, daß man dich so viel plagt, denn obschon du mir nichts davon schreibst, weiß ich doch gar wohl, daß du davon krank bist. Du mußt durchaus hierher kommen zu deinen Eltern, die dich lieben. Ich will dir eine gute Wohnung einrichten lassen, damit du hier dein Kindbett halten kannst; zähle darauf, daß ich dir meine Freundschaft bezeigen, und so lange ich lebe, für dich sorgen werde!!“ Das sind die eigenen Ausdrücke seines Briefes, und ich erhielt deren mehrere in demselben Tone.

Ich war totkrank, aber meine Geduld sowohl, wie die des Erbprinzen, ging zu Ende. Wir durften ohne des Markgrafen Erlaubnis keinen Schritt thun; wenn der Prinz zwei Tage nacheinander spazieren ritt, hörten die Strafpredigten nicht auf, es hieß dann, er richte die Pferde zu Grunde, und man werde ihm keine mehr geben. Ging er auf die Jagd, so beschuldigte man ihn, den Wildstand zu zerstören; blieb er zu Hause, so spann er Intriguen an, — kurz, man machte ihm alles, was er that, zum Verbrechen, und wir wurden täglich und stündlich geschmählt. Um all' diesem zu entgehen, beschlossen wir, uns nach Berlin zu begeben; ich bat also den König, dem Markgrafen darüber zu schreiben, welches er auch in sehr dringenden Ausdrücken that, und die Gewährung unseres Wunsches sehr leicht von ihm erhielt. Damit war uns aber noch nicht geholfen, denn wir hatten gar kein Geld zur Reise, und niemand wollte uns Credit geben; von Bayreuth bis Berlin waren zweiundvierzig deutsche Meilen, und mein Gesundheitszustand zwang uns, kleine Tagereisen zu machen, sodaß wir unmöglich rechnen konnten, früher als in zehn Tagen da zu sein. Ich sprach mit dem Markgrafen über diesen Gegenstand, er antwortete mir, daß er Sorge tragen würde, uns mit Geld zu versehen, ich sollte also ruhig sein. Am folgenden Tage ließ er mir sagen, er habe tausend Gulden zu meinen Reisekosten bestimmt; das reicht nun kaum zur Hälfte aus,

allein ich fand das Uebrige bei meinen Damen und in den Säckeln meiner armen Domesticken.

Viele Leute tadelten meinen Schwiegervater sehr, daß er mich in meinen damaligen Umständen abreisen ließ. Wir hatten jetzt Ende Juni und ich sollte im August niederkommen. Man murrte sehr, besonders das gemeine Volk, da man sehr einen Erben wünschte. Der Markgraf war dazumal in Himmelkron, seinem Lieblings-Lustschloß, wo ich, da es auf meinem Wege lag, bei meiner Durchreise von ihm Abschied nehmen sollte. Da er mehr wie irgend jemand auf der Welt auf seinen guten Ruf hielt, wollte er sich in den Augen des Publikums über die Gefahren meiner Reise rechtfertigen, und schickte mir Herrn von Dabeneck zu, der mich, als der beredteste Mann seines Hofes, von meiner Reise abwendig machen sollte. Unglücklicherweise hatte aber seine deutsche Theaterkunst nicht die Gewalt der Ueberredung auf mich. Ich beantwortete die Begrüßung, welche er mir im Namen des Markgrafen machte, sehr verbindlich, doch ohne im geringsten nachzugeben, sondern ich entschuldigte mich mit dem Verlangen, das ich hatte, meine Familie zu sehen, und der Erwartung meines Vaters, mich in wenigen Tagen in Berlin zu empfangen. Wirklich reisten wir auch am folgenden Tage ab, und kamen abends in Himmelkron an, wo wir von dem Markgrafen mit der Versicherung aller möglichen Zärtlichkeit empfangen wurden. Zufällig fand sich ein Herr Babenhausen dort, hessischer Geheimrat, ein braver Mann, der seine Leute zu unterscheiden wußte, und sehr wohl am Hofe und beim Markgrafen gelitten war. Er hatte mich noch nie gesehen, fand mich aber so abgezehrt, schwach und entstellt, daß er noch an dem gleichen Abend dem Markgrafen riet, mich nicht abreisen zu lassen. Der erste Leibarzt des Markgrafen von Anspach, der mich zuweilen besuchte, und gerade gegenwärtig war, stimmte ihm bei; er versicherte dem Markgrafen, wenn die Reise stattfände, so wäre ein Sarg mein notwendigstes Reisegerät, denn ich könnte nicht zwei Stationen machen, ohne das Leben zu wagen. Eben das sagte er auch zum Erbprinzen, kurz, alles verschwor sich gegen mich, und zu meinem großen Kummer, wirklich aber zum Glücke, denn ich

traute mir mehr Kräfte zu, wie ich hatte — ward meine Reise rückgängig gemacht.

Meine Leiden hatten jetzt eine andere Gestalt angenommen; ich hatte nun beinahe keine Ohnmachten mehr, aber Engbrüstigkeiten, deren Anfälle so heftig waren, daß mir die Augen aus dem Kopfe traten und mein ganzes Gesicht aufschwoll. Ich konnte sogar keinen Fischbeinrock tragen, denn alles, was mir den Leib einpreßte, war mir unleidlich. Mein Ekel währte immer fort, und ich war so atemlos, daß ich nicht durch das Zimmer gehen konnte, ohne einige Male auszuruhen. Die Aerzte waren lauter Esel, sie wollten mich nicht zur Ader lassen, und behaupteten, man hätte nie im heiligen römischen Reiche einer schwangeren Frau zweimal zur Ader gelassen, alle Regeln der Fakultät setzten sich dagegen, und lieber ließen sie mich zerplatzen, als ein Haar breit über diese hinauszuschreiten. Der Schlaf war mir ganz versagt, denn sowie ich mich niederlegte, glaubte ich ersticken zu müssen, meine einzige Nahrung bestand in Milchkaffe, von welchem ich eine Tasse des Morgens und eine des Abends genoß, außerdem trank ich klares Wasser.

Himmelkron war sonst ein Kloster; wie es protestantisch ward, säkularisierte sich die Aebtissin mit allen ihren Nönnlein, und nach ihrem Tode fiel es an Culmbach zurück. Seine Lage ist ziemlich angenehm, man hat dem alten Hauptgebäude einen neuen Flügel angebaut, der sehr bequem ist; aber von Spaziergängen giebt es nichts, wie einen Mail, der beinahe so schön ist, wie der in Utrecht. Der Markgraf hatte eine Falkonnerie daselbst angelegt, man konnte vom Schloß aus dem Flug der Vögel gut zusehen. Die Art, wie man hier lebte, war vollkommen langweilig; der Markgraf betrank sich täglich mit den Herren seines Gefolges, man hatte zur Unterhaltung nichts wie Trunkenbolde, die keine Unze gesunden Verstand hatten, und ihren kleinen Rest davon noch im Weine ersäuften, und den ganzen Tag gellten einem die langweiligen Trompeten und Jagdhörner in den Ohren. Dieser widrige Lärm beraubte mich meiner einzigen noch übrigen Erholung, der Lektüre. Die kleine Marwitz, die Nichte meiner Hofmeisterin, war meine Vorleserin; dieses Mädchen, für deren Erziehung die Gräfin von

Finkenstein gesorgt hatte, war in sehr üble Hände gefallen, sie hatte weder Anstand noch Grazie, und war ungeheuer leichtsinnig. Für mich faßte sie große Anhänglichkeit und suchte meinen Wünschen zuvorzukommen, da mich das rührte, beschloß ich, sie zu erziehen. Sie hatte viel Verstand und Gedächtnis, aber alles war noch unangebaut. Ich räsonnierte oft mit ihr, und suchte ihr Gefühl und Eifer für das Lernen einzuflößen. Es gelang mir über alle Erwartung, und ich werde im Verfolg dieser Memoiren noch oft Gelegenheit haben, von ihr zu sprechen. Wir blieben einige Wochen, die mir Jahrhunderte schienen, an diesem langweiligen Orte. Eine große Jagd, die man in Selb, einer kleinen Stadt an der Grenze von Böhmen veranstaltete, erlöste uns endlich; der Markgraf besuchte sie mit seinem Sohn, und ich ging nach der Eremitage zurück. Meine Uebel hatten sich dergestalt vermehrt, daß ich sehr krank daselbst ankam. Man berief einen Arzt, der gewiß der Unwissendste seiner Zunft war, denn er verordnete mir nacheinander drei so starke Laxatifs, daß ich beinahe die Seele aufgab; ich fiel von einer Ohnmacht in die andere, und befürchtete jeden Augenblick eine zu frühzeitige Niederkunft. Die Stärke meiner Natur und die für mich gehegte Sorgfalt retteten mir das Leben; zwar war ich diesen Tag und die ganze Nacht in dem schlechtesten Zustande, allein am folgenden Tage befand ich mich besser.

Abends erhielt ich eine Staffette vom König, mit der Nachricht, daß er in zwei Tagen in der Eremitage anlangen würde. Diese Freude trug nicht wenig dazu bei, mir meine Kräfte wiederzugeben. Mein Vater kam damals von Prag, in dessen Nähe er, in einem kleinen Orte, der Altdorp heißt, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt hatte. Man hatte einen Saal mit zwei Eingängen errichtet: der Abrede gemäß sollten beide Fürsten und die Kaiserin zu gleicher Zeit anlangen, ein jeder durch den ihm bestimmten Eingang, auch sollte jeder Teil bei der Tafel an der Seite, wo er eingetreten war, sitzen. Allein ungeachtet aller Gegenvorstellungen, begab sich der König zwei Stunden vor dem Kaiser an den anberaumten Ort, und wie dieser anlangte, ging er ihm entgegen und begrüßte ihn auf eine Weise, die einem gekrönten Haupte gar schlecht an-

stand. Grumkow hat mir diesen Auftritt oft erzählt, der hätte vor Aerger vergehen mögen, als sein Herr seiner Würde soviel vergab. Sobald ich die Nachricht von der Ankunft des Königs empfing, ließ ich es den Markgrafen wissen, und erhielt zur Antwort, daß ich alles zur Aufnahme dieses Fürsten bereiten sollte, indes er ihn in Selb, welches auf seinem Wege lag, empfangen und nach der Eremitage begleiten würde. Dieser Ort war sehr klein; er enthielt einen Saal und zwei kleine Zimmer, in jedem der Flügel waren vier Zellen, sodaß wir schon, wenn der Erbprinz und ich daselbst wohnten, sehr beengt waren. Hundert Schritte vom Schloß war eine Meierei, wo man ein bequemes aber auch ein sehr kleines Haus gebaut hatte. Dieses ließ ich dem Markgrafen bereiten, und räumte dem Könige Zimmer im Schlosse ein, Der Markgraf Albert, Bruder meines Schwiegervaters, und der Prinz von Gotha waren auch in Selb angekommen; ich verschaffte ihnen Platz in demselben Gebäude, welches der Markgraf einnahm, und hatte alles so eingerichtet, daß ich glaubte, alle Welt zufrieden gestellt zu haben, als plötzlich sich ein Umstand ereignete, der mir allen nachfolgenden Verdruß zuzog.

Am Abend vor des Königs Ankunft in der Eremitage erhielt der Kammerherr von Bindemann, der einzige Kavalier, der bei mir geblieben war, einen Boten, der auf den Abend selbst die Ankunft des Markgrafen von Anspach mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von mehr wie hundert Personen ankündigte. Bindemann war ein sehr braver Mann, allein das Pulver hatte er nicht erfunden, wie er also die wirkliche Unmöglichkeit überlegte, allen diesen Leuten Unterkommen zu verschaffen, verlor er den Kopf, und ließ dem Baron von Seckendorf, dem Hofmarschall von Anspach, geradezu sagen, daß sein Herr den angekündigten Besuch mit der größten Freude aufnehmen würde, allein des Platzes wegen, der so enge sei, daß man sogar dem Könige nur mit Mühe eine Wohnung verschafft hätte, würde er in die größte Verlegenheit geraten. Mich benachrichtigte er erst am Morgen von der Ankunft meiner Schwester. Sogleich sandte ich dem Markgrafen eine Staffette, die ihn von dieser Unannehmlichkeit benachrichtigte, und um Befehle bat, wohin ich den Markgräflichen Hof logieren

sollte? Ich stellte ihm vor, wie beleidigt sie sein würden, wenn man sie nicht in die Eremitage aufnähme. Da aber hier kein einziges leeres Zimmer mehr sei, hielt ich Monplaisir, die vorhin erwähnte Meierei, für den einzigen, für sie anständigen Aufenthalt, darum wollte ich ihm, meinem Schwiegervater, meine Zimmer einräumen und für diese Zeit bei dem Erbprinzen wohnen. Ich wußte wohl, daß er diesen Vorschlag nicht annehmen würde, ich hätte ihn auch gar nicht ausführen können, denn noch war ich nicht imstande, das Bett zu verlassen. Wirklich antwortete er mir nach einigen Stunden, daß er nie in diesen Plan willigen würde, ich solle ihm nur eine der Zellen einräumen.

Wie es Abend war, strengte ich alle meine Kräfte an, um das Bett zu verlassen, und setzte mich, so schwach, daß ich kaum auf den Füßen stehen konnte, in die Avenüe, um meine Schwester zu empfangen. Es war schon acht Uhr und niemand kam; ich schickte mehrere reitende Boten ab, um Nachricht von ihr einzuholen, da ich dachte, es sei ihr etwas begegnet, wie ich aber bis zehn Uhr vergeblich gewartet hatte und endlich unruhig wurde, trat Herr von Bindemann mit einem selbstzufriednen Lächeln herbei und sagte: ich sollte mich nur zufrieden geben, sie käme nicht. Voll Erstaunen fragte ich, woher er das wisse? „weil ich dem Marschall von Seckendorf so und so geantwortet habe; sie werden also wohl auf dem Wege umgekehrt sein.“ Das bezog sich nämlich auf seine weiter oben erwähnte Antwort, auf die er jetzt ganz stolz war. Obschon mich nun die Ankunft des Anspacher Hofs gar nicht sehr freute, denn ich sah vorher, er würde nur mit dem Könige Händel anfangen, und obschon er uns ungeheuer lästig war, ärgerte mich Bindemanns Dummheit doch in der Seele, denn ich sah die Folgen, die sie haben mußte, im voraus. Auch irrte ich mich darin keineswegs.

Kurz darauf kam Herr von Seckendorf an; das war ein grundböser Mensch, der an allem Kummer meiner Schwester und an der zwischen ihr und ihrem Manne obwaltenden Uneinigkeit Schuld war. Er wusch mir von Seiten seiner Herrschaft ordentlich den Kopf; nie, sagte er, habe man einem Fürsten von des Markgrafen Ansehen so unverbindlich die

Aufnahme verweigert; meine Schwester sei aufs Aeußerste gegen mich erbittert, diese Sache werde eine ewige Uneinigkeit unter den beiden Häusern nach sich ziehen, meine Schwester habe geschworen, nie mehr den Fuß in das Gebiet von Bayreuth zu setzen, und er sei beauftragt, zum König zu eilen, um ihn von der empfangenen Beleidigung zu unterrichten, denn auf seinen, des Königs, Befehl haben sie sich in die Eremitage begeben wollen, und dieser würde mein Betragen sehr tadeln. Ich erklärte ihm Bindemanns Albernheit und ließ ihn, um ihn zu überzeugen, nach Monplaisir führen, wo er sehen konnte, daß alles zum Empfang seines Hofes bereit war; demnach schickte ich dem Postmeister in Bayreuth Befehl, ihm unter irgend einem Vorwande Pferde zu verweigern, damit er, im Fall es ihm mit seinem Auftrag an den König Ernst wäre, dadurch aufgehalten würde.

Noch denselben Abend benachrichtigte ich den Markgrafen von diesem verdrießlichen Vorfall, und ließ den Oberforstmeister von Gleichen, der wenige Meilen davon lebte, herbei rufen, um ihn mit zwei Briefen an den Markgrafen und meine Schwester nach Anspach zu schicken. Sie enthielten viele Entschuldigungen über das stattgefundene Mißverständnis, und luden sie dringend ein, nach der Eremitage zu kommen. Außerdem trug ich Herrn von Gleichen noch auf, die Sache um jeden Preis ins Reine zu bringen. Ich brachte eine grausame Nacht zu; mein Vater war meine einzige Stütze auf Erden, und ich sah den Augenblick, wo er sich mit mir veruneinigen, ja mich vielleicht mißhandeln konnte, welches mir in Bayreuth noch tausendmal empfindlicher wie in Berlin gewesen wäre. Man konnte ihn so leicht aufbringen, und ich wußte, daß die Anspacher alles anwenden würden, um dahin zu gelangen. Herr von Gleichen kam zwei Stunden vor des Königs Ankunft zurück, und brachte zwar sehr verbindliche Briefe zur Antwort, die aber dennoch die bündigste Weigerung, in die Eremitage zu kommen, enthielten. Herr von Gleichen versicherte mich, mein durch ihn gethaner Schritt habe mich völlig entschuldigt, allein trotz aller Mühe habe er ihnen nie ganz ausreden können, daß Herr von Bindemann nicht auf Befehl des Markgrafen, sondern nach eignem Ermessen gehandelt hätte.

Der König kam am sechsten August an. Er empfing mich sehr gnädig, schien aber über mein verändertes Aussehen sehr befremdet, ja sogar gerührt. Er wollte nie zugeben, daß ich ihn in seine Zimmer führte, sondern geleitete mich in das meinige. Ich küßte ihm tausendmal die Hände, hörte nicht auf, ihn zu liebkosen, und meine Freude über sein Wiedersehen zu bezeugen. Sobald wir allein waren, erzählte ich ihm ganz natürlich den ganzen Zwiespalt, der zwischen Anspach und uns stattfand, und bat ihn, uns zu versöhnen; zugleich zeigte ich ihm die Briefe, die mir Gleichen zurückgebracht hatte. Er antwortete: „Es ist ärgerlich, daß Bindemann diesen dummen Streich gemacht hat, aber noch mehr, daß du da mit Leuten ohne alle Vernunft zu thun hast. Dieser Markgraf von Anspach bildete sich ein, ein Ludwig der vierzehnte zu sein; nach seiner Meinung hättest du ihm in Person deine Entschuldigungen machen sollen. Die Leute sind Narren! aber es freut mich, daß du ihnen zuvor gekommen bist; ich werde ihnen sagen lassen, daß sie kommen sollen, und wollen sie nicht, so mag sie der Teufel holen." Darauf verließ er mich und trug dem Hofmarschall von Seckendorf auf, sogleich eine Staffette nach Anspach zu schicken, die seine Kinder bäte, ihn zu besuchen. Grumkow und der österreichische Minister Seckendorf waren in des Königs Gefolge. Ich empfing sie sehr verbindlich; sie brachten mir die schmeichelhaftesten Grüße von der Kaiserin, die meiner in den lobendsten Ausdrücken erwähnt hatte. Der König, welcher unsre Unterredung angehört hatte, näherte sich und sagte: „ja, liebe Tochter, du bist der Kaiserin für die gegen dich geäußerten Gesinnungen Dank schuldig, schreibe ihr, um ihn zu bezeigen." Ich antwortete, daß ich seinen Rat mit Vergnügen befolgen würde. Als wir bald darauf zur Tafel gingen, nahm der König den ersten Platz, den er fand, ich setzte mich ihm zur Rechten, der Markgraf zur Linken. Er war sehr guter Laune, wie ich aber die Tafel verlassen mußte, geriet er in die peinlichste Unruhe, denn er glaubte, daß ich sterben würde.

Am folgenden Tage stand ich frühzeitig auf und zeigte ihm alle Spaziergänge, die er ganz allerliebst fand, besonders eine kleine Einsiedelei, die ich zu seiner Tabagie hatte einrichten

lassen. Er sagte: „Du hast alle mögliche Aufmerksamkeit für mich gehabt, so daß ich in Potsdam zu sein glaube, so ähnlich sind die Zimmer den meinigen; du hast sogar eben solche Stühle und Tische hineinbringen lassen, wie ich dort habe.“ Wirklich hatte ich mich darum bemüht und das führte zu keinen großen Ausgaben, denn der König saß nie auf etwas anderm, als hölzernen Schemeln und die mußten so hoch sein, daß seine Füße kaum den Boden berührten, ich hatte auch zwei große Fässer mit Wasser hinein setzen lassen, dessen er sich zum Waschen bediente, denn es hat wohl nie einen reinlicheren Menschen wie ihn auf Erden gegeben, er wusch sich wohl zwanzigmal des Tages und seine Zimmer mußten immer so geordnet sein, daß man nirgends ein Stäubchen erblickte. Der lange Spaziergang hatte mich über meine Kräfte angestrengt, so daß ich bei Tisch so heftiges Ersticken bekam, daß man glaubte, ich sterbe.

Der berühmte Stahl, der erste Leibarzt des Königs, war an diesem Tage in Bayreuth angekommen; die Königin hatte ihn mit einer Hebamme geschickt, um mir bei der Niederkunft beizustehen. Seine vorzüglichste Wissenschaft bestand in der Chemie, in welcher er sehr große Entdeckungen gemacht hatte. Sein physikalisches System war sehr einfach, er stellte sich vor, daß alle Krankheiten aus der Einbildungskraft entständen und demzufolge gab er nur zwei Arzneimittel, ohne allen Unterschied, gegen jede Krankheit. Das waren nämlich Pillen und Pulver. Das hinderte meine Eltern aber nicht, viel Vertrauen in ihn zu setzen. Der König ließ ihn also rufen; er fand mich sehr übel und gab mir sogleich eine Gabe seiner Wunderpillen. Der König setzte sich neben mein Bett und befahl der Sonnsfeld, Platz zu nehmen; darauf fragte er mich, wie ich mit dem Markgrafen stände? Ich gab ihm den vollständigsten Bericht von allem, was mir begegnet war, bat ihn aber dabei inständigst, den Markgrafen gut zu behandeln, um das Uebel nicht zu verschlimmern. Er beklagte mich sehr und sagte: „Ich sehe sehr wohl, daß dir dein Zustand nicht erlaubt, nach Berlin zu kommen, allein du mußt die Reise sogleich nach deinem Kindbett machen. Dein Markgraf kann voran nach seinem Regimente gehen und wenn du wieder hergestellt bist, magst du ihm folgen. Ich will deinen und deiner Leute Unterhalt

auf mich nehmen und mich so einrichten, daß ich etwas zu deinen Gunsten thun und dir zu leben geben kann. Dein Kind mußt du mitbringen; ich werde für dich und dein Gefolge Zimmer bereiten lassen, denn daß du hier mißhandelt wirst, will ich einmal nicht länger ansehen. Dein Schwiegervater und mein Schwiegersohn von Anspach sind Narren, die ins Tollhaus gehören. Gegen den Alten will ich höflich sein, aber dem letzten und deiner Schwester werde ich begegnen, wie sie es verdienen." — Ich flehte, daß er den Markgrafen von Anspach und meine Schwester schonen solle, da sie ohnehin schon unglücklich genug sei, daß nur Sanftheit sie bessern könne, hingegen seine Strenge uns noch mehr entzweien und sie vermögen würde, mich zu beschuldigen, als habe ich ihn gegen sie aufgebracht. Er versprach es mir und der Anspacher Hof kam wenige Stunden darauf an. Der König empfing ihn kalt; ich hatte das Bett verlassen, um der Abendtafel beizuwohnen, nach welcher sich ein jeder zur Ruhe begab.

Der ganze folgende Vormittag ging von Seiten des Königs damit hin, meine Schwester auszuschelten. Abends war Tabagie. Die Kopfwäsche, die der König dem Anspacher Hofe hatte angedeihen lassen, hatte ihn böser Laune gemacht und jetzt fing mein Vater an, den Markgrafen über den Zustand seines Landes zu befragen. Es würde diesem Herrn sehr schwer geworden sein, einen gründlichen Bescheid zu geben, denn er kannte seine Geschäfte nur sehr oberflächlich. Der König warf ihm vor, daß er keine Ordnung hielt und sich betrügen ließ; stellte ihn auch über ein Kapital von 30000 Thalern zur Rede, das er ihm zur Tilgung seiner Schulden geliehen hatte, dessen Rückbezahlung er nun aber nicht erhalten konnte, er zeigte ihm, wie er dadurch die Interessen verliere und seinen Kredit schmälerte. „Ich entschuldige Sie, sagte der König, denn es ist noch nicht lange her, daß Sie die Regierung führen und Sie mußten sich bisher den Personen anvertrauen, die Sie in den Aemtern vorfanden; nun müssen Sie aber anfangen, mit Ihren eigenen, nicht durch anderer Leute Augen zu sehen. Aber das bedenken Sie, daß alle Ihre Mühe vergeblich ist, wenn Sie ihren Sohn nicht mit den Geschäften bekannt machen. Nehmen Sie ihn mit in den Gemeinderat, lassen Sie ihn in

den Dikasterien arbeiten, damit er die Geschäfte und den Zustand seines Landes kennen lernt. Er muß Ihnen dann alle Tage Bericht erstatten, und Sie haben noch den Vorteil dabei, daß die Kollegien fleißiger sein werden, wenn sie in Gegenwart ihres Prinzen arbeiten, und sie werden Sie nicht mehr betrügen dürfen, wie bisher.“ Diese Ermahnung gefiel dem Markgrafen keineswegs; er beantwortete sie ganz zweideutig, der König sagte hinwieder, daß er ihm diesen Rat gäbe, weil ihm seine Kinder lieb wären, und er ihn schätze. Wollen Sie, setzte er hinzu, lieber Markgraf, daß ich Ihnen jemanden zuschicke, der Ihre Angelegenheit in Richtigkeit bringt, und Ihnen aus der Klemme hilft? Nehmen Sie aber keinen Fremden dazu, der in den Grund der Sachen eindringt, und alle vorgegangenen Spitzbübereien entdeckt, so kommen sie nie heraus.“ Obgleich der Markgraf über das, was er ihm in Rücksicht des Erbprinzen gesagt hatte, sehr beleidigt war, nahm er das Anerbieten doch mit Dank an, und verbarg seine Unzufriedenheit so gut, daß ich nichts davon wahrnahm. Der König ließ sich sein Wort geben, daß er uns nach meinem Kindbett nach Berlin schicken wollte, und stellte ihm vor, wie das, da er uns freihalten wolle, seine Ausgaben ansehnlich vermindern würde. Auch dieses bewilligte der Markgraf sehr freudig, und dem Anschein nach waren sie einer mit dem andern sehr zufrieden.

Am Abend nahm ich, mit vielen Thränen, von meinem Vater Abschied, worauf er den folgenden Tag, den neunten des Monats, abreiste. Der Anspacher Hof blieb diesen Tag noch bei uns. Der Markgraf, mein Schwager, hatte sich in die Grumkow verliebt, und bezeigte es ihr auf eine so unverschämte Art, wie es nur ein feiles Mädchen hätte erwarten dürfen. Fräulein Grumkow war dennoch sehr von dieser schönen Eroberung geschmeichelt, und wandte nichts gegen seine frechen Sitten ein. Ich kann doch bei dieser Gelegenheit ihr Portrait machen; sie war groß, mager wie ein Weinrebstöckchen, sehr weiß, mit einem langen Gesicht, einer Habichtsnase und schönen Zähnen, dabei ziemlich hübsch gewachsen. Sie war drollig und kurzweilig, aber ihre Zunge schonte keinen Menschen und war scharf, wie ein Messer, außerdem war sie stolz, unverschämt, verbuhlt im höchsten Grade, und stiftete Unheil, wo

sie nur konnte. Sie hatte eine Art, sich beliebt zu machen, und ihre Fehler zu verbergen, die ihr viele Freunde verschaffte. Meine Schwester ward über diese entstehende Liebe so eifersüchtig, daß sie beständig weinte; es that mir leid, da dieses Mädchen aber Grumkows Nichte war, und ich ihren Oheim nötig hatte, mußte ich doch glimpflich mit ihr verfahren. Die Abreise des Anspacher Hofes machte dieser Verlegenheit aber bald ein Ende.

Damals hatte ich Gelegenheit, den Prinzen Albert von Kulmbach, den Bruder des Markgrafen, näher kennen zu lernen, er war Generallieutnant in kaiserlichen Diensten, und hatte sich bei den ungarischen Feldzügen sehr ausgezeichnet. Er war häßlich, ohne abstoßend zu sein, sehr höflich, und weil er stets in der großen Welt gelebt hatte, war seine Unterhaltung leicht und angenehm. Da ihm sein Bruder, der Markgraf, schreckliche Langeweile machte, brachte er die Nachmittage stets bei mir zu.

Kaum war der König abgereist, so entlud sich der Markgraf gegen den Erbprinzen und mich seiner Galle. Zu Anfang machte er mir Vorwürfe, daß ich ihn aus Monplaisir herausgewiesen, und es meiner Schwester eingeräumt hatte; er ließ mir durch Herrn von Voit sagen: daß er noch nicht tot sei, sondern uns zum Possen noch eine gute Weile zu leben gedächte, sich daher also sehr wundere, daß ich mir das Ansehen einer Regentin gäbe. Mir hätte er es zu danken, daß der König ihm so viele unangenehme Sachen gesagt habe, er wollte mich jedoch in diesem Stücke entschuldigen, weil meine Hofmeisterin mich zu diesen Schritten hinriß, die, wie er wohl wisse, ihn tötlich hasse; er sei aber aller Ränkespielerei müde, und werde sie nach Plassenburg, einer kleinen, nahe bei Bayreuth gelegenen Festung senden, wo sie die Ehrerbietung, die sie ihm schuldig sei, lernen sollte. Ich begreife nicht, woher ich die Geduld nahm, diese Rede bis ans Ende anzuhören, denn der Zorn übermannte mich dergestalt, daß ich wie Espenlaub zitterte; endlich brach ich aber auch los und sagte die unverschämtesten Dinge über den Markgrafen. Voit ließ meine Hitze ausrauchen, die Sonnsfeld lachte über meine Drohungen, und riet mir, meinen Schwiegervater mit Güte zurückzuführen,

ihm einen verbindlichen Brief zu schreiben, oder dem Prinzen von Kulmbach unsre Versöhnung aufzutragen. Diesen letzten Rat befolgte ich; der Prinz tadelte seinen Bruder gar sehr über sein Betragen gegen mich und die Sonnsfeld, er versicherte sogar, daß er ihm schon sehr derb die Wahrheit darüber gesagt hätte. Um mich in seinen Augen ganz zu entschuldigen, zeigte ich ihm die Briefe, in denen mir mein Schwiegervater ausdrücklich auftrug, alles zu besorgen, und sich selbst mit einer der Zellen zu begnügen, weil für meine Schwester kein anderer Platz zu finden sei, als Monplaisir. Der Prinz von Kulmbach nahm die Briefe mit zum Markgrafen, und bewies ihm daraus das Unrecht, das er mir thäte. Nun machte er mir einige Entschuldigungen, und schien in sich zu gehen, aber das war bloße Verstellung, denn er sann nur darauf, wie er mir einen neuen Possen spielen könnte.

Da ich meiner Niederkunft sehr nahe war, wünschte man, daß ich nach Bayreuth zurückkehren möchte. Das geschah denn auch den zwanzigsten. Es war mir nach unendlich vielen Bitten gelungen, mein Schlafzimmer neu meubliert zu erhalten, das eine meiner Kabinets hatte ich sehr artig mit Holzwerk und Porzellan verzieren lassen, so daß ich meine Wohnung viel heiterer wieder fand, als ich sie verlassen hatte. Der Markgraf, der mit mir nach Bayreuth zurückgekehrt war, besuchte mich den Tag nach meiner Ankunft mit seinem Bruder und meldete mir, daß er am folgenden Morgen nach Himmelkron zu reisen, und erst nach meinem Kindbette wieder zu kommen gedächte. Meine Antwort drückte ihm meine Unzufriedenheit aus, ihn so bald abreisen zu sehen, doch, setzte ich hinzu, wäre es mir lieb, vorher seine Befehle zu vernehmen. Ich kann nicht vermeiden, fuhr ich fort, den König, meinen Vater, meine Entbindung wissen zu lassen, er würde aber unzufrieden sein, wenn man ihm nur eine Staffette schickte, ich würde also Ihrer Durchlaucht vorschlagen, den Herrn von Voit an ihn abzuschicken, der denn zugleich dieselbe Nachricht Ihrer Durchlaucht nach Himmelkron bringen könnte. Er ward rot und schwieg einen Augenblick, dann sagte er: was Berlin anbetrifft, so ist das recht und billig, mich braucht man es aber nicht wissen zu lassen. Ich erwiderte, wenn Herr von Voit ihm

nicht angenehm sei, so möge er jeden andern Kavalier, der ihm konveniere, ernennen. Ich will gar keinen, war die Antwort, ich habe auf dem ganzen Weg bis Himmelskron Kanonen aufpflanzen lassen, die mir früher von Ihrer Königlichen Hoheit Nachricht geben werden, als irgend ein Kurier. Ich antwortete, daß das wohl möglich sei, daß ich aber in keinem Stück gegen die ihm schuldige Ehrerbietung fehlen möchte, und ihn also bäte, mir meinen Willen zu lassen. Er bestand darauf, alle Zeremonien zu verbieten, es wäre, sagte er, keine gute Art, mit Freunden so umzugehen, er hasse dieses Betragen wie den Tod und würde das Gegenteil wie ein Freundschaftszeichen von mir annehmen. Voit würde er auftragen, meine Befehle nach Berlin zu erwarten, übrigens wünschte er mir ein glückliches Kindbett, und sich einen Enkel, der seiner Mutter gleiche — wofür ich ihm dankte, und worauf er davon ging.

Glücklicherweise war der Prinz von Kulmbach bei dieser Unterredung gegenwärtig gewesen. Ich fragte ihn, warum der Markgraf also verführe? Er versicherte mich, daß es bloße Laune von ihm sei; man müßte Geduld mit ihm haben, und ihm den Willen thun. Ich versprach, seinem Rate zu folgen, und nahm Abschied von ihm, worauf er sich hinweg begab.

Den neunundzwanzigsten bekam ich wirkliche Wehen; den dreißigsten war ich sehr übel, den einunddreißigsten in Lebensgefahr, genas aber doch abends um sieben Uhr einer Tochter, eben wie man an meinem und meines Kindes Leben verzweifelte. Der arme Erbprinz war, wie man mir nachher sagte, denn ich hatte alle Besinnung verloren, in einem bemitleidungswürdigen Zustande. Auch glich nichts seiner Freude, mich entbunden zu sehen; er fragte gar nicht nach dem Kinde, seine ganze Aufmerksamkeit ging auf mich; er benetzte meine Hände mit seinen Thränen, indeß ich von einer Ohnmacht in die andere fiel. Obschon der Markgraf sehr wohl von meiner Gefahr unterrichtet war, hatte er es doch nicht für gut befunden, sich nach mir erkundigen zu lassen; sein Bruder hingegen ließ alle Stunden nach mir fragen, und bewies mir damit, wie lebhaft er an mir Teil nahm. Herr von Voit reiste unmittelbar nach meiner Entbindung nach Berlin ab, und alsdann wurden die Kanonen der Stadt dreimal gelöst. Alle

Geistliche kamen, das Gebet vor meinem Bette zu verrichten, ich hörte aber nicht viel davon, denn ich war so schwach, daß man mich unaufhörlich mit geistigen Mitteln rieb, um Ohnmachten zu verhindern. So blieb ich die ganze Nacht, bis ein kurzer Schlaf, den ich gegen morgen genoß, mich in den Stand setzte, das Bett zu verändern.

Zu meiner Verwunderung hörte ich nichts vom Markgrafen, bis der Erbprinz mittags ein Billet von seinem Oheim erhielt, in welchem er ihm über meine Niederkunft Glück wünschte, und zugleich meldete, daß er dem Markgrafen die Nachricht davon überbracht hätte, denn die Kanonen wären so schlecht gestellt gewesen, daß man sie in Himmelkron gar nicht hätte hören können. Er würde seinen Bruder zu bereden suchen, daß er am Abend nach Bayreuth ginge, er wäre aber so böser Laune, daß er nichts darüber versprechen könnte. Wirklich kam er doch abends gegen sechs Uhr an; er ließ sogleich den Marschall von Reitzenstein rufen, und erhob die bittersten Klagen gegen ihn über seinen Sohn und über mich, daß wir ihn wie einen Strohmann behandelten, daß er der letzte gewesen sei, der meine Entbindung erfahren hätte, daß er endlich die Geduld verlieren würde, denn er sei doch Herr, und könnte seinen Sohn, sobald er es wollte, auf eine Festung setzen, um ihn zu lehren, wie er sich gegen ihn betragen sollte. Der arme Reitzenstein, der von gar nichts wußte, blieb wie versteinert — ward es aber noch viel mehr, wie ihm der Markgraf auftrug, dem Erbprinzen und mir diese schönen Dinge in seinem Namen zu sagen. Er erklärte aber geradezu, daß er den Auftrag nie übernehmen würde; dann ließ er seinen Zorn verrauchen und stellte ihm darauf vor, welchen Schaden er sich thäte, mich so unwürdig zu behandeln, besonders in dem Zustande, worin ich mich noch befände, daß ich noch gar nicht außer Gefahr sei, und eine heftige Gemütsbewegung mich unmittelbar töten könne. Was aber den Erbprinzen anbeträfe, so wäre er überzeugt, daß derselbe unfähig sei, gegen die seinem Vater schuldige Ehrerbietung zu handeln, er solle die Sache nur untersuchen lassen, er wäre gewiß, daß sie durch ein Mißverständnis sei veranlaßt worden. Indeß war der Prinz von Kulmbach in das Zimmer getreten, er verteidigte mich mit vieler

Wärme, und erinnerte den Markgrafen an die Unterredung, die er in seiner Gegenwart mit mir gehabt hatte. Der Markgraf war nicht wenig erstaunt, ihn davon unterrichtet zu wissen, denn er hatte nicht wahrgenommen, daß der damals im Zimmer war, nun schämte er sich, schimpfte auf sein Gedächtnis, das ihm alle Tage ungetreuer würde, und ließ seinen Sohn rufen, den er ziemlich artig aufnahm, worauf er auch zu mir kam. Er behandelte mich ziemlich kalt, und man sah wohl, daß das, was er vorbrachte, ihm nicht von Herzen kam. Er sagte mir, der Landesgebrauch heische, daß das Kind am dritten Tage getauft werde, die Zeremonie müsse also morgen früh stattfinden. Ich erwiederte, daß er darüber Herr sei, ich mich aber zu schwach fühle, um irgend jemand zu sehen, noch Glückwünsche anzunehmen. Er meinte, das sei gar nicht nötig, ich sollte ihm nur die Taufzeugen nennen. Anfangs weigerte ich mich dessen, dann nannte ich aber die Kaiserin, meine Eltern, die Königin von Dänemark, die des Markgrafen Schwester war, die verwitwete Markgräfin von Kulmbach, seine Mutter, meinen Bruder, meine Schwester von Anspach und den Prinzen von Kulmbach. Er war mit dieser ganzen Gevatterschaft sehr zufrieden und verließ mich.

Am folgenden Tage gaben die Trompeten und Pauken das Zeichen, der Markgraf mit seinem ganzen Hofe und die Prinzessin Charlotte, die seit einigen Tagen von Weikersheim zurück war und das Kind zur Taufe trug, kamen in mein Zimmer, von wo aus man sich in meinen Audienzsaal begab, wo die heilige Handlung stattfand. Darauf wurden die Kanonen gelöst, und man brachte das Kind in mein Zimmer zurück, es war große Tafel, bei welcher um die Plätze geloost wurde, und abends Ball in dem wegen seiner ungeheuren Größe berühmten Schloßsaal.

Vierzehn Tage darauf kam mein Schwager, der Prinz Wilhelm von Kulmbach von seinen Reisen nach Frankreich und Holland zurück. Der Erbprinz, dessen gutes Herz ihn an alle seine Verwandte knüpfte, freute sich sehr, ihn wieder zu sehen; er führte ihn sogleich zu mir. Er war ein Mensch von zwanzig Jahren, aber nicht größer wie ein Knabe von vierzehn, er hatte ein hübsches Gesichtchen, aber keine Annehmlichkeit, ziem-

lich hübsch gewachsen, aber so kindisch in seinem Betragen, als in seiner Gestalt. Sein Verstand war beschränkt, er hatte in Utrecht studiert, doch ohne allen Gewinn, denn sein zerstreuter, flüchtiger Sinn war zu nichts gut, als Fliegen zu fangen. Gutherzig war er wohl, aber mehr aus Temperament als aus Grundsätzen. Der Erbprinz und ich thaten während seines kurzen Aufenthalts in Bayreuth alles mögliche, um ihn ein bischen zuzustutzen, aber alle Mühe war verloren. Er war kaiserlicher Oberst, sein Regiment stand in Italien, er sollte sich jetzt dahin begeben, aber sich einige Zeit unterwegs mit seinem Oheim in Wien aufhalten. Ich werde ihn fortan immer den Prinzen Wilhelm nennen.

Um diese Zeit kam Herr von Voit von Berlin zurück, von wo er mir von dem Könige und der Königin die verbindlichsten Briefe mitbrachte. Er sagte mir, daß meine glückliche Entbindung in Berlin eine allgemeine Freude verursacht, und der König vom Erbprinzen und mir mit der größten Zärtlichkeit gesprochen habe.

Kaum fing ich nun an, etwas Ruhe zu genießen, als der Erbprinz einen Brief vom Könige erhielt, der sie wieder verscheuchte. Er erinnerte ihn an das ihm gegebene Versprechen, nach Berlin zu kommen, und befahl ihm, sogleich zu seinem Regimente abzureisen, wobei er noch hinzusetzte, daß er übrigens auf seine Freundschaft und die Beweise, die er ihm davon geben würde, zählen könnte. Das war für mich ein Donnerschlag! Ich liebte den Prinzen aufs Zärtlichste, unsre Ehe war unendlich glücklich, er war mein einziger Trost, und nun sollte ich mich, kaum drei Wochen von dem Kindbett aufgestanden, von ihm auf eine lange Zeit trennen. Aber es war nicht abzuändern, ohne uns mit dem König, dessen Unterstützung wir mehr als je bedurften, zu entzweien; alles, was uns übrig blieb, war, diesen traurigen Zeitpunkt so weit als möglich hinaus zu schieben. Der Markgraf that, als wenn er sehr betrübt darüber wäre, im Grunde machte es ihm aber große Freude, denn er wünschte nichts mehr als uns los zu sein.

Endlich reiste der Erbprinz den zweiten Oktober ab, und zwar ganz auf seine Kosten. Der Schmerz über diese Tren-

nung zerstörte meine Gesundheit aufs neue, und nie hat sie sich wieder erholt. Ich wurde so mager wie ein Gerippe, und brachte die Nächte mit Weinen zu, denn am Tage mußte ich mir Zwang anthun. Alle Abende war Assemblée bei mir, zu welcher sich die ganze Familie vereinigte, man spielte und hatte tötliche Langeweile, denn ich konnte mich mit niemand unterhalten, als mit dem Prinzen von Kulmbach, der mein einziger Gesellschafter war. Doch fing ich an, mehr Fassung zu gewinnen, als ein zweiter Brief des Königs mich in neue Verlegenheit setzte. Er sagte mir, daß ich nach meinem Kindbett zu meiner Schwester nach Anspach gehen solle; ich sei ihr einen Besuch schuldig, und er wüßte von guter Hand, daß es sie beleidigen würde, wenn ich ihn vernachlässigte. Die Einigkeit zwischen unsern beiden Häusern sei zu unserm gegenseitigen Vorteil notwendig, da ich nun die Vernünftigste sei, müsse ich alles thun, um sie zu befördern. Nach meiner Rückkehr nach Bayreuth sollte ich dann nach Berlin kommen, wo man mich mit offenen Armen empfangen würde. Das war alles schön und gut, aber ich mußte Geld dazu haben, und mein und des Prinzen Beutel war durch seine Reise nach Berlin gänzlich erschöpft. Außerdem wußte ich nicht, was ich mit meiner Tochter machen sollte, die ich doch unmöglich aufs Geratewohl zurücklassen konnte. Ich schickte endlich des Königs Brief dem Markgrafen zu, der mir durch Herrn von Voit zurücksagen ließ, daß er seinem ganzen Inhalte vollkommen Beifall gebe, und es mir völlig frei stellte, nach meinem Sinne zu handeln. Darauf sprach ich ihn selbst, ich bat ihn, mir mit einigem Gelde beizustehen, denn obgleich ich um alles in der Welt ihm nicht lästig sein möchte, triebe mich doch die Notwendigkeit, ihm vorzustellen, daß meine Mittel nicht zu allen Bedürfnissen ausreichten. Ich stellte ihm vor, daß ich meine Tochter unmöglich allein in den Händen ihrer Wärterinnen lassen könnte, ebenso unmöglich sei es, in dieser harten Jahreszeit sie mit nach Berlin zu schleppen, ich wünschte also, ihr eine Hofmeisterin von Stande zu geben, die mit der Zeit ihre Erziehung übernehmen könne. Er antwortete, er wolle das alles überlegen, und mir am folgenden Tage durch Herrn von Voit Antwort sagen lassen. Diese Antwort war seiner würdig; sie sagte: es sei in

meinem Heiratsvertrage weder von den Töchtern, die ich in die Welt setzen, noch von den Reisen, die ich machen würde, die Rede gewesen, seine Finanzen, welche die Ausrüstung seines jüngsten Sohnes sehr in Unordnung gebracht hätte, setzten ihn außer Stand, mir zu helfen, es käme auch außerdem dem Könige zu, es zu thun, da er mich zu der Reise aufforderte. Ich war in Verzweiflung! ich mußte nun nach Berlin schreiben, und die Antwort abwarten, und so schob sich diese Reise, die ich sehnlichst wünschte, um den Erbprinzen wieder zu sehen, immer weiter hinaus. Da ich gar nicht zweifelte, daß mir der König Geld schicken würde, kündigte ich ein Kapital von zweitausend Thalern, das ich auf Interessen gelegt hatte, zur Bestreitung meiner Reise auf. Dieses war alles, was ich auf Erden besaß; mein Bruder hatte es mir geschenkt, denn seit er mit der Prinzessin von Braunschweig versprochen war, zog er viel Geld vom Wiener Hofe.

Inzwischen machte ich den zwölften Oktober meinen Kirchgang, man sang das Tedeum in der Schloßkapelle und löste die Kanonen; am folgenden Tage war Ball, an dem ich aber, das Herz von Kummer schwer, wenig teilnahm. Doch hatte ich ein Vergnügen an diesem Abend, denn ich erhielt einen Brief vom Erbprinzen, der mir seine glückliche Ankunft in Berlin meldete, und wie er vom Könige und der Königin so gut empfangen worden sei, und wie ungeduldig er sei, mich wieder zu sehen. Er sagte mir ferner, daß er nun im Begriff sei, zu seinem Regimente abzugehen, doch erst nach meiner Ankunft in Berlin dahin zurückgehen würde; daß ihm auch mein Bruder und alle Welt versicherte, der König werde uns seine Liebe auf die ausdrücklichste Art bezeigen. Mein Vater habe ihm gesagt, wegen der Reise nach Anspach müßte ich seinen Willen befolgen, und ich möchte bald dahin gehen, um mich bald wieder mit ihm zu vereinigen. Ueber diesen Punkt brauchte er mich nicht zu beeilen, ich war ungeduldig genug, ihn wieder zu sehen, allein um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, bedurfte ich Zeit; damals hatte ich aber doch ein paar gute Tage — ich nenne sie gute, denn ich entbehrte das Vergnügen, den Markgrafen zu sehen und seine langweilige Moral anhören zu müssen. Er war unpäßlich und man ließ

ihn zur Ader, ich wollte ihn besuchen, er nahm mich aber nicht an.

Seine Abwesenheit wurd uns indeß durch eine andere ebenso langweilige Gestalt ersetzt; nämlich durch einen anderen seiner Brüder, den ich den Prinzen von Neustadt nennen will, weil er sich dort aufhielt. Er war Oberst eines dänischen Regiments, und kam aus Kopenhagen; wie wir nachher erfuhren, in der Absicht sich zu verheiraten. Er meldete seinem Bruder von Neustadt aus, daß er ihn in einigen Tagen besuchen werde. Dieser Prinz war der Auswurf der ganzen Familie. Der Markgraf konnte ihn nicht leiden, und wenn ich ihn beschrieben haben werde, kann ihn kein Mensch mehr darum tadeln. Er fragte also auch gar nicht viel nach seinem Besuche, besonders so lange ich abwesend war — und ich sollte in einigen Tagen abreisen; um dieser Ursache willen, antwortete er ihm, er wünsche, daß er ihn bis nach meiner Rückkehr nach Bayreuth verschieben möchte. Unglücklicherweise erhielt der Prinz diesen Brief erst unterwegs, und ganz nahe bei Bayreuth, — Wetter und Wege waren zu schlecht um umzukehren, er fand sich aber durch die Botschaft des Markgrafen so beleidigt, daß er seinen Weg zwar fortsetzte, aber um sich zu rächen in Bayreuth auf dem Rathause abstieg, und die ganze Nacht daselbst verblieb, ohne weder seinen Bruder noch irgend jemanden von der Familie begrüßen zu lassen. Dieser lud ihn mehrere Mal ein, die für ihn im Schlosse bereiteten Zimmer zu beziehen, erhielt aber immer zur Antwort, der Markgraf habe ihm einen Schimpf angethan, er wolle ihm nun denselben zurückgeben, indem er ihn gar nicht besuche. Der ganze Tag ging mit gegenseitigen Botschaften hin; zuletzt entschloß sich der Markgraf, der Vernünftigste zu sein, und schickte seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, an ihn ab, um ihn abzuholen. Nun zog endlich diese liebenswürdige Gestalt bei mir ein. Er war weder groß noch klein, und ziemlich wohl gebaut; er hatte kleine blaßblaue Augen wie ein Ferkel, ein Maul wie ein Abgrund, denn es war viereckig und die Lippen so enge und kurz, daß sie weder Zahnfleisch noch Zähne bedeckten, und diese Zähne endlich waren schwarz wie Kienruß. Außerdem hielt er den Mund immer offen, so daß man ihm bis in die

Kehle hinabsehen konnte. Dieses holde Angesicht war weiter mit einem langen dreistöckigen Kinne verziert, dessen unterster Stock mit einem großen schwarzen Pflaster belegt war, das immer abklaffend eine schöne Fistel in Kaskaden-Form zur Schau stellte. Diese Fistel war dem Wohle der Gesellschaft sehr zuträglich, sie ersparte ihr alle Brech- und Speimittel, auch sollen die Apotheker ihr Mögliches gethan haben, sie zu heilen, denn sie verhinderte ihnen den Absatz aller ausleerenden Arzneien. Sein schöner Kopf war mit Haaren von einer sehr kühn blonden Farbe gekrönt, und mit seinem von Gold strotzenden Kleide sah er wie der Esel aus, der die Reliquien trägt. Seine Seele glich ihrer reizenden Behausung, er war stumpfsinnig und schien zu Zeiten närrisch zu sein, dann durfte man ihn nicht aus den Augen lassen, denn er wollte alle Welt umbringen. Ich suchte mir diese abscheuliche Gestalt so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und schob sie der Prinzessin Charlotte und Prinz Wilhelm zu.

Da der Markgraf Lust hatte, seine ganze Familie beisammen zu sehen, hatte er auch seine älteste Tochter, die Prinzessin von Taxis, eingeladen, so daß man sie jeden Augenblick erwartete. Die Prinzessin Wilhelmine war sehr unzufrieden in Ostfriesland, sie hatte durch die hochmütige Art, wie sie den Prinzen und die Prinzessin, ihre Tante, behandelte, ihre Aussichten selbst verdorben, so daß ihre Heirat, statt vorwärts, rückwärts ging, und sie nun ach und weh schrie, um nach Bayreuth zurück zu kommen. Man machte dem Markgrafen die Folgen der ganzen Sache begreiflich, und er beschloß, daß sie, im Fall die Heirat wirklich ganz abgebrochen würde, bevor sie zurückkehrte, eine Reise nach Dänemark machen sollte, damit man sagen könnte, sie habe alle ihre Verwandten besucht. Zu eben der Zeit boten sich zwei Versorgungen für die Prinzessin Charlotte dar; der Prinz von Weißenfels, dessen ich in diesen Blättern so oft als meines Freiers gedacht habe, und der Prinz von Usingen. Die Prinzessin zog diesen letzten vor, aber ungeachtet aller meiner Bemühungen, ihre Wünsche zu begünstigen, schlug der Markgraf beide Bewerbungen aus Eigensinn ab, da er die jüngste seiner Töchter nicht vor der ältesten verheiraten wollte. Ich hatte keine wichtige Stimme

im Rate, denn er konnte mich nicht mehr leiden, und ließ es mich nach Kräften fühlen, denn er plagte mich, wo er nur immer konnte. Den ganzen langen Tag brummte er über den Erbprinzen und strich dagegen Prinz Wilhelm heraus, so daß ich vor Galle hätte ersticken mögen.

Den einundzwanzigsten reiste ich endlich nach Anspach ab. Mein gerader Weg führte mich über Erlangen, wo die Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm, meines Schwiegervaters Vorgänger, ihren Wohnsitz hatte. Ich war neugierig, diesen Ort zu sehen, man hatte mir ihn sehr gerühmt, und er war anfänglich zu unserm Aufenthalt bestimmt gewesen; weil aber Herr von Fischer, der daselbst Oberamtmann war, diesen Plan nicht gut geheißen hatte, wurden wir nach Bayreuth geschafft. Auf ganz abscheulichen Wegen kam ich abends nach einer kleinen niedlichen Stadt, die Bayerdorf heißt, wo ich Herrn von Fischer fand, und mit ihm Herrn von Egloffstein, Kreishauptmann der Ritterschaft, Herrn von Wildenstein, Hessischen Obersten und Mitglied dieser Ritterschaft, und Herrn von Bassewitz, Generalleutnant des fränkischen Kreises. Alle diese Herren empfingen und begrüßten mich an der für mich bereiteten Wohnung. Herr von Fischer sagte mir leise: er habe vom Markgrafen Befehl, mich in der Stadt mit eben den Ehrenbezeugungen, die er selbst erhielte, zu empfangen, die Markgräfin von meiner Ankunft zu unterrichten und ihr zugleich anzudeuten, daß sie mir den obern Platz zugestehen und mich meinem Range gemäß empfangen solle; bis jetzt habe er aber dieses noch nicht von ihr erhalten können; sie wolle mich durchaus als Erbprinzessin behandeln, nicht als Königstochter. Er habe also befohlen, die Tafel in den für mich im Schloß zugerichteten Zimmern zu decken, und riet mir, sie gar nicht zu sehen, ja sie gar nicht begrüßen zu lassen, um sie recht zu demütigen. Ich antwortete ihm, daß ich das zufrieden wäre, und nicht die mindeste Lust hätte, ihre Bekanntschaft zu machen. Kaum hatte ich das gesagt, so meldete man mir den Oberkammerherrn der Markgräfin, der mich ihrerseits begrüßen sollte. Ich empfing ihn, er hielt eine halbstündige Rede, bei der er beständig stockte und stotterte, und die er mit der Nachricht beschloß, daß die Markgräfin soeben in den Wagen steigen wolle, um mich nach Er-

langen einzuladen, wo sie mir eine Abendmahlzeit bereitet hätte. Ich lehnte den Besuch und die Abendtafel nach bestem Vermögen ab, antwortete auf die Begrüßung so höflich wie möglich, und entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit und dem Verlangen, den folgenden Mittag in Erlangen zu speisen. Nun nahm Herr von Fischer das Wort und sagte: „Ihre Königliche Hoheit wird nach Erlangen gehen, wenn sie die Markgräfin gebührend zu empfangen gedenkt, sonst wird sie nicht für gut halten, ihr die Ehre ihrer Gegenwart zu gönnen, sondern die Tafel in ihren eigenen Zimmern decken lassen." Der Herr Oberkammerherr erwiederte: daß seine Fürstin es nie an dem, was sie der Tochter eines so großen Königs schuldig sei, würde fehlen lassen, sondern mir alle von ihr abhängende Ehre erzeigen würde. Sogleich sandte ich einen meiner Stallmeister, um ihr meinen Gegengruß zu senden, worauf ich zur Tafel ging. Herr von Fischer führte dabei das große Wort; alle seine Gespräche ertönten vom Lobe des Prinzen Wilhelm, meines Gemahls erwähnte er mit keiner Silbe, so daß ich dermaßen ergrimmte, daß ich die Tafel verließ, ehe sich noch jemand satt gegessen hatte.

Am folgenden Tage reiste ich um zehn Uhr ab; wobei ich von zwei Kompagnien der Bayersdorfer und Erlanger Reiterei begleitet wurde. Alle Herren, welche mich empfangen hatten, folgten mir in Kutschen, und der ganze junge Adel von Erlangen kam mir zu Pferde entgegen. Die Bürgerschaft, welche auf beiden Seiten der Straße in Erlangen aufgestellt war, empfing diesen ganzen Zug. Ich fand die Stadt ganz allerliebst, sie liegt angenehm, und ist nach der Schnur und im neuen Geschmacke gebaut. Das Schloß, obschon artig, und im nämlichen Geschmack wie die Stadt erbaut, kann doch nur ein artiges Landhaus heißen, denn für ein Schloß ist es nicht groß genug. Von einer Seite stößt es an einen großen Platz, von der andern an einen prächtigen Garten, der einen ungeheuren Umfang hat, aber durch seinen sandigen Boden aller Annehmlichkeit beraubt wird. Man nennt diese ganze Gegend der Markgrafschaft das Unterland, weil sie gar keine Berge hat. Der Markgraf Christian Ernst baute diese Stadt, und legte eine französische Kolonie daselbst an, welcher die deutschen

Einwohner viele Verbindlichkeit schulden, denn sie lehrte sie etwas Höflichkeit und feine Sitten. Der Unterschied zwischen Erlangen und Bayreuth ist auch so auffallend, daß man, obschon beide Orte nur acht Meilen von einander entfernt sind, in zwei ganz verschiedenen Ländern zu sein glaubt. Nürnberg, eine freie Reichsstadt, liegt ganz nahe, und macht den Verkehr sehr lebhaft. Alle Welt lief herbei, um mich zu sehen, die guten Menschen drängten sich dergestalt zu meinem Wagen, daß ich in Todesangst war, es möchte ihnen Leids widerfahren.

Endlich kam ich im Schlosse an. Die Markgräfin empfing mich mit ihrem ganzen Hofstaat unten an der Treppe. Nach den ersten Begrüßungen bot mir Herr von Voit, mein Oberkammerherr, die Hand, und führte mich in meine Zimmer. Die Markgräfin, die ich sogleich beschreiben will, folgte mir nach. Sie war die Schwester des oftmals erwähnten Prinzen Johann Adolf von Weißenfels, in ihrer Jugend soll sie bildschön gewesen sein, mit ihrem Gemahle, dem Markgrafen Georg Wilhelm, lebte sie aber nie gut. Sie konnte unter die berühmten Weiber des Altertums gerechnet werden, denn sie war in Hinsicht ihrer Sitten die Laïs ihres Jahrhunderts; viel Verstand hat sie jedoch niemals besessen. Wie ich sie sah, war sie achtunddreißig Jahre alt, fett, schön gewachsen; ihr Gesicht ist länglich, ebenso wie ihre Nase, die sie aber sehr entstellt, denn sie ist kirschrot, ihre braunen Augen, mit denen sie Gesetze zu geben gewohnt ist, haben einen schönen Schnitt, aber sie sind so trübe, daß ihre Lebhaftigkeit nicht mehr sehr auffällt. Ihre Augenbrauen sind falsch und kohlschwarz; ihr Mund, obgleich groß, dennoch schön gebildet und voll Liebreiz, sie hat Zähne so weiß wie Elfenbein, allein ihre Haut, wenngleich rein, war doch sehr welk, dabei sah sie wie eine Theaterkönigin aus, und ihre Art, sich zu betragen, entsprach auch diesem Charakter; dennoch machte dieses wunderliche Gemisch eine ziemlich schöne Frau aus.

Wir ließen uns auf Lehnstühlen nieder, wobei ich nur mit Mühe verhinderte, daß sie sich nicht auf ein Tabouret setzte, wie sie durchaus willens war. Unsere Unterhaltung war sehr gleichgiltig, ich war in Erwiderung aller von ihr empfangenen Höflichkeiten so verbindlich wie möglich; sie sagte

mir, daß sie sich sehr freue, mich kennen zu lernen, vorher habe sie aber davor gezittert, denn man habe ihr gesagt, ich sei stolz und hochmütig und würde sie ohne alle Rücksicht behandeln. Sie stellte mir ihre sogenannte Hofmeisterin vor, denn sie hatte sie immer nur auf Borg, und ihre beiden Hofdamen, ein paar Zwillingsschwestern, beide klein und fett, wie ein paar Kugeln. Wie sie sich bückten, mir den Rock zu küssen, verloren sie beide das Gleichgewicht, fielen um und kollerten im Zimmer umher, sodaß ich herzlich lachen mußte. In meinem Leben habe ich nichts so häßliches gesehen, wie diesen Hof. Ich glaube die Markgräfin hatte alle Ungeheuer aus dem ganzen Lande zusammengelesen, damit sie ihre Reize durch den Gegensatz erhöhten.

Endlich gingen wir zur Tafel, wo man mir das obere Ende einräumte. Die Markgräfin war in beständiger Verlegenheit; Herr von Eglofstein, der damals ihr Liebhaber war, (ich sage damals, denn sie änderte so oft Liebhaber wie Leibwäsche) hatte sie ihre Lektion so gut gelehrt, daß sie weder den Mund aufthun, noch eine Schüssel anrühren durfte, ohne ihn um Rat zu fragen. Nach der Tafel begab ich mich in ihr Zimmer, wo ich den Kaffee einnahm, darauf führte sie mich in mein Zimmer zurück, wo mich alle Damen aus der Stadt erwarteten, und mir von ihr vorgestellt wurden. Es waren einige recht liebenswürdige darunter, da ich aber sehr eilig war, meine Reise fortzusetzen, hatte ich nicht Zeit, sie näher kennen zu lernen. Was ich auch that, so bestand sie darauf, mich bis unten an die Treppe zu begleiten, Herr von Eglofstein, sagte sie, habe es ihr so befohlen, und sie thue alles, was er ihr sage.

Ich kam abends ziemlich spät nach Carlsburg, wo ich einige anspachische Hofbediente und Kavaliere fand, die mir entgegen geschickt waren. Am folgenden Tage kam ich abends um sieben Uhr in Anspach an.

Meine Schwester und ihr Gemahl empfingen mich mit allen möglichen Freudenbezeugungen, ich erwiderte sie und war sehr erfreut über ihr Betragen. So lange ich dort war, gab man täglich große Tafel, und wie ich auch bat, erhielt ich doch nie, daß man mich als Schwester und ohne Umstände

behandelte. Das Schloß, obschon es Fehler in der Bauart und keine bequemen Ausgänge hat, ist schön, neu, sehr hübsch möbliert und verziert. Der Hof ist zahlreich, aber alles ist nach derselben Form wie in Bayreuth zugeschnitten, mit dem einzigen Unterschied, daß man hier französisch spricht. Man zog zweimal die Lose, und nach der Tafel war Ball, an dem zweiundvierzig Paare teilnahmen. Was die Damen anbetrifft, so war es ziemlich gemischte Ware, doch hatten sie alle einen bessern Ton wie in Bayreuth.

Meine Schwester war zur großen Freude des ganzen Landes schwanger; allein ihr Ehezwist dauerte immer fort; jetzt eben war der Markgraf in eine Aufwärterin aus dem Schlosse sterblich verliebt; er war ganz närrisch darüber. Meiner Schwester war es bekannt geworden und sie hatte Lärm geschlagen; der Obermarschall von Seckendorf und Herr von Schenk, die beiden Günstlinge des Prinzen, hatten ihn dergestalt gegen seine Gemahlin aufgehetzt, daß er sich förmlich mit ihr überworfen hatte. Ich that mein Möglichstes, um sie zu versöhnen, und wenn es mir auch nicht völlig gelang, so glückte es mir doch, dem Verhältnis wieder die äußere Schicklichkeit zu geben. Das begünstigte Frauenzimmer ist noch jetzt seine Maitresse, und er hatte einen Sohn und eine Tochter von ihr, die er hat baronisieren lassen, und denen er den Namen Falk beigelegt hat. Da ich einem Jeden mit Höflichkeit zu begegnen trachtete, machte ich mir in Anspach viele Freunde, selbst der Markgraf ward mir gut, und diese Verbindung ist meiner Schwester seitdem oft sehr nützlich gewesen.

Mein Schwager sollte nach Pommersfelden gehen, um dort eine Zusammenkunft mit dem Bischof von Bamberg zu haben. Da unser Weg derselbe war, reisten wir den achtundzwanzigsten zusammen bis Bayersdorf, wo ich mein Nachtlager nahm und mich von dem Markgrafen trennte. Dort fand ich einen Brief des Königs als Antwort auf den meinigen vor, in dem ich ihn um Reisegeld und eine Hofmeisterin für meine Tochter gebeten hatte, er lautete wie folgt, war aber nicht eigenhändig.

„Liebe Tochter, ich habe deinen Brief erhalten, es thut mir sehr leid, daß man dir immerfort Verdruß macht und dir

das Reisegeld verweigert. Ich habe deinem alten Narren von Schwiegervater einen recht derben Brief geschrieben, damit er dir giebt, wovon du die Reise bestreitest. Die Flora Sonnsfeld bleibt bei der kleinen Friederike, wodurch die Kosten einer Hofmeisterin erspart werden. Ich erwarte dich mit Ungeduld und bin u. s. w."

Der Brief brachte mich zur Verzweiflung, denn ich sah wohl, daß ich mich nun zwischen zwei Stühlen befinden würde. Ein anderer, den ich vom Erbprinzen erhielt, tröstete mich etwas, er schrieb mir, daß mein Bruder Himmel und Erde bewegte, um den König zu einer mir günstigen Verfügung zu vermögen, daß die Königin sich auch hinsichtlich meiner ganz verändert hätte, und mir meinen Aufenthalt so angenehm zu machen verspräche, wie nur immer möglich, daß sie mir dieses ausdrücklich sagen ließ, und nur von ihrer Freude, mich wieder zu sehen, redete. Alle diese schönen Dinge beruhigten mich indessen nicht sehr, und ich fing an zu fürchten, daß der König mich betrogen habe.

Ich kam am folgenden Tage nach Bayreuth, sollte aber wenige Tage darauf nach Coburg gehen, um meine Groß-Tante, die Prinzessin von Meiningen, zu besuchen. Ich habe vergessen zu sagen, daß sie ausdrücklich nach Bayreuth gekommen war, um mir für die Höflichkeit zu danken, die ich ihr in Berlin erzeigt hatte. Dieses böse Weib war an dem Verderben von Culmbach schuld; sie hatte die armen Unterthanen geplündert, alle Schätze des Hauses während ihrer Ehe mit dem Markgrafen Christian Ernst fortgeschleppt, und nach seinem Tode die Allodialgüter an sich gerissen. Das Schloß war damals sehr schön möbliert und prächtig geschmückt. Sie begnügte sich nicht damit, alles Gerät fortzubringen, sondern ließ das Holzwerk zerbrechen, das sie dort zu lassen gezwungen war. Sie war reich, und unumschränkte Herrin ihres Vermögens, und hatte versprochen, mich zur Erbin einzusetzen; um ihre günstigen Gesinnungen gegen mich zu befestigen, entschloß ich mich, sie zu besuchen.

Der Markgraf empfing mich sehr gut und fragte, wann ich nach Berlin abreisen würde? Ich sagte ihm, daß ich noch keine Antwort vom Könige habe, und ohne Geld nicht reisen

könne, — denn ich hielt es für gut, ihm aus dem Brief, den ich in Bayersdorf erhalten hatte, ein Geheimnis zu machen. Wir vergalten uns List mit List, denn er verschwieg mir auch den, welcher ihm zugekommen war. „Ich sehe wohl," sagte er darauf, „daß das alles sich zu sehr in die Länge zieht, und um die Abreise Ihrer königlichen Hoheit nicht länger zu verschieben, opfere ich lieber zehntausend Gulden auf." Er sagte das so ironisch, daß man wohl sah, wie sehnlich er uns los zu sein wünschte. Ich dankte ihm und sagte: da zweitausend Thaler vollkommen hinreichen würden, so würde ich diese Summe mit der innigsten Dankbarkeit von ihm annehmen. Er versprach, sie mir den folgenden Tag zu schicken, gedachte aber keineswegs Wort zu halten, denn ich erhielt nur tausend Gulden, die kaum zur Bestreitung des Postgeldes hinreichend waren.

Am dritten November reiste ich nach Coburg, das nur acht Meilen von Bayreuth entfernt ist, ab; halb tot vor Ermüdung, da Weg und Wetter ganz abscheulich waren, kam ich abends um elf Uhr daselbst an. Ich fand meine Tante nach ihrer alten Manier geputzt und geziert mit Blumen und Fransen; sie nannte mich tausend Mal ihre teure Nichte, und schlug dabei beteurend auf ihren alten welken Busen — denn das war ihre Art. Ihre Zimmer und die für mich bereiteten, waren an Gerät und Silberzeug von der größten Pracht. Der Anblick konnte mich nur traurig machen, denn alle diese Dinge waren mit dem brandenburgischen Wappen gezeichnet, und ich sah sie alle als eine ungerechte, dem armen brandenburger Lande entrissene Beute an. Das Schloß war alt und glich einer Festung, die Stadt sehr häßlich. Mein Aufenthalt dauerte nur einen Tag, den ich damit zubrachte, mit der Herzogin zu schwatzen und zu arbeiten, denn es gab weder einen Hofstaat noch Adel daselbst. Von den mir gemachten Versprechungen konnte ich nicht die geringste Zusicherung erhalten, ja man gab mir unter der Hand Nachricht, daß sie mich angeführt, und nie daran gedacht habe, mich zu ihrer Erbin zu machen. Den fünften nahm ich also meinen Abschied und ging, den alten Drachen tausendmal verwünschend, nach Bayreuth zurück.

Ich fand den alten Markgrafen bei meiner Rückkehr krank. Seine Gesundheit empfand seit langer Zeit die Folgen seiner

Lebensweise, er betrank sich täglich in altem Rheinwein, wodurch er seine Nerven und Brust zu Grunde gerichtet hatte, und dermaßen zitterte, daß er fast nicht mehr allein gehen konnte. Nur mit vieler Mühe beredete ich Fräulein von Sonnsfeld, bei meiner Tochter zu bleiben; der Markgraf war ihr sehr gewogen, und machte ihr so viele Liebkosungen, daß sie auch einwilligte, die Prinzessin zu hüten. Ich war indessen sehr verwundert, zu bemerken, daß sich alle Briefe, die ich seit einiger Zeit aus Berlin erhielt, immer einer dem andern widersprachen. Die meines Bruders und die des Erbprinzen stimmten darin überein, mir die herrlichsten Hoffnungen zu machen, indes die der Königin und von Grumkow voll unangenehmer Anzeigen waren. Meine Unruhe darüber war sehr peinlich. Ich hatte noch immer gehofft, meine Schwägerin, die Prinzessin von Taxis, zu sehen, jetzt sandte sie aber einen ihrer Stallmeister und ließ sich, da eine Unpäßlichkeit sie an ihrem Besuche verhinderte, bei ihrem Vater entschuldigen. Da mich nun nichts mehr zurückhielt, reiste ich am zwölften ab. Mein Abschied vom Markgrafen war nicht sehr zärtlich; die Freude, mich los zu werden, blitzte ihm dabei aus den Augen.

Mein Gefolge bestand in der Hofmeisterin, der Grumkow, der Marwitz, die ich als Hofdame angenommen hatte, und meinem Stallmeister, Herrn von Seckendorf, denn Bindemann hatte mich verlassen und der Markgraf hatte nicht gewollt, daß mich mein Oberkammerherr von Voit begleitete. Ich hatte die Reise in fünf Tagen zurücklegen wollen, um den König, der den siebzehnten nach Hamburg abreisen sollte, noch zu sehen. Es war ein höllisches Wetter! die Wege waren so schlecht, daß ich, aller meiner Eile ungeachtet, nur bis Hof kommen konnte, und das erst abends um elf Uhr, da es doch nur sechs Meilen von Bayreuth entfernt ist. Mein Gepäck war zurückgeblieben, ich mußte mich also ganz angekleidet auf ein schlechtes Bett legen, auf dem ich wenig schlief, Das Gepäck kam erst um zwei Uhr an, ich befahl es weiter fahren zu lassen, in der Hoffnung, daß mein Nachtlager in der zweiten Nacht besser sein würde, wie das erste. Die zweite Tagereise war sehr lang. Ich reiste um drei Uhr ab, und war mittags in Schleiz, das nur vier Meilen von Hof entfernt ist. Ohne aus dem

Wagen zu steigen, nahm ich etwas Fleischbrühe, um recht früh in Gera, zwei Stationen weiter wie Schleiz, einzutreffen. Die erste legte ich in vier Stunden zurück, auf der zweiten fand ich keine Pferde, obschon sie zwei Tage vorher schon bestellt waren. Mich begleitete gar kein anderer Wagen als der, in welchem Herr von Seckendorf mit meinen Kammerfrauen saß. Der Postmeister, der wohl abgegerbt ward, bat mich um Gotteswillen nicht weiter zu reisen, weil die Wege zum Halsbrechen wären; „sie müssen," sagte er, „durch einen großen Wald, wo alle Tage geraubt und gemordet wird, und da sie dieselben Pferde, welche sie hierher brachten, auch nach Gera führen müssen, können sie nur sehr spät eintreffen. Ich muß Ihnen das alles sagen, um aller Verantwortlichkeit ledig zu sein." Mir stieg der Kamm, wie ich diesen weisen Ratgeber hörte. Meine Hofdame wollte, daß wir die Nacht in diesem Dorfe zubringen sollten, allein wir hatten weder Betten noch Köche, das Haus sah wie eine Räuberhöhle aus, es stank zum Sterben, und die Schweinerei, die darinnen herrschte, machte einem übel und weh. Ich entschloß mich also schnell, stellte mich ganz heldenmäßig, indes mir himmelbang war, und setzte meinen Weg fort. Des Postmeisters Rat war leider nur zu gerechtfertigt! Die Wege waren abscheulich! bei jedem Schritt waren wir in Gefahr, umzuwerfen, und um das Unglück zu krönen, fing die Nacht an, ihren Mantel über uns auszubreiten. Wir hatten zwar Fackeln mit uns, allein in demselben Augenblick, wo wir in den Wald traten, verlöschten sie, und die Finsternis vermehrte unsre Angst. Je weiter wir kamen, hörten wir um uns her Pfiffe ertönen, die mich mit Furcht und Zittern erfüllten; der kalte Schweiß lief mir von der Stirn, meine Damen waren nicht besser daran, und wir gingen leise flüsternd zu Rathe, was wir im Fall eines Angriffs thun sollten. In diesem Zustande blieben wir bis nachts zwei Uhr, wo wir endlich glücklich in Gera ankamen. Wir waren alle halb tot, mir insbesondere hatte meine heldenmütige Entschlossenheit das Blut so in Wallung gebracht, daß ich die ganze Nacht sterbenskrank war. Meine Ungeduld, den Erbprinzen wiederzusehen, belebte meine Kräfte aber dergestalt, daß ich mich doch früh

wieder auf den Weg machte, und den sechzehnten abends um acht Uhr in Berlin ankam.

Zur Strafe meiner Sünden war der König an diesem Tage nach Potsdam gegangen, und die Königin hatte ihre Andacht verrichtet. Obgleich ich eine Staffette vorausgeschickt hatte, um meine Ankunft für den Sonntag zu melden, hatte sie gethan, als wüßte sie es nicht, und mir keinen Menschen entgegen geschickt, sodaß ich ohne Licht aussteigen mußte. Da meine Beine vom Fahren sehr steif geworden waren, fiel ich der Länge nach hin, als der Herr von Brand, der Königin Oberkammerherr, der zum Glücke eben vorbeiging, mir die Hand bot, und mich in ihre Zimmer führte. Niemand kam mir entgegen als meine Schwestern, aber erst im zweiten Vorzimmer; um meine Unruhe zu vermehren, erblickte ich auch den Erbprinzen nicht; die Königin sah ich von weitem in ihrem Schlafzimmer, wie sie sich unentschlossen besann, ob sie mich in ihrem Audienzsaal annehmen sollte. Endlich entschied sie sich doch dafür, und nachdem sie mich umarmt hatte, führte sie mir den Erbprinzen zu. Die Freude, ihn wiederzusehen, ließ mich den ganzen schlechten Empfang vergessen. Sie ließ mir aber nicht Zeit, mit ihm zu sprechen, sondern führte mich in ihr Kabinett, wo sie sich in einen Lehnstuhl warf, indes ich vor ihr stand, und mich mit strengen Blicken betrachtend, zu mir sagte: „was hast du hier zu thun?" Dieser Anfang durchbohrte mir das Herz! ich sah nun, was ich zu erwarten hatte; dennoch faßte ich mich endlich und sagte: ich kam auf Befehl des Königs, und um eine Mutter wiederzusehen, die ich anbete, deren Abwesenheit ich nicht ertragen könnte. „Sag' vielmehr," unterbrach sie mich, „daß du ihr den Dolch ins Herz stößt, und daß du kommst, um aller Welt zu zeigen, welche Tollheit du begingst, einen Bettler zu heiraten. Warum bleibst du nicht in Bayreuth, wo du deine Armut verbergen kannst, statt daß man hier mit Fingern auf sie weist? Ich habe es dir gesagt, der König wird nichts für dich thun, und alles, was er dir versprochen, gereut ihn längst. Jetzt wirst du mir zur höchsten Langeweile mit deinem Elende in den Ohren liegen, und uns allen zur Last sein." Man denke sich den Eindruck, den diese Worte auf mich machten! Ich zerfloß in Thränen; die Königin

war mir fürchterlicher, wie der Tod, aber sie hatte mich jetzt in ihrer Gewalt, und ich mußte mich beugen. Ich fiel ihr zu Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küssen, und sagte ihr, um sie zu erweichen, die rührendsten Dinge von der Welt. Sie ließ mich das eine gute halbe Stunde lang fortsetzen; mochten sie nun endlich meine Thränen rühren, oder mochte sie es für nötig halten, doch noch einigen Anstand gegen mich zu beobachten — sie hob mich endlich auf und sagte: „ich will wohl Mitleid mit dir haben und das Vergangene vergessen, aber für die Zukunft rate ich dir ein anderes Betragen an.“ Darauf stand sie auf und begab sich in ihr Audienzzimmer zurück. Ich war ganz außer mir, und wie ich die Pannewitz, eine Hofdame der Königin, die meine liebste Freundin gewesen war, eintreten sah, fiel ich ihr um den Hals, und wollte ihr mein Herz ausschütten. Sie blickte mich von Kopf zu Fuß an, und that mir kaum die Ehre, mir zu antworten; alle andern Damen der Königin empfingen mich auf gleiche Weise, ihre Oberhofmeisterin, die Frau von Konnken, ausgenommen, die mir die lebhafteste Freundschaft bezeigte und mich bat, an mich zu halten, da sich alles noch ändern könnte. Den Erbprinzen anzureden, getraute ich mich nicht, wir sahen uns also traurig an, er sah wohl an meinem Gesichte, daß ich einen fürchterlichen Auftritt gehabt hatte, und seufzte darüber im Stillen. Obgleich ich noch nüchtern war, konnte ich doch keinen Bissen essen, denn meine Schwester Charlotte hörte während der ganzen Tafel nicht auf, mich aufzuziehen, und jedesmal, wenn sie ihren Witz an mir ausließ, lohnte sie die Königin mit einem Beifall gebenden Blicke. Ich that, als wenn ich keine ihrer Anspielungen verstände, allein, wenn ich gleich still schwieg, geschah dem Teufel dabei kein Unrecht, denn ich starb fast vor Zorn. Meine Schwestern Sophie und Ulrike, die mir immer am liebsten gewesen waren, sagten, wie wir uns von der Tafel hinweg begaben, heimlich zu mir, daß sie mir von ganzem Herzen gut wären, allein die Königin habe ihnen verboten, mit mir zu sprechen. Ungeachtet aller Ermüdung, der ich an diesem Tage ausgesetzt gewesen war, behielt sie mich bis ein Uhr bei sich. Welche Klagelieder stimmten wir nicht zusammen an, der Erbprinz und ich, wie wir endlich allein waren! Ich erzählte ihm

in Gegenwart meiner Hofmeisterin, wie mein Empfang gewesen sei, worauf sie uns sagte, daß sie und meine Damen wie die Sau im Judenhause empfangen worden wären.

Ich brachte eine traurige Nacht zu! den folgenden Morgen meldete ich dem Könige schriftlich meine Ankunft, auch brachte mir meines Bruders Stallmeister einen Brief von ihm, in welchem er mir sagte, daß er mich in zwei Tagen zu besuchen gedächte. Diese Aussicht tröstete mich einigermaßen; meine Zärtlichkeit für meinen Bruder war noch dieselbe, und er war jetzt meine einzige Zuflucht. Meine Schwester Charlotte stattete mir auch einen Besuch ab, sprach aber kein Wort mit mir, sondern scherzte ohne Aufhören mit dem Erbprinzen. Man fand mich allgemein sehr verändert und mager, und nicht mit Unrecht, denn ich hatte nichts als Haut und Knochen an mir. Die Königin war heute freundlicher; sie hielt nicht mehr Appartement, sondern lebte mit ihren Kindern und ihrem Hofstaat ganz einsam, sodaß die Prinzessinnen vom Geblüt nicht einmal mehr zu ihr kamen. Nachmittags ließ sie sich in ihrem Kabinett vorlesen, und machte Knötchen, und abends spielte sie Lhombre. Nach der Tafel nahm man den Kaffee in ihrem Zimmer, dann begab sich ein jeder hinweg, die diensthabende Hofdame ausgenommen. Das war ein ziemlich langweiliges Leben! Ich hatte diesen Tag über viele Besuche, die aber nur des Anstandes willen kamen, denn sie sagten mir alle unangenehme Dinge.

Der König kam endlich am folgenden Tage nach Berlin. Ich hoffte, daß seine Ankunft allem Uebel abhelfen sollte; aber wie hatte ich mich geirrt! — Er empfing mich sehr kalt. Haha! rief er, wie ich ins Zimmer trat, da bist du ja! Das freut mich. Darauf führte er mich an einen Tisch, wo Kerzen standen und fuhr fort: Du bist gewaltig verändert. Was macht die kleine Friederike? — Ich sagte: sie umarme seine Kniee. Ja, fing er wieder an, ihr jammert mich, ihr habt das liebe Brot nicht, und ohne mich müßtet ihr fechten gehen. Ich bin auch ein armer Schelm, viel kann ich euch nicht geben, aber ich will doch sehen, wie ichs machen kann. Ich will euch so hin und her zehn Thaler oder Gulden geben; es hilft euch doch immer etwas. Und Sie, wandte er sich zur Königin, geben ihr auch hie und da einmal ein Kleid, denn das arme Kind

hat kein Hemd auf dem Leibe. — Ich dachte bei diesem mitleidsvollen Geschwätz umzukommen und verwünschte meine thörichte Leichtgläubigkeit, welche mich verleitet hatte, den Versprechungen des Königs zu trauen. Am nächsten Tage ward mir dieser betrügerische Unsinn bei der Tafel wiederholt; der Erbprinz ward dabei rot bis an die Haarwurzel und sagte: ein Fürst, der ein Land wie das seine besäße, könne nie für einen Bettler gehalten werden, und seine Lage wäre nur so schlecht, weil er einen Vater habe, der ihm nichts gäbe, und darin handle, wie mancher andre. Nun war die Reihe zu erröten an den König, denn er verstand wohl, daß der Erbprinz auf seine Art, meinen Bruder und mich zu behandeln, anspielte.

Endlich am folgenden Tage hatte ich die Freude, diesen lieben Bruder zu sehen. Ich war eben bei der Königin; er war bei meinem Anblicke so entzückt, daß er ihr kaum zwei Worte sagte, sondern mich zu umarmen eilte. Wir sagten uns die zärtlichsten Dinge. Er war sehr erstaunt, wie ich ihm meine Aufnahme erzählte, und versicherte mir, daß er das gar nicht verstände, aber noch denselben Abend mit Grumkow und Seckendorf davon sprechen würde, die er ganz am Seile führe, auch wolle er Mittel suchen, der Königin den Kopf zurecht zu setzen. Während dieser Unterredung ging diese mit großen Schritten mit meiner Schwester Charlotte im Zimmer auf und ab. Wir näherten uns ihr wieder und gingen kurze Zeit darauf zu Tisch. Hier lenkte die Königin das Gespräch auf die Prinzessin von Braunschweig. — „Dein Bruder," sagte sie, „ist in Verzweiflung, sie heiraten zu sollen, und hat nicht Unrecht. Sie ist das dümmste Tier zwischen Himmel und Erde, auf alles, was man ihr sagt, antwortet sie Ja oder Nein, und lacht dabei so einfältig, daß man ganz übel wird." — „Oho," rief meine Schwester Charlotte, „die liebe Mutter kennt gar noch nicht alle ihre Verdienste. Ich bin einmal des Morgens bei ihrer Toilette gewesen — das war aber nicht auszuhalten! sie stinkt entsetzlich, und ich glaube sie hat wenigstens ein Dutzend Fisteln am Leibe — das geht garnicht mit rechten Dingen zu. Dabei ist sie ganz verwachsen, ihr Schnürleib ist auf der einen Seite ausgepolstert, und sie hat eine Hüfte höher wie die andere." —

Ich war wie vom Himmel gefallen, solche Dinge in Gegenwart meines Bruders, und von einer Prinzessin, die er heiraten sollte, sagen zu hören. Wie ich beobachtete, errötete er von Zeit zu Zeit, und antwortete nichts. Diese Unterredung unterhielt uns so lange die Tafel dauerte, worauf mein Bruder der Königin guten Abend sagte, und ich mich auf mein Zimmer begab.

Andern Tages kam der Kronprinz zu mir und sagte, er habe Grumkow und Seckendorf sehr gebeten, meinetwegen mit dem Könige zu sprechen. Sie hätten ihm zugesagt, gemeinschaftlich einen Plan zu entwerfen, den sie mir mitteilen, und wenn ich ihn gutheiße, dem König angenehm machen wollten. Ich fragte ihn dann: ob er mit dem Könige zufrieden sei? worauf er mir sagte, daß sich seine Lage mit jedem Augenblick veränderte, denn einmal sei er in Gunst, einmal in Ungnade. Sein größtes Glück sei die Entfernung, in der er von ihm lebe, denn in Ruppin führe er ein sehr angenehmes Leben, indem er seine Zeit zwischen der Musik und den Wissenschaften teile. Er habe sich dort ein allerliebstes Haus und Garten eingerichtet, wo er lustwandeln und ruhig lesen könne. Ich fragte ihn, ob das Porträt, welches die Königin und meine Schwester von der Prinzessin von Braunschweig gemacht hatten, wahr sei, und drückte mein Erstaunen aus, daß man sich in seiner Gegenwart also geäußert habe. Da wir allein sind, erwiderte er, und ich dir nichts verhehle, will ich dir die Wahrheit sagen. Die Königin ist mit ihren verdammten Intriguen an all' unserm Unglück schuld. Anstatt sich nach deiner Heirat ruhig zu verhalten, hat sie sogleich wieder mit England angeknüpft, um Charlottens Heirat mit Prinz Carl abzubrechen, damit sie statt diesen den Prinzen von Wales heirate und ich mit der Prinzessin Amalie von England verbunden würde. Darüber hat es denn zwischen dem Könige und ihr eine Menge Zänkereien gegeben; Seckendorf hat sich hineingemischt, und um dem ganzen Dinge ein Ende zu machen, beschloß der König meine Heirat mit der Prinzessin von Braunschweig. Die Königin möchte darüber verzweifeln, deswegen sagt sie soviel böses von ihr, denn sie möchte mich gern überreden, mich mit dem Könige zu überwerfen und ihm zu sagen, daß ich die

Prinzessin nicht möchte. Das lass' ich aber wohl bleiben. Sie ist mir garnicht so unleidlich, wie ich es glauben lasse, ich stelle mich nur so an, damit mein Gehorsam gegen den König noch mehr Wert hat. Sie ist recht hübsch, hat eine Farbe wie Lilien und Rosen, zarte Züge, und kann für ein hübsches Mädchen gelten. Aber sie ist schlecht erzogen und schlecht gekleidet, und ich hoffe, wenn sie herkommt, so bist du so gut, ein wenig an ihrer Bildung zu arbeiten. Ich empfehle sie dir, und hoffe, du sollst sie unter deinen Schutz nehmen. Man kann sich leicht denken, wie gern und herzlich ich ihm das versprach.

Der König sagte uns, daß er eine deutsche Schauspieler-Gesellschaft habe kommen lassen, die wir heute Abend besuchen müßten, und dieses verzweifelte Schauspiel gefiel ihm so gut, daß wir, so lange wir in Berlin waren, alle Abende dort zubringen mußten. Es dauerte vier Stunden, in welcher Zeit man sich so still verhalten mußte, wie in der Kirche, und das bei der allerärgsten Kälte. Einige Tage darauf sagte mir mein Bruder: Seckendorf wolle mich sprechen, ich solle ihn heimlich zu mir bescheiden. „Das ist ein braver Mann," setzte er lachend hinzu, „der sendet mir zuweilen Goldflotten, ich habe es eingeleitet, daß er von Zeit zu Zeit auch bei dir dergleichen landen läßt. Gestern langte bei mir eine an, und ich will sie brüderlich mit dir teilen." Wirklich brachte er mir tags darauf tausend Thaler mit der Versicherung, daß ich noch viel mehr bekommen sollte. Anfangs weigerte ich mich, es anzunehmen, weil ich seinem Beutel nicht zur Last fallen wollte. Er warf den Kopf in die Höhe — „nimm du nur keck," sagte er dann, „die Kaiserin schickt mir so viel wie ich will, und ich versichere dir, daß ich den Satan nicht lange beherbergen mag, ich treibe ihn also so schnell wieder aus, wie möglich." — „Die Kaiserin ist also ein besserer Teufelsbanner wie andere Priester," antwortete ich ihm ebenso. — „Ja, dafür stehe ich dir, und sie soll deinen Teufel auch beschwören."

Meine Zusammenkunft mit Seckendorf setzte mich in große Verlegenheit. Die Königin haßte ihn mehr wie jemals, sie stellte Spione um meine Zimmer, die mich Tag und Nacht beobachteten, und erfuhr stets, wer bei mir aus- und einge-

gangen war. Doch gelang es dem Erbprinzen, ihn bei mir einzuführen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfuhr. Ich habe zu sagen vergessen, daß der Markgraf sehr viel auf ihn hielt und sogar Vertrauen in ihn setzte. Er zog die Schultern und sagte: „Das Uebel ist von beiden Seiten nicht zu ändern, ich kenne den Markgrafen von Grund aus, er ist falsch, verstellt und ungeheuer mißtrauisch, sein kleiner Geist ist immer von Unruhe umlagert und bildet sich ein, daß man ihm die Regierung entreißen will. Wie lange Zeit wird es nicht bedürfen, um ihm diese Albernheiten aus dem Kopfe zu bringen? Und ist's uns mit diesem gelungen, so fällt er auf andere, und man müßte von neuem anfangen. Von dieser Seite ist also kein Frieden zu hoffen. Hier hingegen haben wir mit einem Fürsten zu thun, der aus dem Gelde seinen Götzen macht, und daneben keinen Humor hat, der sich führen und leiten ließ; will man von ihm etwas erhalten, so muß es vom ersten Eindruck sein; — die Versprechungen, die er Ihnen in der Eremitage gemacht hat, gereuen ihn schon längst, und er wird Streit mit Ihnen suchen, um sie zurücknehmen zu können. Ihre Königliche Hoheit sehen also wohl, daß Sie sich mit Geduld waffnen müssen, denn des Markgrafen Tod allein kann, meiner Ansicht nach, allen diesen Uebeln abhelfen. Er hatte nie eine feste Gesundheit, und wird sich hoffentlich bald tottrinken. Jetzt ist's aber Zeit," fuhr er fort, „daß ich mich meiner Aufträge an Ihro Königliche Hoheit, von seiten der Kaiserin entledige. Sie versichert Sie ihrer vollkommenen Achtung und Zärtlichkeit, welche ihr die vorteilhafte Schilderung, die man ihr von Ihrer Königlichen Hoheit gemacht hat, eingeflößt habe. Sie wird alles anwenden, um sie Ihnen zu beweisen, empfiehlt Ihnen aber auch dagegen ihre Nichte, die Prinzessin von Braunschweig. Die Kaiserin ist sehr besorgt wegen der Abneigung, die der Kronprinz für sie haben soll, sie hätte so sehr gewünscht, dieses junge Paar einig untereinander zu sehen und dadurch die Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen noch zu befestigen. Sie können, wegen der Freundschaft, die der Kronprinz für Sie hegt, mehr wie jemand anders dazu beitragen; die Kaiserin wird Ihnen dafür auf die thätigste Weise danken, und bei jeder Gelegenheit Ihre Wünsche zu befördern

suchen.“ Ich bezeigte ihm, wie sehr mir die günstigen Gesinnungen der Kaiserin schmeichelten, daß ich es auch, da mein Bruder mit ihrer Nichte versprochen sei, für meine Pflicht hielt, die Einigkeit dieser Verbindung zu befördern, und der Kaiserin versicherte, daß ich mir zu diesem Endzweck alle Mühe geben würde. Darauf klagte ich sehr über die Art, wie der König uns behandelte. Er bemerkte dagegen, daß ich mich darum doch garnicht grämen sollte, weil das einmal seine Art sei, die er nie ablegen würde.

Diese ganze Unterredung erbaute mich sehr wenig, mein einziger Trost war die Gesellschaft des Erbprinzen und meines Bruders, sie zerstreute mich von allen trüben Gedanken. Von meinem Bruder mußte ich mich dennoch bald trennen, denn er reiste nach wenigen Tagen nach seinem Regimente ab, und bald darauf auch der König. Vor seiner Abreise befahl dieser der Königin, während seiner Abwesenheit alle Abende in das deutsche Schauspiel zu gehen. Sie dauerte aber nur wenige Tage, worauf er bis Neujahr in Berlin blieb und sich mit der deutschen Komödie und allerlei Festen, die man ihm gab, die Zeit vertrieb. Seckendorf, Grumkow und ein Dutzend Generäle bewirteten ihn alle Tage, einer nach dem andern, wobei man sich immer betrank, bis man unter den Tisch fiel. Der arme Erbprinz war bei allen diesen Gastmahlen, und mußte wohl oder übel mittrinken.

Der König behandelte uns wie die Hunde, er sah uns fast garnicht an, als um uns harte Dinge zu sagen. Die Königin dagegen liebkoste den Erbprinzen auf das zärtlichste, über mich ergoß sie aber ihren Grimm. Das alles hatte ich meiner Schwester Charlotte zu danken; diese verleumdete mich bei der Königin, wo sie nur konnte, indes sie den Erbprinzen, in den sie einmal vergafft war, ohne Aufhören lobte. Sie beherrschte die Königin so unbedingt, daß sie ihr zuweilen wie einem Stubenmädchen begegnete. Mit mir machte sie es ebenso, denn sie war auf meines Bruders Freundschaft für mich eifersüchtig und dachte auch, daß der Erbprinz, wenn ich ihn nicht daran verhinderte, mehr Ergebenheit für sie haben würde.

Meine Gesundheit nahm täglich mehr ab, ich ward immer magerer, und hatte fast keinen Atem mehr; dabei zitterte ich

beständig für des Erbprinzen Wohlsein; da er ein sehr heißes Blut hatte, mußte ihm das beständige Trinken und der tägliche Verdruß schaden. Eines Tages, wie er von einer der vorerwähnten berühmten Mahlzeiten zurückkam, sah er blaß aus wie der Tod und zitterte vor Wut wie ein Laubblatt. Ich erschrak unbeschreiblich bei diesem Anblick, aber noch weit mehr, wie er gleich darauf von einer heftigen Ohnmacht befallen wurde. Obschon ich mehr tot als lebendig war, leistete ich ihm doch allen möglichen Beistand, nachdem er sein Bewußtsein wieder erhalten hatte, erzählte er mir, welch' fürchterlicher Auftritt soeben zwischen dem Könige und ihm stattgefunden hatte. Dieser hatte heute, gegen seine Gewohnheit, den Prinzen nicht neben sich gesetzt, sondern den Grafen Seckendorf zwischen sich und ihn genommen, aber dabei so laut, daß es der Erbprinz hören mußte, zu diesem gesagt: „ich kann meinen Schwiegersohn nicht leiden, er ist ein Pinsel; ich gebe mir vergeblich alle Mühe, ihm Verstand einzuflößen, er hat nicht einmal genug, um ein großes Glas auszutrinken, und nichts auf der Welt macht ihm Spaß." Der Erbprinz, dem der Zorn aus dem Gesicht schlug, hielt eben ein großes Glas, das er auf des Königs Gesundheit leeren sollte, er wandte sich damit zu Seckendorf und sagte ganz laut: „ich wollte, der König wäre nicht mein Schwiegervater, so würde ich ihm zeigen, daß der Pinsel wohl fähig sei, ihm das Maul zu stopfen." Hiermit hob er das Glas zum Munde und setzte hinzu: „In des Teufels Namen". Der König ward dunkelrot vor Zorn, sagte aber kein Wort, und die andern schlugen die Augen nieder. Nach der Tafel stieg der König beim Nachhausefahren ganz allein in den Wagen, ohne, wie er sonst gewohnt war, den Erbprinzen mit sich zu nehmen, da nun kein anderer Wagen da war, mußte er, obschon es ein weiter Weg, und eine Kälte war, um Steine zu sprengen, zu Fuß nach Hause gehen. Indem er mir diese Umstände erzählte, war er in solchem Zorn, daß ich jeden Augenblick fürchtete, er möchte einen Schlaganfall bekommen. Da ich es nicht für zuträglich hielt, daß er ins Schauspiel ging, ließ ich uns beide aus Ursache seiner Unpäßlichkeit bei der Königin entschuldigen, erhielt aber zur Antwort, daß der Prinz um jeden Preis ausgehen müsse, denn sie

übernehme es nicht ihn beim König zu vertreten. Wir mußten also der Notwendigkeit weichen; ich ging in Thränen gebadet nach dieser verdammten Komödie, mit einer dichten Kappe über den Kopf, um meine Gemütsbewegung zu verbergen und der Prinz sah blaß wie der Tod aus und fluchte in seinen Bart. Der König sprach kein Wort mit ihm und wir gingen gleich nach der Abendtafel in unser Zimmer. Mein Gemahl war die ganze Nacht sehr krank, er wollte mit aller Gewalt nach Bayreuth zurückkehren und ich stimmte dieser Meinung sehr bei, allein Seckendorf und Grumkow, die ihn am folgenden Morgen besuchten, redeten ihm so kräftig zu, daß er sich endlich zufrieden gab und sich mit ihrem Versprechen beruhigte, den König durch ihre Vorstellungen zu einem andern Betragen zu bewegen. So lange der König noch in Berlin war, schmollten sie zusammen. Endlich begab er sich nach Potsdam, wohin wir ihm am zehnten Januar 1733 nachfolgten.

Des Erbprinzen Gesundheit war sehr zerrüttet, er ward täglich magerer und hatte einen trockenen Husten, der ihn Tag und Nacht quälte; alle Mittel halfen ihm nichts und die Aerzte fürchteten endlich, daß sein Uebel in Schwindsucht übergehen könnte. Dazu konnte er sich gar nicht schonen, denn welches Wetter es auch sein mochte, mußte er früh um zehn Uhr auf die Parade und nachts kamen wir selten vor drei Uhr zu Bett, denn jeden Abend blieb man vier oder fünf Stunden am Tisch, um die langweiligen Märchen der Montbaille, oder die alten Legenden des hannöverschen Hofes mit anzuhören, die ein jeder schon auswendig wußte. Alle Lagen, in denen ich mich mein ganzes Lebelang befunden hatte, waren nichts gegen die damalige. Ich liebte den Erbprinzen über alle Dinge in der Welt und sah ihn täglich dahin schwinden, ohne ihn gehörig pflegen zu können, ich sah mich von allen Seiten mißhandelt und hatte so zu sagen fast nichts zu leben und zu alledem war ich krank und unaufhörlich leidend. Mein einziger heiterer Gedanke war der Tod; das Leben war mir so zur Last geworden, daß ich mich nach ihm sehnte. Als Wahrheit kann ich versichern, daß ich während zwei Jahren den ganzen Tag über nichts mehr zu mir genommen habe, als ein kleines Stückchen trocknes

Brod und dabei trank ich klares Wasser, denn mein Ekel dauerte immer fort.

Der König ward in dieser Zeit durch den Tod des Königs von Polen sehr betrübt. Er starb unmittelbar nach seiner Ankunft in Warschau. Grumkow hatte ihn wenige Tage vorher in Frauenstadt gesehen, wo er ihn im Namen des Königs, meines Vaters, bewillkommnet hatte. Der König von Polen nahm sehr zärtlich von ihm Abschied und sagte: „ich werde Sie nicht mehr wiedersehen!“ mochte Grumkow von diesen Worten besonders gerührt worden sein, oder der Zufall sein Spiel treiben, genug Grumkow kam an demselben Tag, wo der König starb, zu meinem Vater und sagte zu ihm: „O weh! Ihro Majestät, der arme Patron ist tot! diese Nacht kam er in mein Zimmer, öffnete meine Bettvorhänge und sah mich starr an. Ich war hell wach, wie ich es jetzt bin, ich wollte aufspringen, aber die Erscheinung verschwand.“ Nachher fand sichs, daß der König in derselben Stunde gestorben war, in welcher Grumkow die Erscheinung gehabt hatte.

Die Krankheit des Erbprinzen nahm in Potsdam noch zu; die tägliche Ermüdung, die dort noch viel heftiger als in Berlin war, trug vieles dazu bei; täglich mußte er um neun Uhr zum König und ich um zehn Uhr zu der Königin; wir begaben uns mit ihr in die Parade-Zimmer, wo nicht im mindesten eingeheizt war und wo wir ohne alle Notwendigkeit und Ursache bis zu Mittag vor Kälte und Langeweile hätten vergehen mögen. Dann begaben wir uns in des Königs geheimes Kabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß sie war, nur zwei Schüsseln standen; ein Gemüse mit Wasser gekocht, auf dem ein Bischen geschmolzene Butter und gehackte Kräuter oben auf schwammen und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; ihnen folgten zwei andere Schüsseln mit einem Hecht oder Karpfen, von denen jeder eine Nuß viel bekam, der Braten bestand meist aus einer Gans, oder einem alten wälschen Hahn. Sonntags kam, weil es Fest war, noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem Könige gegenüber und erzählte Zeitungsnachrichten, über die er dann einen langen

politischen Unsinn ergoß, der einem tötliche lange Weile machte. Nach der Tafel setzte sich der König neben den Kamin in einen Armstuhl und die Königin mit meinen Schwestern um ihn her, um ihn schnarchen zu hören — ich begab mich sogleich nach der Tafel hinweg. Das dauerte bis drei Uhr, wo er spazieren ritt, ich mich aber mit dem Erbprinzen zur Königin begab. Wenn der König um sechs Uhr zurückkam, malte er oder besudelte vielmehr Papier, bis um acht Uhr, wo er in die Tabagie ging. Die Königin spielte indeß mit Frau von Konnken und Fräulein von Sonnsfeld Tocadille, bis man sich um neun Uhr zur Tafel setzte, die fünf oder sechs Stunden dauerte, bevor man zur Ruhe gehen durfte. Dieses Leben war so regelmäßig, wie ein Notenpapier und alle Tage sich völlig gleich.

Des Erbprinzen Krankheit nahm indessen dergestalt zu, daß er nicht mehr imstande war, weder das Zimmer noch das Bett zu verlassen. Der König wunderte sich sehr, wie man ihm eines Morgens sagte, daß er sehr schlecht sei. Ich habe schon einige Male in diesen Memoiren gesagt, daß seine Fehler nur Temperaments-, keine Herzensunarten waren; diese Nachricht machte ihn also sehr unruhig, er besuchte ihn sogleich, fand ihn aber so verändert, daß er alle Aerzte von Potsdam versammelte und einen Eilboten nach Berlin sandte, um von dort die berühmtesten Aerzte herbei zu holen und über des Prinzen Zustand zu beratschlagen. Der Prinz konnte sich beim Anblick aller dieser Schüler des Aesculap des Lachens nicht enthalten, und fragte mich: ob man ihn in die andere Welt befördern, oder zum Doktor machen wollte? Nachdem diese weisen Männer alle Umstände überlegt hatten, fanden sie das Uebel nicht ohne Rettung, sondern meinten, daß er sich mittelst einer strengen Lebensweise und ruhigen Verhaltens wohl noch vor der Schwindsucht retten könne. Ich war allein in Potsdam, man hatte mir nicht erlaubt, meine Damen, nicht einmal meinen Stallmeister, Herrn von Seckendorf, mit mir zu nehmen, also verließ ich den Erbprinzen keinen Augenblick, sondern machte nur täglich eine Viertelstunde lang dem Könige und der Königin meine Aufwartung. Der König nahm dies gütig auf und sprach verbindlich über des Erbprinzen Lage. Eines Tages sagte er: „ich weiß wohl, was Deinem Markgrafen fehlt. Er

hat sich über ein paar Worte geärgert, die ich ihm an der Tafel bei Glasenap sagte und über meine Offiziere, die ihn hänseln. Ich bin an allem schuld und bereue es; aber ich habe es gut mit ihm vorgehabt, Dein Markgraf ist nicht lebhaft genug, ich wollte ihn aufmuntern und stiftete meine Offiziere an, ihn gelenkig zu machen.“ Ich antwortete: daß der Erbprinz ohne Zweifel über die Behandlung, die er von ihm erfahren hätte, aufgebracht gewesen wäre, aber es nie an der seinen Schwiegervater schuldigen Ehrerbietung würde fehlen lassen, allein sich von Offizieren hänseln zu lassen, wäre seine Sache nicht. Bis dahin habe er die Mäßigung gehabt, zu thun, als verstände er sie nicht, ich stände aber nicht dafür, ob er sie beständig haben würde, darauf antwortete der König: meine Offiziere sind artige Leute, die recht dazu gemacht sind, ihn zu bilden, er muß bessere Bekanntschaft mit ihnen machen. Ich will ihnen sagen, daß sie ihn täglich besuchen und ihm die Zeit vertreiben, er muß nicht immer unter den Weibern sein.“ Ich sagte: das würde dem Erbprinzen Vergnügen machen, mich aber nicht vermögen, ihn zu verlassen; es sei meine Pflicht bei ihm zu bleiben und ich wäre in tausend Sorgen; wenn ich von ihm entfernt wäre. Der König antwortete: „Du bist ein wackres Weib; Gott wir dich segnen! du liebst deinen Mann, laß dich nie davon abwenden! Die Königin setzte ihre alte Weise gegen mich fort. Sie zankte mich unaufhörlich aus und sprach von dem Erbprinzen in den unpassendsten Ausdrücken; sie wollte durchaus nicht, daß ich bei ihm blieb und verspottete mich auf das bitterste. Mir war das ganz einerlei, ich ging meinen Weg fort. Obschon der König mein Betragen gebilligt hatte, schickte er doch alle Tage einen Haufen Offiziere, meistens junge liederliche Leute ohne Erziehung und Bildung, die zu nichts taugten, als Soldaten abzurichten und das Gewehr schultern zu lehren. Da sie der Erbprinz ohnehin nicht liebte und ihre Gegenwart ihn an meinem Umgang hinderte, hatte er viele Langeweile und Aerger mit ihnen, wodurch seine Gesundheit sehr litt. Außerdem nötigten sie ihn, seine Worte zu wägen, denn er wußte, daß alles dem Könige hinterbracht werden würde.

In dieser Zeit kam der Herzog von Bevern und sein Sohn

auf ihrer Rückreise von Wien nach Potsdam. Der Herzog besuchte sogleich den Erbprinzen und fand ihn sehr schlecht. Ich erzählte ihm mein ganzes Unglück und er versprach, daß er mit dem Könige reden und ihn zur Vernunft bringen wollte. Er brachte mir von der Kaiserin einen Brief und einen herrlichen Blumenstrauß von Smaragden und Brillanten mit, den sie mir, wie sie sich ausdrückte, als ein Zeichen ihrer besonderen Achtung für mich schickte. Die Gegenwart meines Bruders und dieser beiden Freunde linderten des Erbprinzen Unmut ein wenig. Prinz Karl war vertraut mit ihm und leistete ihm in seinen müßigen Stunden Gesellschaft. Der Herzog hingegen suchte uns bei dem König nützlich zu sein, er schaffte uns die lästigen Offizierschwärme vom Halse, indem er dem König begreiflich machte, daß des Erbprinzen Gesundheit Ruhe bedürfe. Diese bekam ihm denn auch so gut, daß er nach vierzehn Tagen das Zimmer verlassen durfte, das Fieber hatte sich verloren, allein der Husten, wenn gleich weniger heftig, dauerte noch fort. Der König empfing ihn beim Wiedersehen ziemlich gut und die Königin überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Die Gegenwart des Bevernschen Hofes hob meinen Kummer eine kleine Zeit lang. Prinz Karl hatte sich sehr zu seinem Vorteil verändert und meine Schwester Charlotte wandelte mit ihm im Liebesparadiese. Sie war dergestalt mit ihm beschäftigt, daß sie die Königin darüber vernachlässigte, die hinwieder, um sie zu kränken, mir huldreichst begegnete und mir sogar sehr schöne Geschenke machte. Meiner Schwester Liebesleidenschaft verdroß sie umsomehr, da sie ihre Heirat durchaus abbrechen und sie mit dem Prinzen von Wales verheiraten wollte. Dieses Traumbild hatte sie sich ein für alle Mal in den Kopf gesetzt und es gab kein Mittel, es ihr zu entreißen. Mit der Abreise des Herzogs von Bevern schwand auch meine Gunst; Charlotte gewann ihren gewohnten Einfluß wieder und ich mußte meine guten Tage schwer büßen.

Der König wartete nur des Erbprinzen völlige Herstellung ab, um ihn nach seinem Regiment, dessen Musterung er vornehmen wollte, abzuschicken. Wir wünschten diesen traurigen Zeitpunkt so lange wie möglich zu entfernen. Mein Gemahl sollte dort seinen Haushalt einrichten; wie war das aber möglich

ohne die geringsten Mittel? Seckendorf stellte dem Könige die Unmöglichkeit vor, seine Tafel zu bestreiten und suchte ihn zu bereden, daß er ihn entweder frei hielt, oder ihm monatlich eine gewisse Summe zu diesem Zwecke aussetzte. „Er hat das Einkommen seines Regiments zu diesem Gebrauche, antwortete der König sehr rauh, wenn er ein guter Haushalter wäre, so hätte er mehr, wie er brauchte, aber er ist ein lockerer Vogel." Man denke sich, wie eine solche Behandlung uns kränken mußte. Oft waren wir in einer solchen Verzweiflung, daß uns allerlei überspannte Mittel einfielen — tausend thörichte Pläne gingen uns durch den Kopf. Wir wollten nach Holland entfliehen, dort meinen Schmuck, der sehr ansehnlich war, zu Geld machen und bis eine günstige Veränderung unseres Schicksals einträte, unter fremdem Namen unbekannt daselbst leben. Ein bischen Nachdenken zerstreute diese lächerlichen Anschläge und wir ermahnten uns gegenseitig zur Geduld und Standhaftigkeit.

Der traurige Tag, wo der Prinz abreisen mußte, kam indessen heran und machte mich untröstlich. Es war der fünfundzwanzigste März. Ich hatte so viel geweint, daß ich Augen hatte, so groß wie Hühnereier und mein Gesicht ganz zerschunden war. Dennoch mußte ich am Hofe erscheinen und meinen Kummer verbergen. Der König nahm ihn jedoch wahr und sagte mitleidig: „du bist traurig und hast fürchterlich geweint." Ich antwortete, daß es wahr sei. „Es thut mir leid, begann er wieder, allein er mußte zu seinem Regimente, das war notwendig." Um mich zu trösten, trank er bei Tisch meine Gesundheit und brachte mir die meines Gemahls, was noch nie geschehen war. Die Königin im Gegenteil hatte die Grausamkeit, mich den ganzen Nachmittag vorlesen zu lassen, so weh mir meine Augen thaten und obgleich meine Brust viel zu schwach war. Vielleicht war aber ihre Absicht nicht böse; sie gedachte mich vielleicht damit zu zerstreuen. Was ich auch that, meinen Schmerz zu bemeistern, so war er doch auf mein Gesicht geschrieben und ich hatte fast immer Thränen im Auge, denn ich kann mich nicht verstellen, das war von jeher mein größter Fehler. Wenige Menschen haben die Gabe, an andrer Leiden Teil zu nehmen; entweder weil sie Ursache zur Freude haben, oder weil ihre Gemütsart heiter ist, fordern sie andere

zur Lustigkeit auf und ein betrübtes Gesicht ist ihnen unerträglich. So ging es auch dem Könige, er war selbst zur Schwermut geneigt, aber um sich zu zerstreuen, wollte er lauter fröhliche Gesichter um sich sehen. Mein trübseliges Wesen machte ihm auch Langeweile und er trug der Königin auf, mich davon zu benachrichtigen. Es bedurfte nicht viel um sie gegen mich aufzubringen und sie hielt mir des Nachmittags eine zwei Stunden lange Strafpredigt. Ich hatte nicht die mindeste Erholung, war von dem Erbprinzen getrennt und hatte tausend Sorgen für seine Gesundheit und die Ermüdung, der er sich aussetzen mußte. Zum größten Unglück mußte ich nachmittags noch dem Schauspiel beiwohnen, den König sein Schläfchen machen zu sehen, er rief mich dann zu sich, hieß mich ihm gegenüber sitzen und sagte mir kein Wort, es war ihm nur darum zu thun, mich zu plagen. — Doch ich sehe, daß ich lange nichts von Bayreuth gesagt habe.

Der Markgraf war, wie ich schon sagte, über meine Abreise höchst erfreut gewesen und schmeichelte sich mit einer recht langen Dauer derselben. Er schrieb mir von Zeit zu Zeit sehr höfliche Briefe. Die Weigerung seiner Tochter, der Prinzessin von Taxis, nach Bayreuth zu kommen, hatte ihn sehr verdrossen, wie er sich aber näher erkundigte, hörte er, daß sich die alte Prinzessin von Taxis, ihre Schwiegermutter, alle Mühe gab, sie zum katholischen Glauben zu bewegen. Er entschloß sich also selbst nach Frankfurt zu gehen, wo diese ganze Familie ihren Wohnsitz hatte, um diesem schönen Plane ein Ende zu machen. Vorher schickte er aber Herrn von Fischer dahin ab, um Nachrichten einzuziehen, allein schon unterwegs erhielt dieser einen Brief von der jungen Prinzessin Beichtvater, der ihm meldete, er habe schon lange an dieser Fürstin eine Neigung zum katholischen Glauben verspürt, auf seine Vorstellung habe sie ihm aber ihr Wort gegeben, in der, ihrer Jugend eingeflößten Religion zu verharren. Neuerlich habe er sie von der Reise nach Mainz abzuwenden gesucht, allein vergeblich und sie habe soeben ihren Glauben in den Händen des Kurfürsten von Mainz abgeschworen. Die Stadt Frankfurt sei über diesen Schritt so erbost, daß sie ihr hätte sagen lassen, die Einwohner würden, wenn sie es wagte, einen Fuß auf ihr Gebiet zu setzen,

die ganze Familie ermorden und ihren Palast niederreißen. Auf diesen Brief kehrte Herr von Fischer wieder um und brachte diese unangenehme Nachricht nach Hause. Allein der Markgraf um den starken Geist zu machen, gab an demselben Abend einen großen Ball, womit er aber keinen Beifall erntete und ging dann, um seinen Verdruß zu zerstreuen, nach Neustadt, einem Städtchen nahe bei Erlangen. Dort betrank er sich von früh bis abends. — Doch ich kehre nach Potsdam zurück.

Der König war in der bösesten Laune, die seine armen Bedienten aushalten mußten. Ich war von einem Auftritt Zeuge, der mir unendlichen Kummer machte. Er ward gegen einen seiner Kammerdiener so aufgebracht, daß er drei spanische Rohre auf seinem Kopfe zerbrach, so daß der arme Kerl endlich für tot zu Boden sank; er raufte ihm die Haare, trat ihn mit Füßen und schleppte ihn endlich aus dem Zimmer, um ihn einsperren zu lassen. Ich fiel vor Schrecken fast in Ohnmacht. Man eilte, den armen Teufel zu verbinden und der König gab ihm den Abschied, — die größte Wohlthat, däucht mir, die er erlangen konnte.

Mein Gemahl schrieb mir indessen, daß er auf seinem Wege nach Pasewalk meinen Bruder in Ruppin, das am Wege liegt, besucht hätte. Dieser war damals sehr liederlich, besuchte alle schlechten Häuser und nahm vorlieb mit dem was er vorfand, ohne sich von den übeln Krankheiten, die er mehrmals davon getragen hatte, witzigen zu lassen. Er wollte den Erbprinzen durchaus zu diesen Ausschweifungen verführen, der hatte aber einen Abscheu an dergleichen Schändlichkeiten und reiste zwei Tage darauf zu seinem Regiment ab. Ich wollte seine Ungeduld, seine Pflichten zu erfüllen, bei dem König geltend machen, nahte mich ihm und sagte: daß der Erbprinz, der sich ihm zu Gnaden empfehlen ließ, glücklich bei seinem Regimente angekommen sei. „Wie? sagte der König, angelangt? ist er denn nicht in Ruppin bei deinem Bruder gewesen?“ — Ja, antwortete ich, allein der Eifer, sein Regiment zu sehen, hat ihm daselbst keinen langen Aufenthalt gestattet. Meine Antwort freute den König. „Er hätte sich nicht zu eilen brauchen, sagte er, ein oder zwei Tage mehr verschlagen nichts; die beiden Schwäger müssen vertraut zusammen werden — und nach

einigem Nachdenken setzte er hinzu: du erregst mein Mitleid; du bist arm, aber du hast einen Markgrafen, der herrliche Eigenschaften hat, das muß dich trösten. Ich habe aber einen Plan im Kopf, der euch zu statten kommen soll. Es giebt gewisse Lehen, die ich, wenn sie fällig sind, wieder vergeben muß, zwei davon werden nächstens fällig, ich bestimme sie deinem Manne; sie werden zusammen gegen zehntausend Thaler eintragen; ich will ihm auch die Anwartschaft auf eine Commende des Johanniter-Ordens geben, die ich zu verschenken habe; der jetzige Besitzer ist so alt, daß sie bald ledig werden muß. Dein Markgraf muß, sobald wir in Berlin sind, sich aufnehmen und einschreiben lassen.“ Ich dankte dem König tausendmal für seine Güte. So schnelle Wechsel vom Bösen zum Guten und Guten zum Bösen veranlaßten mich zu mancherlei Betrachtungen über die Veränderlichkeit der menschlichen Dinge. Der Lehnspflichtige starb auch wirklich nach vierzehn Tagen und der König hielt Wort und erteilte dieses Lehn dem Erbprinzen. Die Rückkehr meines Bruders vermehrte noch meine Zufriedenheit, er bezeigte mir die herzlichste Freundschaft und sprach von dem Erbprinzen mit viel Liebe; er gab mir so viel Geld, daß ich meine Schulden bezahlen und dem Erbprinzen, so lange er abwesend war, unterhalten konnte.

Der König hatte einen seiner Finanzbeamten nach Bayreuth geschickt, um die Geschäfte in Ordnung zu bringen. Bei seiner Rückkehr machte er den König mit dem Zustand der Sachen bekannt, aber wie der Erfolg bewiesen hat, war er selbst falsch unterrichtet worden, er sagte ihm: der Markgraf wäre mit dem ihm vorgelegten Plane zufrieden gewesen, nach welchem das Bayreuther Land in zwölf Jahren von allen Schulden befreit sein sollte. Der König teilte mir diese guten Nachrichten mit und schickte mir den Mann zu, um mich von dem Geschäft zu unterrichten, damit ich es dem Erbprinzen auch mitzuteilen imstande wäre.

Mein Gemüt ward unter diesen günstigen Umständen etwas ruhiger, ich war nun aber einmal bestimmt, langsam gebraten zu werden, denn hätte man mich immer geplagt, so wäre ich zu bald gestorben. — Ich war immer fort krank und da wir in Potsdam keinen Arzt hatten, nahm mein Uebel zu.

In der Hoffnung mir Erleichterung zu verschaffen, verordnete man einen Aderlaß; der Wundarzt sagte: daß mein ganzes Blut verdorben sei, ich müßte durchaus eine Kur brauchen, aber ich war gar nicht in der Lage es zweckmäßig zu thun und das Leben hatte auch nicht genug Wert für mich.

In diesem Zeitpunkt erhielt ich schlechte Nachrichten von Bayreuth. Fräulein von Sonnsfeld meldete mir, daß die arme Prinzessin Charlotte gänzlich närrisch geworden sei, Sie hatte sich seit langer Zeit geschmeichelt, den Prinzen von Usingen zu heiraten, obschon sie ihn niemals gesehen hatte, jetzt las sie in den Zeitungen, er werde sich mit der Prinzessin von Eisenach verbinden. Diese Nachricht machte einen so heftigen Eindruck auf sie, daß ihr Verstand gänzlich unterlag, ja ihre Nähe ward sogar gefährlich. Die Prinzessin von Taxis, ihrerseits, hatte kaum ihren Glauben abgeschworen, so ward sie von so fürchterlichen Gewissensbissen gequält, daß sie sich zum Fenster hinausstürzen wollte. Ihr Mann und ihre Schwiegermutter hatten alle Mühe, sie zu trösten, denn ihr Zustand war dem der Prinzessin Charlotte nicht sehr unähnlich. Fräulein von Sonnsfeld sagte mir auch, daß meine Tochter anfing, Zähne zu bekommen, daß der Markgraf sie gegen der Aerzte Rat mit nach Himmelkron nehmen wollte, ihr aber nun auf ihre Vorstellung geantwortet habe, daß er mir über diesen Gegenstand schreiben werde. Er that es wirklich mit folgendem Posttag, ich teilte seinen Brief der Königin mit und bat sie um Rat; sie war nicht der Meinung, daß meine Kleine während des Zahnens die Luft verändern sollte, weil die Kinder in diesem Zeitpunkt immer besonders viel Sorgfalt erfordern. Demzufolge bat ich den Markgrafen in einem sehr verbindlichen Briefe, aus den von der Königin angeführten Gründen, Friederike in Bayreuth zurück zu lassen. Er war, wie ich nachher erfuhr, bei dessen Empfang höchst aufgebracht und ließ mein armes Kind unter tausend Flüchen mit Gewalt nach Himmelkron führen, indem er behauptete, daß er Herr sei mit ihm zu machen, was ihm gut dünke. Es wäre ihr fast teuer zu stehen gekommen, denn sie war eine Zeitlang so schlecht, daß man an ihrem Leben zweifelte. Diese Handlungsweise genügte ihm noch nicht, er schrieb mir auch noch einen Brief voller Vorwürfe und Härte.

Ich zeigte ihn der Königin, die Anfangs so aufgebracht darüber wurde, daß sie ihm selbst schreiben und den Kopf waschen wollte, nachher besann sie sich aber und riet mir gütlich mit ihm zu Werke zu gehen; Fräulein von Sonnsfeld, die in Bayreuth sehr geschätzt war und Einfluß über den Markgrafen gewonnen hatte, richtete es auch so ein, daß sie uns wieder versöhnte.

Der König und die Königin hatten eine große Freude, wie Herr Oberkammerherr von Rostiz ihnen in dieser Zeit die Nachricht der glücklichen Entbindung meiner Schwester von Anspach von einem Prinzen überbrachte. Der König gab zur Bezeichnung seiner Freude ein Fest — zwei Schüsseln mehr wie gewöhnlich und man trank wie die Spundlöcher. Der König sagte zu Herrn von Rostiz, er habe schon für den kleinen Prinzen eine Frau ganz fix und fertig gefunden, in meiner Tochter — ich meinte aber, wir hätten noch Zeit vor uns, daran zu denken.

Prinz Karl von Bevern kam denselben Abend von einer Reise nach Holland zurück. Ich freute mich, ihn wieder zu sehen und durch ihn Nachricht vom Erbprinzen zu erhalten. Auch mein Bruder besuchte uns und überhäufte mich mit Liebe. Ich sprach mit ihm von meiner gegenwärtigen Lage; er sagte mir, ich sollte Geduld haben, es würde eine Zeit kommen, wo er mich für allen meinen gegenwärtigen Kummer entschädigen würde. „Ich werde euch nicht allein, sagte er, keinen Schilling von dem, was euch der König als Darlehn gab, zurück zahlen lassen, sondern euch, wenn dein Schwiegervater dann noch lebt, eine Pension von vierzig tausend Thalern geben und nie zugeben, daß wir uns trennen. Ich gebe dir mein Wort darauf und willst du es, so gebe ich dir die schriftliche und mit meinem Siegel versehene Versicherung darüber." Ich sage ihm, daß mir sein Wort und seine Freundschaft lieber wären, wie alle Vorteile, die er mir machen könnte. So lange ich diesen geliebten Bruder um mich sah, vergaß ich all mein Leid.

Der König und die Königin dachten aufs Neue auf nichts, als mich zu quälen; sie behandelten mich stets als die armselige Bettlerin, der man das Brot geben müsse. Diese Reden kamen alle Tage bei Tische vor und zu meiner größten Be=

schämung in Gegenwart des Herrn von Nostiz. Ja, der König schimpfte sogar oft über den Erbprinzen und nannte ihn einen Pinsel und Dummkopf. Wollte ich ihm endlich einmal antworten, so sah er mich mit seinen fürchterlichen stieren Augen an, die mich so erschreckten, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb.

Indessen erhielt ich Nachricht von Bayreuth, daß der Markgraf sehr unpäßlich sei, sichtlich abnähme und unsre Rückkehr zu wünschen anfing. Fräulein von Sonnsfeld, der ich meine traurige Lage anvertraut hatte, schrieb mir, daß ich, wenn mir darum zu thun sei, zurück zu kehren, diese günstige Stimmung des Markgrafen benutzen sollte. Sie meldete auch, daß sich der Zustand der Prinzessin Charlotte bessere, ihre Verrücktheit kehre nur zu Zeiten zurück. Der Herzog von Weimar schien sie heiraten zu wollen, er habe einen seiner Günstlinge geschickt, sie sich anzusehen und sie (die Sonnsfeld) habe es so geschickt einzurichten gewußt, daß er ihre Verrücktheit gewiß nicht habe gewahr werden können, so daß sie hoffe, wir würden sie bald los werden. Ich antwortete der Sonnsfeld, sie möchte doch aus allen Kräften an unserer Rückkehr arbeiten, doch wäre es jetzt noch nicht Zeit dem Könige darüber zu schreiben, da er uns vor stattgefundener Musterung über des Erbprinzen Regiment gewiß nicht abreisen ließ, auch würde ich mich mit meinem Bruder unfehlbar entzweien wenn ich Berlin vor Ankunft seiner Braut verließ, da ich ihm versprochen hätte, mich deren Bildung anzunehmen; sie solle alle ihre Minen so anlegen, daß wir, wenn des Markgrafen Krankheit nicht zunähme, im August zurückkehren könnten.

Der Erbprinz schrieb mir jeden Posttag, er gab sich ungeheure Mühe, sein Regiment abzurichten; unter anderm teilte er mir auch einen Brief mit, den er vom Könige erhalten hatte und der nichts als Vorwürfe und Schmähungen enthielt. Diese Behandlung schmerzte ihn umsomehr, da er sie wahrlich nicht verdiente; er liebte den Kriegsdienst und befleißigte sich mit Ernst, ihn zu lernen. Auch mich fuhr der König fort zu mißhandeln, anfangs wußte ich gar nicht warum? endlich hörte ich, daß es von einer Zwischenträgerei herrühre, die einige Offiziere gemacht hatten. Der Erbprinz liebte die Musik und

spielte artig auf der Flöte; er hatte einen Violinisten nach Pasewalk kommen lassen, um sich von ihm begleiten zu lassen und so sich die Zeit zu verkürzen. Der König hielt hingegen die Musik für ein Kapitalverbrechen, nach seinem Sinn sollte alle Welt nur eine Sache im Kopfe haben; die Männer das Kriegswesen und die Weiber den Haushalt; Wissenschaften, Künste und jede andere Beschäftigung rechnete er unter die sieben Todsünden. Ich unterrichtete den Erbprinzen von diesem Geschwätz und bat ihn, sich die kurze Zeit über, wo wir noch von Bayreuth abwesend sein würden, den Zwang aufzulegen, damit wir mit Ehren und ohne Zwist vom Könige schieden, denn bei unserer Rückkehr nach Bayreuth müßte er uns doch gegen den Markgrafen zur Stütze dienen, indem dieser uns dort eben so gut plagen würde, wie jener es in Berlin thue. Der Violinist zog ab und der König stimmte sogleich des Erbprinzen Lob an und zeigte mir das huldreichste Gesicht. Die Königin hingegen hielt mich auf der Folter durch die unerträglichste Verachtung und den ausgelassensten Hochmut. Ich habe schon gesagt, wie lieb mir meine beiden jüngsten Schwestern waren, es waren liebenswürdige gute Kinder, obschon noch sehr jung, suchten sie mir doch nützlich zu sein, indem sie mir jedesmal hinterbrachten, wenn mir meine Schwester Charlotte bei meiner Mutter einen Possen zu spielen suchte. Aber meine Mutter mißgönnte mir auch die kleine Freude, mit den beiden lieben Kindern zu schwatzen und verbot ihnen mit Androhung ihres Zornes den geringsten Verkehr mit mir zu haben, sie sagte ihnen: ich sei das räudige Schaf, sie könnten nichts als Böses von mir lernen. Sobald ich in der Königin Zimmer trat, liefen die armen Kinder davon und sahen mich mit nassen Augen an. Ebenso hielt sie es mit ihren Leuten, so daß sich keiner getraute, mir die Thüre aufzumachen, wenn ich mich nahte. Ohne Frau von Konnken wäre ich von Potsdam abgereist und hätte mich bei dem Könige über dieses Betragen beschwert; diese kluge Frau hielt mich durch ihre Vorstellungen davon ab. Ich wollte eine Erklärung mit der Königin suchen, sie bewies mir aber, daß ich dabei nichts gewinnen würde, denn je näher die Hochzeit meines Bruders und meiner Schwester heranrückte, je erbitterter ward sie gegen mich. Wenn sie allein

mit Frau von Konnken war, sagte sie ihr, ich sei die alleinige Ursache all ihres Verdrusses, wenn ich den Erbprinzen nicht geheiratet hätte, würde die doppelte Verbindung meines Bruders und meiner Schwester auch nicht stattgefunden haben — jedesmal wenn sie mich nur sähe, würde ihr jeder Blutstropfen zu Gift. Frau von Konnken sagte ihr, sie handle darin nicht wie eine Christin, man müßte sich den Ratschlägen des Himmels unterwerfen, denn die Heiraten würden von oben beschlossen. Darauf erwiderte die Königin: sie habe recht, sie wisse wohl, daß Rachsucht ihr größter Fehler sei und daß sie nie verzeihen könne. Der weise Rat dieser Dame brachte mich ein wenig zur Besinnung: ich beschloß meinen Kummer mit Geduld zu tragen und um Dinge, die ich nicht ändern konnte, mich nicht zu grämen.

So ist mein Leben eine Verkettung von Uebeln gewesen, um aber durch lauter traurige Gegenstände nicht ganz ermüdend zu werden, will ich hier ein paar lustige Anekdoten einschalten.

In dieser Zeit kam der Prinz von Anhalt-Bernburg nach Potsdam, um dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen; da dieser sehr gern neckte und Heiraten stiftete, hatte er den Einfall, diesen Prinzen mit seiner Schwester Tochter, der Prinzessin Albertine, zu verheiraten. Von alledem wußte der Prinz von Bernburg aber nichts; er war ein kleiner dicker Mensch mit hohen Schultern und einem bräunlichen Vollmonds Gesicht. Als seine Mutter mit ihm schwanger war, stürzte einmal das eine Pferd vor ihrer Kutsche und drehte den Kopf so, daß er ihr gerade ins Gesicht fiel, das erschreckte sie dergestalt, daß sie sich an ihm versah und ihr Sohn davon ein Pferdeauge bekam, welches ihn sehr entstellte. In meinen Leben habe ich keinen häßlichern dümmern Menschen gesehen, als diesen Prinzen. Er stotterte und konnte kein Wort sprechen ohne zu gurgeln wie ein Kind, das erst eben sprechen lernt. Ungeachtet alles Kummers, hatte ich alle Mühe mich bei seinem Anblicke des Lachens zu enthalten, denn er war so komisch, daß er einen Heraklit aus der Fassung gebracht hätte. Die Prinzessin, die man ihm bestimmte, war so häßlich, so dumm, so unangenehm, wie er. Der König, der ihn gleich bei seiner Ankunft der Königin vorgestellt hatte, sagte bei Tisch zu ihm: hören Sie,

Prinz ich will Sie verheiraten, ich weiß eine gute Frau für Sie, die Sie glücklich machen wird. Sie müssen meine Base heiraten, es ist das beste Geschöpf von der Welt, aber häßlich wie tausend Teufel; Sie müssen sie nur im Finstern sehen. Ja, hol mich Satanas, wenn mein Hinterer nicht schöner ist, wie ihr Gesicht. Aber das thut nichts, nicht wahr Prinz? — Der arme Mensch wußte nicht was er sagen sollte, ob Ja oder Nein. Nachmittags fahre ich mit Ihnen nach Berlin, fing der König wieder an, wir wollen bei meiner guten alten Tante zu Abend essen und da können Sie sich mit ihrer Tochter versprechen. — Nach sehr kurzem Besinnen, fand sich der arme Prinz sehr geehrt, die Base eines Königs zu heiraten, besonders wenn sie eine so große Aehnlichkeit mit seinen Hinterteilen habe; er antwortete also mit stammelnden Worten, daß er ihn, stehenden Fußes, nach Berlin zu begleiten bereit sei.

Die Nachrichten, welche ich während dieser Zeit von Bayreuth erhielt, waren sehr befriedigend. Fräulein von Sonnsfeld schrieb, daß das Befinden des Markgrafen sich sichtlich verschlimmere. Er war nach Neustadt gegangen, um seinen unglückseligen Bruder zu besuchen, dessen Portrait ich oben bezeichnet habe und der soeben eine Prinzessin von Anhalt-Schaumburg geheiratet hatte. Er machte bei seinem Aufenthalt in Neustadt ungeheure Ausgaben und brachte seine Tage mit Spielen und Lustbarkeiten zu, bis er endlich in der Trunkenheit beim Herabsteigen von einer Treppe einen gefährlichen Fall that, von dem er halbtot in sein Zimmer gebracht wurde. Ich weiß nicht, ob er sich innerlich verletzte — die ihn umgebenden Aerzte waren so unwissend, daß ihr Berichte keinen Glauben verdienten. Mag es nun der Fall oder das Trinken sein, genug, daß eines von beiden ihm einen so ungeheuren Hämorrhoidalblutfluß zuzog, daß man seine letzte Stunde erwartete. Es ward sogar schon nach einem Geistlichen geschickt, um ihn zum Tode vorzubereiten, sein Temperament rettete ihn aber dieses Mal, indem er, wiewohl langsam, genas.

Seit diesem Vorfall schrie ein jeder nach unsrer Rückkehr. Der Markgraf selbst wünschte es und schrieb mir: ich möchte ihm melden, auf welche Weise er unsre Rückkehr nach Bayreuth bewerkstelligen sollte? Ich zeigte diesen Brief einigen Personen,

von denen ich sicher war, daß sie es dem Könige wiedersagen würden und erzählte ihnen alle soeben erwähnten Umstände, worauf sie denn auch nicht ermangelten, den König davon zu benachrichtigen. Dieser wollte uns nicht verlieren, aber ebenso-wenig wollte er uns gut behandeln; um aber jetzt unsere Ab-reise zu verhindern, beschloß er, uns zu gewinnen. Er machte mir also tausend Liebkosungen, sprach vom Erbprinzen in lauter Lobsprüchen, rührte mich aber sehr wenig dadurch, denn ich war zu oft betrogen worden, um mich länger täuschen zu lassen. Der König war unpäßlich; sein Gesicht hatte sich sehr verändert und er schwoll alle Nächte auf. Eines Nachmittags, während er schlief und wir alle um ihn hersaßen, überfiel ihn ein Erstickungsanfall, den wir, weil er immer sehr laut schnarchte, anfangs nicht wahrnahmen. Ich bemerkte zuerst, daß er ganz schwarz wurde und sein Gesicht anschwoll; sogleich schrie ich auf und sagte es der Königin, die ihn verschiedene Male, allein vergeblich, anstieß, um ihn aufzuwecken. Ich rief also Leute herbei, man schnitt ihm die Halsbinde auf und wir schütteten ihm Wasser in das Gesicht, worauf er denn nach und nach wieder zu sich kam. Dieser Zufall erschreckte ihn sehr, allein um ihm den Hof zu machen, behandelten ihn alle Aerzte, die er um sich hatte, wie eine Kleinigkeit, obschon er im Grunde sehr gefährlich war und sich ein jeder ins Ohr sagte: es sei eine zurückgetretene Gicht, die ihm üble Streiche spielen könnte.

Die schöne Jahreszeit, welche die ganze Natur erfreut und neubelebt, war für mich nur eine neue Züchtigung. Alle Abende mußten wir in des Königs Garten gehen. Mein Vater hatte ihn, ich weiß nicht warum, Marly genannt. Es war ein schöner Gemüsegarten, in welchem sich der König eine Freude gemacht hatte, die schönsten europäischen Früchte zu versammeln, allein zum Spazierengehen bot er nicht die mindeste Annehmlichkeit, weil gar kein Schatten darin war. Wir begaben uns alle Nachmittage um drei Uhr dahin, um uns in der Kühle des Herrn von Vendome zu rösten*). Um acht Uhr speiste man daselbst sehr mäßig und ohne sich den Magen zu über-

---

*) Gewiß ein damals bekannter Scherz vom französischen Hofe. A. d. H.

laden, zur Nacht und um neun zog man sich zurück. Der König stand alle Morgen um vier Uhr auf, um bei der Musterung seines Regiments zugegen zu sein; sie geschah unter seinen Fenstern und da ich zu ebener Erde wohnte, konnte ich die ganze Nacht nicht die Augen schließen, denn man feuerte Divisions- und Pelotonsweise. Ein Soldat, der zu schnell laden wollte, hatte nicht Zeit, den Ladestock herauszuziehen, der Schuß ging los, fuhr in mein Zimmer und schlug den Spiegel von meiner Toilette herab, der durch einen beispiellosen Zufall nicht zerbrochen ward.

Ich ertrug alle diese Ermüdungen mit Geduld. Die Rückkehr des Erbprinzen machte mir zu viele Freude, um an etwas Anderes zu denken. Er langte den einundzwanzigsten Mai mit meinem Bruder in Potsdam an. Zu meiner großen Freude fand ich ihn besser aussehen, wie bei seiner Abreise; allein der Husten hielt, obgleich sehr vermindert, noch immer an. Der König empfing ihn sehr gut und war mit dem Bericht, den er ihm von seinem Regimente erstattete, sehr zufrieden. Die Markgräfin Albertine, ihre Tochter und der Prinz von Bernburg, dessen Hochzeit am folgenden Tage sein sollte, trafen noch denselben Abend ein. Die Prinzessin Albertine war vollkommen glückselig und that nichts als lachen, wenn man von ihrem Bräutigam sprach. Zwei Damen, die sie hatte, waren das Echo ihres Gelächters, der Prinz gab das Zeichen mit einem lauten Ausbruch von Lachen, die beiden Damen beantworteten dieses und wir fanden das so drollig, daß wir auch lachten — dergestalt, daß man nichts als Gelächter hörte. Der König, der die Braut gern plagte, sagte ihr derbe Zweideutigkeiten, auf die sie nur mit Lachen antwortete und dadurch sich und uns tüchtige Zoten zuzog. Ich bot alles auf, um sie zum Ernst zu bewegen, allein es war vergeblich; die Freude, bald einen so liebenswürdigen Mann zu haben, war zu groß, um sie zu bemeistern.

Der Erbprinz und der Prinz Karl von Braunschweig, den der König auch zur Hochzeit geladen hatte, machten am folgenden Tage, mehr um sich zu belustigen, als aus Höflichkeit, dem Bräutigam ihren Besuch. Niemand, wie ihm, war es unbekannt, daß er sich an diesem Abend verheiraten sollte;

seine Zerstreuung oder sein schlechtes Gedächtnis hatte es ihn vergessen machen, er fluchte wie ein Karrenschieber, daß er weder ein Kleid noch einen Schlafrock habe; die Hochzeit müsse bis auf den folgenden Tag verschoben werden. Der König belustigte sich sehr darüber und der Erbprinz mußte ihm einen Schlafrock leihen, wofür er denn so dankbar war, daß er ihn in allen Stücken um Rat fragte. Weiß Gott, in welche barmherzigen Hände er da gefallen war und welche Ratschläge er da empfing! So viel weiß ich, daß mir nie etwas komischeres vorgekommen ist, als diese Hochzeit. Drei Tage nach einander ward getanzt, wobei wir es uns recht nach Herzenslust gefallen ließen. Lange währte diese Freude aber nicht, denn der Erbprinz mußte zu seinem Regiment zurückkehren. Das geschah denn auch am siebenundzwanzigsten Mai, an welchem Tage er, mein Bruder und alle fürstlichen Personen abreisten.

Der König war mit dem Erbprinzen höchst zufrieden gewesen; er fand ihn, wie er mir sagte, sehr zu seinem Vorteil gebessert. Das wird mein Lieblingsschwiegersohn, setzte er, sich zur Königin wendend, hinzu. Ich habe meine Kinder gar zu lieb, sagte er zu ihr, ja hol mich der Teufel, wenn ich nicht meinem Schwiegersohn alles Geld gebe, was ich ihm geliehen habe, wenn er nur so, wie er bisher gethan hat, fortfährt. Ich nahte mich ihm, küßte ihm die Hand und dankte ihm in den zärtlichsten Ausdrücken und da er mir das, was er der Königin gesagt hatte, nochmals wiederholte, antwortete ich, ich würde in Verzweiflung sein, wenn er glauben könnte, unser Betragen gründe sich auf den mindesten Eigennutz; ohne Zweifel hätten wir seine Hülfe nötig gehabt, aber wir wollten ihm nicht zur Last sein, so daß ich die erste sein würde, seine Gnade abzulehnen, wenn ich wüßte, daß das Versprechen, das er mir soeben gegeben hätte, ihm zur Last fiele. Die Thränen traten ihm in die Augen, er blickte mich zärtlich an und sagte: nein, meine liebe Tochter, ich werde mich nie entschließen, dich abreisen zu lassen und werde, so lange ich atme, für dich Sorge tragen. Diese letzten Worte rührten mich sehr, flößten mir aber auch eine lebhafte Unruhe ein. Die Unbeständigkeit des Königs war mir zu wohl bekannt, um diesen schönen Worten zu trauen, dennoch bewegten sie mich; ich liebte ihn zärtlich

und ohne die Eifersucht der Königin hätte ich sein Herz wieder gewinnen können; allein es war unmöglich, mit dem einen gut zu stehen, ohne sich mit der andern zu veruneinigen. Sie ließ mich auch diesen süßen Augenblick teuer erkaufen, denn sie zankte von früh bis abends mit mir. Ich habe nie jene Intrigue entdecken können, die man gegen den Erbprinzen und mich angelegt hatte und kenne noch ihren Urheber nicht; gewiß ist es aber, daß man in diesem Zeitpunkt alles Mögliche that, um Zwietracht unter uns zu säen; allein ohne den geringsten Erfolg — wir benachrichtigen uns gegenseitig von diesen sauberen Schlichen.

Eines Tages sagte der König: ich habe einen Plan gemacht, wie ihr hier bleiben könnt. Deinem Mann will ich eine Pension geben, damit er ohne seinen Nachteil seine Wirtschaft bestreiten kann; er soll in Pasewalk bleiben, wo du ihn von Zeit zu Zeit besuchen kannst; denn wärst du immer bei ihm; so vernachlässigte er den Dienst. Man kann leicht denken, wie mir dieser schöne Plan gefiel; allein dem Könige gerade widersprechen durfte ich nicht, ich begnügte mich, ihm zu erwidern, daß ich den Erbprinzen immer antreiben würde, seine Schuldigkeit zu thun. Er merkte wohl, daß mir seine Absichten nicht gefielen und veränderte das Gespräch. Da er am 8. Juni mit der Königin nach Braunschweig abreisen sollte, um meines Bruders Hochzeit zu feiern, bat ich ihn um die Erlaubnis, den Erbprinzen bei seinem Regimente besuchen zu dürfen; anfangs gestattete er mir es auch, aber nach einigem Nachdenken sagte er: es lohnt sich nicht der Mühe, diese Reise zu machen, in acht Tagen bin ich wieder hier und dann laß ich ihn kommen.

Diese Antwort verdroß mich ganz gewaltig. Berlin war mir zuwider wie die Hölle, ich fürchtete doch neuen Verdruß und die Königin sorgte auch dafür, denn sie hatte meinen Schwestern und ihren Damen verboten, zu mir zu kommen. Das alles brachte mir das Blut dergestalt in Bewegung, daß ich mich am Abend unwohl befand und mich hinweg begeben mußte. Ich legte mich sogleich zu Bett, wo ich aus Schwäche und Ermüdung einschlief; kaum hatte ich drei Stunden geruht, so hörte ich einen ungeheuern Lärm in meiner Garderobe, erschrocken fuhr ich auf, öffnete meine Vorhänge und rief meiner

guten getreuen Mermann, der Teilnehmerin aller meiner Bekümmernisse, die mich nie verließ. Allein ich mochte noch so sehr rufen, es kam kein Mensch und der Lärm dauerte fort. Wie groß war aber mein Schrecken, als die Thür aufging und ich bei dem Lichte meiner Nachtlampe ein Dutzend großer Grenadiere eintreten sah, deren Waffen mir entgegenblitzten. Nun glaubte ich mich wirklich verloren und auf dem Punkte gefangen genommen zu werden; schon dachte ich nach, welches Verbrechen ich begangen hätte, ohne mich strafwürdig finden zu können, als mich endlich meine Kammerfrau aus dieser Unruhe zog, sie trat in mein Zimmer und sagte mir, daß sie nicht früher hätte kommen können, weil sie diesen Leuten den Eintritt abgestritten habe, daß Feuer im Schloß ausgebrochen und dadurch diese Unruhe veranlaßt worden sei. Ich fragte, wo es brenne? Sie wich eine Zeit lang aus, endlich sagte sie, daß es in den Zimmern meiner Schwestern sei und daß ihr Gesinde niemand zu ihnen hineinlassen wollte, mit der Behauptung, es sei bei mir. Meine Hofmeisterin war bei dem ersten Lärm herbeigelaufen und hielt die Offiziere lange genug auf, um mir Zeit zum Aufstehen zu lassen; darauf durchsuchten sie mein ganzes Zimmer, wo sie alles in der besten Ordnung und keine Spur von Feuer fanden. Sie begaben sich nun zu meinen Schwestern, die Thür an Thür mit mir wohnten; fanden daselbst alles in Flammen, die Betten schon verzehrt und das Holzwerk brennend. Mit großer Mühe löschte man und sie gingen dem Könige Bericht zu erstatten. Dieser aber war in dergleichen Dingen sehr strenge und die Diener, unschuldig oder strafbar, wurden ohne Gnade fortgejagt.

Mir wäre es schön bekommen, hätte dieser Zufall bei mir Statt gehabt! Bei dem ersten Lärm hatte man dem Könige schon gesagt, daß dieses der Fall sei und er hatte sich sehr zornig benommen, sobald er aber erfuhr, daß es bei meinen Schwestern sei, besänftigte er sich. Diese kamen nun ganz erschrocken zu mir, schrieen um Barmherzigkeit und wußten nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten. Ich bot Charlotte mein Bett an, die beiden andern legten sich in das des Erbprinzen und die Montbail war genötigt, sich mit einem Ruhebette zu begnügen, worüber sie aber nicht zwischen ihren Zähnen brummte,

denn die waren schon seit einer hübschen Zeit nicht mehr vorhanden und es blieb ihr nur noch einer, mit dem sie auf einer Maultrommel spielt. Ich befürchtete, daß uns diese letzte Kinnladenreliquie in ihrer Verzweiflung an den Kopf springen würde; denn sie konnte sich gar nicht trösten, daß es ihr an einem Federbette fehlt, ihrem alten abgezehrten Gerippe gütlich zu thun. Meine Schwester schlief sogleich ein, da sie aber nicht zu zweien zu schlafen gewohnt war, gab sie mir solche Stöße, daß ich halb eingeschlafen wieder auffuhr, ich gab ihr die Stöße zurück, wir lachten; und kaum schliefen wir wieder ein, so ging die Schlägerei von neuem an. Meine zwei jüngsten Schwestern trieben es eben so und da wir sahen, daß wir doch gar keine Ruhe finden konnten, riefen wir unsere Leute und ließen uns Frühstück geben. Die Montbail wollte die Zierde der Gesellschaft sein, sie erschien wie die aufgehende Sonne, über und über, das Gesicht mit einbegriffen in Jonquille gekleidet und stimmte ihre Klagelieder gegen uns an: wie sie die ganze Nacht so schlecht gelegen hätte, wie ihr die Rippen so weh thäten! Mir machte diese kleine Demütigung, die sie erfahren hatte, eine boshafte Freude, sie bereitete mir deren täglich dutzende, indem sie die Königin und meine Schwester Charlotte gegen mich aufhetzte. Diese letzte erhielt mit Mühe Gnade für ihre Leute beim Könige, zu mir sagte er: ich sei sehr gut, mich um meiner Schwester Bequemlichkeit willen also die ganze Nacht geplagt zu haben. Wir erzählten ihm unsere dabei gehabte Begebenheit, worüber er sehr lachte. Der folgende Tag war zu seiner Abreise bestimmt; die Königin, die ihn begleiten sollte, war von der schwärzesten Schwermut geplagt, sie war so entstellt, daß es ein Jammer war, aber Mitleid konnte man nicht mit ihr haben, denn sie ward so bösartig wie der König, daß kein Mensch, nicht einmal meine Schwester es bei ihr aushalten konnte. Abends kam mein Bruder. Er war sehr lustig bei mir, sobald ihn aber jemand ansah, machte er ein Gesicht und stellte sich traurig. Am folgenden Tage trennten wir uns alle und ich ging mit meinen Schwestern nach Berlin.

Der König hatte uns befohlen, alle Abende in das deutsche Schauspiel zu gehen; worüber wir uns fast tot ärgerten. Die Prinzessinnen von Geblüt, die mir sehr zugethan waren, kamen

aus Gefälligkeit für mich auch dahin; ich unterhielt mich mit ihnen, ohne auf das Schauspiel, das ganz elend war, Achtung zu geben. Die Markgräfin Philipp lud mich verschiedene Male zum Abendessen ein, ich belustigte mich bei ihr sehr gut; es war da ein kleiner Zirkel geistreicher Leute versammelt, der unserere Soupers sehr angenehm machte. So viel es mir möglich war, vermied ich die Leute, die mir Verdruß machen konnten und so brachte ich meine Zeit in Berlin ziemlich ruhig zu.

Sastot, der Kammerherr der Königin, kam oft zu mir. Obgleich sehr vertraut mit Grumkow, war er doch ein sehr ehrlicher Mann und mir sehr ergeben; viel Geist hatte er nicht, aber viel gesunden Verstand. Ihm vertraute ich allen Verdruß und den Entschluß, nach der Revue über des Erbprinzen Regiment um jeden Preis nach Bayreuth zurückzugehen. Auf diese Aeußerung sagte er mir, daß ihm Grumkow aufgetragen habe, mir zu melden, daß ihm der Erbprinz vor kurzem in einem Briefe eben diese Gesinnung geäußert habe und sogar geneigt schien, sein Regiment abzugeben; er, Grumkow, habe es dem Könige anvertraut und vorgestellt, wie sehr unzufrieden wir mit seiner Behandlung wären, das habe dem König großes Erstaunen verursacht und nach einigem Nachsinnen habe er gesagt: ich kann mich nicht entschließen, meine Tochter und meinem Eidam von mir zu lassen und will ihm, auf die Bedingung, daß er bei seinem Regiment bleibt, nach der Musterung zwanzigtausend Thaler Gehalt geben. Meine Tochter soll aber bei ihrer Mutter bleiben und kann ihn von Zeit zu Zeit besuchen.“ Grumkow, der unsre Absichten nicht kannte, hatte nichts darauf geantwortet, bat mich nun aber, ihn wissen zu lassen, was er thun sollte. Ich beauftragte Sastot mit einem sehr höflichen Gruß an diesen Minister und bat ihn inständig, es so einzurichten, daß wir abreisen könnten, meine Gesundheit sei zerstört, Verdruß und Ermüdung überwältige mich, ich wolle nicht getrennt vom Erbprinzen leben; weder ihm, noch mir könnte es angemessen sein, uns in einer Garnison zu begraben und der Markgraf, dessen Gesundheit augenscheinlich abnehme, mache unsre Gegenwart in Bayreuth höchst notwendig.

Tags darauf brachte mir Sastot seine Antwort. Er ließ

mich versichern, daß er sein Möglichstes thun würde, um unsre Abreise zu befördern, daß aber der Markgraf notwendig zu diesem Zwecke einige Schritte thun müßte; in welcher Hinsicht man damit anfangen würde, den König von seiner Krankheit zu benachrichtigen. Er unterrichtete mich auch, daß die Stände von Cleve dem Könige vor einiger Zeit Abgeordnete geschickt hätten, mit der dringenden Bitte, mich ihnen zur Regentin zu geben; sie hatten sich erboten, mich gänzlich frei zu halten, ohne daß es den König einen Heller kosten sollte; allein der König hatte sie mit einem derben Verweis und dem Bedeuten zurückgeschickt: daß sie es sich nie wieder beikommen lassen sollten, ihm solche Vorschläge zu machen. Der Verdruß, den sich diese guten Leute mir zu Liebe zugezogen hatten, that mir sehr leid. Ich hatte von ihrem Schritte nicht die mindeste Ahnung gehabt, sonst hätte ich ihn, da ich wohl wußte, daß der König ihnen eine abschlägige Antwort geben würde, verhindert.

Ich war sehr begierig auf Nachrichten von Braunschweig und nähere Umstände der dortigen Vorgänge. Mein Bruder hatte die Gefälligkeit, mich davon unterrichten zu lassen. Er schickte mir Herrn von Kaiserling zu, der damals sein Liebling war. Dieser sagte mir, daß mein Bruder mit seiner Base sehr zufrieden sei und am Hochzeitstage, welcher am zwölften Juni gewesen sei, seine Rolle sehr gut gespielt habe, denn er habe durch sein Betragen Glauben gemacht, daß er in der fürchterlichsten Laune sei, indem er seine Diener in des Königs Gegenwart derb auszankte; der König hatte ihn ein paar Mal deshalb getadelt und schien sehr nachdenkend; die Königin wäre von dem Braunschweiger Hofe entzückt, könne aber die Kronprinzessin nicht leiden und behandle die beiden Herzoginnen wie Hunde, so daß sich die regierende Herzogin darüber bei dem Könige hätte beschwören wollen und nur mit Mühe davon abgehalten worden sei. Am Abend erhielt ich auch einen eigenhändigen Brief vom Könige, der in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt war, er befahl mir, am folgenden Tage mit meinen Schwestern nach Potsdam zu gehen und versicherte mich, daß ich den Erbprinzen dort bald sehen würde. Dieser letzte Punkt verursachte mir eine unendliche Freude und ich reiste wohlgemut nach Potsdam ab.

Der König langte vor der Königin daselbst an. Er bezeigte mir tausendfältige Güte, sagte mir, er sei von seiner Schwiegertochter entzückt, ich solle Freundschaft mit ihr stiften, sie wäre ein gutes Kind, aber man müsse sie noch erziehen. Du wirst, fuhr er fort, schlecht wohnen, ich kann dir nur zwei Zimmer geben, du mußt dich mit dem Markgrafen, deiner Schwester und deinem Gefolge damit behelfen. Die Königin, die indessen ankam, unterbrach das Gespräch. Sie empfing mich ziemlich gut und sagte zu meiner Schwester, indem sie sie umarmte: ich wünsche dir Glück, liebe Lotte, du wirst sehr glücklich sein, du wirst einen prächtigen Hofstaat haben und alle Vergnügungen, die du dir wünschen kannst. Darauf erzählte sie mir, der Kronprinz könne seine Gemahlin nicht leiden und die Ehe sei nicht vollzogen; sie sei dümmer wie je, ohngeachtet der Mühe, die sich Frau von Katsch, ihre Hofmeisterin, gegeben, sie zu erziehen. Auf den ersten Anblick wird sie dir gefallen, setzte sie hinzu, denn ihr Gesicht ist allerliebst, aber sieht man sie länger als einen Augenblick, so ist es nicht zum aushalten. Darauf lachte sie über die schöne Anordnung, die der König in Ansehung unseres Unterkommens gemacht hatte und fragte, wie wir alles machen wollten? Meine Schwester sagte: der König habe gut befehlen, es wäre dennoch unmöglich, uns einzurichten und wirklich glaube ich nicht, daß einem Menschen jemals so etwas eingefallen ist. Die beiden Zimmer, welche man uns bestimmte, hatten keine Ausgänge und das eine von ihnen war ein kleines Kabinet. Meine Schwester und ich nahmen unsre Einrichtung vor; ihr und ihrer Kammerfrau ließ ich das Kabinet und mit Hülfe einer Menge Schirme machte ich aus meinem Zimmer eine ganze Wohnung für sechs Personen, denn so viel waren wir mit dem Erbprinzen und unsrer Dienerschaft. Meine Hofmeisterin, die seit einiger Zeit sehr unpäßlich war, ward plötzlich von einer Halsentzündung mit heftigem Fieber befallen; ihr Uebel beunruhigte mich sehr und um so mehr, da ich niemand bei mir hatte.

Ich erwartete den Erbprinzen den zweitfolgenden Tag, die Kronprinzessin, der Herzog und die Herzogin von Bevern und ihr Sohn, sollten am zweiundzwanzigsten Juni ankommen. Die Königin hatte mir von der Herzogin von Braunschweig

ein abschreckendes Gemälde gemacht; sie war die Mutter der Kaiserin und machte in dieser Eigenschaft Ansprüche auf Auszeichnungen, die sie nicht verlangen konnte; sie war unleidlich stolz und hatte den Vortritt vor der Kronprinzessin gefordert, die Königin sagte mir, wenn ich meine Maßregeln nicht bei Zeiten nehme, würde ich viele Händel mit ihr haben.

Ich war in großer Verlegenheit, der König lebte wie ein Landedelmann und wollte nicht einen Schatten von Zeremoniel um sich haben. Er behandelte meine Schwestern wie Töchter vom Hause, wollte, daß sie die Gäste empfingen und konnte die Rangstreitigkeiten nicht leiden, sie mußten allen fremden Prinzessinnen, die nach Berlin kamen, den Vortritt lassen. Ich wußte, daß diese Seite sehr zart zu berühren war und mir viel Verdruß machen konnte, wußte aber auch, daß ich meine Vorrechte als Königstochter, wenn ich sie einmal verloren, nie wieder erlangen würde. Nach langer Ueberlegung entschloß ich mich, es darauf hin zu wagen und mit dem Könige darüber zu sprechen: die Königin versprach mir ihren kräftigen Beistand.

Meine Mutter, meine Brüder und Schwestern wünschten ihm alle Abend gute Nacht und blieben bei ihm, bis er eingeschlafen war. Seit meiner Heirat hatte ich mich dieser Etikette entzogen, da aber der König Abends meist guter Laune war, nahm ich mir vor, diesen Augenblick zu wählen. Sobald er mich erblickte, rief er: Ach willst du mich auch besuchen? ich sagte: daß ich soeben einen Brief vom Erbprinzen erhalten hätte, der ihm seine Ehrerbietung versicherte und mir aufgetragen habe, zu fragen, ob er sich nach Berlin oder Potsdam begeben sollte. Der König antwortete: ich gehe morgen nach Berlin, sage ihm, daß er dahin kommen soll, dann bringe ich ihn dir morgen Abend hierher. Ich bin sehr mit ihm zufrieden: setzte er hinzu, er hat sein Regiment in vorzügliche Ordnung gebracht und ich weiß, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hat, um es gut zu disziplinieren. Dieser Eingang gab mir einigen Mut. Nach und nach drehte ich das Gespräch auf die braunschweigischen Herrschaften und fragte ihn endlich, wie ich mich gegen sie benehmen sollte, da ich nichts ohne seinen Befehl wollte und voraus wußte, daß mir die Herzogin von Braunschweig den Vorrang abstreiten würde. Der König antwortete: das wäre sehr

lächerlich, das thut sie nicht. Nicht im geringsten, sagte die Königin, sie hat ihn auch bei der Kronprinzessin verlangt und ich habe ihr einen derben Wischer darüber gegeben. Sie ist eine alte Närrin, nahm der König wieder das Wort, aber man muß sie doch schonen, weil sie die Mutter der Kaiserin ist. Du, setzte er zu mir gewendet hinzu, machst ihr keinen Besuch, bis sie nicht zu dir gekommen ist und gehst ihr überall voran; aber damit sie nicht vor den Kopf gestoßen wird, will ich alle Tage das Los ziehen lassen. Sehr froh, mich so glücklich aus der unangenehmen Sache gezogen zu haben, begab ich mich hinweg.

Am folgenden Tage war ich endlich so glücklich, den Erbprinzen wieder zu sehen und das vertilgte allen Verdruß. Er erzählte mir, daß sein Onkel, der Prinz von Kulmbach, in einigen Tagen ankommen würde; der König hatte ihn nach Berlin eingeladen, ich freute mich sehr ihn zu sehen, weil ich hoffte, daß er uns durch den Einfluß, den er bei seinem Bruder hatte, behülflich sein würde, unserer Sklaverei zu entgehen.

Am vierundzwanzigsten Juni langte der ganze Braunschweiger Hof an. Der König, von meinem Bruder, dem Erbprinzen, einem großen Gefolge von Generälen und Offizieren begleitet, eilte der Kronprinzessin entgegen. Die Königin, meine Schwester und ich, empfingen sie am Eingange des Schlosses. Ich will hier ihr Porträt entwerfen, sowie es ihr damals gleich sah, denn sie hat sich seitdem sehr geändert.

Sie ist groß, nicht sehr schlank und geht gebückt, was ihr einen schlechten Anstand gibt; ihre Haut ist blendend weiß und von den schönsten Farben gehoben; ihre Augen sind blaßblau und versprechen nicht viel Geist, sie hat einen kleinen Mund, alle ihre Züge sind zart, ohne schön zu sein, ihr ganzes Gesicht ist so allerliebst und kindlich, daß man glauben sollte, es gehöre einem Kinde von zwölf Jahren an. Allein alle diese Annehmlichkeiten werden durch ihre Zähne verdorben, die schwarz und schlecht gereiht sind. Sie hatte weder Anstand noch die geringste Bildung, konnte ihre Meinung nur schlecht ausdrücken, so daß man alles, was sie sagte, erraten mußte und dadurch allen große Verlegenheit bereitete.

Nachdem sie uns alle begrüßt hatte, führte sie der König in das Zimmer der Königin und wie er sah, daß sie sehr erhitzt nnd alles Haarpuders beraubt war, sagte er meinem Bruder, er möchte sie in ihr Zimmer begleiten. Ich folgte ihr dahin nach. Indem mein Bruder mich ihr vorstellte, sagte er: diese Schwester bete ich an und ich schulde ihr großen Dank, sie hat die Güte gehabt, mir zu versprechen, daß sie Sorge für Sie tragen und Ihnen mit gutem Rate beistehen will. Ich wünsche, daß Sie sie mehr wie den König und die Königin ehren und nichts ohne ihr Gutachten unternehmen, verstehen Sie mich? — Ich umarmte sie und versicherte sie auf alle Weise meiner Zuneigung; allein sie blieb wie eine Statue, ohne nur ein Wort zu erwidern. Ihre Leute waren noch nicht angekommen, ich puderte sie eigenhändig und stellte ihren Putz wieder ein wenig her, ohne daß sie mir nur dankte, noch meine Liebkosungen im Geringsten anerkannte; so daß endlich mein Bruder darüber ungeduldig ward und laut ausrief: Hol der Teufel die Gans! — so danken Sie doch meiner Schwester! — Sehr wenig von ihrem Verstande erbaut, führte ich sie darauf zur Königin zurück.

Die zwei Herzoginnen waren bei ihr. Die von Braunschweig mochte fünfzig Jahre alt sein, hatte sich aber so gut konserviert, daß man sie nur für vierzig hielt; sie hat viel Verstand und Weltsitte, aber ein gewisses entschieden verbuhltes Wesen in ihrer Haltung, welches deutlich genug bezeugt, daß sie keine Lukrezia war. Zu damaliger Zeit war Herr von Stöcken ihr Liebhaber. Man begreift nicht, wie eine so gescheite Prinzessin ihre Liebe so schlecht konnte anbringen, denn ich habe nie etwas dümmeres und unverträglicheres gesehen, als diesen Herrn. Der Herzog, ihr Gemahl, war es nicht weniger, die Freuden der Liebe waren ihm teuer zu stehen gekommen, denn er hatte keine Nase mehr. Mein Bruder sagte im Scherz, er hätte sie in einer Schlacht gegen die Franzosen verloren. Mit mehreren andern guten Eigenschaften verband dieser Prinz auch die, ein vortrefflicher Ehemann zu sein, die Aufführung seiner Gemahlin war ihm nicht unbekannt, aber er litt sie geduldig und bezeugte ihr alle erdenkliche Achtung und Zärtlichkeit. Man sagt, daß sie ihn in dem Grade beherrschte, daß

er ihr jedes Mal, wenn er bei ihr schlafen wollte, ansehnliche Geschenke geben müsse. Seine Tochter, die Herzogin von Bevern und ich waren erfreut, uns wieder zu sehen, denn, wie man weiter oben gesehen hat, war ich mit ihr und ihrem Gemahl eng verbunden. Man zog das Los und setzte sich an eine große Tafel von vierzig Gedecken. Der König gab uns eine Janitscharenmusik, die von mehr als fünfzig Negern aufgeführt wurde, zu Besten; sie hatten lange Trompeten, kleine Pauken und Platten von einem gewissen Metall, die sie an einander schlugen, welches alles zusammen einen schrecklichen Lärm machte. Nach der Tafel nahmen wir bei der Königin den Kaffee, worauf uns der König in die Glashütte führte. Die Kronprinzessin verließ mich keinen Augenblick, aber es war mir noch nicht gelungen, ein Wort aus ihr herauszubringen. Der König machte uns allen Geschenke, worauf wir zur Königin zurückkehrten, bei der am Abend Spiel war.

Am folgenden Tage gingen wir alle früh um sechs Uhr, um der Revue des Regiments des Königs beizuwohnen, Mittags zurück und sogleich zur Tafel. Der König reiste nachmittags mit dem Erbprinzen und meinem Bruder nach Berlin ab und wir Prinzessinnen begaben uns nach Charlottenburg. Die Königin mit den beiden Herzoginnen und dem alten Herzog von Braunschweig in einem Wagen, die Kronprinzessin, meine Schwester und ich in dem zweiten; die Hitze war unleidlich und der Staub belästigte uns sehr; die Kronprinzessin wurde unwohl und erbrach sich während der ganzen Fahrt. Das verursachte aller Welt, die Königin ausgenommen, eine große Freude, denn man glaubte, diese Uebelkeit habe eine gute Ursache.

Um acht Uhr abends kamen wir endlich nach Charlottenburg, wo ich sehr froh war, meine Hofdamen zu finden. Die Kronprinzessin legte sich nieder und wir gingen zu Tisch. Herr von Eversmann, der die Logis zu verteilen gehabt hatte, war so gütig gewesen, mich dergestalt zu versorgen, daß ich, um zur Königin zu kommen, über den Schloßhof gehen mußte. Diese Mißhandlung beleidigte mich im höchsten Grade, denn

man hatte allen Hofdamen der Königin die besten Zimmer gegeben und mir die aller einfachsten. Die Königin war seit ihrer Rückkehr von Braunschweig von viel erträglicherer Laune gegen mich gewesen, jetzt fing sie aber wieder an, mich zu plagen, sie sagte mir während des Abendessens tausend Anzüglichkeiten und behandelte mich ohne alle Schonung.

Am folgenden Tage machte mir die Herzogin von Braunschweig ihren ersten Besuch und entschuldigte sich sehr, nicht früher gekommen zu sein. Wir begaben uns alle zur Königin, welche uns sagte, daß sie heute nur einmal speisen wolle, weil wir uns alle früh zur Ruhe begeben müßten, um morgen zum Einzug der Kronprinzessin fertig zu sein. Sie ließ Musik kommen und man tanzte den ganzen Nachmittag bis zehn Uhr abends. Vergebens schmeichelte ich mir, daß uns der Erbprinz überraschen würde, der König hatte es ihm durchaus nicht erlauben wollen; er mußte in Berlin bleiben und Langeweile haben und obschon er zu Abend zu speisen gewohnt war, hatte der König nicht die Aufmerksamkeit, ihm das Geringste zurichten zu lassen, ja man verweigerte ihm sogar Butter und Käse. Unser Ball war also gar nicht lebendig, ich gab eine bloße Zuschauerin dabei ab, denn wegen meiner ungemeinen Schwäche konnte ich gar nicht tanzen. Um neun Uhr verabschiedete die Königin alle fürstlichen Herrschaften und nachdem sie sich in ihr Schlafzimmer begeben hatte, fragte sie meine Schwester und mich, ob wir zu Abend essen wollten? ich antwortete, daß ich nicht hungrig sei und mit ihrer Erlaubnis zu Bett gehen wolle. Ohne mir zu antworten, sah sie mich über die Achsel an. Wir haben Befehl, früh um drei Uhr fertig zu sein und der Revue beizuwohnen. Uns war großer Putz geboten, also blieb zum Schlafen nicht viel Zeit übrig. Ich bat Frau von Konnken, mir meine Entlassung zu verschaffen, sie riet mir aber zu bleiben, weil die Königin zu Abend essen wollte. So blieb ich also und wir vier setzten uns zu Tisch. Die Königin schimpfte unaufhörlich auf das ganze Haus Braunschweig und auf mich; da war kein Schimpfwort, das sie nicht auf die Kronprinzessin und ihre Mutter anwendete, meine Schwester stimmte ihr in allem bei und verschonte nicht einmal den

Prinzen Karl. Diese schöne Mahlzeit dauerte bis Mitternacht und ihr Ende setzte ihr die Krone auf. Wir haben alle den Kopf verloren, rief plötzlich die Königin, indem sie mich ansah, wir sprechen hier in Gegenwart verdächtiger Leute ohne allen Rückhalt und morgen wird die ganze Rotte unser Gespräch erfahren. Ich kenne die Aufpasser, von denen ich umgeben bin und die sich mit meinen Feinden verbunden, recht gut, aber ich will schon Mittel finden, sie zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Guten Abend, Ihro Liebden, setzte sie, gegen mich sich wendend, hinzu, seien Sie morgen um 3 Uhr fertig, denn ich bin nicht geneigt, auf Sie zu warten. Ich begab mich stillschweigend hinweg, alles, was ich gehört hatte, brachte mich aufs Aeußerste, denn ich verstand sehr gut, daß unter den Verdächtigen und Aufpassern niemand gemeint sei, als meine kleine Person.

Ich begab mich in mein Zimmer, wo ich meine gute Hofmeisterin, die sich zu bessern anfing und ihre Nichte, die Marwitz antraf; ihnen teilte ich mit, welchen angenehmen Abend ich zugebracht hatte. Ich weinte helle Thränen, ich wollte mich krank stellen und in meinem Zimmer bleiben, aber sie fanden Mittel mich zu beruhigen und mich daran zu verhindern. Es wurde so spät, daß mir nur eben Zeit zum Ankleiden blieb und ich kam vor drei Uhr ganz geputzt in die Zimmer der Königin. Man kann sich leicht denken, daß ich Eintritt hatte, doch dieses Mal ward er mir versagt, die Ramen hielt mich mit ihrem zuversichtlichen Wesen an der Thür auf — ei mein Gott, Ihro königliche Hoheit! sind Sie es! wie ist das möglich! schon fertig! die Königin wacht eben erst auf und hat mir befohlen, niemand herein zu lassen; ich will Sie benachrichtigen, wenn es Zeit ist. Ich ging indessen mit meinen Damen in der Gallerie auf und ab. Kurz darauf kamen die beiden Herzoginnen, die von Bevern sah mich zärtlich an und sagte: Sie haben Kummer, Sie haben sicherlich geweint. Das ist wahr, antwortete ich und ich hoffe man soll bald zufrieden sein, der Tod wird mich bald von meinen Leiden erlösen, denn ich kann mich fast nicht fortschleppen und fühle, daß meine Kräfte täglich abnehmen. Sie haben Einfluß bei Seckendorf und haben ihn beim König, um Gotteswillen, schaffen Sie mich fort von hier!

bewirken Sie, daß man mich in Bayreuth in Frieden sterben läßt! Ich will mein möglichstes thun, Sie zu befriedigen, sagte die gute Herzogin; obschon Sie sich nicht gegen mich aussprechen, weiß ich dennoch alles, was gestern Abend vorgegangen ist und ich will ihnen meinen Ueberbringer nennen, es ist die Prinzessin Charlotte. Das, was sie mir sagte, setzte mich in Erstauen. Sie wundern sich, sagte sie, aber ich nicht, diese Schwiegertochter wird uns zu schaffen machen, aber mein Sohn kennt sie so gut als ich und er wird sie in Ordnung zu halten wissen. Hier unterbrach uns die Königin, die mit meiner Schwester und der Kronprinzessin, denen sie nicht, wie mir, den Eintritt verboten hatte, ins Zimmer trat. Nachdem sie die beiden Herzoginnen begrüßt hatte, sagte sie zu mir, indem sie mich mit den Augen maß: Ihr Liebden haben lange geschlafen, ich glaube, Sie könnten schon aufstehen, wenn ich es thue. Ich bin seit drei Uhr hier, antwortete ich, die Ramen weiß es und hat mich nicht herein lassen wollen. Sie hat recht gethan, sagte sie, Sie sind bei den Herzoginnen mehr an Ihrem Platz, wie bei mir und indem sie das sagte, setzte sie sich mit der Kronprinzessin in einen kleineren Wagen, ich stieg mit meiner Schwester in eine Staatskutsche, die beiden Herzoginnen in eine andere und alle Prinzen und Kavaliere folgten uns zu Pferde.

Es verging eine Stunde, bis wir am Versammlungsort eintrafen. Die Hitze war unleidlich, man hatte ein Dutzend Zelte von einfacher Leinewand aufspannen lassen, deren jedes sechs Personen fassen konnte, sie waren für die Königin, die Prinzessinnen und alle Damen des Hofes und der Stadt bestimmt. Mehr wie achtzig Wagen mit Damen folgten uns, alle Equipagen waren prächtig, und alle Welt hatte sich zu Grunde gerichtet, um an diesem Tage zu glänzen. In dieser Ordnung fuhren wir alle vor den Truppen, die zwei und zwanzig tausend Mann stark in Schlachtordnung aufgestellt waren, vorbei. Der König stand am Eingange vor der Königin Zelt, und schob uns alle hinein, daß vier von uns standen, indeß die andern am Boden saßen oder lagen. Die Sonne brannte durch das feine Tuch, und wir erlagen unter der Last unserer Kleider. Dazu rechne man noch, daß uns nicht die

mindeste Erfrischung gereicht wurde. Ich legte mich im Hintergrunde des Zeltes auf den Boden, die andern, die alle vor mir standen, schützten mich vor der Sonne, und so blieb ich von fünf Uhr früh, bis drei Uhr nachmittags, wo wir alle in den Wagen stiegen. Der Zug ging Schritt für Schritt, so daß wir erst um fünf Uhr, ohne einen Tropfen Wasser getrunken zu haben, im Schlosse ankamen.

Wir setzten uns sogleich mit allen fürstlichen Personen zu Tisch, der König saß am Ende der Tafel; er war sehr guter Laune, und ein bischen berauscht, denn er hatte alle Generale und Obersten der Armee bewirtet. Um neun Uhr verließen wir die Tafel, und nach eingenommenem Kaffee stiegen wir in eben der Ordnung, wie beim Einzug, in die Wagen, und begleiteten die Kronprinzessin in ihren Palast. Dort blieben wir bis elf Uhr, worauf sich ein jeder hinweg begab.

Wir hatten alle Befehl von der Königin, früh um acht Uhr fertig zu sein, um dem Könige zur Einweihung der Peterskirche zu folgen. Mir war es nicht möglich, bei diesem Feste zu sein; ich war die ganze Nacht sterbenskrank gewesen, und noch am Morgen so übel, daß ich mich nicht rühren konnte, schickte also zur Königin, und ließ mich entschuldigen. Sie schickte die Ramen zu mir, die mir sagen mußte, ich sollte um jeden Preis das Bett verlassen, ich sei immer in der Einbildungskraft krank, und sie wollte keine Entschuldigung gelten lassen. Ich sagte dem Weibe, sie solle die Königin versichern, ich sei wirklich krank, und unfähig, das Bett zu verlassen, ich würde mich bei dem Könige entschuldigen, und wäre überzeugt, daß er es nicht übel nehme, wenn ich in meinem Zimmer bleibe. Dennoch schickte ich die Grumkow zur Königin; das Mädchen war keck, und hatte eine geläufige Zunge, und die Königin nahm sich ihres Onkels wegen gegen sie in Acht, dieser lehrte ich also ihre Lektion. Sobald die Königin sie sah, sagte sie: Guten Morgen Grumkow! nun, meine Tochter hat ihre Launen? sie will nicht ausgehen, sie will sich ein Ansehen geben, und zu Hause bleiben, indeß ich, die doch mehr ist, wie sie, mich plagen muß. Ihre Majestät, antwortete die Grumkow, thun ihr Unrecht. Ihre Königliche Hoheit ist schon lange unpäßlich, ihre Gesundheit ist sehr geschwächt, sie

kann die Ermüdung nicht ertragen, heute nacht war sie sehr krank, und ich weiß nicht, ob sie Morgen imstande sein wird, Ihrer Majestät ihre Aufwartung zu machen. Morgen? rief die Königin, Morgen? Ich glaube, Ihr träumt! In dieser Welt muß man sich Gewalt anthun können, sie muß heraus, ich befehle es ihr. Meiner Treu, Ihre Majestät, erwiderte die Grumkow, das sage ich ihr nicht. Die Frau Markgräfin wird gut thun, sobald als möglich nach Bayreuth zurückzugehen, dort kann sie ihrer Ruhe und Bequemlichkeit leben und wird nicht behandelt wie hier. Diese kecke Antwort machte die Königin etwas verlegen und sie sagte nichts weiter. Bei dem Könige hatte ich mich entschuldigen lassen; er schickte sogleich zu mir, erkundigte sich nach meiner Gesundheit, die ich, wie er mir sagen ließ, schonen sollte, um der Hochzeit meiner Schwester beiwohnen zu können. Wie man sich zu Tische setzte, erkundigte er sich noch bei dem Erbprinzen nach mir. Alle Welt sagte ihm, daß meine Gesundheit gar nichts tauge. Die Herzogin von Bevern stimmte dieser Meinung sehr nachdrücklich bei und setzte hinzu, wenn ich mich nicht einer Kur unterwürfe, so könnte ich mich zu einer Reise in die andere Welt anschicken. Er schien darüber gerührt, indeß die Königin vor Verdruß verging, da ihr alle Welt Unrecht gab. Am folgenden Tage ging ich aus, die Königin sagte mir zwar nichts, grollte mir aber doch; Abends war deutsche Komödie.

Der Prinz von Kulmbach, der mich gleich bei meiner Ankunft in Berlin besucht hatte, war über die Art, wie ihn der König empfangen hatte, sehr unzufrieden. Ich hatte alles angewendet, um ihn zu besänftigen. Da ihn der König eingeladen hatte, so konnte er einen guten Empfang erwarten, ich versprach alles anzuwenden, damit es ihm besser gefiele, allein ich rechnete ohne den Wirt. Mittags und abends fuhr man fort, das Los zu ziehen, alle Prinzen und Prinzessinnen, sowohl die von Geblüt, als die fremden, begaben sich früh zur Königin und speisten ohne weitere Einladung beim Könige. Der Prinz von Kulmbach stellte sich am folgenden Tage wie die übrigen, ein. Herr von Schlippenbach, der das Obermarschallsamt hatte, kam mit einem erbärmlichen Gesichte zu ihm und sagte, er wäre in Verzweiflung, ihn benachrichtigen zu müssen, daß der König

ihn zur Tafel zu laden und ein Los zu geben, verboten habe, er wollte ihn lieber im Voraus benachrichtigen, damit er seine Maßregeln danach nehmen könne. Höchst aufgebracht, beklagte sich der Prinz von Kulmbach sogleich bei meiner Hofmeisterin, die mich unverzüglich davon benachrichtigte. Die Sache brachte mich zur Verzweiflung! außerdem, daß ich den Prinzen von Kulmbach sehr schätzte, fiel die Mißhandlung, welche ihm widerfuhr, auch auf uns zurück. Allein es war keine Zeit, weder zu Klagen, noch zu Vorstellungen; der gute Prinz mußte ohne gegessen zu haben, nach Hause gehen. Er setzte sich in mein Vorzimmer, wo ich ihn im höchsten Unwillen fand, ebenso war der Erbprinz, beide wollten sogleich abreisen und ich hatte alle Mühe, sie zu besänftigen. Dem Prinzen von Kulmbach versprach ich Genugthuung; zu dem Endzweck ließ ich den General Marwitz, der in Berlin war, zu mir kommen und trug ihm auf, die Sache wieder ins Reine zu bringen; der sprach dann auch dem Könige so kräftig zu, daß er am folgenden Tage über das vorgefallene Mißverständnis seine Entschuldigung machen ließ.

Aller Zeitvertreib, den man den fremden Herrschaften gab, bestand in der deutschen Komödie, wo man aus Langeweile einschlief. Die Herzogin von Bevern, der Erbprinz, der Prinz Karl und ich, setzten uns immer so, daß weder der König noch die Königin uns sehen konnten und schwatzten zusammen. Ich ging immer mit der Herzogin von Braunschweig in dieses verd..... Schauspiel; im Wagen der Königin wollte sie nicht fahren, um nicht der Kronprinzessin den Vorrang zu lassen: mit mir richtete sie es immer so ein, daß sie mir vorauseilte, damit sie schnell in den Wagen steigen und sich zur rechten Hand setzen konnte. Ich bin weder stolz noch ränkesüchtig, aber ich will, daß mir ein Jeder das Meinige zugestehe und tritt man mir zu nahe, so weiß ich so gut, wie eine andere, auf mein Recht zu halten. Die ersten Tage hatte ich Geduld gehabt und nichts gethan, endlich ging sie mir aber aus und ich nahm meine Zeit so wahr, daß ich ihr vortrat und meinen Platz zur Rechten einnahm. In meinem Leben sah ich keine so zornige Frau; Sie ward karmoisinrot und bedurfte aller Vernunft, um mir nicht die Augen auszureißen. Sie

war vor Zorn ganz angeschwollen. Endlich, nachdem sie einige Unverschämtheiten, die sie mir sagen wollte, hinuntergeschluckt hatte, fing sie an: ich bin hier nicht an meinem Platze, das ist aber meine geringste Sorge. Ich eben so wenig, Ihre Durchlaucht, sagte ich, ich finde auch nichts lächerlicher, als sich Vorrechte zuzueignen, die uns nicht zukommen und noch lächerlicher, auf solche nicht zu halten, zu denen wir berechtigt sind. Bei diesen Worten hielt ich meinen Kopfputz mit beiden Händen, denn ich fürchtete, sie ließ ihn aus den Wagen fliegen; glücklicherweise hielt er aber im selben Augenblicke und sie stieg brummend heraus.

Wie ich zur Königin kam, erzählte ich ihr diesen Auftritt, der sie so sehr belustigte, daß sie ihr Schmollen darüber vergaß, mein Benehmen gefiel ihr gar sehr und sie versprach mir, sie denselben Abend noch recht zu ärgern. Alle Welt verabscheute sie wegen ihres Hochmutes. Aus Furcht, die Damen, welche zu ihr kommen, möchten sich in ihrem Zimmer niedersetzen, hatte sie alle Stühle daraus wegnehmen lassen, was nicht einmal bei der Königin geschah, wo sich ein jeder in dem ersten Vorzimmer niederlassen konnte. Die Damen vom Hofe und aus der Stadt waren so beleidigt darüber, daß sie den Fuß nicht wieder zu ihr setzen wollten. Noch lächerlicher machte sie sich bei einer zweiten, bald darauf folgenden Gelegenheit.

Wir waren alle in dem Schauspiel, die Bühne war damals in der ehemaligen Reitschule; sie hatte nur zwei Ausgänge, der, durch welchen wir kamen, führte durch den Pferdestall und dann durch einen so engen Gang, daß kaum eine einzelne Person durchschlüpfen konnte. Der König stellte sich an die Thür, so daß wir alle vor ihm vorbeigehen mußten. Ich setzte mich immer mit meiner schon erwähnten kleinen Gesellschaft an das andere Ende der Bank. Kaum hatte das Stück angefangen, als ein ungeheures Gewitter kam. Die Blitze leuchteten von allen Seiten und das Theater schien in Flammen zu stehen; ein fürchterlicher Schlag folgte dem Blitz. Alle Welt bückte sich, in der Meinung, das Wetter hätte mitten ins Theater eingeschlagen. Einen Augenblick nachher hörten wir ein schreckliches Geschrei und man meldete dem König, es habe den Pferdestall getroffen. Mein Vater, der zunächst an der

Thür stand, begab sich mit der Königin und der Kronprinzessin sogleich hinweg, kaum waren sie aber hinaus, als sich alle Welt in den Gang drängte, so daß meine Schwestern, die Herzogin von Bevern, Prinz Karl, der Erbprinz und ich nicht heraus konnten. Die alte Prinzessin von Braunschweig strengte, obwohl vergeblich, alle Kräfte an, um sich zu retten. In der Hoffnung, daß sich die Menge zerstreuen würde, warteten wir lange Zeit, da uns aber endlich um unser Leben bange war, beschlossen wir eine große Anstrengung zu machen, um den Durchgang zu erringen. Der Erbprinz und Prinz Karl brachen uns mit derben Faustschlägen den Weg. Es regnete dergestalt, daß das Wasser wie eine Sündflut vom Himmel strömte. Ich stieg mit meinen drei Schwestern und der Herzogin von Bevern in den Wagen, die Herzogin von Braunschweig hatte sich mit Hilfe ihres lieben Herrn von Stöcken und der beiden Prinzen aus dem Gewühl herausgearbeitet und folgte uns; wie sie sich mit dem Herzog, ihrem Gemahl, in eine Kutsche setzte, wollten die beiden Prinzen mit zu ihnen einsteigen, allein sie hatte die Unverschämtheit, ihnen zu sagen, sie wären junge Leute, der Regen würde ihnen nichts schaden, Herr von Stöcken müsse bei ihr im Wagen sitzen. Das verziehen ihr die beiden Prinzen nicht, sie machten sich so unbarmherzig lustig über sie, daß das Publikum mitlachte, — denn obschon Prinz Karl ihr Enkel war, schonte er sie nicht mehr als der Erbprinz.

Ich habe schon erwähnt, daß sich der König seit einiger Zeit nicht wohl befand; nach der Meinung der Aerzte war eine zurückgetretene Gicht daran schuld. Unsere Unruhe hörte auf, da er an diesem Tage Gichtschmerzen in der rechten Hand bekam. Er litt zwar sehr, aber man war sehr froh, daß sein Uebel diesen Weg genommen hatte.

Am folgenden Tage, als am zweiten Juni, welcher zum Hochzeitstage meiner Schwester bestimmt war, begaben wir uns alle in des Königs Zimmer, wo sie die Entsagungsakte unterschrieb; darauf war Mittagstafel bei der Königin. Der König, der sich niedergelegt hatte, ließ die Königin, meine Schwester und mich nach der Tafel zu sich rufen. Wir nahmen Stühle und setzten uns um sein Bett. Meine Schwester war traurig, die Königin hatte ihr gestern in einer langen Unterredung den

tötlichen Verdruß anvertraut, in den sie die Zerstörung aller ihrer Hoffnungen versetzt hatte. Liebe Charlotte, hatte sie zu ihr gesagt, das Herz blutet mir, wenn ich denke, daß du morgen sollst aufgeopfert werden. Ich habe mein Geheimnis aller Welt verborgen, aber ich hatte so viele Triebfedern in Bewegung gesetzt, daß ich mir noch schmeichelte, man würde etwas in England thun, um deine Heirat zu verhindern. Ich bin tötlich betrübt, meine Feinde tragen überall den Sieg über mich davon und du heiratest morgen einen Bettler, der nicht einmal seinen gesunden Menschenverstand hat. Dieses Gespräch ward mir von meiner jüngeren Schwester berichtet und die weiten Aussichten des Ehrgeizes, die meiner Schwester von der Königin in den Kopf gesetzt waren, machten sie nun traurig. Der König, welcher alles, was in der Königin Zimmer vorging, von der Ramen, die sein Spion war, erfuhr, wußte sehr gut, wovon die Rede sei. Was fehlt dir, liebe Lotte, fragte er sie, bist du betrübt, dich zu verheiraten? Es ist sehr natürlich, antwortete sie, an seinem Hochzeitstage ein wenig nachdenkend zu sein; die Verbindlichkeit, die ich eingehe, ist für das ganze Leben und es ist ganz einfach, daß ich darüber Betrachtungen anstelle. Der König lachte, boshafte Betrachtungen! rief er, deine Frau Mutter, die hat dir welche machen lassen und arbeitet täglich an dem Unglück ihrer Kinder durch die Chimären, die sie ihnen in den Kopf setzt. Tröste du dich! du wärest nie nach England gekommen, man hat dich dort niemals gewünscht und man hat nie den geringsten Schritt darum gethan; mir wäre es sehr lieb gewesen, dich dort zu versorgen, aber sie wollen keinen Frieden mit mir und ärgern mich, wo sie nur immer können. Daß sich deine Heirat zerschlagen hat, sagte er darauf zu mir, daran, das gestehe ich, bin ich schuld, es reut mich alle Tage, aber die Teufelsminister haben mich betrogen. Verzeihe du mir! Ich habe dir vielen Kummer gemacht und die mich dazu gebracht haben, sind böse Leute. Wäre ich gescheut gewesen, so hätte ich Grumkow zu der Zeit, wie Hotham hier war, verabschiedet, damals war ich aber behext und bin mehr zu bedauern, als zu verurteilen. Ich antwortete ihm, daß er sich darüber keinen Vorwurf machen sollte, daß ich mit meinem Schicksal sehr zufrieden sei, weil ich einen

Gemahl habe, den ich mit Leidenschaft liebe und Gott für alles übrige sorgen würde. Meine Antwort gefiel ihm, er umarmte mich; du bist, sagte er, eine wackere Frau und Gott wird dich segnen. Darauf begaben wir uns hinweg, um uns anzukleiden; die Königin befahl mir, mich um acht Uhr in den großen Zimmern des Schlosses einzufinden.

Ich fand alle Welt daselbst versammelt; man führte mich in ein für die fürstlichen Personen bestimmtes Zimmer, wo ich die Kronprinzessin, meine jüngeren Schwestern, die Prinzessinnen von Geblüt und die beiden Herzoginnen antraf, kurz darauf kam auch die Königin mit der Braut herbei; Prinz Karl gab ihr die Hand und führte sie in den Saal, wo die Einsegnung stattfinden sollte. Wir folgten alle nach unserem Range, jedoch von einem Prinzen geführt. Der König saß dem Einsegnungstisch gegenüber; die ganze Hochzeitszeremonie war der meinen ähnlich, ausgenommen, daß die Königin meine Schwester ganz allein auskleidete; sie wollte nicht, daß ihr eine andere auch nur eine Nadel abzöge. Um zwei Uhr nach Mitternacht war alles beendigt.

Da am Tage darauf mein Geburtstag war, so statteten mir früh morgens alle Prinzen und Prinzessinnen ihren Glückwunsch ab, alle machten sich eine Freude daraus, mir Geschenke zu bringen, ich erhielt deren Körbe voll von einem Jeden, nur nicht von der Königin. Wir gingen alle zusammen zu meiner Schwester und von da ging ich zum Könige, der sehr von der Gicht geplagt, zu Bett lag. Sobald er mich erblickte, rief er mich zu sich, wünschte mir Glück und allen Segen und indem er sich zur Königin wendete, trug er ihr auf, ein Geschenk für mich zu suchen. Lassen Sie es sie selbst wählen, setzte er hinzu, ich bezahle es und Sie müssen ihr auch eins geben. Nachmittags ließ die Königin einige Juwelenhändler kommen und hieß mich das, was mir am besten gefiel, auswählen. Es befand sich eine kleine Uhr von Jaspis, mit Brillanten besetzt, unter den Waren, für welche der Kaufmann vierhundert Thaler forderte und auf diese fiel meine Wahl. Die Königin betrachtete sie eine Weile, blickte mich dann sehr verächtlich an und sagte, Ihro Liebden bilden sich ein, daß Ihnen der König so ein ansehnliches Geschenk geben wird? Sie haben das liebe Brot

nicht und trachten nach Uhren? ein sehr viel geringeres Geschenk wird Sie auch befriedigen. Darauf schickte sie den ganzen Kram fort und behielt nichts, als einen kleinen Ring zehn Thaler an Wert, den sie mir gab, dem Könige aber sagte sie, es sei alles, was sie gesehen habe, so teuer gewesen, daß sie nichts habe wählen wollen. Ihr Verfahren kränkte mich mehr, wie der Verlust meines Geschenkes, doch ich hatte mich mit Geduld gewaffnet, und die Hoffnung, bald wieder in Bayreuth zu sein, half mir alle Mißhandlungen ertragen.

Den Tag darauf war Ball. Da unendlich viele Menschen da waren, tanzte man an vier verschiedenen Orten und teilte den Ball in Quadrillen. Meine Schwester von Braunschweig führte die erste an, zu ihr gehörte die Königin, die Kronprinzessin, meine Schwestern und ich, die zweite ward von der Markgräfin Philipp angeführt, die dritte von der Prinzessin von Zerbst, die vierte von der Frau von Brand. Um vier Uhr nachmittags ging der Ball an. Alle Kerzen, denn ich kann es nicht Wachslichter nennen, waren angezündet und die Hitze zum Ersticken. Wir hatten zwei solche Bälle, wo die Leute vor Müdigkeit und Hitze fast starben.

Ich war todkrank. Mein Uebel nahm augenscheinlich zu und meine Schwäche war so groß, daß ich fast nicht gehen konnte. Der Erbprinz war in tötlicher Unruhe über mein Abnehmen und eben so sehr, mich verlassen zu müssen. Den neunten Juli reiste er zu seinem Regimente ab, das am fünften August gemustert werden sollte. Da das Wetter unvergleichlich schön war, verabredete ich mit der Kronprinzessin eine Spazierfahrt auf der Wurst. Dieses ist eine Art offner Wagen, auf dem zwölf Personen Platz haben und der darum sehr angenehm ist, weil er das Vergnügen des Spazierfahrens und der Unterhaltung zugleich gewährt. Darauf speiste ich bei der Kronprinzessin zu Nacht und wir brachten den Abend sehr angenehm zu.

Am folgenden Tage war große Spazierfahrt. Wir waren alle auf's schönste geputzt im Phaeton, der ganze Adel folgte in mehr wie achtzig Kutschen. Der König führte in einer Berline den Zug an und hatte schon im Voraus den ganzen Weg, den wir machen sollten, vorgeschrieben; er schlief ein, es

kam ein fürchterliches Gewitter, trotzdessen fuhren wir Schritt für Schritt weiter. Man kann sich vorstellen, wie wir zugerichtet wurden! wir waren naß wie die Enten, die Haare hingen uns vom Kopfe herunter und unsere Kleider waren in Grund und Boden verdorben. Endlich nach einem dreistündigen Regen stiegen wir in Monbijou, wo eine große Illumination und Ball sein sollte, aus. Nie habe ich etwas komischeres gesehen wie diese Damen! sie sahen alle wie die Xantippen aus und ihre Kleider klebten ihnen am Leibe, ja wir konnten uns nicht einmal trocknen, sondern mußten den ganzen Tag so bleiben. Alle folgenden Tage war Schauspiel.

Da meine Gesundheit und Kräfte täglich abnahmen und Herr Stahl, des Königs erster Leibarzt mich völlig vernachlässigte, fragte ich den des Herzogs von Braunschweig über meinen Zustand um Rat. Nachdem er alle Umstände erwogen hatte, urteilte er, daß ich ein schleichendes Fieber und den Anfang eines Skirrhus im Magen habe. Er sagte mir, wenn ich mich nicht bei Zeiten einer Kur unterwürfe, so wäre ich in Gefahr, innerhalb eines Jahres zu sterben. Ich bat ihn, seine Meinung über mein Uebel schriftlich aufzusetzen, was er auch that. Wie mein Bruder diese Konsultation und den Ausspruch des Arztes erfuhr, beunruhigte er sich sehr und ließ seinen Oberwundarzt, einen sehr geschickten Mann kommen. Dieser war gleicher Meinung wie der andere Arzt. Beide schlugen mir eine Kur vor, allein ich wollte mich ihr nicht unterwerfen; da ich mich nicht schonen konnte und zu niedergeschlagen war, wußte ich wohl, daß sie mir nichts helfen konnte.

Ich hatte nach Bayreuth geschrieben, um es so einzurichten, daß uns der Markgraf aus Berlin herausschaffe. Sein Brief, den ich mit so großer Ungeduld erwartete, kam endlich an und war so verfaßt, daß ich ihn dem Könige zeigen konnte; er hatte einen, ähnlichen Inhalts wie der meinige, bekommen und ich schmeichelte mir, nicht das geringste Hindernis für meine Abreise zu finden. Als ich früh zur Königin kam, traf ich den König und die Herzogin von Bevern bei ihr. Ich habe, sagte er zu mir, einen Brief von deinem Schwiegervater bekommen, er will euch wieder bei sich haben, will euer Einkommen mit achttausend Thalern vermehren, damit ihr unab-

hängig in Erlangen leben könnt; aber ich glaube, das ist nicht nötig, weil ich darauf rechne, daß ihr hier bleibt. Was willst du, daß ich ihm darauf antworte? Ich sagte ihm, daß ich mich sehr freuen würde, in Berlin und bei ihm bleiben zu können, da aber die Gesundheit des Markgrafen sehr abnehme, glaube ich, es sei doch ratsamer, daß wir nach Bayreuth zurückkehren, damit der Erbprinz sein Land kennen lernte. Der König faltete die Stirne. Willst du dann deine eigne Wirtschaft haben? fuhr er fort. Mit achttausend Thalern, erwiderte ich, ist das unmöglich, gäbe er zweimal so viel, so ließ ich es gelten. Wenn ich das erhalten kann, nahm der König wieder das Wort, so laß ich euch gehen, macht er aber Umstände, so bleibt ihr hier. Nun mischte sich die Herzogin von Bevern in das Gespräch und sagte: ich sei in einem sehr üblen Zustand und müsse sehr meine Gesundheit schonen, was mir in Bayreuth immer leichter würde als in Berlin. Darauf setzte sie ihm mein Uebel auseinander und schloß damit, daß der Arzt mir den Gebrauch von Mineralwasser anempfohlen hatte. Das soll sie in Charlottenburg trinken, sagte der König; wenn sie will, halte ich ihr die Tafel und sie wird sich dort besser befinden wie in Bayreuth. Weder die Herzogin noch ich durften etwas hierauf antworten und ich war in Verzweiflung meiner Abreise von Berlin noch lange nicht so nahe zu sein, wie ich mir vorgestellt hatte.

Die Herzöge und die Herzoginnen reisten den Tag darauf ab, meine Schwester folgte ihnen am siebzehnten Juli. Mein Abschied von ihr war gar nicht rührend, die Königin war dagegen über ihre Abreise sehr betrübt. Diese Fürstin hatte ein gutes Herz, aber ihre Eifersucht, ihre Ränke verleiteten sie, Fehler zu begehen.

Meine Schwester war kaum abgereist, so ward sie umgänglicher mit mir. Ich wendete alles an, um ihre Zuneigung wieder zu gewinnen und wenn es mir nicht ganz gelang, brachte ich es doch wenigstens dahin, daß sie mich besser als vorher behandelte. Ich hatte dem Markgrafen mein mit dem Könige gehabtes Gespräch in Rücksicht auf meine Abreise gemeldet und ihn sehr gebeten, auf unsere Rückkehr zu bestehen, weil er sie sonst nie erhalten würde. An demselben Tage, wo uns meine

Schwester verließ, war der König nach Pommern abgereist. Das Regiment des Prinzen hatte ihn in Entzücken versetzt, nichts war schöner, geordneter, besser diszipliniert. Den achten August brachte er ihn mit nach Berlin. Ich drang sehr in meinen Bruder uns Urlaub zu verschaffen. Er beschloß mit Seckendorf und Grumkow am andern Tage, an welchem er den König bewirten sollte, mit ihm von der Sache zu sprechen. Das Glück wollte, daß ich denselben Morgen Briefe vom Markgrafen erhielt, in denen einer an den König eingeschlossen war, den ich ihm nach der Tafel überreichte. Er war guter Laune und hatte ein wenig getrunken, dennoch veränderte sich beim Lesen dieses Briefes sein ganzes Gesicht; er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: dein Schwiegervater weiß nicht was er will, du befindest dich hier besser wie bei ihm, mein Schwiegersohn muß sich des Kriegswesens und der Sparsamkeit befleißigen, das ist ihm viel nützlicher, als in Bayreuth Kohl zu pflanzen. Grumkow und Seckendorf stellten ihm nun vor, daß er uns, wenn er unsere Abreise verweigerte, mit dem Markgrafen entzweien würde, daß, so abgelebt er wäre, ihm noch einfallen könnte, zu heiraten, was uns doch sehr nachteilig sein müßte, kurz, alle Welt stimmte uns bei. Der König sah mich an und fragte mich, was ich meinte? Ich antwortete, die Herren hätten recht und der König würde uns eine Gnade erzeigen, wenn er uns reisen ließ. Meinetwegen, geht dann, sagte er, aber ihr habt keine so große Eile, ihr könnt bis zum dreiundzwanzigsten August warten. Nie glich eine Freude der meinen, wie ich nun endlich gewiß war, meinen Abschied zu erhalten.

Die vierzehn Tage, die ich noch in Berlin blieb, gingen sehr ruhig vorüber. Der Königin, die angefangen hatte, sich an mich zu gewöhnen, that meine Abreise leid, ich hatte sogar eine große Aussprache mit ihr darüber. Sie sagte mir, Grumkow sei an ihrem üblen Betragen gegen mich schuld, er habe ihr gesagt, meine Schüchternheit allein habe den Bruch mit England veranlaßt, meines Vaters Eifer, mich mit dem Erbprinzen zu verheiraten, sei ein bloßes Spiel gewesen, und es wäre, wenn ich, als er seiner Zeit die Herren zu mir schickte, mehr Festigkeit gehabt hätte, nie dazu gekommen. Daraus mochte ich also sehen, ob sie Ursache über

mich zu klagen gehabt hätte. Ich legte ihr die Schurkerei von Grumkow klar vor Augen.

Den Tag meiner Abreise kam der König zu mir, um von mir Abschied zu nehmen, aber mit sehr viel Kaltsinn. Das war das letzte Mal, daß ich diesen lieben Vater sah, dessen Andenken mir ewig teuer sein wird. Die Trennung von meinem Bruder war höchst rührend; die Königin zerfloß in Thränen, und ich reiste im heftigen Weinen ab.

In Sarmünd speiste ich zu Mittag, und stieg nach einer schlechten Mahlzeit wieder in den Wagen. Der Kutscher hatte wieder die Güte, uns eine Chaussee herab zu werfen, der Wagen schlug zwei Mal um, und ich fiel auf den Deckel des Kutschkastens. Da ich mich dessen gar nicht versehen hatte, so zerschlug ich mir das Gesicht, und bekam einige Beulen am Kopfe; dennoch hinderte mich das nicht an der Fortsetzung meiner Reise. Den Tag darauf kam ich nach Halle, wo ich mit Pomp empfangen wurde. Voran kam eine Deputation der Universität, die zu Ehren meiner glücklichen Ankunft eine Rede hielt, und Herr von Wachholz, der in Abwesenheit des Prinzen von Anhalt daselbst kommandierte, gab mir eine Wache, und kam zu mir, um mich um die Parole zu bitten. Ich fand die Prinzessin Radziwil in dieser Stadt, die Schwester der Markgräfin Philipp, die ausdrücklich, um mich zu sehen, von Dessau gekommen war. Ich kannte sie sehr genau, sie hatte viel Verstand und viele Kenntnisse, wodurch ihr Umgang sehr angenehm ward.

Am folgenden Tage reiste ich von Halle ab, und kam am dreißigsten August nach Hof. Herr von Voit, der in Schleiz zu mir stieß, meldete mir, daß sich der Markgraf daselbst befinde, und uns mit Ungeduld und Freude erwarte. Einen Flintenschuß weit von der Stadt kam er uns mit Gefolge von dreißig Kutschen entgegen, ich ließ meinen Wagen halten und stieg aus, denn ich sah, daß er dasselbe that; er empfing mich auf das verbindlichste, und liebkoste den Erbprinzen gar sehr, darauf stiegen wir wieder in meinen Wagen, wo auch er Platz nahm. Er sagte mir, daß er mich ungeheuer mager und verändert fände, da er sich aber einen sehr geschickten Arzt verschafft habe, so hoffe er auf meine baldige Heilung.

In Hof hielten wir uns einen Tag auf, und ich kam am zweiten September in Bayreuth an. Fräulein von Sonnsfeld war erfreut, mich zu sehen, und meine kleine Tochter fand ich so verändert, daß ich sie wirklich nicht erkannt hätte. Man hatte ihr eine Menge Narrenspossen gelehrt, und ich kann wohl sagen, daß sie das schönste Kind von der Welt war.

Gleich am nächsten Morgen erhielt ich den Besuch des so sehr gerühmten Arztes. Ich zeigte ihm die schriftlich aufgesetzte Meinung der Aerzte, die ich in Berlin zu Rat gezogen hatte; er war nicht der Meinung, sondern sagte mir, mein Uebel käme von einem verdorbenen Magen und scharfgewordenem Blute, er würde damit anfangen, mir zur Ader zu lassen, und mir dann alle Morgen eine Brühe mit Gerste zu geben, worauf ich mich gewiß bald besser befinden würde. Nun fing er damit an, mir am folgenden Tage zehn Unzen Blut abzuzapfen, wodurch denn meine Schwäche so zunahm, daß ich einige Tage das Zimmer hüten mußte. Nachmittags las mir die Marwitz vor, und abends besuchte mich der Markgraf. Dieser hatte alle mögliche Aufmerksamkeit für mich, allein ich verdanke sie der Fräulein von Sonnsfeld, die eine solche Gewalt über ihn gewonnen hatte, daß sie alles über ihn vermochte. Um das Glück vollkommen zu machen, ging er nach Himmelkron. Beim Abschiede sagte er mir, er ginge ausdrücklich deshalb fort, um mir zur Wiederherstellung meiner Gesundheit Zeit zu lassen, da er wohl wüßte, daß ich mir, wenn er da sei, mit Ankleiden und Ausgehen Gewalt anthäte, er bäte, mich bis zu seiner Rückkehr so gut wie möglich zu belustigen. Seine Aufmerksamkeit machte mir viel Vergnügen, und ich nahm mir fest vor, mich wohl in Acht zu nehmen, damit dieses schöne Einverständnis Bestand hätte. Meine Schwester von Anspach kam auch auf einige Tage zum Besuch zu mir, und ich fing an, einige Ruhe zu genießen, als ein Umstand mich in neue Bekümmernis stürzte. Doch ich muß über diese Begebenheiten etwas weiter ausholen.

Ich habe schon des unerwarteten Todes Augusts, Königs von Polen, gedacht. Nach seinem Hintritt hatten sich zwei Parteien in der Republik gebildet; die eine, welche es mit dem Kurfürsten von Sachsen hielt, wurde von dem Kaiser von Ruß-

land, die andere, die für Stanislaus war, von Frankreich beschützt. Die Politik des Kaisers, der mit der von Frankreich immer in Widerspruch stand, die des Königs von Preußen, dem wenig darum zu thun war, einen von so einer großen Macht beschützten Nachbar zu haben, und die von Rußland, welche immer mit dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen, verbunden war mußte sich einer solchen Wahl ganz offenbar widersetzen. Dem allem ungeachtet siegte die französische Partei und wählte Stanislaus Lesczinsky zum Könige von Polen. Sehr von dieser Wahl beleidigt, ließ Rußland Truppen nach Polen aufbrechen, und begann seine Kriegsthaten mit der Belagerung von Danzig. Alles neigte sich zu einem Bruch zwischen dem Kaiser und Frankreich; dieses letzte schickte Truppen nach Italien und an den Rhein. Dem geheimen Traktat gemäß, den mein Vater mit dem Kaiser eingegangen war, sollte er ihm zehntausend Mann stellen, und man entdeckte mir von Berlin, daß er sich bereite, selbst ins Feld zu ziehen, und sehr darauf rechne, daß ihn der Erbprinz begleite.

Das war es, was mich bekümmerte. Ich war schon so an Sorgen gewöhnt, daß der geringste Zufall mich in Angst setzte. Mein Schmerz ging bis zur tiefsten Schwermut; alles, was ich in Berlin gelitten hatte, war meiner Fassung so nachteilig gewesen, daß es mir alle Mühe kostete, meine gewöhnliche Heiterkeit wieder zu erlangen. Meine Gesundheit besserte sich nicht, so daß mich alle Welt für schwindsüchtig hielt, ich selbst hielt mein Schicksal für entschieden und erwartete den Tod mit Standhaftigkeit. Meine einzige Erholung waren die Wissenschaften; den ganzen Tag las und schrieb ich, ich unterhielt mich mit der Marwitz und suchte sie richtig denken und urteilen zu lehren. Dieses Mädchen, die mir äußerst zugethan war, hatte ich sehr lieb, sie fing an, sehr solide zu werden, und suchte mir in allem, was mir Freude machen konnte, zuvor zu kommen.

Die Kaiserlichen Truppen wurden indessen nach und nach versammelt, und dem Herzog von Bevern die Feldherrnstelle übergeben. Der Erbprinz brannte vor Lust, den Feldzug mitzumachen. Es konnte nicht lange dauern, da die Jahreszeit schon vorgerückt war, und der Markgraf war seinem Wunsche

ohne Hehl ganz entgegen. Alles, was er erhielt, war, daß er die Armee in der Nähe von Heilbronn sehen durfte. Er reiste daher am dreißigsten September dahin ab, und kehrte am ersten November zurück.

In dieser Zeit besuchte uns die Prinzessin von Kulmbach, die Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm. Ihre Geschichte ist so sonderbar, daß sie wohl einen Platz in diesen Denkwürdigkeiten verdient.

Bis zu ihrem zwölften Jahre wurde sie bei ihrer Tante, der Königin von Polen erzogen. Ihre Frau Mutter, die Markgräfin, deren Schilderung ich bei Gelegenheit meiner Erlanger Reise gemacht habe, hielt es dann nicht weiter für gut, sie länger in Dresden zu lassen, und rief sie nach Bayreuth zurück. Die junge Prinzessin war schön, so daß ihre Reize denen ihrer Frau Mutter in nichts nachstanden, außer, daß sie so verwachsen war, daß keine Kunst den Fehler zu verbergen vermochte. Der Markgraf, mein Schwiegervater, der, da der Markgraf Georg Wilhelm keine Kinder hatte, wahrscheinlicher Erbe der Markgrafschaft war, befand sich unter ihren Bewerbern; denn da er damals schon von seiner ersten Gemahlin getrennt war, stand es ihm frei, eine zweite Ehe einzugehen. Die Markgräfin konnte ihn aber nicht leiden, und ihre Tochter teilte ihre Gesinnungen. Ihre Schönheit, ihre Sittsamkeit, flößten ihrer Mutter eine so abscheuliche Eifersucht ein, daß sie beschloß, die arme Prinzessin ins Unglück zu stürzen. Ihr Gemahl, der Markgraf, war der Heirat seiner Tochter mit dem Prinzen von Kulmbach günstig, um sie aber abzubrechen, warf die Markgräfin die Augen auf einen gewissen Vobser, einen Kammerherrn ihres Gemahls, sie ließ ihm viertausend Dukaten versprechen, wenn er der Prinzessin Gunst in dem Grade gewinnen könnte, daß sie sich von ihm ein Kind machen ließe. Der Vorschlag gefiel Vobser gar sehr, er machte der Prinzessin lange den Hof, allein ohne einen andern Lohn als Geringschätzung und Verachtung zu finden. Da die Markgräfin nun sah, daß sie auf diese Weise nicht zum Ziel käme, ließ sie den Vobser einst des Nachts in das Schlafzimmer der Prinzessin verstecken, ihre Bedienung war bestochen, man schloß sie zusammen ein, und ungeachtet ihres Geschreies und ihrer Thränen

gelangte er zu ihrem Besitz. Seine Demut, seine Ehrfurcht und Schmerz entwaffneten die Prinzessin. Er machte sie glauben, es hinge nur von dem Markgrafen ab, ihn zum Grafen und nachher zum Reichsfürsten erklären zu lassen, wodurch er in den Stand gesetzt würde, sie zu heiraten, und da sie die einzige Tochter sei, stände es in des Markgrafen Willkür, durch Vermehrung der schon ansehnlichen Allodialgüter ihr den größten Teil seines Landes zu lassen. Die Liebe, mit diesen andern Rücksichten vereint, vermochte die Prinzessin, eine Intrigue mit ihrem Liebhaber zu unterhalten, und ihm mehrere Zusammenkünfte zu gestatten. Diese wurden so zahlreich, daß sie endlich schwanger ward. Die Markgräfin, welche diese ganze Intrigue im Verein mit Herrn von Stutterheim, dem ersten Minister des Markgrafen, führte, ward sogleich von dem Gelingen ihrer Wünsche unterrichtet, that aber unwissend über den Zustand ihrer Tochter, die denn auch ihrerseits alles anwendete, um ihn soviel wie möglich zu verbergen. Der Prinz von Culmbach that indessen alles mögliche, um seine Heirat mit dieser Prinzessin zustande zu bringen; er war im Begriff, sich nach Bayreuth zu begeben, um bei dem Markgrafen um ihre Hand anzuhalten, als ein Brief von Stutterheim ihn von allem, was ich soeben erzählt habe, unterrichtete. Sehr glücklich, noch beizeiten, und ehe er den geringsten Schritt gethan hatte, benachrichtigt zu sein, entsagte er sogleich seinem Unternehmen. Die Prinzessin gab indessen vor, sehr krank zu sein, und eine Wassersucht zu befürchten; mehrere mitleidige Personen, die den Plan der Markgräfin und den Zustand ihrer Tochter durchblickt hatten, boten dieser letzteren ihre Dienste an, um sie aus ihrer traurigen Lage zu ziehen, aber von ihrem Liebhaber geleitet, wollte sie ihnen niemals das Geringste gestehen. Endlich nahte die Zeit ihrer Entbindung. Indes der Markgraf mit Herrn Vobser einige Meilen davon auf der Jagd war, begab sich die Markgräfin mit ihr in die Eremitage; die arme Prinzessin bekam Geburtsschmerzen, sie hatte nicht den Mut, ihr Geschrei zurückzuhalten, und ihre Mutter kam eben dazu, wie sie zwei großen Knaben das Leben gab, die im Gesicht schwarz aussahen wie Tinte. Ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen aller Anwesenden nahm sie die Markgräfin, lief damit überall

herum, zeigte sie aller Welt, und schrie, daß ihre Tochter eine Schamlose und ins Kindbett gekommen sei. Man schickte sogleich einen Eilboten an den Markgrafen, um ihm das schreckliche Ereignis zu melden. Vobser, der neben ihm stand, wie er den Brief las, und die Veränderung seines Gesichtes wahrnahm, erriet seinen Inhalt und machte sich schleunigst aus dem Staube, und der Markgraf war von dem Vorfalle so erschüttert, daß jener schon eine gute Strecke zurückgelegt hatte, ehe er sich von seiner Bestürzung erholt hatte. Die Prinzessin ward wenige Tage darauf in Plassenburg festgesetzt. Die Markgräfin hatte soviel mit den beiden Kindern gespielt, daß sie beide starben. Vobser hingegen schrieb der Markgräfin einen langen Brief, in welchem er die Auszahlung der ihm versprochenen viertausend Dukaten forderte. Hätte den Markgrafen nicht sein bald darauf erfolgter Tod gehindert, so hätte er sich vielleicht an seiner Gemahlin gerächt. Wie mein Schwiegervater zur Regierung kam, wollte er die Prinzessin befreien, allein die Königin von Polen ließ es nicht zu; da sie aber nicht strenge bewacht wurde, suchten sich einige katholische Geistliche bei ihr einzuschleichen, und machten ihr glauben, wenn sie ihre Religion verändere, würde sie den mächtigen Schutz der Kaiserin Amalie gewinnen, die sie bald aus ihrer Gefangenschaft ziehen und sie hinlänglich versorgen würde, um ihrem Stande gemäß zu leben. Sie ließ sich von diesen schönen Versprechungen blenden, und schwor heimlich den lutherischen Glauben ab. Als die Königin bald nachher starb und sie in Freiheit gesetzt wurde, bekannte sie sich öffentlich zur katholischen Kirche. Gewissenszweifel, die sie kurz vor meiner Rückkehr nach Bayreuth quälten, bewogen sie, diese Kirche zu verlassen und zur lutherischen zurückzukehren. Der Markgraf, der bei dieser Gelegenheit seinen Religionseifer an den Tag legen wollte, lud sie nach Bayreuth ein, ließ sie ihrem Range gemäß empfangen, und bemühte sich, sie wieder zu Ehren zu bringen. Sie hat Verdienste, ihr Betragen war immer tadellos, sie hat unendlich viel gutes gethan, und ihre guten Eigenschaften vergüten den Fehltritt, den sie so unglücklich war, zu begehen. Ihr Besuch in Bayreuth war nur kurz, sie ging nach wenigen Tagen nach Kulmbach zurück, um den Markgrafen und den Erbprinzen zu

Da ich nichts von allem, was mir begegnete, verschweige, und diese Memoiren gerne mit allerlei kleinen Anekdoten verwebe, so will ich deren eine erzählen, die auf viele Leute einen großen Eindruck machte, nur auf mich nicht, denn mein vieles Studieren und Nachdenken hat mich dahin gebracht, manches Vorurteil zu überwinden, und ich thue mir sogar etwas darauf zu gute, ein bischen Philosophin zu sein.

Die Zimmer des Erbprinzen bestanden in zwei großen, und einem daranstoßenden Kabinet; sie hatten nur zwei Thüren, die eine durch mein Schlafzimmer, die andere durch ein Vorhaus, wo sich zwei Schildwachen befanden, und ein Bedienter, der die Nacht vom siebenten zum achten November daselbst schlief. Diese drei Leute hörten in dem großen Zimmer lange Zeit gehen, darauf vernahmen sie Gewinsel und endlich ein furchtbares Klagegetön. Mehrere Male gingen sie hinein, ohne etwas zu entdecken, so bald sie das Zimmer aber verlassen hatten, ging der Lärm wieder an. Sechs Schildwachen, die sich in dieser Nacht ablösten, machten alle dieselbe Aussage. Auf den Bericht, welchen man dem Herrn von Reitzenstein davon machte, wurde die Sache streng untersucht, ohne daß man das Geringste entdeckte. Mir machte man daraus ein Geheimnis. Einige Leute versicherten, es sei die weiße Frau, die meinen Tod anzeigte, andere fürchteten, es möchte dem Erbprinzen ein Unglück begegnen. Diese letzte Furcht wurde jedoch bald gehoben, denn er kam den elften November mit dem Markgrafen von Bayreuth zurück. Kaum waren sie angelangt, so kam ein Courier mit der traurigen Nachricht von dem Tode meines Schwagers, des Prinzen Wilhelm, und sehr sonderbarer Weise war er in derselben Stunde gestorben, wo in dem Schlosse der Lärm vernommen worden war. Er war mit seinem Onkel, dem Prinzen von Kulmbach, von Wien abgereist, um sich zu seinem Regiment nach Cremona zu begeben; gleich nach seiner Ankunft bekam er die Kinderblattern, die ihn in sieben Tagen hinwegrafften. Es war für die Familie ein Glück, denn er hatte einen so beschränkten Kopf, daß er bei längerem Leben der ganzen Familie hätte schaden können.

Der Markgraf empfing diese Nachricht mit vieler Standhaftigkeit, er vergoß keine Thräne; der Erbprinz hingegen war

untröstlich, so daß es mir alle Mühe kostete, ihn von seinem Schmerze abzulenken. Der Prinz von Kulmbach fand Mittel, den Leichnam heimlich nach Bayreuth zu schicken, allein, um nicht bei seinem Begräbnis gegenwärtig zu sein, begaben wir uns alle mit dem Markgrafen nach Himmelkron. Die Leiche sollte in das Erbbegräbnis der Familie in der St. Peterskirche beigesetzt werden; da das Gewölbe, welches die Grabstätte enthält, zugemauert war, brach man es, um ihm Luft zu geben, einige Tage vorher auf; wie groß war aber das Erstaunen derer, welche hinabgestiegen, es ganz mit Blut angefüllt zu finden. Die ganze Stadt lief hinzu, um das Wunder zu sehen, man folgerte schon die unangenehmsten Dinge daraus. Die Erscheinung ward mir in Himmelkron erzählt, und man brachte mir ein Schnupftuch, das mit diesem Wunderblute gefärbt war. Aus Furcht, den Markgrafen zu beunruhigen, wollte ihn niemand davon unterrichten, da ich nun aber nicht vielen Wunderglauben habe, hielt ich es für besser, daß er es erführe, ich bat ihn dringend, Herrn Gäckel, seinen ersten Leibmedikus, dahin zu schicken, um die Sache zu untersuchen. Der Markgraf gestand mir meine Bitte zu, und da er sich wohl denken konnte, welcher panische Schrecken sich unter die Leute verbreiten würde, ersuchte er mich, die Veranlassung dieser Begebenheit genau zu erforschen. Gäckel berichtete mir am Abend bei seiner Rückkehr, daß das Blut dergestalt in dem Gewölbe umherflösse, daß er einige Zuber voll davon hätte forttragen lassen, und nach genauer Untersuchung habe er gefunden, daß es aus einem unmerklichen Ritz eines der bleiernen Särge käme, der eine seit achtzig Jahren verstorbene Prinzessin des Hauses enthielt, und daß man, um auf den Grund der Sache zu kommen, am besten thäte, diesen Sarg zu öffnen. Der Markgraf gab die dazu nötigen Befehle, allein man konnte es nicht bewerkstelligen, ohne den Sarg völlig zu zerschlagen, und das wollte man nicht. Es gab in Bayreuth keinen Chemiker, der geschickt genug gewesen wäre zu entdecken, ob die Flüssigkeit Blut oder eine andere Materie sei, bis uns einer der Aerzte dieser Stadt aus der Verlegenheit zog, indem er den Mut hatte, sie zu kosten. Nun verschwand das Wunder augenblicklich — es war ein Balsam. Die Fürstin, welche in dem

Sarge lag, war außerordentlich beleibt gewesen, man hatte sie einbalsamiert, ihr Fett und der Balsam hatten diese Erscheinung hervorgebracht, welche die Aerzte jedoch wegen der langen Zeit, die seit ihrer Beerdigung verflossen war, für sehr merkwürdig hielten. Die Beerdigung des Prinzen geschah am dritten Dezember; ich hatte meinen beiden Damen, der Grumkow und der Marwitz, erlaubt, dabei zu sein; sie kamen denselben Abend zurück.

Als ich mich am folgenden Tage mit der Marwitz allein befand, kam sie mir zerstreut und nachdenkend vor; ich fragte sie also um die Ursache. Sie seufzte, sagte, daß sie sehr traurig sei, aber nicht reden dürfte. Diese Antwort machte mich so neugierig, daß ich sehr in sie drang, mir ihren Kummer zu vertrauen. Wollte Gott, ich könnte es thun, antwortete sie, ich habe mehr Lust, ihn Ihrer königlichen Hoheit mitzuteilen, als Sie, ihn zu erfahren, aber ich habe einen fürchterlichen Eid abgelegt, ihn zu verschweigen. Alles, was ich sagen darf ist, daß er Sie betrifft. Ihr Wesen und ihr Ton beunruhigten mich. Ich konnte nicht begreifen, wovon die Rede sei, und indem ich sie über allerlei Gegenstände befragte, suchte ich ihn zu erraten. Zum Zeichen der Verneinung schüttelte sie allezeit den Kopf; endlich sagte sie, er beträfe den Markgrafen. Wie! rief ich, will er sich verheiraten? Sie machte ein bejahendes Zeichen. Mein Gott, mit wem? fragte ich, und wie kommt es, daß Sie zuerst davon unterrichtet sind? Ohne es mir zu sagen, wovon die Rede ist, können Sie mir es ja in diesem Falle durch Zeichen andeuten. Darauf stand sie auf, sprang durch das Zimmer, nahm einen Bleistift, mit dem sie auf die Wand schrieb, und lief davon. Meine Unruhe war schon sehr groß, aber ich blieb ganz versteinert, als ich folgende Worte las:

Diesen Morgen war ich bei meiner Tante Flora (das war der Taufname des Fräulein von Sonnsfeld, und ich werde im Verfolg dieser Memoiren fortfahren, sie so zu nennen). Da ich sie sehr nachdenkend und beschäftigt fand, fragte ich sie um die Ursache; sie antwortete mir, daß sie viele Dinge im Kopfe hätte, die, wenn ich sie wüßte, mich sehr in Erstaunen setzen würden. Auf meine Bitte, sich zu erklären, sagte sie mir, sie wolle sich mir anvertrauen, aber sie fordere von mir

einen Schwur, ihr Geheimnis unverbrüchlich zu bewahren. Ich versprach ihr, was sie forderte. Darauf erzählte sie mir: Der Markgraf habe seit unserer Abreise nach Berlin angefangen, ihr den Hof zu machen, und eine so hohe Achtung für sie gefaßt, daß er sie zu heiraten entschlossen sei. Er wolle sie zur Reichsgräfin erklären lassen, damit sie nach ihrer Heirat Fürstinnenrang annehmen könnte; in diesem Falle wolle er Bayreuth ganz verlassen, um mit ihr nach Himmelkron zu gehen, er wolle ihr in irgend einem auswärtigen Lande ein hinlänglich großes Kapital anweisen, das ihr als Wittum dienen, und sie gegen alle Schikanen des Erbprinzen in Sicherheit setzen würde. Um dieses ganze Vorhaben Ihrer königlichen Hoheit mitzuteilen, warte er nur, bis das Begräbnis seines Sohnes vorüber sei. Ich stellte ihr vor, daß weder Ihre königliche Hoheit noch der Erbprinz je in diese Heirat willigen, daß der König Sie aus allen Kräften unterstützen würde, daß unsere ganze Familie in den Staaten dieses Fürsten wäre, der sich an ihr wegen des Schadens rächen könnte, den sie Ihrer königlichen Hoheit zufügte. Daß die Hofmeisterin Ihren Hof zu verlassen genötigt sein würde, daß Sie sich zu Tode grämen würden, kurzum, daß ich nicht glauben könnte, daß sie sich von solchen Hirngespinsten bethören lassen würde. Das sind keine Hirngespinste, antwortete meine Tante, ich weiß gar nicht, warum ich nicht das Glück, das sich mir anbietet, ergreifen sollte; welches Unrecht thäte ich denn Ihrer königlichen Hoheit und dem Erbprinzen? Heiratet der Markgraf nicht mich, so heiratet er eine andere, und am Ende hat er ja ihre Einwilligung nicht nötig. Aber wenn Sie Kinder bekommen, fuhr ich fort. Wenn ich welche bekomme, so bin ich des Todes, antwortete sie, aber dazu bin ich zu alt. Nehmen Sie sich wohl in acht und bedenken, was Sie thun, sagte ich, behandeln Sie die Sache nicht leichtsinnig, denn ich sehe schreckliche Folgen daraus entstehen. Pah! rief die Tante, Sie sind jung, Sie erschrecken sich ohne Ursache, und mir thuts leid, daß ich mich Ihnen anvertraute, bewahren Sie wenigstens mein Geheimnis. Ich gehe nach Himmelkron, wo ich meine Schwester, die noch gar nichts weiß, nach und nach darauf vorzubereiten suchen werde."

In meinem Leben war ich nicht mehr erstaunt! eine ganze

Menge Betrachtungen kreuzten sich in meinem Kopfe, doch die Zeit war kurz, Fräulein von Sonnsfeld sollte morgen kommen und wahrscheinlich sollte mir der Markgraf das ganze schöne Vorhaben mitteilen. Zuvörderst löschte ich alles aus, was die Marwitz geschrieben hatte, und berief dann den Erbprinzen zu mir, dem ich das ganze Geheimnis offenbarte, worauf wir uns dann beide auf die Folter legten, um Ausflüchte zu suchen, ohne daß es uns mit einer einzigen gelang.

Ich war so sehr angegriffen, daß ich mich aus Unfähigkeit meine Fassung zu behaupten, Abends bei der Tafel für krank ausgab. Weder der Erbprinz, noch ich konnten die ganze Nacht schlafen, sondern gingen im Zimmer auf und ab. Die Sache war in jeder Rücksicht zu wichtig: einmal war es gar keine Ehre für uns, eine dem Range nach so sehr untergeordnete Stiefmutter zu haben, zweitens konnte uns diese Stiefmutter unendlich viel schaden, das Land vollends erschöpfen, und neuen Zwiespalt zwischen dem Markgrafen und uns erregen, drittens wäre meine Hofmeisterin, die ich wie eine Mutter liebte, und die mir über alles zugethan war, und die Marwitz, der ich erstaunlich wohl wollte, genötigt gewesen, mich zu verlassen, und wären die unglücklichsten Menschen von der Welt geworden, denn der König hätte sie gezwungen, nach Berlin zurück zu kommen, wo er sie gewiß eingesperrt hätte; und viertens konnte mir endlich diese Begebenheit in den Augen der Welt nicht anders, als höchst nachteilig sein, man mußte glauben, ich sei hinter das Licht geführt, da es niemand einfallen würde, daß meine Hofmeisterin und ihre Schwester nicht im Einverständnis gewesen wären, um mich zu betrügen. Das alles setzte mir das Blut dermaßen in Wallung, daß ich mich, ungeachtet aller Gewalt, die ich mir anthat, am folgenden Morgen nicht bemeistern konnte, so daß die Flora auf den ersten Blick merkte, ich habe einen tötlichen Kummer, sie schloß also aus der Verlegenheit, mit der ich zu ihr sprach — denn gewöhnlich ist man furchtsam, wenn man sich etwas vorzuwerfen hat, — daß mir die Marwitz ihr Geheimnis verraten hätte. Sie beredete also den Markgrafen mit seiner Erklärung noch zurück zu halten, weil sie die Zeit nicht für günstig hielt. Nach diesem Schritte machte sie der Marwitz die grausamsten

Vorwürfe über ihre Schwatzhaftigkeit, diese wußte sie aber so gut zu besänftigen, daß sie ihr Vertrauen auf's neue gewann. Flora unterhielt sich mit der größten Freude von ihrer künftigen Größe: als Stiefmutter sagte sie, kann ich den Vortritt vor Ihrer königlichen Hoheit in Anspruch nehmen, und der Markgraf hat mir gesagt, daß er mir ihn durchaus verschaffen wollte, allein ich werde nie die Achtung gegen die Erbprinzessin aus den Augen setzen und jeder Zeit bemüht sein, ihr Dienste zu leisten. Ich will, ehe ich ihr das alles entdecke, noch einige Zeit warten, ich will sie zu gewinnen suchen, eben das will auch der Markgraf, wir wollen ihr so lange schmeicheln, daß sie endlich in unser Begehren einwilligt.

Die Marwitz ermangelte nicht, mir dieses alles zu hinterbringen. Nach vielem Kopfzerbrechen beschloß ich, meiner Hofmeisterin den ganzen Vorgang zu melden; um aber die Marwitz nicht blos zu stellen, gab ich vor, ein anonymes Billet erhalten zu haben, das mich von dem ganzen saubern Projekte unterrichtet habe. Frau von Sonnsfeld spie Feuer und Flammen, sobald sie es hörte, das wäre, sagte sie, eine Erfindung ihrer Feinde, um sie und ihre ganze Familie zu stürzen; wie ich ihr aber alle Beweise für die Wahrscheinlichkeit dessen, was das Billet enthielt vorlegte, besänftigte sie sich allmälig. Ich machte sie nun auf die häufigen Besuche des Markgrafen bei ihrer Schwester aufmerksam, auf seine Aufmerksamkeit gegen sie und auf tausend Kleinigkeiten, die ich vorher selbst nicht beachtet hatte, die mir aber, nun meine Aufmerksamkeit rege gemacht war, auffielen. Meine Hofmeisterin hob in Thränen zerfließend Hände und Augen zum Himmel auf. Im ersten Zorn wollte sie dem Markgrafen den Kopf waschen, dann ihren Abschied fordern, und die Schwester mit sich fortnehmen; aber das alles paßte nicht in meinen Kram; ich stellte ihr so weitläufig vor, daß man diese Intrigue mit Sanftmut, und mit Vorstellungen, die ihrer Schwester gemacht würden, abbrechen müsse, daß sie endlich meinem Willen nachgab. Flora kam noch verschiedene Male nach Himmelkron, wo sich denn die Hofmeisterin nicht enthalten konnte, über ihre langen Unterredungen mit dem Markgrafen zu sticheln, ich plagte sie aber so lange, daß sie endlich noch stillschwieg.

Am zwanzigsten Dezember kehrten wir endlich in die Stadt zurück. Hier konnte sie ihre Heftigkeit nicht mehr bemeistern; sie behandelte ihre Schwester ganz unbarmherzig, und sagte ihr, daß mir alle ihre Ränke bekannt wären. Flora hatte einen sehr beschränkten Verstand, und da die Hofmeisterin, die viel älter wie sie war, sie erzogen hatte, behielt sie immer eine gewisse Furcht vor ihr; das arme Mädchen ließ sich also von ihr in Schrecken jagen und legte ihr eine vollständige Beichte von allem ab, was ich hier aufgezeichnet habe; sie zeigte ihr sogar die Briefe des Markgrafen, in welchem er ihr den von ihm entworfenen Plan, sie im Falle, daß sie Witwe würde, sicher zu stellen, mitteilte; diese Briefe waren voll der schmeichelhaftesten Versprechungen. Sobald die Hofmeisterin sie gelesen hatte, sagte sie der Flora, sie solle sogleich mit ihr zu mir kommen, um mir die Briefe zu bringen, und da in meiner Gegenwart dem Markgrafen schreiben, um ein für allemal mit ihm zu brechen. Wolle sie das aber nicht, so würde sie augenblicklich allein fortgehen, und wenn Flora sie nicht begleitete, gewiß Mittel finden, sie auf eine oder die andere Weise von Bayreuth zu entfernen. Der feste Ton, in dem Frau von Sonnsfeld mit ihr sprach, machte ihr Angst, sie kam zu mir, erzählte mir ihren ganzen Roman, und wollte mich glauben machen, daß sie nie gesonnen gewesen sei, die Anerbietungen des Markgrafen anzunehmen. Ich that, als legte ich ihr Glauben bei, sprach sanft und freundschaftlich mit ihr, zugleich machte ich ihr aber begreiflich, daß ich nie die Hände zu dieser Heirat bieten würde. Der Erbprinz versprach ihr, für sie zu sorgen, sagte ihr aber ungefähr dasselbe, wie ich. Prinzessin sagte ich ihr, können Sie nun schon niemals werden, dazu kann Sie nur der Kaiser machen, und der hat zu viel Rücksicht für den König, um etwas zu thun, was diesem so sehr mißfiele; und an der linken Hand getraut zu werden — zu dieser Stelle setzte ich in Ihnen zuviel Ehrgefühl voraus; Sie sehen also, daß dieses eine unmögliche Sache ist. Demgemäß versprach sie mir, dem Markgrafen so ernstlich zu schreiben, daß er den Einfall auf immer aufgeben sollte, da sie uns aber durch den Einfluß, den sie über ihn habe, nützlich sein könnte, so wollte sie so behutsam zu Werke gehen, daß sie immer im

Stande sei, uns zu dienen, und ihn zugleich im Zaume zu halten. Sie hielt Wort und ich war froh, diese unangenehme Geschichte so glücklich beendet zu haben. Ich muß aber doch hier ihr Gemälde entwerfen.

Fräulein Sonnsfeld ist nur fünf Fuß hoch, sehr beleibt, und hinkt mit dem linken Fuße. In ihrer Jugend war sie eine vollkommene Schönheit, allein die Kinderblattern hatten ihre Züge so verändert, daß sie nicht mehr dafür gelten konnte. Dennoch nimmt ihr Gesicht ein, und ihre Augen sind so geistreich, daß sie einen irre führen. Ihr zu großer Kopf gibt ihr das Ansehen einer Zwergin, allein ihr Körper hat nichts auffallendes; sie hat Grazie, Anstand, und ein Betragen, das beweist, daß sie in der großen Welt war; ihr Herz ist vortrefflich, sie ist sanft und dienstfertig, kurz, an ihrem Charakter ist nichts auszusetzen, ihr Betragen war immer ohne Tadel, aber Verstand hatte ihr der Himmel nicht zuerteilt, sie hat eine gewisse Weltkunde, die es verhindert, diesen Fehler zu bemerken, man nimmt ihn nur im genauen Umgange wahr. Die Vorteile, die ihr der Markgraf anbot, hatten sie verblendet, Ehrgeiz und Eigenliebe hatten sie verführt, und ihre Beschränktheit hatte sie verhindert, die Folgen zu übersehen.

Meine Gesundheit blieb sich immer gleich. Mein Fieber war nicht mehr fortdauernd, aber es kam alle Abend. Das verhinderte mich nicht, Gesellschaft zu sehen, allein sie machte mir viele Langeweile; ich war auch immer schwermütig, obschon ich mir soviel Gewalt anthat, daß es niemand gewahr ward, als die Personen, die mich umgaben. Zum Teil war meine Krankheit an dieser Schwermut schuld, zum Teil aber auch der viele Verdruß, den ich in Berlin hatte. Er hatte mich gewöhnt, nachzusinnen, und immer in Gedanken zu sein.

Da des Prinzen Wilhelm kaiserliches Regiment durch seinen Tod erledigt war, riet man dem Markgrafen, es für seinen Sohn zu fordern. Der Markgraf Georg Wilhelm hatte es unter der Bedingung ausgehoben, daß es immer bei der Familie bleiben sollte. Der Markgraf trug mir auf, darüber an die Kaiserin zu schreiben, die mir dann auch sehr verbindlich antwortete, und meine Bitte gewährte. Der Erbprinz war sehr erfreut darüber, denn er liebte das Kriegswesen so sehr, daß es seine größte Leidenschaft war.

Wir waren in der Fastnacht. Die Marwitz, die ihr Möglichstes zu meiner Zerstreuung aufbot, schlug mir vor, es dahin zu bringen, daß man eine Wirtschaft*) anstelle. Der Erbprinz, der Kurzweil liebte, drang auch in mich, den Markgrafen dazu zu vermögen. Das war ziemlich schwer, der Markgraf liebte die Lustbarkeiten nicht, er machte sich eine Gewissenssache daraus, worin ihn sein Beichtvater, ein höchst strenger Pietist, noch bestärkte. Flora, mit der wir davon sprachen, versprach uns endlich, die Sache durchzusetzen. Sie wußte auch wirklich den Markgrafen so gut zu behandeln, daß er mir dieses Fest selbst vorschlug. Ich nahm es sogleich an. Er bat mich, alles nach meinem Sinn zu veranstalten, und machte nur die einzige Bedingung, sich nicht maskieren zu müssen. Dieser Zeitvertreib ist nur in Deutschland bekannt; man stellt einen Wirt und eine Wirtin dar, die andern Masken stellen alle Handwerker und Zünfte der Welt vor. Bei diesen Festen trägt man keine Masken vor dem Gesicht, und deswegen hatte es die Marwitz in Vorschlag gebracht, denn sie wußte, daß es vergeblich sein würde, um eine Maskerade zu bitten, die hätte der Markgraf niemals erlaubt.

Ich ließ den ganzen Saal, der von einer ungeheuern Größe ist, in einen Wald verwandeln, an dessen Ende man ein Dorf mit seinem Wirtshause sah, das die gute Frau ohne Kopf zum Schilde hatte. Das ganze Haus war von Baumrinden gebaut, und sein Dach mit Lampen bedeckt. Im Wirtshaus befand sich eine Tafel von hundert Gedecken, deren mittlerer Raum ein Blumenstück mit Springbrunnen verziert, vorstellte. In den Bauernhäusern traf man Kaufläden mit Erfrischungen an. Der Ball ward nach dem Abendessen eröffnet; Alle Welt fand dieses Fest allerliebst und vertrieb sich die Zeit auf die angenehmste Weise, nur ich war zur Langeweile verurteilt, denn der Markgraf hörte nicht auf, mich mit seiner widrigen Moral zu unterhalten und belagerte mich dergestalt, daß ich mit niemandem sprechen konnte, obschon Fremde genug da waren, deren Unterhaltung ich gewünscht hätte.

Am nächstfolgenden Sonntage predigte der Almosenpfleger

---

*) Wirtschaft = veraltete Art Hofmaskerade.

des Markgrafen ganz öffentlich gegen diese Maskerade; er rief uns alle in der vollsten Kirche auf, und obschon er den Markgrafen öffentlich schonte, machte er ihm insgeheim doch solche Vorwürfe, seine Hände zu solcher Sünde geboten zu haben, daß sich der Herr in alle Ewigkeit für verdammt hielt. Er versprach aber dem geistlichen Herrn so hoch und teuer, keinen solchen Zeitvertreib mehr in seinem Lande zu dulden, daß er endlich die Absolution erhielt. Dem Markgrafen war das aber nicht genug, auch der Erbprinz sollte allen Freuden entsagen, allein zu seinem großen Mißfallen fand dieser Mittel, dem Schwure auszuweichen. Eine Begebenheit, die sich damals zutrug, war nicht wenig geeignet, seinen Aberglauben zu vermehren, und hätte ihn endlich dahin bringen können, die Lebensweise der Trappisten zu ergreifen, hätte sich nicht der Erbprinz die Mühe gegeben, die Betrügerei zu entdecken.

Seit dem Tode des Prinzen Wilhelm hatte sich ein panischer Schrecken aller Gemüter bemächtigt; täglich erzählte man sich neue Geschichten von Gespenstern, — die eine noch lächerlicher wie die andere, die man im Schlosse gesehen haben wollte. Die Sorge für meine Gesundheit setzte ein Gespenst mit Fleisch und Bein zu meinen Gunsten in Bewegung. Was man wünscht, ist man zu glauben geneigt; ein Stadtgespräch gab mich für schwanger aus, da ich aber von seinem Ungrunde überzeugt ward, lernte ich halb zum Zeitvertreib, halb zum Besten meiner Gesundheit, für welche mir die Aerzte viel Bewegung anempfohlen hatten, das Reiten. Der Markgraf hatte mir ein schwarzes, sehr sanftes Pferd gegeben, doch da ich sehr schwach war, ritt ich höchstens eine Viertelstunde. Alles Neue mißfällt. Diese Sitte, die in England und Frankreich sehr gebräuchlich ist, war in Deutschland unbekannt, alle Welt schrie dagegen und daher entstanden die Gespenster. Nach kurzer Zeit benachrichtigte man den Marschall von Reitzenstein, daß ein Gespenst von fürchterlicher Gestalt alle Abende in einem der Gänge des Schlosses erscheine, und mit fürchterlicher Stimme die erstaunlichen Worte ausspräche: sagt der Fürstin des Landes, daß ihr, wenn sie fortfährt ein schwarzes Pferd zu reiten, großes Unglück bevorstehe, und daß sie sich wohl hüte, während sechs Wochen aus dem Zimmer zu gehen. Herr von Reitzenstein,

seines Zeichens ein sehr abergläubiger Herr, benachrichtigte den Markgrafen sogleich von dieser Erscheinung, worauf mir dann unverzüglich der Befehl zukam, weder das Schloß zu verlassen, noch in die Reitschule zu gehen. Das verdroß mich sehr, und besonders wegen solcher dummen Ursache. Ich versicherte den Markgrafen, daß das ein abgeredetes Spiel sei, und der Erbprinz teilte ihm sogar seine Vermutungen darüber mit, und drang so lebhaft in ihn, daß er ihm endlich erlaubte, der Sache gründlich nachzuforschen. Nun ließ er treue Leute durch alle Eingänge herein, welche dem Gespenste Zugang verstatteten, es war aber so gut unterrichtet, daß es sich an den Tagen, wo man ihm aufpaßte, nicht zeigte. Er versprach endlich der Angeberin eine große Summe, wenn sie entdecken könnte, wer es sei. Das arme Weib nahm eine Blendlaterne mit sich, und hatte eben nur Zeit, das Gespenst ins Auge zu fassen, denn es hatte seine Maßregeln genommen, und blies ihr ein so feines Gift in die Augen, daß sie davon blind wurde. Nach ihrer Aussage hatte der Geist Nußschalen auf beiden Augen, und das Gesicht dergestalt mit grauer Leinwand umwunden, daß sie es nicht erkennen konnte. Des Markgrafen Frömmelei, oder vielmehr seine üble Laune gegen uns, ward durch diese Entdeckung keineswegs gehoben. Der Erbprinz meinte, um allem Zwiste zuvor zu kommen, sei es am besten, wenn wir uns entfernten. Schon seit langer Zeit waren wir dem Markgrafen von Anspach einen Besuch schuldig, nahmen also diesen kritischen Zeitpunkt wahr, um ihn zu erwidern, und reisten am einundzwanzigsten Januar nach seiner Residenz ab.

Beinahe wäre die Weissagung des Gespenstes in Erfüllung gegangen. Indem wir neben einem ungeheuren Abgrund fuhren, kam das Vorderrad aus dem Geleise, und ohne die Hülfe meiner Heiducken, welche den Wagen bei den Hinterrädern zurück hielten, wären wir herunter gestürzt. Der Erbprinz, die Marwitz und meine Hofmeisterin stiegen, weil die Thüre des Wagens der anstoßenden Felsen wegen nicht ganz aufging, mit einiger Mühe aus, und weil meine Leute glaubten, daß auch ich ausgestiegen sei, ließen sie die Räder los; der Schrecken gab mir Kraft und Geschicklichkeit, ich sprang in einem Satz aus der Wagenthür, allein ich strauchelte mit beiden Füßen,

und fiel unter die Kutsche in dem Augenblick, als sie wieder fortfuhr. Die Marwitz und ein preußischer Offizier, der uns gefolgt war, ergriffen mich bei den Kleidern und rissen mich hinweg, sonst wäre ich unter die Räder gekommen. Da ich sehr erschrocken war, gab man mir zur Herzstärkung ein wenig Wein, und dann setzten wir unsern Weg fort.

Das Tauwetter war erst mit der Nacht eingetreten, die Sonne mußte dem Schatten weichen, um im Romanstil zu reden, und unser Weg führte uns über einen Fluß. Er war zugefroren, allein kaum waren wir darauf, so brach das Eis, und Pferde und Wagen blieben ganz zur Seite hängend, darin stecken. Mit Hülfe von Winden, und mit der größten Vorsicht, sonst hätten wir alle ertrinken können, zog man uns wieder heraus.

Endlich kamen wir in Beiersdorf an, wo ich mich, müde und halb tot von allen Schrecken des heutigen Tages, niederlegte und den andern Abend in Anspach anlangte. Ich ward wie das erstemal empfangen, und da ich diesen Hof schon beschrieben habe, halte ich mich nicht bei meinem Aufenthalte daselbst auf. Ich reiste am achten Februar von da ab, und kam am zweiten Tage darauf nach Bayreuth zurück.

Neue Unfälle erwarteten uns dort. Zur Zeit meiner Heirat hatte der König mit dem Markgrafen einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge dieser Prinz ihm die Werbung für drei preußische Regimenter in seinen Staaten erlaubte; nämlich für dasjenige meines Bruders, des Erbprinzen, und des Fürsten von Anhalt. Herr von Münichow, der Hauptmann des Bayreuther Regiments, der als Werbeoffizier daselbst stand, war ein junger Mensch, den mein Bruder sehr bevorzugte, ein Sohn des Münichow, der ihm während seiner Gefangenschaft so große Dienste geleistet hatte, und von ihm meinem Gemahl ausdrücklich empfohlen. Ein guter Mensch, aber das Pulver hatte er nicht erfunden! Er kam uns in Streitberg, wo wir zu Mittag speisen sollten, entgegen, und kündigte dem Erbprinzen sogleich an, er habe den Fang eines sechs Fuß hohen Menschen gemacht; er sei aus Bamberg, und habe sich von einem andern Regiment wollen anwerben lassen, deshalb habe er ihn nahe bei Bayreuth mit Gewalt entführen, und nach

Pasewalk bringen lassen, und das so heimlich, daß kein Mensch etwas davon wüßte. Er fügte noch dazu, der Mensch sei ein Taugenichts, der im bürgerlichen Leben zu nichts gut wäre, er glaubte also, daß die Geschichte gar kein Aufsehen machen würde.

Der Erbprinz machte mich mit Münichows Heldenthat bekannt, und ich sah voraus, daß sie uns Verdruß bereiten würde; er sagte es Münichow sogar, aber der junge Mensch beruhigte ihn so sehr durch die Maßregeln, die er bei der ganzen Sache beobachtet hätte, daß wir hofften, sie könne vielleicht ganz verborgen bleiben. Die Freundlichkeit, mit der uns der Markgraf empfing, machte mich glauben, daß er nichts davon wüßte, und in eben dieser Stimmung reiste er am zwölften Februar nach Himmelkron ab. So hielten wir also die ganze Sache für vergessen, bis uns Herr von Voit um Mitternacht aufwecken lies, und dringend zu sprechen verlangte; er sagte uns, der Gemeinderat Lauterbach, (der aber von keiner angesehenen Familie war), sei in der Dämmerung bei ihm gewesen, und habe ihm aufgetragen, uns zu sagen, er käme von Himmelkron, wo er den Markgrafen auf's heftigste erzürnt, und aufgebrachter wie je in seinem Leben gesehen hätte. Er wisse den Streich, den Münichow vollführt, habe den Erbprinzen im Verdacht, darin verwickelt zu sein, und habe geschworen, sich auf eine auffallende Weise zu rächen; er wolle am folgenden Tage in die Stadt kommen, wir möchten also unsere Maßregeln nehmen, weil er alles für den Erbprinzen fürchtete.

Diese Nachricht versetzte uns in die tötlichste Unruhe. Wir beratschlagten vergeblich, kein Mittel war zu finden, es blieb dem Erbprinzen nichts übrig, als sich zu unterwerfen, half dieses aber nicht, so war alles verloren. So brachten wir eine grausame Nacht zu.

Sobald es Tag ward, schickte ich zur Hofmeisterin, und die Beratschlagung begann von Neuem, und mit eben so wenig Erfolg. Endlich sprach ich mit Flora: Sie versprach uns, ihr ganzes Ansehen zur Ausgleichung dieser bösen Sache zu verwenden, sie fürchtete aber, wenig zu vermögen, denn man nähme so wenig Rücksicht darauf, dem Markgrafen Vergnügen

zu machen, daß man es ihm nicht verübeln könne, wenn er uns mit gleicher Münze bezahle. Ich sagte ihr, sie sollte mir dieses Rätsel, das ich nicht verstehe, erklären, weil ich mich nicht erinnere, daß weder der Erbprinz noch ich, irgend eine unserer Schuldigkeiten gegen den Markgrafen versäumt hätten. Sie zuckte die Achseln und schwieg. Ich wußte recht gut, was sie meinte, aber ich wollte es nicht verstehen, sondern drang in sie, deutlicher zu sprechen, worauf sie nicht wußte, wie sie mir antworten sollte, und endlich sagte, ich zöge den Markgrafen auf und behandle ihn wie einen beschränkten Kopf, der keinen Menschenverstand habe. Wenn ich gesagt habe, antwortete ich, daß er einen beschränkten Kopf habe, so ist es die Wahrheit, allein in diesem Ton sprach ich nur mit Leuten, von denen ich gewiß war, wie von ihrer Schwester und Ihnen, daß sie keinen übeln Gebrauch davon machten. Ich gestehe gar gern, daß er Ursache hat, zornig zu sein, und habe Münichows Betragen gemißbilligt, sobald ich die saubere Begebenheit erfuhr und könnte es sogar nicht tadeln, wenn er mit seinem Sohne ein bischen streng darüber spräche, wenn er sich nur der Gewaltthätigkeit enthält, denn in diesem Fall setzt er sich ins Unrecht.

Den ganzen Nachmittag brachte ich in tötlicher Unruhe zu; ich kannte die Gewaltthätigkeit des Markgrafen, und wußte, daß er in der ersten Heftigkeit zu allem fähig sei. Um fünf Uhr kam er endlich an; der Erbprinz empfing ihn wie gewöhnlich unten an der Treppe, und führte ihn in sein Zimmer; der Markgraf machte ihm tausend Liebkosungen, unterhielt sich über eine Stunde mit ihm, sagte dann, er habe ein wenig zu thun, worauf er zu mir kommen würde.

Ganz triumphierend kam der Erbprinz zu mir, gab in Floras Gegenwart seinem Vater die größten Lobsprüche, und sagte, er würde nie die Mäßigung vergessen, die er ihm bei dieser Veranlassung gezeigt hätte, und obschon er im Grunde unschuldig sei, und an der Gewaltthat keinen Teil habe, habe er ihm doch sein Unrecht viel lebhafter fühlen lassen, als es durch Mißhandlung geschehen wäre. Doch bald änderte er den Ton, denn man meldete ihm, daß Herr von Münichow mit zwei Unteroffizieren des Bayreuther Regiments festgesetzt wäre.

Es war nicht lange her, daß die Holländer einen preußischen Offizier, der auf ihrem Gebiet geworben hatte, erschießen ließen und ich erinnerte mich sehr gut, daß der Markgraf dieses Verfahren sehr gut hieß, also zweifelte ich nicht, daß er Münichow dasselbe Schicksal zudachte. Ich zitterte davor, denn ich sah die abscheulichsten Folgen vorher, und überlegte schon bei mir selbst, wie man ihn an diesem gefährlichen Schritte hindern könnte, als er selbst zu mir eintrat. Er war äußerst verbindlich, ich in der größten Bewegung, weil wir aber zur Abendtafel zu gehen im Begriff waren, sprach ich von nichts. Nach aufgehobener Tafel näherte ich mich ihm, und sagte: Ihre Durchlaucht hat recht, über die Gewaltthat, deren sich Münichow schuldig machte, zu zürnen, sein Verfahren ist ohne Zweifel unverzeihlich und verdient das Mißfallen Ihrer Durchlaucht, der Erbprinz hat es ihm streng verwiesen, und verdammt ihn so sehr wie ich, da aber seine Verhaftung von Seiten des Königs, der sich die Sache sehr zu Herzen nehmen wird, viel Verdruß machen könnte, so bitte ich Ihre Durchlaucht dringend, ihn um meinetwillen in Freiheit zu setzen. Es ist die erste Gnade, um die ich Sie bitte, und ich bin überzeugt, Sie schlagen sie mir nicht ab. Er hörte mich sehr kaltblütig an, dann nahm er einen wahren Herrscherton an und sprach: Ihre königliche Hoheit fordern immer Gnade von mir, die ich Ihnen nicht bewilligen kann. Der Vorfall ist abscheulich! Der entführte Mensch ist ein katholischer Priester, man hat ihn gebunden, hat ihn auf das Grausamste behandelt, und das gleichsam in meiner Gegenwart. Die Händel abgerechnet, die er mir mit dem Bischof von Bamberg zuziehen wird, kann ich nicht leiden, daß man die mir schuldige Ehrerbietung dergestalt vergißt, noch das Ansehen welches Gott in meine Hand gab; so lange ich lebe, werde ich in meinem Lande keine solche Gewaltthätigkeiten dulden, und hätte mein Sohn Teil daran, so wünschte ich, er wäre niemals geboren, oder in der Wiege erstickt. Ich bin hier Herr, und als solcher will ich mich gegen einen jeden beweisen, der es sich beikommen läßt, gegen mein Ansehen zu handeln. Ich glaube, gnädiger Herr, antwortete ich, daß niemand daran zweifelt, und wäre in Verzweiflung, wenn Ihre Durchlaucht glaubten, daß der Erbprinz den geringsten Anteil

an dieser Sache hätte. Ich glaube es auch nicht, allein mein Sohn hätte besser gethan, mich selbst von allem zu benachrichtigen; freilich glaube ich auch, daß ihm Münichow die Dinge anders gesagt hat. Das ist wahr, bemerkte ich; aber wenn ich ein Wort hinzufügen könnte? — Sie können alles sagen was Sie für gut finden, gnädige Frau. — Nun gut, sagte ich also, so lassen Ihre Durchlaucht Huld, statt Gerechtigkeit walten, und begnügen sich mit der Genugthuung, welche sie sich schon durch Münichows Verhaftung gaben, und setzen ihn morgen in Freiheit. Der Erbprinz wird ihn unverzüglich fortschicken; Münichow ist ein Liebling meines Bruders, der ihm und seiner ganzen Familie Verbindlichkeiten schuldet, er wird Ihrer Durchlaucht sehr vielen Dank wissen, wenn er erfährt, daß Sie ihn in Rücksicht der Dienste, die er von ihm empfing, freigelassen haben. Ich bitte Ihre königliche Hoheit, mir über diesen Gegenstand nichts mehr zu sagen; ich muß wissen, was mir zu thun geziemt, und wünsche Ihnen guten Abend. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und ließ mich ganz verstummt stehen.

Der Erbprinz fand mich noch ganz bestürzt über diese schöne Rede. Wir erwarteten beide, daß die Sache ernsthaft werden würde; der Erbprinz war auf's heftigste gegen seinen Vater aufgebracht, und ich nicht weniger. Der Markgraf hatte Recht, die Verletzung der Achtung die man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte, zu ahnden; allein er hätte sich anders dabei benehmen, mit dem Erbprinzen davon sprechen, den Offizier in Verhaft nehmen und mir hernach seine Loslassung bewilligen sollen; aber die Falschheit, mit der er handelte, war unverantwortlich, und beweist hinlänglich die Empfindungen seines Herzens, die uns nicht geneigt waren. Münichow ward förmlich verhört. Er leugnete, den Menschen mißhandelt haben zu lassen, ebenso leugnete er, seinen Priesterstand gewußt zu haben, da er die priesterliche Kleidung nicht getragen hätte. Man verhörte ihn zweimal an demselben Tage, ohne etwas anderes von ihm zu erfahren. Flora ihrerseits, hatte nichts vom Markgrafen erhalten können, ich beschloß also, die Kranke zu spielen, und legte mich zu Bett. Man that alles mögliche um ihn zu rühren, man

agte ihm, der Kummer habe mich krank gemacht, er lachte nur darüber.

Bis hierher hatte ich alles mit Sanftmut, in ein besseres Geleise zu bringen gesucht, da aber Münichow dem Erbprinzen sagen ließ, daß man seine Wache verdoppelt habe, und ihn wie einen Verbrecher, dem man den Prozeß machen wolle, behandle, so hielt ich es für Zeit, andre Mittel anzuwenden, um ihn aus dieser übeln Lage zu ziehen. Ich ließ den ersten Minister, Baron Stein, zu mir kommen, und setzte ihm die unangenehmen Folgen auseinander, die des Markgrafen Betragen haben könnte, wenn er gegen Münichow zu Gewaltthätigkeiten schritte — kurz, ich flößte ihm eine so ungeheure Furcht vor dem Könige ein, daß er mir versprach, alles mögliche anzuwenden, um den Markgrafen zu beruhigen. Ganz erschrocken über das, was ich ihm gesagt hatte, lief er zu seinem Herrn, und setzte ihn dermaßen in Angst, daß er Münichow auf der Stelle seiner Haft entließ. Er trug dem Baron Stein auf, mir zu sagen, er bestehe keineswegs auf Münichows Abreise, er wolle ihn mit Höflichkeit behandeln und bäte mich dringend, die Sache beim Könige zum besten zu wenden. Ich ließ ihm für die Rücksichten, die er mir durch die Gewährung meiner Bitte bezeigt hatte, danken, und zugleich versichern, daß der Erbprinz Münichow sogleich zu seinem Regimente zurück schicken würde, weil er keine Leute um sich haben wollte, die das Unglück gehabt hätten, seinen Vater zu beleidigen; ich würde dem Könige den ganzen Vorgang darlegen, und zweifelte nicht, daß die Sache in kurzem vergessen sein würde. Er war von meinem Betragen bezaubert; Münichow nahm Abschied von ihm, und der Frieden war wieder hergestellt. Der Erbprinz brachte es sogar beim Könige dahin, daß er den Priester wieder zurück gab, so daß der Markgraf alle Genugthuung erhielt, die er nur zu fordern imstande war.

Kaum fing ich an, Atem zu holen und mich zu beruhigen, so ward ich in neue Unruhen gestürzt; sie wurden durch einen Brief des Königs veranlaßt, in dem er mir meldete: da er dem Kaiser die in dem Traktat von Wien festgesetzten zehntausend Mann bewilligt habe, so rechne er darauf, den Feldzug am Rhein in eigner Person mit zu machen, und wolle,

daß der Erbprinz ihn begleite, ich solle nur mit dem Markgrafen in seinem Namen davon sprechen, und ihn zur Einwilligung bestimmen. Der Erbprinz wünschte es auf's leidenschaftlichste, denn da er sich vom Könige unterstützt sah, verzweifelte er nicht, seinen Vater zu bewegen. Ich hingegen war sehr dagegen; ich kannte den Erbprinzen, er hatte den ungemessensten Ehrgeiz sich auszuzeichnen, das Kriegswesen war seine Hauptleidenschaft, er war lebhaft und hitzig; das alles machte mir Sorge, er möchte sich zu sehr aussetzen, und ihm möchte ein Unfall begegnen. Mir war auf Erden nichts teurer wie er, wir waren ein Herz und eine Seele, ja ich glaube, nie waren zwei Herzen so innig verbunden wie die unsrigen. Trotzdessen war ich genötigt, dem Markgrafen den Brief zu zeigen, den Erbprinz betrog ich aber dennoch, denn ich fand Mittel, vorher mit dem Minister zu sprechen, und es so einzurichten, daß man ihm abriet den Prinzen abreisen zu lassen. Dieses kostete mich wenig Mühe; seit dem Tode seines Bruders war er einziger Sohn; sie mißbilligten allgemein den Einfall des Königs, und versprachen mir, es dahin zu bringen, daß der Markgraf niemals die Hand zu diesem schönen Plane bieten sollte. Nachdem ich also die Karten gemischt hatte, sprach ich mit dem Markgrafen; er schien verlegen und sagte mir, er wolle es überlegen. Der Erbprinz bewegte seinerseits Himmel und Erde, um seinen Vater zur Einwilligung in seine Abreise zu vermögen; allein niemand wollte damit zu thun haben, so daß er nie einwilligen würde, daß sein Sohn diesen Feldzug mitmachte. Die Hoffnungen des Landes beruhten einzig auf ihm, und es widersetze sich allgemein diesem Plane; diese Antwort schloß dem Könige auf eine Zeitlang den Mund, und beruhigte mich auch.

Ich habe meine Schwägerin, die Prinzessin Charlotte, nicht erwähnt. Sie war bis zum Einsperren verrückt; zuweilen hatte sie so schwarze Launen, daß sie von Zeit zu Zeit wütend ward. Der Markgraf mußte sie damals schlagen, sonst kam kein Mensch mit ihr aus. Die Aerzte behaupteten, diese Tollheit hätte ihren Grund in einem zu verliebten Temperamente und das einzige Heilmittel für sie, sei die Ehe. Sie urteilten ganz richtig, wie sich aus mehreren Umständen, die ich hier

nicht auseinander setzen kann, erwies. Früh und Abends erschien sie öffentlich, und die übrige Zeit bewachte man sie mit den Augen. Wenn sie einen Mann sah, lachte sie, und machte ihm Zeichen, man suchte dem Dinge immer eine schickliche Wendung zu geben, und veranstaltete es immer so, daß sich Damen ihr gegenüber befanden, so daß sie nicht in Gefahr kam, sich zu vergessen.

Der Herzog von Weimar hatte seit langer Zeit Absichten auf sie. Er ist einer der mächtigsten sächsischen Fürsten, galt aber immer dafür in seiner Art eben so närrisch zu sein, wie die Prinzessin in der ihrigen, so daß sie vollkommen zu einander paßten. Er wandte sich an Herrn Dobener um das Bildnis meiner Schwägerin zu erhalten, und so nachteilig es sie darstellte, war er doch davon entzückt, er forderte sie in aller Form von dem Markgrafen zur Ehe, und machte einzig die Bedingung, daß bis zu seiner Ankunft in Bayreuth nichts von der Sache gesprochen würde. Der Markgraf willigte, wie man leicht denken konnte, unverzüglich ein, und man fing unter der Hand an, Anstalten zur Hochzeit zu machen.

Die Prinzessin Wilhelmine hatte, da sie sich nicht entschließen konnte die Reise nach Dänemark zu machen, seit einigen Monaten den Prinzen von Ostfriesland geheiratet.

Ich komme zum Herzog von Weimar zurück. Er kam wie Nikodemus in der Nacht; denn er ließ seine Ankunft nur einige Stunden vorher melden; zugleich ließ sich der Herzog von Koburg ansagen, und das war uns sehr verdrießlich, denn dieser erbte, in dem Fall, daß der Herzog ohne männliche Erben stürbe, den größten Teil seines Landes; da nun der Herzog von Weimar noch keine hatte, glaubten wir, er käme ausdrücklich, um diese Heirat zu hintertreiben. Sie kamen beide des Abends an; da der Markgraf weder Gesellschaft noch Gäste liebte, bat er mich, die Wirtin zu machen, und befahl seinem ganzen Hofe, mir zu gehorchen. Die zwei fremden Prinzen wurden also sogleich zu mir geführt. Der von Weimar ist klein, und mager wie ein Klepper; er stellte sich mir sehr artig vor, und den ersten Tag fand ich nichts lächerliches an ihm. Die Prinzessin, welche schön wie ein Engel war, und die ich auf alle Weise hatte adonisieren lassen, betrachtete er mit

der größten Aufmerksamkeit. Der Herzog von Koburg ist groß, sehr wohlgebildet, und hat eine der gefälligsten Gesichtsbildungen; er hat viel gesunde Vernunft, und ist sehr achtenswert von Seiten seines vortrefflichen Herzens.

Den andern Tag zeigte sich der Herzog von Weimar ein bischen mehr. Er unterhielt mich zwei Stunden lang mit so groben Lügen, daß er sie unmöglich wo anders als in der Schule des Teufels so keck hatte erlernen können. Diesen ganzen Tag über ließ er dem Markgrafen nichts sagen, worüber dieser sehr unruhig ward, und mich um Gotteswillen bat, alles mögliche zu thun, damit diese Heirat zu Stande käme. Ich will mich dem Herzog von Weimar gegenüber nicht blosstellen, sagte er, Ihre königliche Hoheit allein können die Sache beendigen; es wäre mir ein tötlicher Kummer, wenn diese Heirat abgebrochen würde, und da die Ehre meines Hauses notwendig dadurch leiden müßte, könnte es sehr unangenehme Folgen herbeiziehen.

Ich gab seinen Bitten nach, befand mich aber in einer großen Verlegenheit, denn ich wußte nicht, wie ich den Herzog zu einer Erklärung bringen sollte. Der von Koburg half mir aus der Not; er ließ mich und den Erbprinzen um eine Privataudienz bitten, in welcher er mir sagte: er nähme wohl wahr, daß wir ihm als dem Kollateral-Erben des Herzogs von Weimar mißtrauten, er käme ausdrücklich, sich von diesem Verdachte zu reinigen, sein Besuch in Bayreuth habe keinen andern Zweck als die Heirat des Herzogs zu befördern, dieser habe schreckliche Launen, sei vollkommen hirnlos, habe nie einen festen Plan, und ändere seine Laune zwanzig Mal an einem Tage, so daß wir auf dem Wege gewöhnlicher Behutsamkeit nie zu unserm Ziele gelangen würden. Deshalb riet er mir, daß ich ihn scherzend zu einer Erklärung verleiten, und die Verlobung dann unmittelbar vollziehen lassen sollte, er wolle mir aus allen Kräften beistehen, denn die Prinzessin gefiel ihm sehr gut, und er wäre überzeugt, daß die Verlobung, wenn ich seinem Rate folgte, noch am selben Abend stattfinden würde. Wir dankten ihm sehr. Er lehrte mir meine Lektion, und bat den Erbprinzen, sich nicht darum zu bekümmern; denn, setzte er hinzu, er liebt die Damen, und Ihre königliche Hoheit kann

ihn, wenn sie will, dazu bringen, daß er über den Stock springt. Der Markgraf ward von allem unterrichtet; ich bat ihn sich bereit zu halten, damit er auf den ersten Wink zu mir kommen könnte, um Zeuge bei der Verlobung zu sein.

Schon zu Mittag fing ich an, meine Karten zu mischen. Ich rief alles zusammen, was ich von toller Musik auftreiben konnte. Trompeten, Pauken, Pfeifen und Dudelsäcke, Hörner, Jagdhörner — was weiß ich alles? — die uns die Ohren bis zum Taubwerden ermüdeten. Unseres Herzogs Narrheit kam gar bald zum Vorschein, er legte sie in vollem Glanze vor Augen, so daß man ihn hätte für besessen halten sollen. Er stand vom Tische auf, spielte selbst die Pauken, strich die Geige, tanzte, sprang und beging alle möglichen Thorheiten. Nach der Tafel führte ich ihn mit dem Prinzen von Koburg, der Prinzessin und meinen Damen in mein Kabinet, hier fing ich damit an, von dem Kriege am Rhein zu sprechen, und daß der Kaiser sehr unrecht habe, nicht ihn zum Befehlshaber seiner Truppen zu ernennen. Nun brachte er eine Aufschneiderei über die andere vor und prahlte ohne Ende, worauf er seinen Galimathias, der über eine Stunde gedauert hatte, endlich mit der Versicherung schloß, er mache den Feldzug mit, seine Equipage sei wirklich schon fertig. Das kann ich nicht gut heißen, sagte ich nun, ein Prinz wie sie, muß sich nicht aussetzen, sie haben große Hoffnung, können noch Kurfürst von Sachsen werden, wenn gleich zirka zwanzig Prinzen in die andere Welt wandern müssen ehe Sie darauf rechnen können. Das ist wahr, antwortete er, aber ich bin für die Waffen geboren, das ist mein Handwerk. Ich weiß ein Mittel das alles zu verbinden, fing ich wieder an, heiraten Sie, haben Sie bald einen Sohn, und dann können Sie, wenn es Ihnen beliebt, zu Felde ziehen. Hm, rief er, was die Weiber anbetrifft, deren finde ich Hundert für eine, in Hof sitzen drei Prinzessinnen, und zwei Gräfinnen, die auf mich warten, aber sie gefallen mir nicht; ich schicke sie wieder fort. Ihr königlicher Herr Vater, meine gnädigste Frau hat Sie mir anbieten lassen, es hing nur von mir ab, Sie zu heiraten, allein ich kannte Sie noch nicht, ich schlug Sie aus. Jetzt bin ich darüber in Verzweiflung, denn hol' mich der Teufel! ich bete Sie an! ja ich bin verliebt in Sie,

wie ein Hund. — Wie unglücklich bin ich, rief ich aus, Sie haben mir den Schimpf angethan, mich auszuschlagen! das war mir bis jetzt unbekannt, dafür will ich, was es auch kosten mag, Genugthuung erhalten. Ich that ganz verzweifelt, der Erbprinz und meine Damen konnten nicht mehr vor Lachen; endlich fiel mir der Herzog zitternd zu Füßen und schwatzte sich heiser in Liebeserklärungen, die er aus einem deutschen Roman auswendig gelernt haben mochte. Ich fuhr immer fort, die Erzürnte zu spielen, bis er endlich sagte, er wäre bereit, mir jede geforderte Genugthuung zu geben. Gut, rief ich, mir ist keine andere anständig als die, daß Sie sich mit einer meiner Verwandtinnen vermählen. Sind Sie das zufrieden? — Von Herzen gern; antwortete er, geben Sie sie mir, wenn Sie wollen, und der Donner soll mich erschlagen, wenn ich dieselbe nicht auf der Stelle heirate. Da brauche ich nicht lange zu suchen, sagte ich schnell, hier ist Jemand, wobei ich meine Schwägerin bei der Hand nahm und sie ihm vorstellte, sie ist viel schöner und liebenswürdiger wie ich und Sie verlieren nichts bei dem Tausche. Er wollte sie umarmen, sie stieß ihn aber zurück. Schw. . . die ist stolz, rief er, aber sie gefällt mir und ich bins sehr zufrieden. Ich schickte nun eilig zum Markgrafen und ließ ihm sagen, so bald er käme, solle er sie die Ringe tauschen lassen. In wenigen Augenblicken trat er wirklich herein; ich sagte ihm sogleich, daß ich mir die Freiheit genommen hätte, eine Heirat zu stiften, zu der es nur seiner Einwilligung bedürfe; der Herzog habe meine Achtung dergestalt gewonnen, daß ich ihm mein Wort gegeben habe, er solle die Prinzessin Charlotte erhalten und nun hoffte, er würde mir nicht entgegen sein. Anstatt mir zu antworten, sperrte der Markgraf den Mund auf, lachte, und fragte den Herzog, wie er sich befände? Ich glaubte der Herzog von Koburg, der Erbprinz und ich, sollten vor Aerger aus der Haut fahren! Denn unser Narr ließ sich in ein langes Gespräch ein und dachte nicht länger an die Verlobung. Wir mußten ihn also von neuem in Feuer setzen. Endlich spornten wir den Markgrafen so lange an, daß er ihm sein Versprechen abnahm. Sogleich wurden die Kanonen gelöst, der ganze Hof und alle Damen der Stadt waren in meinem Vorzimmer; die Glückwünsche wurden unverzüglich angenommen. Man zog Lose und

setzte sich zur Tafel, dann ging der Ball an, den ich jedoch, sobald ich mit dem Herzog von Weimar getanzt hatte, verließ, denn ich erlag fast der Müdigkeit und der Hals that mir von unmäßig vielem Reden fürchterlich wehe.

Am folgenden Morgen verlangte Herr von Comartin, der Oberst der Herzoglichen Leibwache, mit mir zu sprechen. Er begann mit vielen Entschuldigungen über den ihm gegebenen Auftrag, der Herzog sei wie wahnsinnig, wolle abreisen und ließ mir sagen, daß er nicht heiraten möchte: er wolle ehelos bleiben und alles, was gestern vorgefallen, sei mit einem Wort nur Scherz gewesen. Comartin riet mir, die Sache sehr stolz zu behandeln und zu thun, als sei mir das völlig einerlei. Ich antwortete ihm, diesen Rat habe ich nicht nötig, er solle dem Herzog nur in meinem Namen sagen, ich habe ihm durch die Hand meiner Schwägerin eine große Ehre zu erzeigen gedacht, frage aber gar nicht nach seiner Verwandtschaft und würde recht froh sein, wenn er bald möglichst wieder abreise. Grüßen Sie ihn auch von mir, setzte der Erbprinz hinzu und versichern Sie ihn, ich würde ihm sogleich selbst bezeigen, wie sehr mich sein Betragen erfreute.

Ich ließ den Markgraf von dem Vorgang unterrichten und zugleich bitten, er möchte sich ganz unwissend darüber anstellen, weil ich noch immer hoffte, die Sache zu vermitteln. Ich hatte mich nicht geirrt. Comartin kam nach einer kleinen Weile wieder und bat mich in seines Herrn Namen um Verzeihung. Zu gleicher Zeit ließ mich dieser auffordern, ich möchte ihn um Gottes Willen mit dem Erbprinzen versöhnen. Der Herzog folgte ihm auf dem Fuße. Lange stellte ich mich sehr zornig, endlich ließ ich mich aber erweichen und der Erbprinz gab auch nach. Wir verabredeten darauf, daß die Hochzeit am folgenden Tage, es war der siebente April, gefeiert werden sollte.

Ich ließ die Prinzessin in meinem Zimmer ankleiden, in einer Robe, mit bloßem Haar, und einer Herzoglichen Krone, die von meinen Brillanten gemacht war, auf dem Kopfe. Bis dahin war es gut mit ihr gegangen, ihr Kopf war kühl und ruhig geblieben; wie ich ihr aber die Krone aufsetzen wollte, fing sie wie närrisch an zu schreien und zu weinen, lief von einem Zimmer ins andere und kniete vor allen Stühlen nieder

um zu beten. Fräulein von Sonnsfeld, die am meisten über sie vermochte, fragte, was ihr fehle? Sie antwortete, man wolle sie töten, sie sähe lauter Feinde um sich, die sie umbringen wollten. Nach langem Sprechen entdeckten wir endlich die Ursache ihres panischen Schreckens. Sie hatte das Leichengepränge ihres Bruders gesehen, dieselbe Krone von meinen Juwelen, welche ich ihr jetzt aufsetzen wollte, hatte auf einem Kissen neben seinem Sarge gelegen. Wir hatten alle Mühe von der Welt sie zu beruhigen. Sie war schön wie ein Engel! So bald sie angekleidet war, kam der Markgraf und die beiden Herzöge, sie bei mir abzuholen, wir führten sie zuerst in das Audienzzimmer, wo sie die Entsagungsakte unterzeichnete und wo einige Augenblicke darauf die Trauungszeremonie vollzogen ward, nachmals war große Tafel, dann wurde der Fackeltanz getanzt, worauf ich die Neuvermählte in ihr Zimmer führte, um sie auszukleiden, indessen die Prinzen dem Herzog eben diesen Dienst erzeigten — alle anderen Anwesenden hatten sich entfernt; sobald sie sich niedergelegt hatte, ließ ich den Herzog einladen, zu kommen; es dauerte eine Stunde und er kam nicht; ich schickte ein zweites Mal, da erschien der Erbprinz, um mir zu sagen, der Herzog sei wie rasend und wolle nicht zu Bett gehen; sie hätten schon alle Redekunst angewendet, ohne ihn zu gewinnen. So hielt er uns auf, bis früh um vier Uhr. Der Erbprinz sah sich genötigt, ihn noch einmal in Angst zu setzen, indem er drohte, sich mit ihm zu schlagen. Sobald er sich niedergelegt hatte, begab ich mich hinweg.

Das Wachen und die Ermüdung richteten meine Gesundheit völlig zu Grunde; alle Mittel, die ich genommen hatte, thaten nicht die mindeste Wirkung und ich litt unaufhörlich.

Den Tag darauf hatten wir neue Plackereien. Der Herzog beklagte sich, daß seine Frau die Ehe nicht hätte vollziehen wollen und der Lärm dauerte fort, so lange sie in Bayreuth waren. Ich wollte mich nicht darein mischen, allein der Markgraf und der Erbprinz mußten sich der Sache annehmen. Am vierzehnten April reisten sie endlich zu unserm Glücke ab, denn wir wären endlich alle zu Narren geworden, wären sie länger geblieben. Da die Herzogin noch keine Damen hatte, war ich

sehr erfreut, Fräulein von Sonnsfeld unter diesem Vorwand einige Zeit zu entfernen und gab ihr auf sechs Wochen Urlaub.

Der Markgraf begab sich nach Himmelkron und der Erbprinz und ich in die Eremitage. Hier empfing ich einen Brief der Königin, der mich sehr in Verwunderung setzte. Sie schrieb mir, daß meine jüngste Schwester, welche Sophie hieß, mit demselben Markgrafen von Schwedt, den man mir bestimmt hatte, versprochen sei. Sie lobte den Prinzen auf das wundersamste und sagte, sie würde ihm nie so abgeneigt gewesen sein, hätte sie ihn früher gekannt. Ich bewunderte die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge und besonders die des menschlichen Herzens. Der Markgraf hatte die Königin so gut gewonnen, indem er immer ihr treuer Berichterstatter war, daß sie endlich in die Heirat meiner Schwester gewilligt hatte; sobald aber die Verlobung vorbei war, legte er die Larve ab und zeigte sich als das, was er war, so daß mir die folgende Post schon einen Brief von der Königin brachte, der dem vorigen ganz widersprach und Abscheulichkeiten wider den Markgrafen enthielt. Die Heirat setzte mich um meiner Schwester willen, die ich herzlich liebte, in Verzweiflung. Sie war nicht schön, aber ihr guter Charakter, ihre Sanftheit und tausend gute Eigenschaften ersetzten das hinlänglich; allein sie wußte ihren Gemahl so gut zu behandeln und gewann ein solches Ansehen über ihn, daß er sanft wie ein Lamm gegen sie wurde: dennoch hat alle ihre Mühe ihn nicht von seinen Fehlern heilen können, er ist sich gleich geblieben, obschon er sich gegen seine Frau, die sehr glücklich mit ihm lebte, wie ein Engel beträgt.

Meine Besorgnisse, daß der Erbprinz den Feldzug dennoch mitmachen könnte, fingen von Neuem an. Er suchte es unter der Hand so einzurichten, daß der Markgraf ihm die Erlaubnis erteilte; ich arbeitete meinerseits dahin, daß er sie verweigerte. So betrogen wir uns einer den Andern. Allein ein zweiter Brief, den ich vom Könige erhielt, machte mir grausamen Verdruß — sein Inhalt war folgender:

Meine liebe Tochter, ich reise in sechs Wochen nach dem Rhein ab. Mein Sohn und meine Vettern begleiten mich bei dem Feldzuge, mein Schwiegersohn muß es auch thun. Soll er denn in Bayreuth Kraut pflanzen, indeß alle Reichsfürsten

in den Krieg ziehen? Er wird vor der Welt wie ein ehrloser Feigling erscheinen. Die Gründe des Markgrafen taugen alle nichts, bringe du ihn zum Entschluß, und sage ihm, er beschimpfe seinen Sohn, wenn er ihn in den Krieg zu gehen verhindere. Gieb mir eine schleunige Antwort, und sei versichert, daß ich bin u. s. w.

Mein Gott, wie war mir, als ich diesen Brief las! Ich vergoß einen Strom von Thränen. Der Erbprinz sprach mir sehr ernsthaft zu, und sagte mir, wenn ich seinen Vater nicht bewöge, ihn reisen zu lassen, so zwänge ich ihn, davon zu laufen, und den Feldzug ohne seine Einwilligung mit zu machen. Ich antwortete ihm, alles, was er von mir fordern könnte, wäre, daß ich ihm nicht entgegen sein wollte, aber den Markgrafen bereden, daß er ihn abreisen ließ, das thäte ich nicht. Diesem schickte ich den Brief des Königs. Er bat mich in die Stadt zurück zu kehren, wo mir viele Dinge mitgeteilt werden müßten, und er über diesen Gegenstand einen Staatsrat versammeln wolle.

Am vierzehnten Juni ging ich also nach Bayreuth. Der Markgraf zeigte mir den Brief des Königs, der ungefähr in eben solchen Ausdrücken, wie der meinige abgefaßt war, und einen andern vom Grafen von Seckendorf, der meinen Schwiegervater um Gottes Willen bat, den Wünschen des Königs nachzugeben, indem ihm seine Bemühungen, den Prinzen von dem Feldzuge fern zu halten, viele Unannehmlichkeiten zuziehen würden; der Feldzug könne wegen der späten Jahreszeit nicht lange dauern, er hoffe, ihm am Ende desselben seinen Sohn frisch und gesund, und mit Ruhm gekrönt, zurück zu schicken. Er fragte mich, was ich zu allem sage? Ich antwortete, daß ich die ganze Sache in seine Hand lege, er sei Vater, er würde, wie ich überzeugt sei, die Umstände genau abwägen, ehe er sich zu etwas entschlösse. Er schien mir sehr unruhig. Wirklich war das ganze Land dem Feldzuge abgeneigt, man sagte laut: wenn der Markgraf seinem Sohne erlaube, ihn mit zu machen, so sei es ein Zeichen, daß er ihn nicht liebe. Er antwortete also dem König, daß der ihm gethane Vorschlag, so wichtig sei, daß er ihn erst in weitere Ueberlegung ziehen müsse. Der Erbprinz hingegen war über die Unentschlossenheit seines Vaters

in der fürchterlichsten Laune, und drängte ihn täglich auf's lebhafteste, in seine Wünsche zu willigen.

Der König war indessen schon zur Armee abgereist, wenige Tage darauf folgte ihm mein Bruder und alle Prinzen; der König war über Cleve gegangen, mein Bruder aber schrieb mir, er würde seinen Weg über Bayreuth nehmen, da ihm der König aber ausdrücklich verboten hatte, sich daselbst aufzuhalten, bäte er, mich den zweiten Juli in Berneck einzustellen, welches zwei Meilen von Bayreuth ist, wo er sich einige Stunden aufhalten könnte. Ich vernachläßigte diese Gelegenheit nicht, einen so lieben Bruder zu sehen, sondern machte mich sehr früh mit meiner Hofmeisterin, Herrn von Voit und Herrn von Seckendorf auf den Weg. Der Prinz war von meinem Kammerherrn begleitet, und Baron Stein folgte uns, um meinen Bruder im Namen des Erbprinzen zu bewillkommnen. Um zehn Uhr kamen wir in Berneck an, die Hitze war fürchterlich, und ich schon von dem zurückgelegten Wege sehr ermüdet. Ich stieg an dem für meinen Bruder bereiteten Hause ab, und da warteten wir bis drei Uhr Nachmittags. Indeß kam ein ungeheures Gewitter; ich habe nie so etwas fürchterlich gesehen! der Donner wiederhallte in den Felsen, die Berneck umgeben, die Welt schien unterzugehen, und eine Wasserflut folgte dem Gewitter nach. Es war vier Uhr und ich konnte nicht begreifen, wo mein Bruder blieb; verschiedene Leute zu Pferde, die ich ausgeschickt hatte, um nach ihm auszusehen, kehrten nicht zurück, endlich wollte ihn trotz aller meiner Bitten der Erbprinz auch aufsuchen. So wartete ich bis neun Uhr Abends, ohne daß ein Mensch erschien. Meine Angst stieg aufs Aeußerste. Diese Wasserfluten sind in Berggegenden sehr gefährlich, und stiften oft Unglück, deshalb war ich auch überzeugt, daß meinem Bruder und dem Erbprinzen etwas Unangenehmes widerfahren sei. Endlich sagte man mir, mein Bruder habe seinen Weg verändert. und sei nach Culmbach gegangen, wo er die Nacht zubringen wollte. Ich wollte dahin gehen. Culmbach ist vier Meilen von Berneck, aber die Wege sind abscheulich, und voller Abgründe, alle Welt war mir also entgegen, und, mochte ich wollen oder nicht, man setzte mich in den Wagen, und führte mich nach Himmelkron, das nur zwei Meilen entfernt ist.

Unterwegs waren wir in Gefahr zu ertrinken, die Wasser waren so angeschwollen, daß die Pferde nur schwimmend hindurch kommen konnten.

Endlich, um ein Uhr nach Mitternacht kam ich an. Halbtodt warf ich mich sogleich auf ein Bett, in der größten Angst, meinem Bruder und dem Erbprinzen sei ein Unglück widerfahren. Dieser riß mich endlich aus meiner Unruhe, er kam um vier Uhr, ohne eine Nachricht von meinem Bruder zu bringen. Da ich ein wenig beruhigt war, fing ich eben an einzuschlafen, als man mir meldete, Herr von Knobelsdorf wolle mich von Seiten meines Bruders sprechen. Sogleich sprang ich vom Bett herab, und lief ihm entgegen; er meldete mir, mein Bruder hätte mich erst am folgenden Tage zu sehen gerechnet, deshalb habe er in Hof ausgeruht, wenn ich wolle, würde er sich an einen Ort, nahe bei Bayreuth begeben, wo er Punkt acht Uhr eintreffen, und einige Stunden bleiben würde, um sich mit mir zu unterhalten. Es blieb mir also keine Zeit zum Schlafen, sondern ich stieg wieder in den Wagen, um den verabredeten Ort zu erreichen.

Mein Bruder überhäufte mich mit Liebkosungen, fand mich aber in einem so erbärmlichen Zustande, daß er seine Thränen um mich nicht zurück halten konnte. Ich konnte mich nicht auf meinen Füßen halten, und war so schwach, daß ich einmal um das andere ohnmächtig ward. Er sagte mir, der König sei sehr aufgebracht gegen den Markgrafen, weil er seinem Sohne nicht erlaubt habe, den Feldzug mit zu machen. Ich legte ihm alle Gründe des Markgrafen dar, und setzte hinzu, daß er nicht Unrecht habe. Gut, antwortete mein Bruder, so verlasse er den Kriegsdienst, und gebe dem Könige sein Regiment zurück. Übrigens könntest du, ohne alle Sorge für ihn sein, denn ich habe sichere Nachricht, daß man kein Blut vergießen wird. Man rüstet sich aber doch, um Philippsburg zu belagern, sagte ich! Ja, erwiderte mein Bruder, allein man wird keine Schlacht wagen, um diesen Ort zu entsetzen. Während dieses Gesprächs, trat der Erbprinz ein, und bat meinen Bruder um Gotteswillen, ihm von Bayreuth fortzuhelfen. Sie zogen sich zusammen an ein Fenster zurück, wo sie lange sprachen. Endlich sagte mir mein Bruder, er

würde dem Markgrafen einen sehr höflichen Brief schreiben, und ihm wegen des Feldzugs so gute Gründe angeben, daß er nicht an ihrer Wirksamkeit zweifelte. Wir wollen bei einander bleiben, setzte er, sich gegen den Erbprinzen wendend, hinzu, es wird mich innig freuen, immer um meinen lieben Bruder zu sein. Er schrieb den Brief, und gab ihn dem Baron Stein, um ihn dem Markgrafen zuzustellen, darauf nahmen wir, nicht ohne Thränen, einen zärtlichen Abschied von einander, wobei er mir noch versprach, sich von dem Könige die Erlaubniß auszuwirken, bei seiner Rückkehr mich in Bayreuth zu besuchen. Das war das letzte Mal, daß ich ihn auf dem alten Fuß mit mir sah; seitdem veränderte er sich sehr.

Wir kehrten nach Bayreuth zurück, wo ich drei Tage hindurch so übel war, daß man glaubte, ich käme nicht wieder auf; dennoch entging ich diesmal noch der Gefahr, aber mein schleichendes Fieber kehrte viel stärker als vorher, zurück.

Ich habe während dieser Zeit Fräulein von Sonnsfeld nicht erwähnt; sie war von Weimar, wie sie den Herzog und die Herzogin in Frieden und Einigkeit verlassen hatte, zurückgekommen. Ich hatte mir immer geschmeichelt, daß ihre Abwesenheit sie aus dem Herzeu des Markgrafen verbannen würde, aber das war eine Rechnung ohne den Wirt, denn bei ihrer Rückkehr war derselbe verliebter als jemals. Man sagt, es gäbe keine häßlichen Liebschaften, ich behaupte aber daß es deren doch sehr widrige giebt, und dazu war diese zu rechnen. Die Leidenschaft des Markgrafen litt keine Schranken mehr, er war den ganzen Tag bei seiner Schönen, machte ihr moralische Erklärungen und begnügte sich, ihr die Hände zu küssen. Er zog alle Tage einen neuen Rock an und ließ sich seinen Kahlkopf aufputzen, um jünger zu erscheinen als er war. Konnte er sie nicht sehen, so regnete es Liebesbriefchen, und diese waren so zärtlich und so geschmacklos, daß sie einem ganz übel machten; alle seine Absichten, sagte er, gingen auf die Ehe, denn seine Liebe sei ganz von der Materie befreit. Dieser letzte Punkt konnte sehr wahr sein, denn er wahr schon so ausgemergelt, daß er nichts mehr an sich hatte, als Haut und Knochen, und die Auszehrung bei ihm schon ganz ent-

schieden war. Das alles mißfiel uns gewaltig. Flora liebte ihn so sehr, wie sie von ihm geliebt war, und ich sah wohl, daß sie sich endlich den Wünschen ihes schwindsüchtigen Liebhabers ergeben würde. Der arme Markgraf wurde aber außer der Grausamkeit seiner Schönen von einem andern Kummer betroffen, an dem ich allen möglichen Anteil nahm. Dieses war der Tod des Prinzen von Culmbach, den ihm sein Adjutant ankündigte. Er ward am neun und zwanzigsten Juni in der Schlacht von Parma, die unter dem Befehl des General Merci geliefert wurde, getödtet. Schon hatte er sich einer Französischen Batterie bemächtigt, als er zwei Flintenschüsse, die ihn in einen Graben warfen, erhielt; man trug ihn in eine benachbarte Hütte, wo ihm die Wundärzte ankündigten daß er nur noch ein par Stunden zu leben habe; seine Wunde sei tötlich. Ich habe die Freude, sagte er darauf, den Tod zu sterben, den ich mir immer gewünscht habe, und werde zufrieden sein, wenn wir nur Sieger sind. Das waren seine letzten Worte, er verlor die Besinnung, und bald darauf das Leben. Der Marschall Merci und fünfzehn Offiziere von Rang wurden bei dieser Gelegenheit getödtet, das Schlachtfeld blieb den Franzosen, und man kann ihnen den Sieg zuschreiben, denn der Verlust der Oesterreicher war ungeheuer. Der Erbprinz und ich wurden von diesem Verlust auf das Innigste gerührt, mir kostete er viele Thränen; denn ich verlor in ihm einen wahren Freund und einen Prinzen, der die Zierde seines Hauses war. Sein Körper ward heimlich nach Bayreuth gebracht.

Der Brief meines Bruders an den Markgrafen hatte indessen seine Wirkung gethan, und man arbeitete auf das Eifrigste an des Erbprinzen Equipage. Ich war in die schwärzeste Schwermut versenkt. Der Tod des Prinzen von Culmbach hatte meine Einbildungskraft aufgeregt, ich dachte, den Erbprinzen könnte ein gleiches Loos treffen. Der schlechte Zustand meiner Gesundheit tröstete mich, denn ich hoffte wenn er stürbe, würde ich ihn nicht lange überleben. Bisher hatte sich der Arzt begnügt, mir acht Mal innerhalb zehn Monaten zur Ader zu lassen; er kannte mein Uebel nicht, glaubte, es rühre von einem Uebermaß an Blut her, und gab mir dabei sehr viele starke Mittel, die mir auf einige Stunden Erleich-

terung verschafften, aber das Uebel vermehrten; nun wollte er eine andere Heilart versuchen, und ließ mich Gesundbrunnen gebrauchen. Um mehr Bequemlichkeit dabei zu genießen, begaben wir uns mit dem Markgrafen nach dem Brandenburger, aber mein Magen war zu schwach, ich mußte nach drei Tagen wieder damit aufhören.

In dieser Zeit langte die Leiche des Prinzen von Culmbach in Bayreuth an; da die Zubereitungen zu seinem Begräbnis, das mit Pomp und Feierlichkeit vollzogen werden sollte, noch nicht gemacht waren, setzte man ihn in der Capelle bei. Der Markgraf war von diesem Verluste noch lebhaft gerührt; er nahm täglich mehr ab; die Aerzte erklärten, daß sein Zustand sehr gefährlich sei, und wenn er nicht das Trinken unterlasse, unheilbar werden würde; er war aber so sehr daran gewöhnt. daß es ihm unmöglich war, einen Tag zu leben, an dem er sich nicht zweimal berauscht hätte.

Der unselige Tag der Abreise des Erbprinzen kam endlich herbei; es war der siebente August. Nur wer so heftig liebt, wie ich liebe, kann sich mein Leben denken; tausend Tode kommen meinen Schmerzen nicht gleich; meine Einbildungskraft war aufgeregt, ich war überzeugt, ihn nicht wieder zu sehen. Er riß sich von mir los, selbst so bewegt über meinen Zustand, daß er nicht wußte, was er that, halb tot führte man ihn in seinen Wagen, und ich blieb in einem Zustande zurück, der leblose Dinge gerührt hätte. Vier Tage blieb ich in dieser Verfassung, endlich suchte ich durch vielfaches Nachdenken meinen Schmerz zu mäßigen, und ihn in Schranken zu halten. Ich habe bisher, um die Erzählung nicht zu unterbrechen, den Feldzug am Rhein gar nicht erwähnt, jetzt will ich mich auch nur bei den vorzüglichsten Begebenheiten aufhalten.

Der Herzog von Bevern, der in dem vergangenen Jahre den Befehl über die nur aus zwanzigtausend Mann bestehende kaiserliche Armee erhalten hatte, war bis jetzt im Verteidigungszustande geblieben, und hatte die französische Armee unter Anführung des Herzogs von Berwic nicht verhindern können, über den Rhein zu gehen. Der Prinz Eugen von Savoyen übernahm die Stelle des Herzogs von Bevern. Bei seiner Ankunft bezeigte er sehr viel Unzufriedenheit über die vorge-

fundenen Dispositionen, und verließ sogleich die Linien von Stockhofen. Die Franzosen verfolgten die kaiserliche Armee, allein ohne ihr den geringsten Schaden zufügen zu können, Obschon Frankreich bis jetzt das Reich nicht angegriffen hatte, mischten sich die Fürsten dennoch unvorsichtig in diesen Krieg, indem sie dem Kaiser ihre Contingente zuführten. Sechstausend Mann Dänen, zehntausend Preußen und die Reichstruppen zogen den Prinzen Eugen zu sehr gelegener Zeit aus seiner sehr mißlichen Lage; dennoch konnte er nicht verhindern, daß die Franzosen sich Kehls bemächtigten und die Belagerung von Philippsburg anfingen, welches sich auch nach einer wackeren Verteidigung von sechs Wochen, ergab. Der Marschall von Berwic und der Prinz Lixin wurden in den Laufgräben getödtet. Zwei Tage nach der Einnahme dieser Stadt kam der Erbprinz bei der Armee an. Der König hatte alle Kräfte angewendet, um den Prinzen Eugen zum Entsatz dieser Festung zu einer Schlacht zu bereden, der Pring hatte aber nie gewollt, er stellte dem Könige vor, daß ganz Deutschland, wenn sie geschlagen würden, den Franzosen offen stände, sie könnten alles einnehmen was sie nur wollten.

Der Erbprinz war von dem Könige und meinem Bruder sehr gut empfangen, da seine Equipage noch nicht angekommen war, lieh ihm dieser letztere ein Zelt. Er fand des Königs Gesicht sehr verändert, und ihn selbst magerer, er hatte Gicht in der Hand, und trug damals schon die Krankheit in sich, an der er starb, auch konnte er nicht den ganzen Feldzug aushalten, sondern war genötigt, sich nach Cleve zu begeben. Vor seiner Abreise machte er dem Erbprinzen tausend Liebkosungen und befahl dem Kronprinzen, er solle sich bei seiner Rückkehr in Bayreuth aufhalten. Der Erbprinz machte sich bald bei allen Generalen und Offizieren der Armee beliebt; er bemühte sich auf das äußerste, das Handwerk bei ihnen zu lernen, sein gesittetes Betragen, seine Höflichkeit und gütiges zuvorkommendes Wesen, verbanden ihm alle Herzen. Mit meinem Bruder war es ganz anders; er hatte mit Prinz Heinrich, dem Bruder des Markgrafen von Schwedt, und zweiten Prinz vom Geblüt, Freundschaft geschlossen; dieser Prinz hatte kein anderes Verdienst als seine Schönheit, er

war lasterhaft, hatte immer einen bösen Charakter und so niedrige Gesinnungen gezeigt, daß er Verachtung einflößte; dennoch wußte er sich bei meinem Bruder so gut einzuschmeicheln, daß er ihn verdarb und zu den abscheulichsten Ausschweifungen hinriß. Das war aber nicht alles; er flößte ihm gegen alle ehrlichen Leute Verdacht ein, nur die seines Gelichters waren willkommen, kurz, mein Bruder ward ganz anders, als wie er gewesen war, alle Welt war unzufrieden mit ihm, nnd dem Erbprinzen ging es nicht besser wie den andern.

Eines Tages, wie er mit dem Herzog Alexander von Würtemberg, meinem Bruder und mehreren anderen Generalen zur Rekognoszierung des Feindes ausgegangen war, fanden sie die Franzosen diesseits des Rheines postiert. Der Erbprinz fing an, ihren Posten zu zeichnen, und nahm nicht wahr, daß mein Bruder sich entfernte; einem jungen Husaren, den er bei sich hatte, fiel es sehr zur Unzeit ein, sich mit einer gezogenen Flinte die Zeit zu vertreiben, und er schoß auf den Feind. Die Herren Franzosen beantworteten es sogleich, und bald flogen die Kugeln dem Erbprinzen um den Kopf. Er wollte sich nicht zurückziehen, sondern beendigte ruhig seine Zeichnung, wobei er dennoch nicht unterließ, dem Husaren für seine Unvorsichtigkeit tüchtig den Kopf zu waschen. Sobald seine Zeichnung beendet war, stieg er zu Pferde und eilte meinem Bruder nach. Dieser sprach mit Prinz Heinrich über den so eben erzählten Vorgang ziemlich anzüglich, der Erbprinz hörte es, erzählte die Sache so, wie sie war, und wie er merkte, daß mein Bruder noch immer fortfuhr, mit Prinz Heinrich leise zu sprechen, indem er ihn spöttisch ansah, sagte er: wer Ihrer Königlichen Hoheit Lügen von mir sagt, ist dies und das, und ich will ihn lehren, Wahrheit sagen und sich des Verläumdens zu enthalten. Mein Bruder schwieg wie auch Prinz Heinrich, für den diese Worte gemeint waren.

Am folgenden Tage hatte der Erbprinz den Prinzen Heinrich in Gegenwart aller Generäle auf das grausamste zum besten. Dieser verhielt sich sehr leidend, und beredete meinen Bruder, über den der Erbprinz sehr unzufrieden war, ihm einige Höflichkeiten zu erzeigen.

Ein Eilbote, der wenige Tage darauf bei der Armee ankam, brachte ihnen Nachricht von dem traurigen Zustande, in dem sich der König befand. Sein Uebel hatte dergestalt zugenommen, daß er genötigt gewesen war, in Cleve zu bleiben; sein Körper fing an aufzuschwellen, die Aerzte hielten ihn für wassersüchtig, und seinen Zustand für sehr gefährlich.

Ich kehre nun nach Bayreuth zurück. Da der Leichnam des Prinzen von Culmbach den fünfundzwanzigsten August beigesetzt werden sollte, begaben wir uns, um diese Feierlichkeit zu vermeiden, nach Himmelkron. Seit der Abreise des Erbprinzen nahm ich wahr, daß die Liebe des Markgrafen in vollem Zuge war. Fräulein von Sonnsfeld konnte sich nicht enthalten, ihre Neigung für ihn zu äußern, sie führte gewisse Reden, die hinlänglich anzeigten, daß sie der Lust, Markgräfin zu werden, erläge. Der Markgraf ward sichtlich schwächer, sein Arzt, der unwissendste, den es je gab, versprach, ihn durch gewisse Bäder und einen Trank, den er für ein Universalmittel hielt, zu heilen, dieser bestand aus Fichtenzapfen in Wasser gekocht. Der Markgraf und ich fingen unsere Kur zu gleicher Zeit an, aber zum Glück fanden sich mitleidige Leute, die mir sagten, daß ich mich töten würde, wenn ich sie fortsetzte. Man wollte dem Markgrafen dieselbe Warnung geben, allein er war von dem Arzte so eingenommen, daß er seine Bäder, in denen er alle Tage in Ohnmacht fiel, fortsetzte. Er ließ Tag und Nacht an der Wiederherstellung von Himmelkron arbeiten, und ließ Zimmer einrichten, die ganz mit Vergoldung und Spiegeln verziert waren; er wollte dort einen prächtigen Garten und eine Menagerie anlegen, und man baute schon eine Reitschule.

Aus allem schloß ich, daß er heiraten und sich in Himmelkron ganz niederlassen wolle. Die Marwitz bestärkte mich in dieser Ansicht, und warnte mich immer, auf meiner Hut zu sein. Das Mädchen hatte viel Verstand und Gesetztheit, ich konnte auf ihre Diskretion zählen, und liebte sie täglich mehr. Da sie alle Tage spionierte, nahm sie wahr, daß viele Leute in diese Intrigue verflochten waren, unter andern Herr von Hesberg, der Prinz Wilhelms Hofmeister gewesen war. Ich kannte ihn als einen sehr rechtlichen Mann, und stand keinen

Augenblick an, mich gegen ihn über die Sache zu erklären, doch wartete ich meine Rückkehr von Himmelkron ab.

Dahin begab ich mich den vierundzwanzigsten August mit meiner Hofmeisterin und der Marwitz. Die Zeit verstrich mir dort auf die langweiligste Weise. Der Markgraf war in einem fürchterlichen Zustand; sein Gedächtnis nahm so merklich ab, daß er oft nicht wußte, was er sagte; gegen Ende der Tafel, wenn er getrunken hatte, bekam er Zuckungen, die mich tötlich erschreckten, denn ich glaubte jeden Augenblick, er würde Konvulsionen bekommen, denen er in seiner Jugend unterworfen gewesen war; den übrigen Tag brachte er zu meinem größten Ueberdruß in meinem Zimmer zu.

Am vierten September kehrten wir endlich nach Bayreuth zurück, wo ich mir eine geheime Unterredung mit Herrn von Hesberg zu verschaffen suchte. Er gestand mir, daß er von dem, was ich zu wissen wünschte, unterrichtet sei; Fräulein von Sonnsfeld habe es ihm anvertraut, und folgendes seien die näheren Umstände: seit ich diese Intriguen zum erstenmal unterbrach, war der Markgraf nie in seiner Bewerbung ermüdet, Fräulein von Sonnsfeld hatte sich einige Zeit gewehrt, sich aber endlich ergeben, doch unter der Bedingung, daß sie den Markgrafen nur mit unserer Einwilligung heiraten würde; dieser, der die Hindernisse wohl kannte, die ihm im Wege standen, um sie zur Fürstin erheben zu lassen, hatte beschlossen, um sie alle aus dem Wege zu räumen, sollte sie Gräfin von Himmelkron werden. Dorthin wollte er sich mit ihr zurückziehen und ein sehr ansehnliches Kapital für sie außer Landes anlegen. Um uns diesen Vorschlag zu machen, erwartete er nur des Erbprinzen Rückkehr und die Abreise meines Bruders, sehr entschlossen, wenn wir Einwendung machten, seinem Kopfe zu folgen.

Dieses alles beunruhigte mich unsäglich. Es wäre mir sehr leicht gewesen, diesen Ränken ein Ende zu machen, sobald ich den König davon benachrichtigt hätte, allein ich liebte meine Hofmeisterin zu sehr, um sie und ihre ganze Familie seiner Rache auszusetzen. Ich beschloß endlich, alles für alles zu wagen, ließ Fräulein von Sonnsfeld zu mir rufen und erklärte ihr ganz unumwunden, daß mir alle ihre Schliche hinsichtlich

des Markgrafen bekannt seien, daß ich ihr schon einmal über diesen Gegenstand deutlich zugeredet habe, daß ich nie meine Einwilligung zu dieser Heirat geben werde, daß sie mich zwingen würde, mich an den König zu wenden, wenn sie auf ihre Vollziehung bestände, daß sie alle Zusammenkünfte mit dem Markgrafen, die ihrem guten Rufe schadeten, einstellen sollte. Sie sollte den Zustand dieses Fürsten bedenken, er sei am Rande des Grabes und könnte nicht länger leben; wenn sie ihn aus Liebe heiratete, so würde ihr sein Verlust nach der Heirat noch viel empfindlicher sein als vorher, wäre es aber aus Eigennutz, so verspräche ich ihr, mein lebelang für sie zu sorgen, und darauf bedacht zu sein, wie ich ihr die Beherrschung, die sie sich angethan habe, belohne. Ich würzte dieses alles mit den verbindlichsten Ausdrücken, und halb mit Sanftheit, halb durch Drohungen vermochte ich sie, zu einem zweiten Versprechen, nicht weiter zu gehen. Sie gestand mir, daß sie immer gehofft habe, mich zu bewegen, und nicht leugne, daß des Markgrafen Liebe sie rühre, sie würde auch genötigt sein, ihn behutsam zu behandeln, damit er nicht aufgebracht würde und seinen Zorn an uns ausließ, denn wüßte er, setzte sie hinzu, daß Ihre königliche Hoheit seinen Wünschen zuwider, und daran schuld ist, daß ich ihn verwerfe, so ließe er sich zu dem Aeußersten hinreißen.

Wirklich betrug sie sich mit so viel Klugheit, daß sie den Markgrafen bis zu seinem Tode hinhielt, und Mittel fand, uns durch ihren Einfluß viele Dienste zu leisten. Ihr fehlte nichts, als der Titel einer Markgräfin, denn sie hatte ihr ganzes Ansehen, nichts geschah ohne ihren Willen, und die Gnadenbezeugungen gingen alle durch ihre Hände. Die erste Freude, die ich ihr verdankte, war die Rückberufung des Erbprinzen, zu der sie den Markgrafen, obgleich mit vieler Mühe, beredete. Die Franzosen kantonierten schon, und es war nichts mehr bei der Armee zu thun.

Ich hatte das Glück, diesen geliebten Fürsten am vierzehnten dieses Monats wieder zu umarmen. Er war allgemein geschätzt worden; ich erhielt verschiedene Briefe über diesen Gegenstand von der Armee, die voll von seinem Lobe und der Beharrlichkeit waren, mit welcher er sich auf die Erlernung des

Kriegswesens gelegt hatte. Ich fand ihn beleibter und sehr wohl aussehend. Er bezeigte mir seine Unzufriedenheit über meinen Bruder, der, wie er sagte, sich dergestalt zu seinem Nachteil geändert hätte, daß ich ihn gar nicht mehr kennen würde. An mir nähme er gar nicht mehr den geringsten Anteil, und wäre mit einem Worte ein ganz anderer Mensch. Diese Nachricht betrübte mich sehr, dennoch schmeichelte ich mir, während seines Aufenthalts bei mir sein Herz wieder zu gewinnen.

Der König war in einem elenden Zustande, man hatte ihn nach Berlin gebracht, allein seine Aerzte sahen sein Uebel für unheilbar an.

Der Markgraf nahm zusehends ab. Seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, meinen Bruder zu empfangen, um seine Gegenwart zu vermeiden und eine neue Kur anzufangen begab er sich in den Park, wo er ein sehr schönes Haus hatte; allein auch diese Kur hielt er nicht aus, es befiel ihn ein Blutauswurf, der für sein Leben besorgt machte. Alle Welt riet ihm, seinen Arzt fortzuschicken, ja man brachte ihn gegen diesen Unglücklichen dergestalt auf, daß er ihn, ohne die Dazwischenkunft billiger Menschen, hätte festsetzen lassen. Die andern Aerzte sagten, er habe den Markgrafen durch den Gebrauch der Bäder in diesen traurigen Zustand versetzt, Gökel behauptete das Gegenteil und suchte es mit folgenden Gründen zu beweisen: Man bewahrt die Körper durch Einbalsamieren auf, sagte er, daraus schließe ich, daß, wenn es mir gelingt, einen lebendigen Menschen einzubalsamieren, dieser Mensch einige hundert Jahre leben muß; nun ist aber der Fichtenzapfen das herrlichste Mittel gegen die Fäulnis, ich habe also wie ein vernünftiger und seiner Wissenschaft kundiger Mann gehandelt, indem ich diese dem Markgrafen und der Erbprinzessin verschrieb. Ich mußte über dieses schöne System, welches den Markgrafen und mich zu Mumien machte, herzlich lachen.

Währenddessen erhielten wir Nachrichten aus Italien, die den Oesterreichern ziemlich vorteilhaft waren. Indem der Graf Königseck mit seinen Truppen über den Seggio ging, überraschte er die Armee des Grafen Broglio und des Königs von Sardinien. Der Marschall rettete sich barfuß, der andere gestiefelt,

die ganze Armee der Alliierten ergriff die Flucht. Man sagte, es wäre kein lustigerer Anblick gewesen, wie die österreichischen Husaren, die sich mit den Tressenkleidern der französischen Offiziere herausgeputzt hatten. Einige Tage nachher erhielten diese Genugthuung; die Franzosen, von dem Grafen Königseck verfolgt, lieferten ihm bei Guastalla ein Treffen, und schlugen ihn. Prinz Louis von Württemberg und viele wackre österreichische Generäle wurden getötet.

Am sechsten Oktober traf mein Bruder bei uns ein. Er schien mir sehr wenig Fassung zu haben, und um alles Gespräch mit mir abzubrechen, sagte er, daß er dem König und der Königin schreiben müsse. Ich ließ ihm Feder und Papier geben; er schrieb in meinem Zimmer und brauchte eine große Stunde, um zwei kleine Briefe zu schreiben von nicht mehr als zwei Zeilen. Nachmals ließ er sich den ganzen Hof vorstellen, mit dem er sich weiter nicht abgab, als daß er einen jeden, der dazu gehörte, spottend ansah, worauf wir zur Tafel gingen. Das ganze Gespräch bestand in einem ewigen Gespöttel über alles, was er sah; wobei er gegen mich mehr wie hundertmal die Worte: kleiner Fürst und kleiner Hof, wiederholte. Ich war aufs äußerste gebracht, und konnte nicht begreifen, wie er sich also gegen mich verändert hatte. Die Etikette aller Höfe des deutschen Reichs erlaubt den Zutritt zu der fürstlichen Tafel nur den Personen, die Hauptmannsrang haben, Lieutenants und Fähnriche sind davon ausgeschlossen und gehören an die dritte Tafel. Mein Bruder hatte einen Lieutenant in seinem Gefolge, er zog ihn zur Tafel, indem er zu mir sagte: die Lieutenants des Königs wären wohl des Markgrafen Minister wert. Ich verschluckte diese Härte und that, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Wie ich nachmittags mit ihm allein war, sagte er zu mir: unser alter Herr ist am Auslöschen, er lebt den Monat nicht mehr. Ich weiß, daß er dir große Versprechungen gemacht hat, bin aber nicht imstande, sie zu halten; die Hälfte der Summe, welche der König Euch geliehen hat, will ich Euch lassen; ich denke, damit könnt Ihr vollkommen zufrieden sein. Ich antwortete ihm: meine Liebe zu ihm habe nicht der Eigennutz geleitet, ich würde nie etwas anders als die Fortsetzung seiner

Freundschaft von ihm bitten, und wollte keinen Heller von ihm, wenn ihm das im mindesten zur Last fiel. Nein, nein, sagte er, die hunderttausend Thaler sollt Ihr haben, ich habe sie Euch bestimmt. Man wird sich in der Welt sehr wundern, wenn man mich ganz anders handeln sieht, als man es sich vorstellte; man bildet sich ein, ich werde meine Schätze verschwenden, und das Geld soll in Berlin so gemein werden wie die Steine — dafür werde ich mich wohl hüten; ich werde meine Armee vermehren, und alles übrige bleibt auf dem alten Fuß. Die Königin, meine Mutter, soll alle Achtung genießen, ich will sie mit Ehrenbezeugungen sättigen, allein in die Geschäfte darf sie sich nicht mengen, und thut sie es, so wird sie ihren Mann finden.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, wie ich das alles hörte, ich wußte nicht, ob ich schlief oder wachte. Nachher befragte er mich über die Angelegenheiten des Landes, worüber ich ihm genauere Umstände mitteilte. Wenn dein alberner Schwiegervater tot ist, rate ich Euch, den ganzen Hofstaat zu kassieren und Euch auf den Fuß bloßer Edelleute zu setzen, um Eure Schulden zu bezahlen. Ihr habt ja auch eigentlich nicht so viele Leute nötig, und müßt auch darnach trachten, die Besoldung derer zu vermindern, die ihr beizubehalten genötigt seid; du bist in Berlin gewohnt gewesen, dich mit vier Schüsseln zu begnügen — mehr bedarfst du auch hier nicht, und von Zeit zu Zeit lasse ich Euch nach Berlin kommen, das erspart Euch die Tafel und den Haushalt.

Schon lange wollte mir das Herz überfließen, bei diesem unwürdigen Geschwätz konnte ich es nicht länger halten, und brach in Thränen aus. Warum weinst du? fragte er. — Geh, geh, du bist schwermütig; diese finstere Laune muß man zerstreuen. Die Musik wartet auf uns, ich will dir den Anfall vertreiben und auf der Flöte spielen. Und hiermit gab er mir die Hand und führte mich in das andere Zimmer. Ich setzte mich an das Klavier, das ich mit meinen Thränen benetzte, so daß die Marwitz den Platz mir gegenüber einnahm, damit die andern meine Betrübnis nicht wahrnehmen möchten.

Am vierten Tage nach seiner Ankunft erhielt er endlich eine Stafette von der Königin, die ihn beschwor, seine Rückkehr

zu beschleunigen, indem der König dem Tode nahe sei. Diese Nachricht trieb meinen Schmerz aufs höchste. Ich liebte den König, und bei der Wendung, welche die Sachen nahmen, sah ich wohl, daß ich auf meinen Bruder nicht rechnen konnte. Die zwei letzten Tage vor seiner Abreise war er doch ein wenig verbindlicher gegen mich. Meine Liebe für ihn machte, daß ich seine Verirrung entschuldigte, ich hielt mich für versöhnt mit ihm, allein der Erbprinz ließ sich nicht täuschen, er sagte mir viele Dinge vorher, die nachmals eingetroffen sind. Mein Bruder reiste den neunten Oktober ab, nnd ließ mich sehr unsicher über ihn zurück.

Zwei Tage darauf kam der Markgraf nach Bayreuth zurück. Sein Anblick setzte mich in das größte Erstaunen — nie sah ich eine ähnliche Veränderung: sein ganzes Gesicht war so verzogen, daß ich ihn beinahe nicht erkannte. Während der kurzen Zeit, die er sich bei mir ausruhte, that er nichts, als auf seinen Arzt zu schimpfen, und mir die genausten Umstände seiner Krankheit zu erzählen. Bald nahm sie dergestalt zu, daß er das Zimmer nicht mehr zu verlassen imstande war; ich besuchte ihn täglich, er war von der unleidlichsten Laune, so daß wir Tod und Märtirertum bei ihm ausstehen mußten. Aus Furcht, seine Leute unglücklich zu machen, durften wir mit niemandem mehr sprechen, denn er hatte sich den Verdacht in den Kopf gesetzt, daß wir mit aller Welt Intriguen anspönnen. Lachen durfte man auch nicht. Sobald wir ein bischen lustig waren, sagte er, es sei aus Freude über seine Krankheit. Um allen diesen Schikanen ein Ende zu machen, sahen wir keinen Menschen mehr, sondern beschränkten uns, der Erbprinz und ich, ganz allein auf den Umgang meiner Damen, welche die einzigen lebenden Wesen waren, die wir sahen. Mittags und abends speisten wir allein, den ganzen Tag arbeitete ich, las, und komponierte Musik; wir spielten Blindekuh, tanzten oder sangen, kurz, es gab keine Thorheit, die uns nicht in den Sinn kam, um die Zeit zu verkürzen. Doch ich habe bis jetzt einen ziemlich interessanten Umstand zu erwähnen vergessen, weil es mir unangenehm war, den Faden der Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe das Porträt der verwitweten Markgräfin von

Culmbach, die in Erlangen lebte, gemacht. Sie hatte sich in einen Grafen Hoditz verliebt, einen Mann aus einem sehr großen Schlesischen Hause, der aber anerkannt liederlich und ein Abenteurer war. Da die Aufführung dieser Prinzessin bekannt war, und sie immer einen Liebhaber haben mußte, hatte diese Intrigue den Markgrafen gar nicht beunruhigt. Im Anfange dieses Liebeshandels beobachtete sie sogar den Anstand, plötzlich nahm aber ihre Leidenschaft dermaßen zu, daß sie ihn zu heiraten beschloß. Der Graf wußte die Sache so gut einzurichten, daß man ihr Vorhaben nicht eher wahrnahm, als bis sie es erreicht hatten. Die beiden Liebenden wählten eine sehr finstere Nacht, um sich aus dem Schlosse zu stehlen, ein Nachschlüssel, den sie sich verschafft hatten, öffnete ihnen den Ausgang durch den Garten; trotz eines fürchterlichen Regens kamen sie in ein kleines Bambergisches Dorf, eine halbe Meile von Erlangen. Die Frau Markgräfin trug keine andere Kleidung als einen einfachen Unterrock, und ein eben solches Jäckchen. In diesem Dorfe fanden sie zwei katholische Priester, die sie verheirateten, worauf sie auf eben diese Weise, wie sie von Erlangen hergekommen waren, wieder dahin zurückkehrten. Der Sekretär der Markgräfin, und einige Bediente des Grafen, die ihnen nachgefolgt waren, dienten als Zeugen. Die Neuvermählte schenkte ihrem Gemahl, der einige Tage darauf nach Wien reiste, einen Teil ihrer Juwelen, und versetzte den anderen, um die Kosten der Reise zu bestreiten. Dieser Schritt machte Aufsehen, und der Sekretär der Markgräfin, welcher wohl voraus sah, daß er von seiner Herrschaft keinen Vorteil mehr zu erwarten hatte, machte dem Markgrafen seine Anzeige.

Dieser Fürst schickte unverzüglich den Baron Stein nach Erlangen, um die Sache zu untersuchen. Die Markgräfin gestand ihre Heirat sogleich ein; man machte ihr alle möglichen Vorstellungen, um ihr die Niederträchtigkeit ihres Betragens, und die unseligen Folgen, die es nach sich ziehen würde, ans Herz zu legen, und bot ihr an, ihre Ehe aufzulösen, indem sie nicht nach dem Ceremoniel der Kirche vollzogen sei, weil die Priester keine Dispensation, sie zu trauen von dem Bischof von Bamberg gehabt hatten. Sie antwortete, daß sie mit ihrem lieben Gatten lieber trocknes Brot essen und

Wasser trinken wollte, als das Reich der Welt besitzen. Da der Markgraf wahrnahm, daß er sie nicht zu gewinnen vermochte, benachrichtigte er den Herzog von Weißenfels von dem Vorgang. Dieser schickte einen seiner Minister nach Erlangen, aber alle seine Bitten und Vorstellungen waren eben so wenig wirksam, wie die des Baron von Stein. Sie verließ das Schloß, um ihren Gemahl aufzusuchen, allein ihre Gläubiger, deren sie eine große Zahl hatte, hielten sie fest, und um sich aus ihren Händen zu befreien, überließ sie ihnen alle ihre Habseligkeiten: darauf ging sie nach Wien, wo sie die lutherische Religion abschwor, und zur katholischen Kirche übertrat, dort lebt sie noch in allgemeiner Verachtung, und in dem grausamsten Elende von den Almosen, die sie von dem Adel empfängt. So lange sie noch einen Heller im Vermögen hatte, hat ihr Gemahl ihr geschmeichelt, sie mußte alle ihre Kleider verkaufen um seine Ausgaben zu bestreiten, und dann verließ er sie in der vollkommensten Armut.

Der Anfang des Jahres 1735 war dem Markgrafen nicht günstig, seine Gesundheit verschlimmerte sich immer mehr, er konnte das Bett nicht mehr verlassen. Tausend Einfälle gingen ihm durch den Kopf, er dachte gar nicht an den Tod, und machte täglich Pläne zur Verschönerung von Himmelkron. Er wollte einen prächtigen Aufenthalt daraus machen, und hundert tausend Gulden darein verbauen. Von seinem Orden habe ich schon gesprochen. Er wollte ihn verändern, und Comtureien darin errichten, wozu er gewisse Allodial-Güter bestimmte; das war aber nicht genug; er kaufte eine ungeheure Menge Pferde, und ließ verschiedene Arten Wagen machen, um wie er sagte, den großen Herrn zu spielen; — kurz, wenn ihn Gott nicht bald aus der Welt genommen hätte, so hätte er sein ganzes Land zu Grunde gerichtet, und uns an den Bettelstab gebracht. Alle Bedienstete, die wohl sahen, daß er von dieser Krankheit nicht genesen könne, wendeten sich an den Erbprinzen, der unter der Hand sich bemühte, den Bau in Himmelkron in die Länge zu ziehen, und die Einrichtung der Comtureien zu verschieben. In manchen Augenblicken war der Markgraf nicht einmal recht bei Sinnen, alle Geschäfte gingen den Krebsgang, und er machte uns allen möglichen

Verdruß. Doch jetzt will ich ihn ein wenig ruhen lassen, um zu sehen, wie es in Berlin aussieht.

Der König war durch die Wassersucht noch immer in einem sehr gefährlichen Zustande; er litt ungeheuer, seine Beine waren aufgeplatzt, so daß er sie immer in kleine Zuber stellen mußte, in welche das Wasser aus ihnen abfloß. Da sein Uebel immer zunahm, beschloß er, die Heirat meiner Schwester Sophie mit dem Markgrafen von Schwedt zu vollziehen. Ihre Ehe ward am siebenten Januar vor seinem Bette eingesegnet. Eine Geschwulst, die er an dem einen Beine bekam, brachte die Aerzte auf den Gedanken, daß sich daselbst ein Geschwür gebildet hätte, welches sie zu öffnen beschlossen. Die Operation war lange und schmerzlich; der König überstand sie mit heldenmüthiger Standhaftigkeit, und forderte einen Spiegel, um die Wundärzte besser arbeiten zu sehen. Mein Bruder schrieb mir mit jedem Posttag, daß er nur noch 24 Stunden zu leben hätte, machte aber die Rechnung ohne den Wirt, denn die Menge Wasser, welche der König verloren hatte, verbunden mit der Geschicklichkeit seiner Aerzte, stellten ihn völlig wieder her. Man sah diese Heilung als Wunder an. Alle meine Schwestern begaben sich nach Berlin, um ihm zu seiner Wiederherstellung Glück zu wünschen; ich mußte mich, wegen des Zustandes, in dem der Markgraf sich befand, begnügen, meine Freude schriftlich zu bezeigen.

So elend dieser Fürst war, wollte er doch seinen neuen Orden feierlichst einweihen. Alle, welche Ritter waren, erhielten ihn, er lag in seinem Bett, und empfing daselbst die Begrüßung des ganzen Hofes. Dieser Orden besteht in einem weißen Kreuz, der rote Adler, welcher das Familien-Wappen bildet, ist in der Mitte, man trägt ihn an einem mit Gold eingefaßten hochroten Bande um den Hals. Der Stern ist von Silber, der rote Adler ist in der Mitte mit der lateinischen Devise: „Aufrichtig und Standhaft.“ Es war große Tafel bei mir, und Abends Ball, der aber nur eine Viertelstunde dauerte.

In dieser Zeit ward ich durch einen Brief der Herzogin von Braunschweig, die mir den Tod ihres Gemahls meldete, sehr betrübt. Er war seit einem Jahre zur Regierung gelangt; ich beklagte ihn aufrichtig, und bin bis heute die Freundin

seiner Gemahlin geblieben. Prinz Carl, sein Sohn, nahm nun seinen Platz ein, was für meine Schwester ein wahrer Glücksfall war, wenn man den Verlust eines so wackeren Prinzen so nennen kann; denn sie sah sich zwei Jahre nach ihrer Heirat gegen alle Erwartung zur regierenden Fürstin erhoben.

Die Krankheit des Markgrafen wurde indeß so gefährlich, daß man ihm riet, einen sehr geschickten Arzt von Erfurt zu berufen, um ihn zu befragen. Der, welchen er an Gökels Stelle genommen hatte, hieß Zeitz, hatte Verstand, etwas mehr Wissenschaft als sein Vorgänger, aber ein ebenso lächerliches System wie jener. Außerdem war es ein sehr böser Mensch, er hatte keine Religion, also keinen Zügel, der ihn zurückhielt. Der blinde Glaube ist nicht einem Jeden gegeben, ja man wird sogar finden, daß die am moralischsten leben, die am wenigsten glauben; allein ein schiefer Kopf, der keinen Glauben hat, ist ein sehr gefährliches Glied der Gesellschaft. Die meisten Menschen wissen gar nicht, was sie glauben, sie verwerfen die Religion, weil sie ihren Leidenschaften widerspricht; andere wieder, um die Mode mitzumachen, noch andere, um sich den Ruf gescheuter Leute zu verschaffen. Diese starken Geister mißbillige ich sehr, aber die kann ich nicht verdammen, welche sich bemühen, die Wahrheit aufzusuchen, um die Vorurteile los zu werden; ich bin sogar überzeugt, daß Menschen, die sich ans Nachdenken gewöhnen, tugendhaft sein müssen; indem man die Wahrheit sucht, lernt man richtig urteilen und indem man richtig urteilen lernt, muß man die Tugend lieb gewinnen. Meine Betrachtungen haben mich von meiner Erzählung entfernt; ich nehme den Faden wieder auf.

Herr Juch, der Arzt, den man hatte kommen lassen, kündigte dem Markgrafen ganz aufrichtig an, daß er von dieser Krankheit nicht genesen könne, und nur noch einige Wochen zu leben hatte. Zeitz versicherte im Gegenteil, daß er ihn heilen würde; der Markgraf glaubte diesem letzteren. — Das ist natürlich, wir schmeicheln uns immer mit dem, was wir hoffen. Er ließ also seine Arbeiten in Himmelkron fortsetzen, und regulierte die Comtureien seines Ordens.

Als die Prinzessin von Ostfriesland den traurigen Zustand ihres Vaters erfuhr, machte sie sich auf den Weg nach

Bayreuth. Den Erbprinzen und mich beunruhigte das sehr denn sie konnte uns den größten Nachteil bringen, wenn sie den Markgrafen zu einem Testament beredete, welches sie und ihre Schwester begünstigte. Fräulein von Sonnsfeld wußte ihn aber so gut zu beschwatzen, daß sie ihn glauben machte, der Anblick seiner Tochter würde ihn zu heftig rühren, sie könnte auch Dinge von ihm fordern, welche dem Interesse des Landes zuwider wären, und die er ihr doch nicht ohne Härte verweigern könnte. Kurz, sie machte ihre Sache so gut, daß ihr der Markgraf eine Staffette zuschickte, mit der Bitte, nicht zu kommen. Sie erhielt diese Botschaft in Halberstadt, welches auf der Hälfte des Weges nach Bayreuth liegt, und war also genötigt, wieder umzukehren.

Die Liebe des Markgrafen für Fräulein von Sonnsfeld dauerte noch immer, allein sie hielt mir treulich ihr Wort, und teilte mir alle Unterredungen mit, die sie mit ihm hatte. Ohne sie wäre es uns übel ergangen, er hätte sich bis zum Aeußersten vergangen, denn er behandelte uns wie die Hunde. In der Hoffnung unserer nahen Erlösung ertrugen wir das alles mit Geduld; ich insbesondere. Doch muß ich dem Erbprinzen dieselbe Gerechtigkeit angedeihen lassen, ich habe ihn nie gegen seinen Vater murren hören, den Tag ausgenommen, als dieser ihn schlagen wollte; er sprach immer in den ehrerbietigsten Ausdrücken von ihm. Sein gefährlicher Zustand war ihm kein Geheimnis, und da er die Geschäfte nur oberflächlich kannte, hatte er mit Herrn von Voit täglich geheime Unterredungen, in denen er sich von den Angelegenheiten des Landes unterrichten ließ. Ich kannte den Charakter des Erbprinzen von Grund aus, und wußte, daß er sich nie würde leiten lassen. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich in nichts zu mischen; die Intriguen sind mir im Tode zuwider, dagegen wollte ich aber auch auf einem gewissen geachteten Fuß stehen, und ebenso wenig zugeben, daß sich Jemand in meine Angelegenheiten mischte. Ich weiß nicht, ob Herr von Voit dem Prinzen zu verstehen gab, daß ich ihn leiten wollte, oder ob er selbst diesen Begriff von mir hatte, genug ich nahm wahr, daß er nicht mehr mit der gewohnten Offenheit gegen mich verfuhr. Das beunruhigte mich, ich ließ mir aber nichts merken.

Die Marwitz sagte eines Tages zu mir: Der Erbprinz ist noch zu lebhaft, um in alle Details der Regierung einzugehen; ich bin überzeugt Ihre königliche Hoheit werden ihm helfen müssen. Er ist noch jung, von nichts unterrichtet und hat keine Erfahrung; ich fürchte, wenn er Ihrem Rate nicht folgt, macht er eine Menge Versehen. Ich versichere Ihnen, meine Liebe, antwortete ich ihr, Sie irren sich sehr; ich werde mich in nichts mischen, und glauben Sie mir, der Prinz wird mich auch in nichts um Rat fragen. Sie erstaunte sehr. Während dieses Gespräches trat der Erbprinz herein; sie wiederholte ihm fast alles, was sie mir gesagt hatte, und ich teilte ihm die Antwort mit, die ich ihr gegeben. Er schwieg und war sehr kalt gegen mich. Ich gab diese Veränderung immer den Geschäften schuld, die er im Kopfe hatte, denn bisher hatte er nichts vor mir geheim gehalten, er hatte mir seine innersten Gedanken mitgeteilt, allein seine Gedanken über die Zukunft vertraute er mir nicht, und ich bekümmerte mich auch nicht um sie.

Als wir einst bei Tafel waren, rief man uns auf das schleunigste zum Markgrafen, weil er mit dem Tode rang. Wir fanden ihn auf einem Lehnstuhl dem Ersticken nahe, sein Puls war wie der eines Sterbenden. Er sah uns alle an, ohne ein Wort zu sagen. Man hatte zu einem Geistlichen geschickt; anfangs schien es ihm nicht angenehm zu sein; der Mann richtete eine schöne Ermahnung an ihn, sagte, er würde nun bald vor Gott erscheinen, um von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben, er solle sich vor seinem heiligen Willen beugen, dagegen würde ihm auch die Gnade werden, den Tod mit Standhaftigkeit zu ertragen. „Ich habe Gerechtigkeit geübt, antwortete er, ich habe den Armen Gutes gethan, ich habe die Pflichten eines gerechten billigen Fürsten erfüllt, ich habe mir nichts vorzuwerfen, und kann vor Gottes Richterstuhl mit Zuversicht erscheinen!" Wir sind alle Sünder, nahm der Geistliche wieder das Wort, und der Gerechteste sündigt sieben Mal, und wenn wir alles gethan haben, sind wir nur noch unnütze Knechte. Wir bemerkten alle, daß diese Rede ihm mißfiel; er wiederholte noch lebhafter: „nein, ich habe mir nichts vorzuwerfen, mein Volk kann mich wie einen Vater beweinen." Nun schwieg er einige Augenblicke, und bat uns dann, uns

hinweg zu begeben. Man brachte ihn wieder zu Bett, und wir waren sehr erstaunt, als man uns am Abend meldete, daß er viel besser sei; zugleich sagte man uns, er habe seine Diener sehr über das Aufsehen gescholten, das sie gemacht hätten, besonders aber darüber, daß der Geistliche berufen worden war. Sein Uebel schien vermindert, allein am sechsten Mai wurde es so schlimm, daß Zeitz, der sich noch immer geschmeichelt hatte, ihn wieder herzustellen, selbst sein Todesurteil verkündigte. Er fiel in ein tiefes Nachdenken, und befahl, daß alle Welt ihn diesen Tag über sollte allein lassen. Seine Schwäche war aufs Aeußerste gestiegen.

Am folgenden Morgen ließ er den Erbprinzen und mich rufen, seinem Sohne erteilte er eine lange Ermahnung über die Weise, wie er sein Land regieren solle, zu mir sagte er, daß er mich immer zärtlich geliebt habe, daß er meine Verdienste erkenne, und mich beschwöre, seinen Sohn täglich an die moralischen und Regierungs-Grundsätze, die er ihm soeben gegeben habe, zu erinnern; mir wünschte er alles Gute, und bat mich, eine Dose, die er mir gab, zum Andenken zu bewahren. Der Erbprinz und ich knieten vor ihm nieder, er gab uns seinen Segen und umarmte uns beide. Wir zerflossen in Thränen, seine Worte hatten mich dergestalt gerührt, daß ich sein Leben, wenn es in meiner Macht gestanden, gern verlängert hätte. Darauf bat er mich, bis zu seiner Todesstunde ihn nicht mehr zu sehen; ich beschwöre Ihre Hoheit, sagte er zu mir, mir diese Gefälligkeit zu erweisen. Darauf ließ er meine Tochter kommen, der er auch seinen Segen gab, nachher nahm er von meinen Damen, einer nach der anderen Abschied, nur nicht von Fräulein von Sonnsfeld, welche krank war. Auch die Gemeinderäte kamen an die Reihe, er hielt ihnen eine lange Rede, setzte ihnen alle Verbindlichkeiten auseinander, die ihm das Land schulde und wiederholte ungefähr dasselbe, was er dem Geistlichen gesagt hatte; er empfahl ihnen das Wohl seines Staates, die Treue gegen ihren neuen Herrn und sagte ihnen das letzte Lebewohl. Er hatte die Geistesstärke, von seinem ganzen Hofstaat Abschied zu nehmen, von dem ersten Minister bis zum letzten seiner Diener. Das rührte mich sehr, aber ich kann nicht leugnen, daß ich etwas viel Gepränge darin fand, denn er hörte nicht

auf, gegen einen Jeden die Mühe herauszustreichen, die er sich für sein Land gegeben hätte. In der Folge wird man sehen, daß er gar noch nicht an seinen Tod glaubte, und alles dies nur that, um ein Schauspiel zu geben. Gegen Ende dieser traurigen Ceremonie ward er sehr schwach und bat uns, ihn allein zu lassen.

Die Aerzte meldeten uns, er sei so schlecht, daß wir keinen Augenblick mehr auf sein Leben rechnen könnten. Um ihm näher zu sein, und das ihm von uns gegebene Versprechen, bei seinem Tode gegenwärtig zu sein, sicherer halten zu können, bezogen wir ein Zimmer, das unmittelbar an das seine stieß, und legten uns Nachts ganz angekleidet auf das Bett.

Da er sich am folgenden Tage noch viel schwächer fand, berief er den Erbprinzen zu sich, übergab ihm in Gegenwart des Rats die Regierung, und befahl einem Jeden, ihn nun mit keinem Geschäfte zu belästigen. Ich hatte mich alle Morgen und Abende in seinem Vorzimmer nach seiner Gesundheit erkundigt, denn der Erbprinz allein hatte freien Zutritt zu ihm. Sobald er ihm die Regierung übergeben hatte, gereute es ihn, und er konnte sich nicht erwehren, jedesmal, wenn er ihn sah, ihn anzufahren. Er erkundigte sich sogar bei einigen Herren seines Hofes, die ihn nicht verließen, ob sich sein Sohn schon mit Befehlen abgäbe, und fügte hinzu: er schwebe ja wohl in lauter Freude, nun sein eigner Herr zu sein. Man sagte ihm mit aller Wahrheit, der Erbprinz habe geschworen, so lange er lebe, keinen Befehl zu erteilen, und habe noch kein Geschäft ausfertigen wollen.

Seine Krankheit dauerte bis zum sechszehnten Mai Abends, wo man uns plötzlich herbei rief. Es war neun Uhr. Wir fanden in seinem Wohnzimmer alle Welt im Gebete begriffen, man hörte ihn von weitem röcheln, er litt Höllenpein. Er sagte zum Erbprinzen: mein lieber Sohn, ich ersticke, ich kann diese Qualen nicht länger ertragen, sie bringen mich zur Verzweiflung; dabei schrie er und heulte, daß es fürchterlich anzuhören war. Dreimal verlor er die Besinnung, und dreimal kam er wieder zu sich, er sprach bis zu seinem letzten Hauche, und starb endlich am siebzehnten Mai um halb sieben Uhr.

In meinem Leben war ich nicht bewegter. Ich hatte

niemals Jemand sterben sehen; dieses Bild hatte meine Einbildungskraft dermaßen erschüttert, daß ich es lange Zeit nicht verwischen konnte. Der Erbprinz war in der äußersten Verzweiflung; wir führten ihn mit der größten Mühe aus dem Sterbezimmer in das seinige, wo es länger als eine Stunde dauerte, ehe er sich erholte. Der ganze Hof war ihm dahin nachgefolgt. Sobald er sich etwas gesammelt hatte, sagte ihm Herr von Voit, daß es nötig sei, den Regierungsrat zu bestätigen. Der Markgraf zögerte einen Augenblick und antwortete nicht, dann zog er mich bei Seite und fragte mich um meine Meinung. Aufrichtig antwortete ich ihm, daß ich das nicht für so dringend hielt; es wäre kaum eine Stunde, daß sein Vater gestorben sei, es schien mir, daß man einen gewissen Anstand beobachten müsse, und nicht soviel Begierde zeigen, sich der Regierung zu bemächtigen; indem er die Sache auf morgen verschöbe, gewönne er Zeit, über die Personen, die er ernennen wollte, reiflich nachzudenken. Er folgte meinem Rate. Er war sehr ermüdet und ich auch, denn wir hatten die ganze Nacht gewacht, und meine Gesundheit war sehr schwach. Um aller Zudringlichkeit dieser Herren zu entgehen, legte er sich nieder, und ruhte einige Stunden aus, allein man machte ihm so viele Vorstellungen über den Nachteil, den Staatsrat länger unthätig zu lassen, daß er ihn endlich bestätigte. Er bestand aus dem Baron Stein, Voit, Dobeneck, Hesberg, Lauterbach und Thomas.

Darauf bestimmte man die Trauer und das Begräbnis, und machte den Markgrafen glauben, es käme dem Staatsrat zu, alles dazu nötige herbei zu schaffen. Der Markgraf war in allen diesen Dingen sehr neu, und genötigt, dem, was man ihm sagte, zu trauen. Diese Herren versammelten sich drei Wochen nach einander und beschäftigten sich mit nichts als mit dem Einkauf von Tuch, obschon das in das Amt des Hofmarschalls gehörte. Sie fingen an, sich ein unleidliches Ansehen zu geben, besonders der Herr von Voit. Dieser Mensch schuldete mir alle mögliche Verbindlichkeit, ich hatte ihn zu des Markgrafen Lebzeiten unterstützt, er war mein Oberkammerherr, und die Pflicht seines Amtes nötigte ihn, daß er wenigstens alle Tage zu mir kam, das that er aber nicht, und ließ sich nicht

einmal entschuldigen, wodurch er mich denn sehr aufbrachte. Die Leiche des Markgrafen wurde indessen im Gepränge zur Schau gestellt; sein Leichenbegängnis war am ein und dreißigsten Mai; so wie er es befohlen hatte, ohne Gepränge, aber anständig. Seine Leiche wurde nach Himmelkron in ein Gewölbe gebracht, das er eigens dazu hatte bauen lassen.

Am ersten Juni legten wir die große Trauer an, um sie ein ganzes Jahr zu tragen. Ich hielt an diesem Tage Appartement, um die Beileidsbezeigungen des ganzen Hofes zu empfangen, und es war zum ersten Male öffentliche Mittagstafel. Da aber diese ganze schwarze Mummerei und das zu beobachtende Dekorum zu lästig war, begaben wir uns nach dem Brandenburger, wo wir einige Wochen zubrachten.

Herr von Voit kam eines Tages zu mir und sagte, es sei ihm bekannt, daß ich ungehalten auf ihn sei, daß er mir nicht pünktlicher aufwarte, er sei aber so beschäftigt, daß ihm kein Augenblick übrig bleibe; der Staatsrat habe mich indessen nicht vergessen, sondern beschlossen, bei dem Markgrafen für mich um eine Vermehrung meiner Revenuen einzukommen, und er zweifle nicht, daß der Markgraf es bewillige. Diese schöne Rede erzürnte mich sehr. Ich antwortete sehr kalt: wenn ich eine Vermehrung meines Einkommens bedürfe, würde ich den Markgrafen schon selbst darum bitten, und wäre überzeugt, keine abschlägige Antwort zu erhalten; für ihre gute Absicht sei ich ihnen sehr verbunden, enthöbe sie aber der Sorge, zn meinen Gunsten zu sprechen, weil ich diese Mühe schon selbst übernehmen wolle. Er geriet ein wenig außer Fassung und meinte, daß es doch unangenehm sei, selbst eine Gnade zu fordern. Allein noch unangenehmer, sagte ich, mein Herr, sie durch andere fordern zu lassen, und damit Sie meinen Charakter kennen lernen, so wissen Sie hiermit, daß ich keine Vermehrung meiner Einnahmen annehmen würde, selbst wenn der Markgraf sie mir geben wollte, denn seine Finanzen sind durch die großen Ausgaben, die er machen muß, zu zerrüttet, um mich, ohne daß es ihm lästig fiele, zu begünstigen. Außerdem, mein Herr, will ich ihm für die Vorteile, die er mir schenken will, selbst den Dank schuldig sein, im entgegengesetzten Falle machen sie mir gar kein Vergnügen.

Ich merkte wohl, daß mich die Herren auf denselben Fuß setzen wollten, auf dem sich meine Schwester von Anspach befand, die sich immer vor ihnen drehen und winden und sich stets an einen Dritten wenden mußte, um das, was sie von ihrem Gemahl wollte, zu erhalten. Die Kälte, die mir der Markgraf bezeigte, mit diesen Gedanken verbunden, beunruhigte mich ungemein; ich begab mich mit meiner Hofmeisterin in mein Kabinet, teilte ihr meine Sorgen mit und weinte bitterlich. Sie zuckte die Schultern, sagte, daß sie eben dasselbe fürchtete, daß sich die Herren sogar ziemlich merken ließen, sie wollten den Markgrafen allein regieren, und zu diesem Endzwecke müßte man damit anfangen, mich nach und nach unter ihre Zuchtrute zu bringen; sie beschäftigten sich einzig mit Kleinigkeiten, wollten sich mit den kleinsten Details befassen, die sie gar nichts angingen, und vernachlässigten darüber wichtigere Dinge. Sie beschwor mich, mit dem Markgrafen zu sprechen, und ihm die Augen zu öffnen, sie wolle ihrerseits die Sache einleiten, um seinen Sinn auf das, was ich ihm sagen würde, vorzubereiten. Ich weigerte mich lange; sie führte mir aber so gute Ursachen an, daß ich mich endlich dazu entschloß.

Wirklich that ich es auch, allein der Markgraf nahm es sehr übel auf, und sagte mir harte Dinge. Ich bin lebhaft, bis zu einem gewissen Punkte kann ich mich mäßigen, allein ich bin ein Weib und habe meine Schwäche so gut wie eine andere; ich entzweite mich auf das äußerste mit meinem Gemahl und geriet in eine solche Verzweiflung, daß ich in Ohnmacht fiel. Man brachte mich zu Bett, und ich hatte eine so fürchterliche Beklemmung, daß man glaubte, es koste mir das Leben. Man rief sogleich den Markgrafen; mein Zustand rührte ihn aufs innigste, er war in der tötlichsten Unruhe. Wir machten uns gegenseitige Entschuldigungen, und nach einer langen Erörterung gestand er mir, daß man ihn gegen mich eingenommen habe. Er bat mich tausendmal um Verzeihung, ich versprach ihm, daß ich mich in nichts mischen würde, dagegen aber auch hoffte, daß er es nicht leiden würde, daß man Uneinigkeit zwischen uns stifte, und mich, so wie man beabsichtige, herabsetze. Er antwortete mir, daß ich ihm Freude machen würde, immer mit derselben Freimütigkeit wie bisher

mit ihm umzugehen, er bat mich, ihm immer ganz unbefangen meine Gedanken zu sagen, er wolle seinerseits nichts vor mir verbergen, und so waren wir dann bessere Freunde als je zuvor. Er befragte über alles meine Meinung; ich sagte ihm, ich kenne ihn als den Menschen auf der Welt, der sich am wenigsten regieren ließe; daß ihn aber der Einfluß, den er dem Staatsrat gestattete, bald dahin bringen würde, und einmal in ihren Klauen, würde es ihm sehr schwer werden, sich wieder davon los zu machen; er würde dann zu gewaltsamen Maßregeln gezwungen sein, um sie wieder in ihre Schranken zurück zu bringen. Er solle sich der letzten Worte seines Vaters erinnern, der ihm gesagt habe, seine Minister im Zaume zu halten, ihren Rat anzuhören, aber ihn wohl zu erwägen, ehe er ihn befolge. Nach einigem Nachdenken sagte er: was soll ich aber thun? Ich muß mich auf sie verlassen, ich bin von nichts unterrichtet; ich habe ihnen selbst gesagt, ich wollte, daß man sich mit wichtigeren Dingen beschäftige, und sich nicht mit Kleinigkeiten die Zeit vertreibe; aber sie antworteten mir, man könne nicht alles auf einmal thun.

Der Oberst Reitzenstein war nach Berlin, und Herr von Hesberg nach Dänemark geschickt. Die Finanzen waren in einem so traurigen Zustande, daß ich genötigt war, ein Capital von sechstausend Thalern aufzukündigen, um diese zwei Gesandtschaften zu bestreiten. Ich machte dem Markgrafen ein Geschenk damit; wenn ich ihm auf Kosten meines Lebens hätte Freude machen können, so hätte ich es gethan. Er hatte seinerseits alle erdenkliche Achtung für mich, und vergalt mir Liebe mit Liebe; sein Herz war so gut, daß er sich nicht entschließen konnte, wem es auch sei, ein unverbindliches Wort zu sagen noch irgend eine Gnade, um die man ihn bat, zu verweigern. Diese übermäßige Güte zog ihm seitdem vielen Verdruß zu, und war auch daran schuld, daß er den Hof ganz so beibehielt, wie er ihn fand. Alle, die ihm ergeben waren, rieten ihm, daß er sich die Querköpfe und Intriguanten, welche sich am Hofe befanden, aus dem Wege schaffen möchte, allein er konnte sich nicht dazu entschließen. Er versäumte keine der Pflichten, die er seinem verstorbenen Vater schuldig war, verabschiedete auch keinen seiner Diener; gegen alle diejenigen, welche ihm

Verdruß verursacht und mit seinem Vater entzweit hatten, zeigte er nicht die geringste Rachsucht; es sagte ihm jemand einige Worte darüber, und er gab die schöne Antwort: ich habe die Vergangenheit vergessen, und will, daß ein Jeder in meinem Staate zufrieden sei.

Die Herren des Staatsrats waren mit dem großmütigen Betragen des Markgrafen gegen die Diener seines Vaters sehr unzufrieden. Sie schickten Herrn von Voit an mich ab, der ganz atemlos kam, die Klagen seiner Kollegen bei mir anzubringen. Nie hörte ich etwas Unverschämteres, als sein ganzes Geschwätz. Der Markgraf, sagte er, thut etwas ganz Unerhörtes, indem er, ohne die Meinung seines Staatsrats einzuholen, Stellen und Aemter vergiebt; und, indem er seinen Stock auf den Boden stieß, setzte er hinzu: es ist ihm nicht erlaubt, ohne unser Wissen eine bloße Küchenmagd fortzujagen noch anzunehmen; wir sind entehrt, und werden insgesamt gehen, um dem Markgrafen Vorstellungen darüber zu machen. Ich antwortete, daß ich mich nicht darein mischen würde, und sie thun möchten, was ihnen gut dünke. Der Markgraf, der mit meiner Hofmeisterin in dem anstoßenden Zimmer war, hörte alles, was Voit sagte, und wäre gegen ihn losgebrochen, hätte meine Hofmeisterin ihn nicht daran verhindert.

Sobald Voit fort war, trat er in mein Zimmer und spie Feuer und Flammen; er wollte den Staatsrat kassieren und alles um und um kehren. Nach und nach gelang es mir, ihn zu besänftigen, und er beschloß, seine Zuflucht zu einem Manne zu nehmen, der seines Vaters Sekretär gewesen war. Er hieß Ellerot, und hatte so viel Verstand, wie man nur haben kann; der verstorbene Markgraf hatte am Ende seines Lebens ein blindes Vertrauen in ihn gesetzt, und ihn seiner Rechtschaffenheit wegen sehr geachtet; sein Sohn, der sich erinnerte, daß er die Landesgeschäfte auf das Gründlichste kenne, glaubte nichts Besseres thun zu können, als daß er ihn zu sich nahm, um ihn den übermütigen Anmaßungen des Staatsrats entgegen zu setzen. Ellerot machte ihn in Kurzem mit Allem bekannt und teilte ihm alle Pläne des verstorbenen Markgrafen mit.

Meine Gesundheit fing indessen an, sich ein wenig zu bessern. Da wir keinen bessern Arzt kannten, hatten wir Zeitz

behalten müssen. Er gab mir Selterwasser mit Ziegenmilch, und schrieb mir vor, mir während der Kur viel Bewegung zu machen. Ich lernte schießen und ging fast jeden Abend mit dem Markgrafen auf die Jagd. Da ich meiner noch anhaltenden Schwäche wegen nicht lange zu Fuß gehen konnte, so hatte mir der Markgraf einen Wagen machen lassen, aus dem ich sehr bequem schießen konnte. Ich that dieses mehr zum Zeitvertreib als um die armen Tiere zu töten, denn ich liebe die Jagd nicht, und legte sie bei Seite, sobald ich andere Beschäftigung fand; meine herrschenden Leidenschaften waren immer Wissenschaft, Musik und besonders die Freuden des Umgangs; diese konnte ich nicht, wie ich wünschte, befriedigen, meine Gesundheit verbot mir, mich, wie ehemals, angestrengt zu beschäftigen, und Musik und Gesellschaften waren abscheulich.

Der Feldzug am Rhein nahm dieselbe Wendung, wie der vorhergehende. Er ward mit Essen und Trinken verbracht. Zwölftausend Russen, die sich mit dem Kaiser verbinden sollten, nahmen ihren Weg durch die Oberpfalz. Wir verabredeten, sie zu sehen. Vor unserer Abreise gaben wir dem Herrn von Pölnitz, den der König an uns abschickte, um sein Beileid zu bezeichnen, noch Audienz.

Dieser Mann hat Aufsehen genug in der Welt gemacht, um hier ein Wort von ihm zu sagen. Er ist der Verfasser von Memoiren, die unter seinem Namen erschienen sind; der König ließ sie sich vorlesen, und die darin enthaltenen Beschreibungen des Berliner Hofes gefielen ihm so gut, daß er den Autor wiedersehen wollte. Pölnitz hielt sich damals am Wiener Hof auf, wo er von der Gunst der Kaiserin lebte, er kam nach Berlin, und wußte den König so zu gewinnen, daß er ihm einen Gehalt von fünfzehnhundert Thalern gab. In meiner Jugend kannte ich ihn sehr gut; er hat unendlich viel Verstand und Lektüre; sein Gespräch ist äußerst angenehm, sein Herz nicht bös, allein es fehlt ihm an Weltklugheit und Urteil, er sündigt fast immer aus unachtsamer Uebereilung. Er wußte sich, so lange der König lebte, in Gunst zu erhalten, und hat ihm bis zu seinem letzten Atemzuge beigestanden. Wir hatten ihn sehr gern und vertrieben uns die Zeit mit ihm, er mußte uns nach einem Kloster begleiten, wo wir die Nacht zubrachten,

weil die russische Armee am folgenden Morgen nahe daran und einer kleinen Stadt, die Vielseck heißt, vorbei ziehen sollte.

Am andern Morgen reisten wir frühzeitig ab, und speisten dort zu Mittag. Als der General Keith, welcher diese Kolonne der Armee kommandirte, unsre Anwesenheit erfuhr, schickte er uns sogleich eine Wache von leichtem Fußvolk. Sie waren alle gestiefelt, aber uns zu Ehren zogen sie Camaschen über. In meinem Leben sah ich nichts lächerlicheres, wie diesen Anzug, der mir um so außerordentlicher vorkommen mußte, als ich die Sauberkeit der preußischen Truppen, die immer wie die Drahtpuppen geputzt waren, gewohnt war. Herr von Keith besuchte uns gleich nach seiner Ankunft, er ist ein Irländer, ein sehr höflicher Mann, der seine Leute zu unterscheiden weiß. Er bat uns, noch einen Augenblick zu warten, weil er befohlen hatte, seine Leute in Schlachtordnung aufzustellen. Sie bestanden aus kleinen untersetzten Leuten, die wenig Ansehen hatten, und sehr schlecht gekleidet waren. Der General schenkte mir das Leben zweier Deserteure, die gehangen werden sollten; er ließ sie zu mir bringen, wo sie sich zu Boden warfen, und mit den Köpfen so hart auf die Erde klopften, daß, wären es nicht russische Köpfe gewesen, sie hätten zerspringen müssen. Ich sah auch ihren Priester, der mir viele Verbeugungen machte, und sehr bedauerte, daß er nicht seine Götzen mitgebracht hätte, um mir eine Ehre anzuthun. Diese Nation ist ungefähr wie das Vieh; sie tranken aus den Pfützen, aßen giftige Schwämme und Gras, ohne daß es ihnen im mindesten schadete. Sobald sie in ihren Quartieren anlangten, krochen sie in die Oefen, wo sie sich in Schweiß zu bringen suchten, waren sie dann recht naß, so warfen sie sich ins kalte Wasser, oder im Winter in den Schnee, worin sie sich einige Zeit aufhielten. Das ist ihrer Aussage nach, ein allheilendes Mittel, welches ihnen die Gesundheit erhält. Wir nahmen von ihrem General Abschied und gingen nach unserem Kloster zurück, von wo wir uns nach dem Brandenburger begaben.

Ich habe zu sagen vergessen, daß man meinen Geburtstag am dritten August gefeiert hatte; der Markgraf hatte mir prächtige Geschenke an Juwelen gegeben, eine Vermehrung meines Einkommens und die Eremitage. Die Vermehrung des

Einkommens nahm ich aber erst im folgenden Jahre an. Den ganzen Monat August hindurch beschäftigte ich mich, die Wege nach der Eremitage herstellen zu lassen, und eine Menge Spaziergänge daselbst anzulegen; ich ging täglich hinaus, und vertrieb mir die Zeit, selbst Pläne zur Verschönerung und Bequemlichkeit dieses Ortes zu machen.

In dieser Zeit erhielten wir einen Zuwachs der guten Gesellschaft. Er bestand in Herrn von Baumont, Major bei dem kaiserlichen Regimente des Markgrafen, und dem Grafen Borkhausen, Hauptmann bei demselben Regimente. Dieser war der Neffe meiner Hofmeisterin; der Markgraf hatte bis jetzt für sein Fortkommen gesorgt, und liebte ihn sehr, er hatte unendlich viel Verstand, aber eine unerträgliche Unbedachtsamkeit; sein Vater, ein sehr angesehener Mann, aus einer der größten schlesischen Familien, hatte Mittel gefunden, ein Vermögen von viermal hunderttausend Thalern durchzubringen, und noch obendrein Schulden zu machen, so daß seine Kinder ganz zu Grunde gerichtet waren, und in Schlesien von der Mildthätigkeit des Adels und meiner Hofmeisterin lebten. Seit ich verheiratet war, kam er sehr oft nach Bayreuth, und hatte eine heftige Leidenschaft für seine Kousine Marwitz gefaßt; da ihn diese immer sehr stolz behandelte, hatte ihn seine Lebhaftigkeit zur Verzweiflung gebracht, und zu tausend Thorheiten verleitet, die ihm Schaden gethan hatten. Ich werde dieser Liebschaft noch öfters erwähnen, denn sie ist in den Gang dieser Memoiren verflochten.

Meine Hofmeisterin ließ damals auch ihre beiden andern Nichten Marwitz kommen, die Aelteste hieß Albertine, die jüngste Karoline, um sie fortan von ihrer ältesten Schwester zu unterscheiden, will ich sie bei ihren Taufnamen nennen. Die jüngste war noch nicht vierzehn Tage in Bayreuth, so machte sie eine Eroberung; sie war sehr hübsch, hatte ein niedliches Gesichtchen, die schönste Haut von der Welt, und ein sanftes Wesen zog alle Blicke auf sie.

Sobald der Markgraf zur Regierung gelangt war, hatte er meinen Hofstaat vermehrt; Graf Schönburg ward mein Kammerherr, und ein gewisser Herr von Westerhagen Kammerjunker bei mir. Schönburg war Sohn eines regierenden Reichs-

grafen, sein Vater lebte noch, er war reich, und alle jungen Mädchen von Stande in Bayreuth drängten sich, um seine Eroberung zu machen; allein vergeblich, denn Karolinens schöne Augen fesselten schnell sein Herz; er ward sterblich in sie verliebt, sie war ihm recht gut, und sie schlossen eine genaue Freundschaft, deren Folgen ich zu seiner Zeit erzählen will.

Was die Marwitz anbetrifft, so liebte ich sie leidenschaftlich, wir hielten nichts vor einander verborgen; nie sah ich eine solche Uebereinstimmung der Charaktere, als zwischen uns; sie konnte nicht ohne mich leben und ich nicht ohne sie, sie machte keinen Schritt, ohne mich zu Rate zu ziehen, und alle Welt gab ihr Beifall.

Wir begaben uns alle in den Park, wo der Markgraf Hirschjagd halten wollte; da dieser Ort nur eine Stunde von der Stadt ist, und nur eine ausgesuchte Gesellschaft dahin kam, ließen wir es uns herrlich wohl sein. Täglich hatten wir Ball und tanzten sechs Stunden nach einander in einem sehr schlecht gepflasterten Saale, so daß unsere Füße ganz wund waren. Diese Bewegung bekam mir ganz vortrefflich; wir waren in der besten Laune; der Markgraf liebte das Vergnügen und die gute Gesellschaft, sein feines verbindliches Betragen machte, daß alle Welt ihn anbetete, und wir lebten in der vollkommensten Eintracht.

Der Friede schien überall zurückzukehren; die Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und Frankreich fingen schon an, und der Friede ward während des Winters geschlossen. Die Spanier blieben im Besitz von Neapel und Sicilien, das sie dem Kaiser genommen, der Herzog von Lothringen überließ seine Staaten an Frankreich und erhielt dagegen das Erzherzogtum Toskana; Frankreich und Spanien traten hingegen der pragmatischen Sanktion bei. Also ward die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt.

Der Markgraf hatte sich noch nicht huldigen lassen; diese Ceremonie fand also bei unsrer Rückkehr nach Bayreuth statt, und sollte gleicher Gestalt in Erlangen vor sich gehen. Der Bischof von Bamberg und Würzburg, der sich damals auf seinem prächtigen Landhause Pommersfelden befand, das nur vier Meilen von Erlangen gelegen ist, hatte uns, so wie den

Markgrafen und die Markgräfin von Ansbach, dahin eingeladen, um uns mit einander zu einer bessern Einigkeit zu verbinden.

Herr von Bremer, der ehemalige Hofmeister des Markgrafen von Ansbach, war in Bayreuth, ich trug ihm einen Gruß an meine Schwester auf, und ließ ihr sagen, ich sei benachrichtigt, daß der Bischof ungeheuer stolz sei, er würde über die Titel, die wir ihm geben sollten, lächerliche Ansprüche machen, und ich sähe voraus, daß es Händel geben würde. Da wir nun Schwestern wären, gleiche Vorrechte und Etikette hätten, so wäre ich gesonnen, mich mit ihr zu vereinbaren, und bäte sie daher, mich ihre Absicht wissen zu lassen; alle Welt würde die Augen auf uns richten, und ich wäre der Meinung, von Allem, was uns zukäme, auch nicht ein Haar breit aufzugeben. Herr von Bremer gab meinem Vorhaben seinen ganzen Beifall. Wir gaben den Titel Ihr Liebden, nur den Bischöfen und neuen Reichsfürsten; dieser Titel bedeutet nicht so viel wie Hoheit, und läßt sich unmöglich ins Französische übersetzen. Der Bischof machte auf einen ehrenvolleren Titel Anspruch, er wollte Ihr Gnaden genannt sein, sonst wollte er uns die königliche Hoheit nicht geben. Das alles ward mir unter der Hand gesagt, ich hätte es wohl können zur Erklärung bringen, allein man riet mir ab, und versicherte mich, er würde schon von selbst in seine Schranken zurücktreten.

Herr von Bremer ging nach Ansbach, und brachte mir eine sehr günstige Antwort von meiner Schwester, sie würde sich, ließ sie mir sagen, ganz nach mir richten, und wäre mit allem, was ich ihr durch Bremer hatte sagen lassen, vollkommen zufrieden. Ich habe meine Vorrechte als Königstochter immer behauptet, und der Markgraf hatte sie unterstützt, auch diesen Schritt hatte ich mit seinem Beifall gethan, und er sagte oft, daß er sehr wenig von den Leuten hielt, die selbst vergäßen, was sie wären.

Im November reisten wir also ab, und nahmen in Baierdorf unser Nachtlager; am folgenden Tage fand unser Einzug in Erlangen statt. Man hatte verschiedene Triumphbogen errichtet, der Magistrat empfing den Markgrafen an den Thoren mit einer Rede und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, die Bürgerschaft und Miliz war längs den Straßen aufgestellt.

Der Markgraf und ich saßen in einem drapierten Galawagen. Wegen der Trauer wurden wir durch die Reden, die man diesen Tag über an uns richtete, herzlich gelangweilt.

Am folgenden Tage ging die Huldigung vor sich, es war große Tafel, und am Abend Apartement; wir hielten uns einige Tage in Erlangen auf, und begaben uns alsdann nach Pommersfelden, wo wir Abends um fünf Uhr ankamen.

Der Bischof empfing uns mit seinem ganzen Hofstaat unten an der Treppe; nach den ersten Begrüßungen stellte er mir seine Schwägerin vor, die Generalin Gräfin von Schönbrunn, und seine Nichte, die ebenso hieß, und Aebtissin eines Kapitels zu Würzburg war. Ich bitte, Ihre Königliche Hoheit, sagte er, sie als Ihre Dienerinnen zu betrachten, ich habe sie ausdrücklich kommen lassen, um die Wirtinnen in meinem Hause zu machen. Ich war ausnehmend höflich gegen diese Damen, worauf mich der Bischof in meine Zimmer führte. Er ließ Stühle geben, ich setzte mich in einen Armsessel, und das Gespräch fing an, in Gang zu kommen als die zwei Gräfinnen eintraten. Zu meinem Erstaunen vermißte ich meine Hofmeisterin, ließ mir aber nichts merken, sondern, weil meine Kleidung sehr in Unordnung gekommen war, nahm ich diesen Vorwand, mich einen Augenblick wegzubegeben, worauf dann der Bischof und seine Damen auch fortgingen.

Sobald ich allein war, ließ ich meine Damen rufen, und fragte meine Hofmeisterin, warum sie mir nicht nachgefolgt sei? Weil ich mich keiner Beschimpfung aussetzen wollte, antwortete sie, diese Gräfinnen sind mir wie einem Hunde begegnet, und haben kein Wort mit mir gesprochen, sie sind ohne sich umzusehen an mir vorbei gegangen, und ohne einen der Herren vom Hofe, den ich nicht kenne, hätte ich Ihre Zimmer nicht gefunden. Es ist mir recht lieb, daß ich das weiß, sagte ich, der Markgraf hat mir versprochen, auf meine Vorrechte zu halten; ich bin sehr wohl unterrichtet, daß meine Hofmeisterin höchstens den regierenden Reichsgräfinnen den Vorrang lassen soll, und das ist sie nicht, und kann es sich in keiner Rücksicht anmaßen.

Der Markgraf sagte mir, ich möchte mit Voit darüber reden, der als mein Oberkammerherr seines Amtes wegen, in

meinem Namen sprechen, und Vorstellungen darüber machen müsse. Ich ließ ihn also holen, und setzte ihm meine Absicht auseinander; allein Herr von Voit war der größte Poltron auf Erden, immer voll Schrecken und Bedenklichkeiten. Er machte ein ellenlanges Gesicht. Ihre Königliche Hoheit, sagte er, begreifen die Wichtigkeit des Auftrags nicht, den sie mir geben; man ist hier versammelt, um die Einigkeit der verschiedenen Mitglieder des fränkischen Kreises zu befördern, ist das eine Zeit um Streit mit den Leuten zu suchen? Der Bischof wird diese Sache sehr hoch aufnehmen, er wird beleidigt sein, und sein Unternehmen nicht aufgeben, wollen Sie dann auf der Sache bestehen, so wird es eine Reichsangelegenheit. Ich lachte laut auf. Eine Reichsangelegenheit! desto besser, damit haben die Damen nie zu thun gehabt; das ist etwas Neues. Der Markgraf sah ihn mitleidig an, und zuckte die Schultern. Das mag nun aber sein wie es will, fügte ich hinzu, so bitte ich Sie, den Bischof wissen zu lassen, ich hätte so viel Achtung für ihn, daß es mir leid thun würde, ihn zu beleidigen, er hätte bessere Maßregeln nehmen sollen, um alle Schwierigkeiten zu vermeiden. Da er aber am Wiener Hofe erzogen sei, so würde er die Vorrechte der Königstöchter kennen, ich machte mir zwar eine Ehre daraus, mit dem Markgrafen vermählt zu sein, wäre aber gesonnen, auch nicht den kleinsten Teil dessen, was mir gebühre, zu verlieren. Herr von Voit machte noch viele Einwendungen, allein der Markgraf sagte, er möchte sich beeilen, es sei zu spät, und notwendig, diese Sache bald ins Reine zu bringen.

Herr von Voit sprach also in meinem Namen mit des Bischofs Oberstallmeister, dem Baron von Rothenhahn, man stritt hin und her, und endlich ward beschlossen, daß die Gräfinnen gleich nach dem Empfang meiner Schwester abreisen sollten. Kaum war man darüber im Reinen, da langte der Ansbachische Hof an. Ich schickte sogleich zu meiner Schwester, und ließ ihr sagen, daß ich mich zu ihr begeben würde, sobald sie allein sei. Ich war gar nicht verbunden, ihr den ersten Besuch zu machen; mein Erstgeburtsrecht gab mir den Vorrang vor allen meinen Schwestern, und der Markgraf von Bayreuth hatte ihn über den von Ansbach, so hatte ich also

doppelte Ansprüche; da wir aber aus einem Blute sind, habe ich meine Vorrechte nie geltend gemacht. Meine Schwester ließ mir sagen, sie würde zu mir kommen, welches sie auch wenige Augenblicke nachher mit dem Markgrafen that. Beide schienen mir sehr kalt; meine Schwester war schwanger, ich bezeigte ihr meine Freude darüber, kam ihr aufs äußerste zuvor, allein sie vergalt es mir nicht mit gleichem. Ich fragte sie, was ich gethan hätte; aber sie antwortete mir nichts. Als bald darauf der Bischof zu uns kam, schlich sie sich davon, und in ihre Zimmer, wo sie sich unterdessen die Herren vom Hofstaate des Bischofs vorstellen ließ. Sie erwähnte der Gräfinnen, und versicherte, sie verwerfe mein Betragen, sie sei nicht so hochmütig wie ich, und würde das Vorgefallene, wäre sie gegenwärtig gewesen, nie gelitten haben. Alle Welt mißbilligte ihr Verfahren.

Wir holten sie ab, um zur Tafel zu gehen; man gab mir den ersten Platz; sie wollte nicht neben mir sitzen, sondern setzte den Bischof zwischen uns, und beehrte ihn, ungeachtet der unter uns getroffenen Abrede, rechts und links mit der Hoheit. Ich bestand meinerseits auf meinen Kopf und ging nicht davon ab, bezeigte dem Bischof und seinem ganzen Hofe alle mögliche Aufmerksamkeit und hatte so viel Höflichkeit für beide, wie nur in meiner Macht stand. Es ist aber doch Zeit, daß ich sein Gemälde entwerfe.

Bekanntlich machen die Schönbrunner eine der ersten und glorreichsten Familien in Deutschland aus, und gaben dem deutschen Reiche mehrere Kurfürsten und Bischöfe. Der, von dem ich hier spreche, ward in Wien erzogen, sein Geist und seine Fähigkeiten machten ihn zum Reichskanzler, welche Stelle er sehr lange verwaltete. Als die Bistümer Bamberg und Würzburg durch den Tod ihrer Bischöfe erledigt wurden, benutzte der Wiener Hof diese Gelegenheit, die Dienste des Vize-Kanzlers zu belohnen, und kaufte so viele Stimmen, daß er zum Bischof dieser zwei Bistümer erwählt wurde. Mit Recht hält man ihn für einen ausgezeichneten Kopf und großen Politiker; sein Charakter entspricht dieser letzten Eigenschaft, denn er ist betrügerisch, hinterlistig und abgefeimt; er hat ein stolzes Wesen, gar keinen angenehmen Verstand, denn er ist pedantisch,

doch wird man mit ihm fertig, wenn man ihn kennt, besonders wenn man sich Mühe gibt, seine Kenntnisse zu benutzen. Ich hatte das Glück, seinen Beifall zu gewinnen, oft schwatzten wir vier oder fünf Stunden ganz allein zusammen, wobei mir die Zeit nicht lang wurde, denn er teilte mir viele besondere Umstände mit, die mir unbekannt waren. Es gibt keinen Gegenstand, den wir nicht behandelt hätten.

Sobald wir von der Tafel aufgestanden waren, begleitete ich meine Schwester in ihr Zimmer, und der Bischof führte mich in das meinige. Es war fürchterlich kalt; ich legte mich sogleich nieder und schlief ein; allein kaum hatte ich eine Stunde geruht, so weckte mich der Markgraf auf und sagte mir, man wolle meine Zimmerthür aufbrechen. Diese Thür ging in einen Gang, in dem ein Husar Schildwache stand. Ich horchte auf, und wie ich vernahm, daß man wirklich an der Thür arbeitete, riefen wir ganz leise unsere Leute, um nachsehen zu lassen, was es gäbe, und sie fanden den Husaren wirklich noch bei seinem Geschäft. Er bat den Markgrafen um Gnade, und flehte um Gotteswillen, ihn nicht zu verraten, was dieser auch großmütig genug war, ihm zu versprechen.

Am folgenden Tage besah ich, gleich nachdem ich aufgestanden war, das ganze Schloß. Pommersfelden ist ein großes Gebäude, dessen Hauptgebäude von den Flügeln getrennt ist; dieses ist viereckig, und wenn man es von weitem sieht, so scheint es eine Steinmasse. Die Außenseite ist voller Fehler, sobald man aber den Hof betritt, verändert sich der ganze Begriff, den man sich davon gemacht hatte, man nimmt ein Ansehen von Größe wahr, das man vorher nicht beobachtete. Man steigt eine Vortreppe von fünf oder sechs Stufen hinauf, um in ein niedergedrücktes schmales Portal einzutreten, durch welches das Gebäude sehr entstellt wird, nun erscheint eine prächtige Treppe, an der man die ganze Höhe des Palastes wahrnimmt, denn ihr Gewölbe, das nirgends überstützt wird, scheint auf eigenem Gleichgewicht zu beruhen. Die Decke ist auf Kalk gemalt, die Geländer von weißem Marmor mit Statuen geziert. Auf dieser Treppe gelangt man in eine große Vorhalle mit Marmor gepflastert, die in einen mit Vergoldung und Gemälden verzierten Saal führt. Hier findet man Werke

der ersten Meister, von Rubens, Guido Reni, Paul Veronese, allein das ganze Arrangement gefällt mir doch nicht; der Saal sieht mehr wie eine Kapelle aus, man gewahrt nicht die edle Architektur, welche Geschmack mit Pracht verbindet; dieser Saal führt in zwei Zimmerreihen, die alle mit Gemälden verziert sind. Eines dieser Zimmer enthält eine Tapete von Leder, auf die man sehr viel hält, weil sie von Raphael gemalt ist. Die Gemälde-Gallerie ist das schönste; Liebhaber der Malerei können ihren Geschmack hier befriedigen; da ich sie sehr liebe, brachte ich mehrere Stunden damit zu, die Gemälde zu betrachten.

Diesen Tag und den folgenden speiste ich mit meiner Schwester, unseren Hofmeisterinnen und zwei Geheimderats-Frauen aus Ansbach allein, weil der Markgraf alle Tage mit dem Bischof auf die Jagd ging, von der sie erst abends um fünf Uhr nach Hause kamen. Da ich den ganzen Tag mit meiner Schwester, die mit mir schmollte, allein zubrachte, ward mir die Zeit recht lang. Wenn die Prinzen zurückgekommen waren, versammelte man sich im Saal, um dem, was man eine Serenade nannte, beizuwohnen. Solche Serenade ist ein Auszug aus einer Oper. Die Musik war abscheulich! Fünf oder sechs Katzen und ebensoviele deutsche Schreihälse schanden uns vier Stunden lang die Ohren, indeß man mit den Zähnen vor großer Kälte klapperte. Darauf ging man zur Tafel, und erst am Morgen um drei Uhr, müde wie ein Hund, weil man den ganzen Tag nichts gethan hatte, zu Bett.

Man schlug uns eine neue Lustpartie vor, die recht nach dem Geistlichen schmeckte. Wir sollten in Bamberg zu Mittag speisen und dort die Kirchen und Reliquien besehen. Ich ließ meiner Schwester sagen, wenn sie dahin ginge, wäre ich auch dabei, lehnte sie aber den Vorschlag ab, so würde ich ihr zu Gesellschaft auch gern zu Hause bleiben. Sie ließ mir antworten, daß sie recht gern nach Bamberg ginge, ich sollte also den Vorschlag nur annehmen. Da die Jagd auf dieser Seite war, so sollten die Prinzen zum Mittagessen dahin kommen. Um sieben Uhr in der Frühe weckte man mich, um mir zu sagen, ich möchte mich ankleiden und abreisen, Bamberg sei gute vier Stunden von hier entfernt, und da die Jagd nicht lange dauern sollte, würde ich kaum Zeit haben, etwas zu

sehen, wenn ich mich nicht bald auf den Weg machte. Murrend stieg ich aus dem Bett; ich war krank, die Kälte und die Ermüdung störten gar leicht meine schlecht befestigte Gesundheit.

Sobald ich angekleidet war, begab ich mich zu meiner Schwester, die ich zu meinem größten Erstaunen zu Bette fand; sie sagte, daß sie unpäßlich sei und nicht nach Bamberg gehen wollte. Dabei sah sie sehr wohl aus und arbeitete im Bette. Ich sagte ihr, sie würde mir Vergnügen gemacht haben, mir das früher zu sagen, denn ich habe mich nach ihrem Befinden erkundigen lassen, und zur Antwort erhalten, sie sei sehr wohl. Ihre Hofmeisterin, Frau von Budenbrok, zuckte die Schultern und winkte mir, daß es eine bloße Laune sei. Sie wendete ihre Ueberredung auch wirklich so zweckmäßig an, daß meine Schwester das Bett verließ und sich ankleidete; — aber nie in meinem Leben habe ich eine längere Toilette gesehen! sie dauerte wenigstens zwei Stunden.

Man hatte zwei prächtige Paradekutschen angespannt, von denen eine für mich, die andere für meine Schwester bestimmt war. Ich fragte sie, ob wir nicht zusammen fahren wollten, und auf ihre Verneinung bat ich sie einzusteigen. Mein Gott nein, rief sie, du hast den Rang, und ich steige nicht zuerst ein. Mit meinen Schwestern habe ich keinen Rang, antwortete ich, und werde deshalb nie Streit mit ihnen haben. Der Obermarschall des Bischofs, ein ziemlich derber Herr, nahm mich bei der Hand und sagte: „Hier ist die Kutsche Ihrer königlichen Hoheit, haben Sie die Gnade einzusteigen, denn sie ist für Sie bestimmt." Ich stieg also mit meiner Hofmeisterin ein und hatte nicht einmal Zeit, meinen Pelz zu fordern. Wir fuhren Schritt für Schritt und erstarrten vor Kälte; Finger und Füße waren so verklamt, daß wir sie nicht bewegen konnten; ich ließ also dem Kutscher befehlen, daß er schneller fahren sollte, was er denn auch so pünktlich befolgte, daß wir in drei Stunden in Bamberg anlangten.

Man führte mich unmittelbar in die Kirche, wo die Priester ihre Reliquien ausgekramt hatten; ein Stück des Kreuzes in einer goldenen Kapsel, zwei der Krüge, die bei der Hochzeit zu Kanaan gedient hatten, Knochen der Jungfrau, ein kleiner Fetzen von Josephs Rocke, die Hirnschädel Kaiser Friedrichs

und der Kaiserin Kunigunde, der Patrone von Bamberg und Gründer des Kapitels. Die Zähne der Kaiserin schienen ihrer Länge nach Eberhauer zu sein.

Ich war so erfroren, daß ich nicht gehen konnte, stieg wieder in die Kutsche und begab mich ins Schloß. Man führte mich in das für mich bestimmte Zimmer, wo ich Schmerzen im Leib und an allen Gliedern bekam; meine Damen kleideten mich aus und rieben mich so lange, bis wieder ein bischen Gefühl in mich zurückkehrte.

Sobald meine Schwester angekommen war, ließ ich mich nach ihrem Befinden erkundigen und mich entschuldigen, daß ich meiner Gesundheit wegen nicht zu ihr kommen könnte. Sie ließ mir antworten, da sie so ermüdet wäre, wollte sie sich aufs Bett legen und versuchen zu schlafen, und bäte mich daher, nicht zu ihr zu kommen. Mehrmals, da ich zu ihr schickte, ließ man mir immer sagen, sie ruhe. Dank der vielen angewandten Sorgfalt befand ich mich ein wenig besser, und da mir die Zeit sehr lang wurde, fing ich an Toccadille zu spielen.

Die Prinzen kamen erst um sechs Uhr; sie speisten an einer besonderen Tafel, indes die unsere in meinem Zimmer gedeckt wurde. Als meine Schwester kam, sah sie sehr ungehalten aus, ihr ganzer Hofstaat, besonders ihre Damen schmollten und legten sich recht darauf, unverbindliche Dinge zu sagen. Ich that aber immer, als verstände ich sie nicht, und behandelte das alles unter meiner Würde.

Nach der Tafel folgte mir meine Schwester in ein Kabinet, wo wir den Kaffee einnahmen; hier sagte ich ihr, daß ich wohl wahrnehme, daß sie ungehalten über mich sei, sie daher bitte, mir zu sagen, was ihr fehle, denn hätte ich das Unglück gehabt, sie zu beleidigen, so sei ich zu jeder möglichen Genugthuung bereit. Sie antwortete mir sehr kalt, daß sie nichts gegen mich habe, sie sei krank und könne nicht guter Laune sein; zugleich stützte sie sich auf einen Tisch und verfiel in Nachdenken. Ich setzte mich ihr gegenüber und that ebenso.

Der Bischof befreite mich von diesem stummen Gespräch; er führte mich in meine Kutsche zurück, die ich wieder mit meiner Hofmeisterin bestieg. Ich bin in Verzweiflung, sagte

diese zu mir, an dem Ansbacher Hofe ist der Teufel los. Man hat meine Schwester und die Marwitz auf eine schreckliche Art beleidigt, Frau von Zoch hat ihr tausend Unverschämtheiten gesagt, ich habe sie noch zur rechten Zeit auseinander gebracht, sonst wären sie sich, glaube ich, in die Haare geraten. Sie haben öffentlich gesagt, Ihre königliche Hoheit habe dem Kutscher der Markgräfin von Ansbach so schnell zu fahren befohlen, damit sie sich ein vorzeitiges Kindbett zuziehe, und beklagen diese arme Prinzessin, weil sie von den Stößen des Wagens zerquetscht sei.

Beim Anhören dieser schönen Neuigkeiten ward ich ganz wütend. Ich wollte über die gegen mich vorgebrachte Verleumdung Genugthuung haben; allein meine Hofmeisterin machte mir so viele Vorstellungen, daß ich endlich einwilligte, zu thun, als wenn ich sie nicht wüßte.

Da meine Schwester nicht zu Abend speisen wollte, ließ ich mich auch bei dem Bischofe entschuldigen. Meine Damen kamen nun, um mir die ganze Geschichte zu erzählen, und ich sah wohl, daß wir die klügeren sein müßten, wenn das Publikum nicht etwas zu schwätzen bekommen sollte. Ich befahl also ihnen allen, die Sache ruhen zu lassen, und auch in Zukunft den Ansbacher Damen alle Höflichkeit zu bezeigen, denn ich wußte sehr gut, daß der Tadel über alle Klatschereien, die sie veranlaßt hatten, auf sie zurückfallen mußte. Darin irrte ich mich auch nicht, denn der ganze Hof war am andern Tage von dem Vorgange unterrichtet, und man sagte sich ins Ohr, die Ansbacher Gemeinderätinnen hätten den Wein gut gefunden und ein bischen mehr gefunden, wie es ihnen gebührte. Der Markgraf von Ansbach selbst war über die Unverschämtheiten, die man über mich gesagt hatte, sehr zornig und ließ sie ihren Urhebern recht derb verweisen.

Zwei Tage darauf reisten wir endlich nach Erlangen zurück. Dort hatte ich einen kleinen häuslichen Verdruß; es starb mir ein kleiner Bologneser Hund, den ich seit neunzehn Jahren besaß; ich liebte ihn sehr, er hatte mich in allem Unglück begleitet, so daß mir sein Verlust sehr empfindlich war. Diese Rasse ist sehr gelehrt, ich sah deren so gescheute, daß ihnen nur die Sprache fehlte, um ihre Gedanken klar auszudrücken.

Ich finde Deskartes System in dieser Hinsicht sehr lächerlich; die Treue eines Hundes ist mir schätzenswert, er hat, wie mir scheint, diesen Vorteil vor der Menschheit voraus, die so unbeständig und wankelmütig ist. Wollte ich diesen Gegenstand gründlich behandeln, so verbände ich mich zu dem Beweise, daß unter den Tieren mehr Vernunft sei, wie unter den Menschen. Allein ich schreibe meine Memoiren und nicht ihre Lobschrift, obgleich dieser Absatz meinem kleinen Hunde als Grabschrift dienen kann. Wir hielten uns einige Tage in Erlangen auf und gingen dann nach Bayreuth zurück.

Im Jahre 1736 fiel nichts Merkwürdiges vor. Daß der Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen wurde, habe ich schon gesagt. Wir verdankten ihm den Durchmarsch der österreichischen Truppen, der den Reichsfürsten zwar höchst nachteilig war, die gegen alles Recht und Billigkeit genötigt waren, dieselben beim Durchmarsch zu beköstigen; da wir aber die Sache nicht ändern konnten, suchten wir den besten Vorteil daraus zu ziehen. Wir hatten täglich die zahlreichste Gesellschaft; die österreichischen Offiziere waren meistens sehr liebenswürdig, manche ihrer Frauen, die ich sah, waren es auch. Wir waren sehr vergnügt zusammen, täglich war Ball, und meine Gesundheit fing an, sich zu verbessern.

Am Geburtstage des Markgrafen, der am zehnten Mai ist, gab ich im großen Saale des Schlosses ein prächtiges Fest. Ich hatte daselbst den Parnaß errichten lassen; ein ziemlich guter Sänger, den ich soeben in Dienste genommen hatte, stellte den Apollo dar, neun prächtig gekleidete Damen die Musen; unterhalb des Parnasses war eine Schaubühne angebracht; Apollo sang eine Kantate und befahl den Musen, diesen glücklichen Tag zu feiern; sogleich stiegen sie herab und tanzten ein Ballet. Unter der Schaubühne war ein prächtig verzierter Tisch von hundertundfünfzig Gedecken, der ganze übrige Saal war mit Devisen und grünen Zweigen verziert, und wir stellten alle Gottheiten des Heidentums dar. Ich habe nichts schöneres wie dieses Fest gesehen! Es ward aber auch allgemein bewundert.

Seit der Markgraf Ellerot im Dienst hatte, fingen seine Angelegenheiten an sich zu bessern. Man fand einen großen

Zuwachs am Einkommen, das bisher geheim gehalten war und von dem ohne Zweifel die Herren der Finanzkammer ihren Vorteil gezogen hatten. Der Markgraf kassierte alle Mitglieder dieser Kammer und ernannte andere; außerdem hatte Ellerot das Glück, alle Schulden zu entdecken, Gelder, die man dem Markgrafen von Bayreuth seit undenklichen Zeiten schuldig war, und die Zahlung einzuholen. So fanden wir uns plötzlich aus Armut in Reichtum versetzt.

Dieses Jahr beendigte aber nur einen Krieg, um einen andern zu entzünden. Rußland schlug sich mit den Türken, und hatte die erwähnten zwölftausend Mann dem Kaiser nur unter der Bedingung gegeben, daß er seinen Waffenstillstand brechen und sie in Ungarn angreifen sollte. Alle Truppen dieses Fürsten fingen an, sich dahin zu ziehen, und man kann diese Begebenheit als den Anfang des Verfalls des Hauses Oesterreich ansehen.

Ungefähr um diese Zeit feierte der Kaiser die Hochzeit seiner ältesten Tochter, der Erzherzogin Marie Therese, mit dem neuen Erzherzog von Florenz.

Auch der Prinz von Wales heiratete in diesem Jahre die Prinzessin von Sachsen-Gotha. Der König vermittelte diese Heirat, an welcher das Herz des Prinzen keinen Anteil hatte; die Prinzessin war weder schön noch geistvoll; sie leben aber doch recht gut miteinander — doch ich kehre zu dem, was mich angeht, zurück.

Wir brachten die schöne Jahreszeit in dem Brandenburger zu. Der Markgraf ward daselbst krank; es befielen ihn Ohnmachten und schreckliches Kopfweh, das ihn zwar nicht am Ausgehen verhinderte, mich aber grausam beunruhigte. Die Welt gewährt kein vollkommenes Glück; ich genoß alles, was ich wünschen konnte, aber die Furcht für seine so kostbare Gesundheit vernichtete jeden andern Grund zur Zufriedenheit. Der Arzt ließ mich fürchten, daß die Zufälle des Markgrafen Vorzeichen der Apoplexie seien. Oft war ich dergestalt in Verzweiflung, daß ich nicht mehr wußte, was ich that. Endlich ward ich von meiner Angst befreit, er bekam Hämorrhoiden, die ihn sogleich erleichterten. Da dieses Uebel nur dann gefährlich ist, wenn man sich nicht dabei schont, und, da der

Markgraf sehr vollblütig war, zu seiner Erhaltung beitragen konnte, war es mir sehr erfreulich.

Seit mein Gemahl zur Regierung gekommen war hatte er es sich sehr angelegen sein lassen, die Freundschaft des Königs und der Königin von Dänemark zu gewinnen. Da die Königin eine apanagierte Prinzessin und Tochter eines jüngeren Prinzen des Hauses war, hatte sie kein Heiratgut bekommen. Dieses war in dem Hause Brandenburg so stipuliert, die Apanagen und Ausstattungen nähmen sonst gar kein Ende und müßten das Haus endlich ganz zu Grunde richten. Die Königin ließ dem Markgrafen sagen, daß, wenn er ihr die ihrige geben wolle, würde sie ihm — einen vierfachen Vorteil dagegen verschaffen, und der Markgraf, der ihrem Versprechen traute, sagte sie ihr zu.

Der König und die Königin sollten sich einige Zeit in Altona, wohin sie eine Reise machen wollten, aufhalten; sie luden den Markgrafen dahin ein, und gaben ihm unter der Hand zu verstehen, daß die Königin große Absichten habe, und ihm ihre Dankbarkeit auf eine glänzende Weise bezeigen wollte. Einige Anordnungen, die der Markgraf machen mußte, verzögerten seine Abreise, der König schickte ihm eine Stafette mit der Nachricht, daß er sich nur vierzehn Tage in Altona aufhalten werde, wenn ihn der Markgraf besuchen wolle, so müsse er seine Reise beeilen.

Er reiste ab, entschlossen Tag und Nacht zu fahren, um den König, seinen Oheim, noch anzutreffen. Um nach Altona zu gehen, muß man durch die Staaten des Königs, meines Vaters, und durch Halberstadt, eine Stadt, die nur zwölf oder dreizehn Meilen davon entfernt ist. Dort hielt sich der Markgraf auf, um bei dem General Marwitz zu Mittag zu speisen, und erfuhr, daß der König in drei oder vier Tagen zur Musterung der in der Gegend befindlichen Truppen erwartet würde. Jetzt blieb ihm die Wahl, den König von Dänemark zu sehen oder den von Preußen. Die Unannehmlichkeiten, über die er von Seiten des letzteren zu klagen, das Versprechen, welches er dem ersten gegeben hatte, und die Vorteile, die man ihn hoffen ließ, vermochten ihn, seine Reise fortzusetzen. Er setzte dem General Marwitz alle Gründe, die ihn dazu bestimmt

hatten, auseinander, bat ihn, den König davon zu unterrichten, und zu versichern, daß er, wenn er sich bei seiner Rückkehr noch in Berlin befände, nicht ermangeln würde, ihm seine Aufwartung zu machen, und machte sich wieder auf den Weg.

Am Nachmittag reiste er von Halberstadt ab, und langte den andern Tag Mittags in Braunschweig an; sein alter Freund, der Herzog, und meine Schwester, empfingen ihn sehr gut. Von da ging er nach Zelle, wo er Briefe von Altona fand, die ihm sagten, daß der König von Dänemark gefährlich krank geworden sei; er ruhte also dort aus, und kam erst in einigen Tagen in Altona an.

Der Obermarschall und der ganze Hof empfing ihn in einem Hause, welches für ihn zurecht gemacht war, weil in demjenigen, welches der König bewohnte, kaum soviel Platz war, als er selbst bedurfte. Die Königin, sein Onkel und seine Tante empfingen ihn aufs zärtlichste. Die Königin war sehr schön gewesen, aber die Ermüdung und die Unpäßlichkeiten, an denen sie litt, ließen ihr nur schöne Ueberreste zurück. Ihre Frau Mutter, die Markgräfin von Culmbach, die sie seit ihrer Heirat nie verlassen hatte, beherrschte sie unumschränkt, also auch den König und den ganzen Hof. Sie hatte viel Verstand; um ihren Einfluß zu erhalten, glaubte sie den König und die Königin samt dem ganzen Hofe in die Bigotterie stürzen zu müssen; da der König von Natur das Vergnügen und die gute Gesellschaft liebte, machte sie ihm, um seinen Neigungen entgegen zu arbeiten, aus den unschuldigsten Dingen eine Gewissenssache. Dieser Fürst hat gute Eigenschaften, aber sehr wenig Verstand, die Königin hat ihm darüber nichts vorzuwerfen, denn sie ist um nichts klüger wie er; auf diese Weise fand also die Markgräfin lauter nachgiebige Gemüter um sich, die ihre Moral mit Bereitwilligkeit aufnahmen. Der Hof behielt noch ein Ansehen von Größe, aber eigentlich glich er einem Kloster wo man nichts that, als beten und Langeweile haben. Der Markgraf sagte, ihm sei in seinem Leben die Zeit nicht langsamer verstrichen. Man überhäufte ihn mit Ehren und schönen Worten, der ihm gegebenen Versprechungen ward aber nicht gedacht, so daß er froh war, diesen Hof zu verlassen.

Da der König, mein Vater, schon nach Preußen abgereist

war, so kam der Markgraf, ungeachtet meines Bruders Rat, der dahin ging, er solle in Braunschweig seine Rückkehr abwarten, auf dem graden Weg nach Bayreuth zurück. Ich hatte über die Reise des Markgrafen von meinem Bruder einen sehr unverbindlichen Brief bekommen, der von dem Tone, in dem er mir ehemals schrieb, sehr verschieden war. Er schrieb mir:

„Ich habe deinen Brief erhalten, liebste Schwester, wenn ich aber mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit schreiben soll, so kann ich es unmöglich gut heißen, daß der Markgraf zehn oder zwölf Meilen von dem Orte, wo der König eben eintreffen soll, vorbei reist, ohne ihm seine Aufwartung zu machen. Die Wahrheit zu sagen, sieht man es als eine Grobheit an, und ich bin genötigt, es als eine solche einzugestehen. Der Markgraf kann die Sache aber gut machen, er braucht nur bei seiner Rückkehr nach Berlin zu kommen, wenn der König aus Preußen daselbst wieder eintrifft. Ich gestehe, daß ich mich über des Königs Zorn hinsichtlich seines Betragens gar nicht wundere; er bezeigt zu wenig Achtung gegen einen König der zugleich sein Schwiegervater ist; ich zweifle sehr an den Vorteilen, die er von dem Könige von Dänemark erwartet, und nie kann er so große erlangen, wie er sie dem Könige schuldig ist, da er einen solchen Schatz, wie du bist, besitzt. Ich hätte über diesen Gegenstand noch unendlich viel zu sagen, allein ich begnüge mich mit der Versicherung u. s. w."

Obgleich das Ende dieses Briefes den Anfang ein wenig wieder gut zu machen schien, kam er mir doch sehr hart vor. Der Ausdruck: Grobheit, schien mir sehr gewagt, und sein ganzer Stil war mir bisher noch fremd. Mein Bruder war seit seiner Rückkehr vom Rhein ganz verändert gegen mich, alle seine Briefe an mich waren geziert, sie drückten eine gewisse Verlegenheit aus, die mir hinlänglich zeigte, das sein Herz nicht mehr dasselbe für mich fühle. Das that mir unendlich weh; meine Zärtlichkeit für ihn war nicht geschwächt, und ich hatte mir darüber nichts vorzuwerfen; ich ertrug es also mit Geduld und hoffte mit der Zeit seine Liebe wieder zu gewinnen.

Ich brachte meine Zeit während des Markgrafen Abwesenheit in dem Brandenburger sehr vergnügt zu. Doch kann man vergnügt sein in der Abwesenheit dessen, den man liebt? Wirklich

empfand ich kein wahres Vergnügen, als wenn ich bei ihm war, und trachtete mehr mich zu zerstreuen, als Freude zu finden. Ich hatte sehr gute Gesellschaft, mit der ich mir die Zeit zu vertreiben suchte, und beschäftigte mich Morgens und Abends einige Stunden lang mit Lektüre und Musik.

Schon im Anfang dieser Memoiren entwarf ich das Porträt der Grumkow, man wird darin gesehen haben, daß sie, abgesehen von verschiedenen andern Fehlern, auch sehr kokett war. Sie hatte schon, seit sie bei mir war, mehrere Liebhaber gehabt, ich war zwar sehr unzufrieden darüber, da sie aber bisher den Anstand beobachtet hatte, that ich, als wäre mir ihre Aufführung nicht bekannt. Dieses Mädchen ward unleidlich unverschämt gegen mich; sie stellte sich nie mehr anders als zu den Mahlzeiten bei mir ein, und brachte den ganzen Tag und einen Teil der Nacht mit Herrn von Westerhagen, meinem Kammerjunker, zu. Dieser Herr, obgleich verheiratet, war sterblich in sie verliebt, und machte ihr ansehnliche Geschenke, die sie von ihrem Vater erhalten, vorgab. Obschon sie nun gar keine Anhänglichkeit an mich hatte, und gar keine Lust, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, war sie dennoch ungemein eifersüchtig auf die Marwitz, und suchte sie, wo sie nur konnte, zu demütigen. Ich konnte ihres Onkels halber kein Machtwort zu ihrer Aufführung sprechen, begnügte mich also, ihr meine Unzufriedenheit durch einige Stichelreden auszudrücken, die ich hie und da fallen ließ, und hoffte sie dadurch zum Nachdenken zu bringen; allein ihre Neigung riß ihre Vernunft hin, und verhinderte sie, ihrer Liebe zu entsagen. Da dieses für die Marwitz, die sie beschuldigte, mich davon unterrichtet zu haben, von sehr üblen Folgen hätte sein können, und mit meinen Memoiren in einiger Verbindung steht, so werde ich den Verlauf seiner Zeit erzählen.

Der Markgraf kam endlich am sechzehnten Juli zurück. Meine Freude kannte keine Grenzen, und er war sehr froh, wieder zu Hause zu sein. Mein Geburtstag wurde von ihm durch ein allerliebstes Fest in einem großen, zu dem Schlosse gehörigen Garten gefeiert. Er ward mit Lampen erleuchtet, man hatte ein Theater errichtet, dessen Koulissen aus lauter großen Linden bestanden; Diana und ihre Nymphen erschienen darauf und spielten eine Art kleines Hirtenspiel; dem Theater gegenüber

war ein vier Stufen erhöhter Salon, von außen so schön erleuchtet, daß er eine Feuerkugel zu sein schien, der ganze Garten war mit farbigen Lampen erleuchtet, welches eine reizende Wirkung hervorbrachte.

Am Morgen nach diesem Feste reisten wir nach der Eremitage ab, die ich bei dieser Gelegenheit beschreiben will.

Sie liegt auf einem Berge, auf den man auf einer Einfahrt und einer Chaussee, die der Markgraf hat machen lassen, gelangt. Beim Eintritt in die Eremitage erblickt man den Berg Parnassus, eine Höhle, von vier Säulen gestützt, über welcher Apollo mit den neun Musen sitzt, die alle Wasser von sich spritzen. Diese Höhle ist so künstlich gemacht, daß man sie für einen wahren Felsen hält. An der einen Seite ist ein Laubgang der zu einem andern künstlichen Felsen führt, in dem sich wieder, unter Bäumen verborgen, sechs Springbrunnen befinden; unter diesem Felsen ist eine kleine Thür, durch die man in einen unterirdischen Gang kommt, der in eine Grotte führt, die mit sehr schönen und seltenen Muscheln geziert ist, und ihr Licht von einer obenangebrachten Kuppel erhält, in der Mitte ist ein großer Springbrunnen, und rund umher sind Wasserfälle angebracht. Aus dem Boden, der ganz von Marmor ist, springt auch Wasser, so daß es sehr leicht ist, die hier befindlichen Personen unversehens zu durchnässen. Beim Ausgang aus der Grotte kommt man in einen kleinen Hof, der ganz von künstlichen Felsen, mit Bäumen und Hecken vermischt, umgeben ist, ein großer in der Mitte befindlicher Springbrunnen erhält ihn beständig kühl. Diese Felsen verbergen die Flügel des Hauses, deren jeder aus vier kleinen Zellen, oder acht kleinen Wohnungen besteht, da in jeder allzeit eine Garderobe und ein Schlafzimmer ist. Durch diesen Hof kommt man in das Hauptgebäude; bein Eintritt findet man einen Saal, dessen Decke sehr gut gemalt und vergoldet ist, der ganze Saal ist mit Bayreuther Marmor bekleidet; der Grund grauer und die Pilaster roter Marmor; Gesimse und Kapitäler vergoldet, der Fußboden ist ganz von verschiedenartigem Marmor, den man hier zu Lande findet, zusammengesetzt; meine Zimmer sind zur rechten Hand. Zuerst ist ein Zimmer, dessen Decken-Gemälde die römischen Matronen darstellt, die Rom von der Plünderung der Feinde befreien. Die Einfassung dieses Gemäldes hat einen

blauen Grund, alle erhabene Verzierung von Gold und Silber, das Getäfel von schwarzem und die Felder von gelbem Marmor; die Wandbekleidung von gelbem Damast mit silbernen Borten. Von da kam man in Flügel, die ich habe ansetzen lassen; nämlich in ein Zimmer, dessen Decke halb erhaben und ganz vergoldet ist. Die Malereien stellen die Geschichte der Chelonide und des Cleobrontas vor; das Holzwerk hat einen weißen Grund mit lauter goldnen Reliefs. An den Fensterpfeilern und über den Kaminen sind schöne Spiegel angebracht. Die Tapeten dieses Zimmers sind aus einem blau, reich mit Gold verzierten Zeuge, und die Blumen von Chenille — man kann nichts Schöneres sehen! Nachher kommt ein kleines Kabinet, dessen Holzwerk Japanisch ist, mein Bruder hatte es mir geschenkt, es hatte ungeheuer viel Geld gekostet, und ich glaube, es ist das einzige dieser Art, was nach Europa gekommen ist; so sagte man wenigstens meinem Bruder. Der Grund ist von granelirtem Golde und mit erhabenen Figuren geschmückt. Die Decke, die Fensterpfeiler und alles, was in diesem Kabinet ist, paßt zu dem Holzwerk. Neben diesem Kabinet zur Rechten ist das Musikzimmer, es ist von weißem Marmor mit grünen Feldern, in jedem Felde ist eine Trophäe von musikalischen Instrumenten, vergoldet und sehr gut gearbeitet. Die Portraits mehrerer sehr schöner Personen, die ich von den größten Meistern gesammelt habe, sind über diesen Trophäen in goldnen verzierten Rahmen in der Mauer angebracht. Der Grund der Decke ist weiß, die erhabene Arbeit stellt Orpheus vor, wie er durch das Spiel seiner Leier die Tiere herbeizieht. Alle diese Reliefs sind vergoldet, alle musikalischen Instrumente und mein Klavier sind in diesem Zimmer, an dessen Ende sich mein Studierzimmer befindet. Es ist von braunem Lack mit natürlichen in Miniatur gemalten Blumen; hier ist's, wo ich noch diese Memoiren schreibe und manche Stunde im Nachdenken zubringe. Aus dem Musikzimmer komme ich durch eine andere Thür in mein Ankleidezimmer, das ganz einfach ist, dann in mein Schlafzimmer, dessen Bett von blauem Damast, die Tapete aber von gestreiftem Sammet ist. Gleich daneben ist die Garderobe, was sehr bequem ist. Die Einteilung von des Markgrafen Wohnung ist der meinigen gleich, allein die Zimmer sind anders ausgeschmückt. Sein

erstes ist von einer Art Firniß, dessen Zusammensetzung meine Erfindung ist; die sehr schöne Malerei stellt Alexander nach Lebrün vor, wie er Weihrauch auf den Altar streut und Aristoteles ihm vorwirft, daß er es mit so viel Verschwendung thue. Das zweite Zimmer ist dunkelbraun. Alle Reliefs sind Waffentrophäen von allen Völkern der Welt, sie sind alle, sowie auch die Einfassung der Decke, vergoldet, und in der Mitte dieser letzten sieht man Artaxerxes, wie er Themistokles empfängt. Die Tapete ist von Hautelisse und stellt die ganze Geschichte dieses griechischen Generals vor. In dem Seitenkabinet befinden sich sehr schöne Gemälde, das Holzwerk ist von Ebenholz mit Vergoldung, die Decke stellt den Mucius Scävola dar. Das daranstoßende ist mit Wiener Porzelan, in Miniatur gemalt, ausgelegt, die ganz gemalte Decke stellt Leonidas vor, wie er Thermopylä verteidigt. Das Schlafzimmer ist von grünem Damast mit goldnen Borten. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich zur Verzierung der Decken gerade diese historischen Gegenstände gewählt habe; allein ich liebe alles, was spekulativ ist, und alle historischen Gegenstände, welche ich gewählt habe, stellen eben so viele Tugenden vor, die man vielleicht besser im modernen Gewand als Sinnbilder hätte darstellen können, allein dann hätten sie das Auge nicht so sehr erfreut. Von außen hat das Haus keinen architektonischen Schmuck, man würde es für eine Ruine unter Felsstücken halten, es ist von hochstämmigen Bäumen umgeben, vor der Hauptfronte ist ein kleines Blumenstück mit einer Caskade im Hintergrunde, die im Felsen gehauen scheint und bis unten an den Berg fließt, wo sie in ein großes Becken fällt; dieses ist von beiden Seiten von Alleen der größten Linden umgeben, und bequeme Rasenstufen führen zu ihm hinab. An seinem Rande befinden sich zwei Ruheplätze mit Springbrunnen in der Mitte, rund umher mit Rasenbänken umgeben; auf den Seiten des Hauses sind zehn Lindenalleen, deren Zweige so dicht sind, daß nie ein Sonnenstrahl durchbricht. Jeder Weg im Walde führt zu einer Einsiedelei oder sonst etwas neuem; ein Jeder hat seine eigene Einsiedelei, und sie ist immer von den anderen verschieden. Die meinige hat die Aussicht auf die Trümmer eines Tempels, der nach dem Muster derer, die uns vom alten Rom übrig geblieben sind,

gebaut ist. Ich habe ihn den Musen gewidmet; man findet die Porträts aller berühmten Gelehrten des letzten Jahrhunderts darin, Descartes, Leibniz, Locke, Newton, Bayle, Voltaire, Maupertuis ꝛc. Zur Seite ist ein kleiner runder Saal, zwei kleine Zimmer und eine kleine Küche, die ich mit altem Porzellan von Raphael habe verzieren lassen. Beim Ausgang der kleinen Zimmer kommt man in einen kleinen Garten, an dessen Eingang die Trümmer eines Porticus stehen. Der Garten ist von einem Bogengang umgeben, wo man bei der größten Sonnenhitze ohne die geringste Unbequemlichkeit lesen und ruhen kann. Höher hinauf wird das Auge von neuen Gegenständen überrascht. Man sieht ein Theater aus Quaderstein mit getrennten Bogen, sodaß man in freier Luft Oper spielen kann. Ich will mich bei seiner Beschreibung nicht aufhalten, der Plan, den ich diesen Memoiren von allen merkwürdigen Plätzen meiner Herrschaft beifügen werde, wird darthun, daß der Ort ganz einzig ist. Rund um den Fuß des Berges fließt der Fluß; auf welche Seiten man blickt, findet man herrliche Aussichten und Spaziergänge. Da ich es in dem Zustand beschreibe, in dem es jetzt im Jahre 1744 ist, werde ich alle Verbesserungen, die ich noch mit der Zeit machen werde, anmerken.

Vielleicht hielt ich mich bei diesem Gegenstand zu lange auf; allein ich schreibe, um mich zu vergnügen, und rechne nicht darauf, daß diese Memoiren jemals gedruckt werden sollen. Vielleicht opfere ich sie einst dem Vulkan; vielleicht gebe ich sie meiner Tochter, — kurz ich bin in diesem Stück eine Pyrrhonistin. Ich wiederhole es, ich schreibe es nur zu meinem Zeitvertreib, und mache mir eine Freude daraus, nichts von allem, was mir begegnet ist, nicht einmal meine geheimsten Gedanken, zu verschweigen.

Der Krieg zwischen dem Kaiser und den Türken brach in diesem Jahre wieder aus; es war einer der ungerechtesten, um aber seine Ursache aufzusuchen, muß ich etwas ausholen.

Ich habe gesagt, wie die Russen zehntausend Mann nach Deutschland schickten, um dem Kaiser gegen die Franzosen beizustehen. Die russische Kaiserin lag mit den Türken in Krieg, und hatte dem Reichsoberhaupt diese Truppen nur unter der

Bedingung gegeben, daß er nach dem Frieden eine Diversion machen, und den mit den Ottomanen geschlossenen Waffenstillstand brechen würde. Im Jahre 1736 rüstete sich der Kaiser, seine Verpflichtung zu erfüllen, und ließ seine Truppen nach Ungarn marschieren. Der Anfang des Feldzuges war glücklich; da die Türken sich keines Angriffs versahen und auf dieser Seite keine Armeen hatten, zogen sie sich zurück und überließen ihnen Nissa ohne Schwertstreich. Doch im Jahre 1737 änderte sich das Glück; General Seckendorf übernahm den Befehl der österreichischen Armee, die durch den Geist und die schlechte Aufführung dieses Generals völlig zu Grunde ging. Man machte ihm am Ende dieses Jahres seinen Prozeß, und er ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Festung Spielberg verurteilt, glücklich, noch so leicht durchzukommen. Ich bewunderte das Schicksal dieses Mannes, der mir so viel Verdruß gemacht hatte, und gleichsam die Geißel aller Höfe gewesen war, an denen er sich aufhielt. Er flößte mir Mitleid ein, und ich kann sagen, daß mir sein Unglück keinen Augenblick Freude machte. Wir werden ihn wieder auf dem Schauplatze erscheinen sehen, jetzt kehre ich aber zu meiner Geschichte zurück.

Das Jahr 1737 fingen wir damit an, einen Besuch des Bischofs von Bamberg zu empfangen. Der Hof erschien bei dieser Gelegenheit in seinem ganzen Glanze. Ich hatte im Schloß, in den Zimmern des Markgrafen und den meinigen viele Veränderungen machen lassen; der Besitz einiger guter Tonkünstler und vortrefflicher italienischer Sänger machte die Kapelle sehr gut. Mehrere seit kurzem in unseren Dienst getretene Fremde trugen zum Glanze des Hofes bei, und hatten sein ehemaliges schwermütiges Wesen etwas verändert. Wer nur dahin kam, war davon entzückt, und auch der Bischof reiste sehr zufrieden mit seinem Aufenthalt ab.

Obgleich meine Gesundheit sehr zart war, fing sie doch an, sich zu befestigen. Das ganze Land wünschte auf's Sehnlichste, daß ich ihm Erben geben möchte. In dieser Absicht schlug man mir Bäder vor; da ich mein Temperament kannte, wußte ich nun sehr wohl, daß sie meiner Gesundheit gar nicht angemessen waren, allein der Arzt war bestochen, um sie mir

zu raten, und ich war genötigt, dem Wunsche des Volkes nachzugeben. Da das Emser Bad das schwächste in Deutschland ist, zog ich es allen anderen vor; allein die schickliche Jahreszeit war noch nicht dazu vorhanden, wir begaben uns also nach Erlangen, sie dort zu erwarten, und von da unsre Reise anzutreten.

Die Zeit verfloß uns dort sehr angenehm. Ich sah daselbst zum erstenmal ein Schäferspiel, in dem der berühmte Zachini sich bewundern ließ, und einen Jeden durch die Schönheit und Annehmlichkeit seiner Stimme bezauberte. Unser ganzes Sinnen ging auf Lustbarkeiten, als ein unvorhergesehenes Ereignis unsre Freude unterbrach, nämlich der Tod meines Neffen, des Erbprinzen von Anspach.

Ich habe schon oben der schlechten Ehe des Markgrafen und meiner Schwester erwähnt. Ihre Uneinigkeit hatte seit einiger Zeit sehr zugenommen, zum Teil durch die Schuld des Obermarschall von Seckendorf, der nicht aufhörte, den Markgrafen gegen seine Gemahlin zu reizen. Der Tod des Prinzen bot seiner Bosheit ein weites Feld. Er gab ihn ganz meiner Schwester schuld, und erbitterte den Markgrafen so heftig, daß er schwor, sie nicht mehr zu sehen, und sich von ihr zu trennen; ja er behandelte sie sogar auf die unwürdigste Weise, und ließ ihr durch gemeine Bediente die härtesten Dinge sagen; er verbot dem ganzen Hof, sie zu sehen, — kurz man that alles, um sie zu kränken. Das dauerte schon seit drei Wochen, ohne daß ich es wußte, endlich benachrichtigten mich aber einige gut gesinnte Personen insgeheim davon, und baten mich, nach Anspach zu gehen, um dieser Unordnung abzuhelfen, welches ich denn auch keinen Augenblick zu thun zögerte.

Der Markgraf befand sich auf dem Lande, wo er sich in den Armen seiner Maitresse über den Tod seines Sohnes tröstete. Sobald er meine Ankunft in Anspach erfuhr, begab er sich dahin; meine Schwester fand ich in Thränen gebadet, und so verändert, daß sie unkenntlich war. Der Markgraf gönnte ihr keinen Blick; mit uns zu speisen, konnte er nicht umhin, allein man sah an seiner ganzen Physiognomie, wie peinlich es ihm war. Ehe ich nicht von allem, was vorgefallen war, genaue Erkundigung eingeholt hatte, eilte ich gar

nicht, mit ihm zu sprechen, und durch diese erfuhr ich, daß Herr von Seckendorf wohl der Hauptanstifter des ganzen Zwistes war. An ihn wendete ich mich denn auch, um ihn auszugleichen, die Sanftmut und Festigkeit, mit der ich zu ihm sprach, mochten ihn vielleicht zum Nachdenken bringen; er versprach mir, alles zur Wiederherstellung des Friedens anzuwenden, und hielt Wort. Alle Welt vereinigte sich mit ihm, um den Markgrafen zu besänftigen, allein der Hauptgrund, warum er so vielen Bitten nachgab, war wohl seine Furcht vor mir. So hatte ich also die Freude, die Einigkeit wieder hergestellt zu sehen, und da ich in Anspach weiter nichts mehr zu thun hatte, kehrte ich nach Erlangen zurück, von wo ich über Wertheim, wo ich mich einschiffte, nach Ems abreiste.

Unsere Reise war äußerst angenehm, wir hatten gute Gesellschaft auf dem Schiffe, eine gute Tafel, und erfreuten uns unaufhörlich an den reizenden Aussichten und Gegenden.

Nach sechs Tagen kamen wir, sehr ermüdet von der letzten Tagereise, und einer schlaflosen Nacht, die wir auf einer kleinen Fähre zubringen mußten, weil das große Schiff nicht die Lahn, an der Ems liegt, herauf gehen konnte, in Ems an. Dieses ist ein sehr unangenehmer Ort, von einem Kastell von Bergen umgeben, ohne Bäume und Grün, allein das oranische Haus, wo wir wohnten, ist schön und bequem.

Den ersten Tag ruhten wir uns aus; aber schon am folgenden sah ich Leute. Die Gesellschaft war klein und sehr langweilig. Frau von Hartenberg, die Frau eines königlich englischen Kammerherrn, war die Heldin des Badeorts; sie war mit ihrem Mann und ihrem Liebhaber, einem Herrn von Diefenbrock nach Ems gekommen, war klein, häßlich, widrig, und ebenso geziert wie kokett. Wir benutzten ihre Lächerlichkeit, um uns zu belustigen; der Markgraf stellte sich an, als wenn er in sie verliebt sei, und sagte ihr schöne Dinge; die Närrin ging treuherzig in die Falle, und erfreut über eine so glänzende Eroberung, wollte sie den Roman damit anfangen, wo er aufhört. Das war nun des Markgrafen Sache nicht, und der Zorn des Geschöpfes fiel ausschließlich auf mich, denn in der Ueberzeugung, ich habe ihrer Liebschaft Hindernisse in den Weg gelegt, verschrie sie mich in allen Gesellschaften, doch

zum Glück war sie so bekannt, daß alles, was sie sagte, keinen Eindruck machte.

Ich fing meine Kur an, und befand mich anfangs ziemlich wohl dabei; die gute Gesellschaft, die sich einstellte, trug zu der Annehmlichkeit nnseres Aufenthaltes bei; außer verschiedenen Damen und Herren aus der Nachbarschaft traf auch Pölnitz ein, von dem ich schon weiter oben sprach. Seit seiner Rückkehr nach Berlin hatte er die Religion verändert und war wieder protestantisch geworden. Er erzählte mir viel von Berlin, war beim König sehr beliebt und fast von allen Geschäften unterrichtet. Wie er mir sagte, beklagte mich alle Welt, und der König sagte auf die Nachrichten hin, die er damals erhalten hatte, von dem Markgrafen die abscheulichsten Dinge, er habe Maitressen und behandle mich schlecht. Gewiß hatte nie die Verläumdung etwas Falscheres ersonnen. Ich bat Pölnitz dringend, den König aus seinem Irrtum zu ziehen, was er bei seiner Rückkehr auch that.

Zuweilen gingen wir spazieren, oder vielmehr wir zappelten im Kot herum. Der Spaziergang bestand aus einer Lindenallee, die längst dem Flusse gepflanzt war. Man war dort niemals einsam, Schweine, von anderen Haustieren begleitet, waren eines Jeden treue Gesellschafter, so daß man sie bei jedem Gange mit dem Stock fortjagen mußte. Ich badete in dem schwächsten Bade, und sah wohl darauf, daß es abgekühlt sei, denn alle Welt, und selbst der Arzt in Ems, hatte mir dieses zu thun geraten, weil die heißen Bäder mir sehr schädlich sein könnten. Zeitz, unser Arzt, setzte sich aber dennoch in den Kopf, wenn ich mich nicht des Bades im Darmstädter Hause bediente, so würde ich nicht schwanger werden. Er schlug es mir vor und ich versuchte es, konnte aber keine Minute darin bleiben, denn diese Bäder sind so heiß, daß das ganze Zimmer davon voll Dampf ist. Ich verließ es sogleich wieder. Der Herr Doktor wendete sich an Herrn von Voit, damit er mich bereden möchte, es fort zu brauchen, und obschon sich der andere Arzt dagegen auflehnte und geradezu sagte, das Wasser würde mich töten, bestand Zeitz dennoch auf seinem Vorhaben, und sagte mehreren Leuten, die es mir nachher wieder erzählten, wenn ich nur einen Prinzen hätte, so

wäre ihm an dem übrigen wenig gelegen; stürbe ich, so wäre ja nur eine Frau weniger in der Welt. Mein guter Genius verhinderte mich, seinem Rate zu folgen; wie man mich auch beredete, that ich doch nicht, was man von mir verlangte.

Nach Beendigung meiner Kur ging ich zum Frohnleichnamsfest nach Koblenz; man zeigte mir das Schloß und die Stadt, die keiner Erwähnung verdienen.

Bei meiner Rückkehr nach Ems fand ich einen Kavalier des Landgrafen von Darmstadt, der den Markgrafen und mich im Namen seines Fürsten auf das höflichste nach Münichbruck, ein Lustschloß des Landgrafen auf dem Wege nach Frankfurt, einlud. Erfreut, die Bekanntschaft eines Fürsten zu machen, der durch seine Höflichkeit und Prachtliebe so berühmt war, nahm der Markgraf diese Einladung an und beredete mich, ihn zu begleiten.

Wir reisten alsò den folgenden Tag ab und besahen im Vorbeigehen Schlangenbad und Schwalbach, wo unendlich viele Menschen waren. In Wiesbaden brachten wir die Nacht zu, und obschon sehr ermüdet, stand ich am andern Morgen um fünf Uhr auf, um mich nach Münichbruck auf den Weg zu machen. Ich fand zwei Originale in meinem Vorzimmer; zwei Grafen von Reuß, von denen der eine immer von einem Fuß auf den andern sprang und mir dabei sagte, daß er kaiserlicher Kammerherr und regierender Reichsgraf sei. Das erfreut mich ungemein, mein Herr, antwortete ich, und wenn der Kaiser viele Kammerherrn von ihrem Verdienst hat, muß sein Hof sehr gut bestellt sein. Ja, das kann nicht fehlen, sagte er. Der andere erzählte mir, er lebe auf einem seiner Güter nahe bei Frankfurt, weil, sagte er, die Fourage dort besser ist und mein ganzes Vergnügen in schönen Pferden besteht; zugleich unterrichtete er mich von dem Geschlechtsregister aller Einwohner seines Stalles und rechnete mir ihre Verdienste vor. Ich hätte ihm wohl antworten können, sie wären keine so argen Rosse wie er. Endlich stieg ich in den Wagen, um den hüpfenden und pferdeliebenden Grafen los zu werden und kam bei einer ungeheuren Hitze und unleidlichem Staub in Münichbruck an.

Der Landgraf bot mir beim Aussteigen die Hand und ohne mir ein Wort zu sagen, ließ er mich mitten im Hofe

stehen, um den Markgrafen zu begrüßen, erst dann führte er mich ins Haus. Hier fand ich seine Tochter, die Prinzessin Maximiliane von Hessen-Kassel und seinen Sohn, den Erbprinzen. Ich suchte mit ihnen ins Gespräch zu kommen; der Landgraf antwortete keine Silbe, seine Tochter lachte aus voller Kehle und sein Sohn machte Verbeugungen. Wie ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, fingen sie an zu sprechen, aber über Gegenstände, die mir ganz neu waren, über die allerunanständigsten, die sie noch auf das Roheste behandelten. Ich machte große Augen und war in der größten Verlegenheit, denn so etwas war mir noch nicht vorgekommen und diese Gesellschaft sehr wenig für mich gemacht. Die Prinzessin von Hessen war eine zweite Herzogin von Berry; sie war sehr hübsch gewesen, allein Wein und Ausschweifungen hatten ihr die Haut so verdorben, daß sie ganz kupfrig aussah und ihr Busen, den sie so viel wie möglich zur Schau trug, war mit höchst ekelhaften Pusteln besetzt; ihr freies Wesen und unverschämtes Betragen widersprach ihren Gesinnungen nicht und verriet zur Genüge ihren Charakter.

Endlich setzten wir uns zu Tisch und trotz aller Höflichkeit, die ich dem Landgrafen bezeigte, hatte ich noch kein Wort von ihm erlangen können; ein unvorhergesehener Zufall verschaffte mir endlich das Vergnügen, den Ton seiner Stimme zu hören. Münichbruck ist eigentlich ein Jagdschloß, das aus mehreren kleinen Pavillons besteht, jeder derselben enthält einen kleinen Saal, mit drei Zimmern an jeder Seite; diese waren alle mit Damast von verschiedenen Farben, mit goldnen oder silbernen Borten besetzt, möbliert. Bei Tafel brach die Prinzessin Maximiliane plötzlich in laute Ausrufungen aus: Mein Gott, rief sie, ach mein Gott! — ich erschrack, denn ich meinte, sie würde von gewissen finstern Launen befallen, denen sie, wie man sagte, mehrmals am Tage unterworfen sei; bald rief sie mir aber zu, es geschähen Wunder, sie habe nie so etwas außerordentliches gesehen, als was sich ihren Augen darstellte. Nun glaubte ich wirklich, sie sei närrisch, wie ich aber den Landgrafen mit einem geheimnisvollen Wesen lächeln sah, beruhigte ich mich endlich. Das große Wunder und die außerordentliche Begebenheit war nichts, als daß man in einem Moment die

damastenen Tapeten der Zimmer aufgerollt hatte, wodurch andere, die sich darunter befanden, die in Oel auf Leinwand gemalt waren, zum Vorschein kamen. Dieses veranlaßte den Landgrafen, mir zu sagen: Ihre königliche Hoheit sieht wohl, daß es hier Zaubereien gibt. Weiter habe ich ihn kein Wort sprechen hören. Ich bewunderte diese Albernheit gar sehr, denn das Sprüchwort sagt, daß man mit den Wölfen heulen muß.

Nach Beendigung unserer langweiligen Tafel mußte ich, mochte ich wollen oder nicht, tanzen. Ich war so müde wie ein Hund und da wir nur drei Damen waren und viele Allemanden getanzt wurden, konnte ich mich fast nicht mehr rühren; dabei bat ich den Markgrafen so lange, bis er uns endlich abends um sieben Uhr abreisen ließ. Es ist billig, daß ich des Landgrafen und seines Sohnes Porträt mache.

Als ich den Landgrafen sah, war er über achtzig Jahre alt; allein seine grauen Haare ausgenommen, hätte man ihm nicht mehr wie fünfzig gegeben; er hatte den Krebs am Mund, wodurch er sehr ekelhaft und auch entstellt wurde; man sagte, er habe in seiner Jugend viel Verstand gehabt, der war aber mit den Jahren verschwunden; er soll auch sehr artig gegen die Weiber gewesen sein, aber diese Artigkeit war in abscheuliche Ausschweifungen ausgeartet. Seine unselige Sucht, den Stein der Weisen zu suchen, hatte sein Land, das in einer unerhörten Unordnung war, ganz zu Grunde gerichtet. Er lebte mit dem Prinzen, seinem Sohne, sehr schlecht, denn er hielt ihn, obschon er neunundvierzig Jahre alt war, noch in einer Abhängigkeit, als sei er ein Kind. Der Prinz hatte viel Verstand, Höflichkeit und sogar Kenntnisse, aber die schlechte Gesellschaft, in der er lebte, hatte ihn zu einem so rohen Menschen gemacht, daß man ihn nicht mehr erkannte.

Ich kam sehr spät in Frankfurt an, wo wir sehr feierlich mit dreimaligem Ablösen der Kanonen empfangen und von dem Magistrate und Stadtbürgermeistern begrüßt wurden. Da ich mich nicht sehr wohl befand, hielt ich mich einen Tag daselbst auf und besah alles, was gesehen zu werden verdient. Den Römer, welches der Saal ist, in dem die Kaiser bei ihrer Krönung speisten; neben ihm sind einige Zimmer, in denen man die goldne Bulle, die man mir zeigte, aufbewahrt. Von

da ging ich in die Kirche, wo der Kaiser gewöhnlich gekrönt wird; man zeigte mir auch den Ort, wo sich am Wahltage die Kurfürsten versammeln. Da sich aber die Beschreibung hiervon in manchem Buche befindet, so übergehe ich es mit Stillschweigen.

Den andern Abend um fünf Uhr verließ ich Frankfurt mit dem Entschlusse, zur Vermeidung der unleidlichen Hitze die ganze Nacht zu fahren. So krank ich war, wollte ich doch im Vorbeigehen Philippsruhe, ein Lustschloß des Prinzen Wilhelm von Hessen, sehen. Das Schloß ist groß und geräumig, aber von innen sehr einfach und ohne Gerätschaften. Seine Lage ist sehr schön, es hat die Aussicht auf einen sehr schönen Garten, den der Main begrenzt, an dessen jenseitigem Ufer man die schönsten Landschaften erblickt.

Je weiter ich reiste, je mehr vergrößerte sich mein Uebel, so daß es mit einer Ruhr endigte. In der Nacht überfiel uns ein fürchterlicher Regen mit Gewitter verbunden, auf den eine erstaunliche Kälte eintrat. Die Wege waren abscheulich! Wir befanden uns im Spessartgebirge mitten im Walde, so daß weit und breit weder Haus noch Dorf zu finden war.

Endlich kam ich früh um neun Uhr halb tot in ein kleines Dorf, das Eselsbach hieß, wo man mich, ohne daß ich es im geringsten merkte, was mit mir vorging, aus dem Wagen schleppte und aufs Bett legte. Der Arzt, der lange vor mir angekommen war, fand mich sehr schlimm, ich hatte starkes Fieber, er hielt meinen Zustand für sehr gefährlich. Man beschloß also, diesen und den folgenden Tag hier zu bleiben und dann wollte man, wenn mein Uebel nicht abnehme, mich weiter zu bringen versuchen, denn der Ort, wo wir uns befanden, war so schlecht, daß es unmöglich war, mich hier länger zu behalten. Da ich aber etwas besser wurde, reisten wir den zweiten Tag nach Würzburg, wohin uns der Bischof eingeladen hatte, ab.

Man empfing uns mit allen möglichen Ehrenbezeugungen daselbst. Die Garnison war unter den Waffen längs der Straßen aufgestellt, die Kanonen wurden dreimal gelöst; der Prinz und sein ganzer Hof empfing uns unten an der Treppe. Die Bewegung des Wagens hatte mich dermaßen geschwächt,

daß ich genötigt war, mich zu Bett zu legen. So krank ich war, schleppte ich mich aber doch umher, um das Innere des Schlosses zu sehen, das für das schönste in Deutschland gehalten werden darf. Die Treppe ist prächtig, die Zimmer groß und geräumig, aber die Verzierungen waren, nach meinem Geschmack, ganz abscheulich!

Wir reisten abends um acht Uhr ab; mein Uebel hörte auf, aber ein anderes viel gefährlicheres befiel mich, ich bekam so fürchterliche Brustschmerzen, daß ich nicht mehr sprechen konnte. Nachdem ich die ganze Nacht durchgefahren war, kam ich den Tag darauf in Erlangen an. Hier blieb ich vierzehn Tage, während welcher man mich von der Gefahr befreite, allein ich blieb sehr schwach und meine Gesundheit ward nicht wieder hergestellt.

Bei meiner Rückkehr nach Bayreuth traf ich daselbst Fräulein von Bodenbruk, der Königin erstes Hoffräulein. Es war diejenige, welche mir in Berlin so viel Verdruß gemacht hatte, die jetzt nach Karlsbad ging, die Bäder zu gebrauchen. Ich legte es darauf an, großmütig gegen sie zu sein und überhäufte sie mit Höflichkeit. Mein Betragen rührte sie und brachte sie zur Reue. Sie stattete mir von allem, was in Berlin vorging, Bericht ab und erzählte mir, die Königin wäre mir noch immer böse und ergriff jede Gelegenheit, Böses von mir zu sprechen; niemand als meine Schwester von Braunschweig sei daran schuld, diese reize sie immer auf und melde ihr alles mögliche Nachteilige von Bayreuth; so hatte sie ihr unter anderm gesagt, ich verachte die Juwelen, welche die Königin mir gegeben hatte, so sehr, daß ich sie verkauft und mir andere angeschafft habe, einzig um nichts mehr von Berlin zu besitzen; sie habe sich nicht einmal begnügt, meiner Mutter solche Dinge zu sagen, sondern leistete mir auch bei meinem Bruder, der sich in Rücksicht auf mich sehr geändert hätte, sehr schlechte Dienste, so daß er gar kein Geheimnis daraus machte, zu sagen, daß ihm meine Schwester von Braunschweig die Liebste sei. Sie sagte, daß mein Bruder nicht mehr sei, was er gewesen wäre, daß ihn alle Welt zu hassen anfing und daß mich ein jeder beklagte und wünschte, ich möchte meinen Einfluß auf ihn wieder erhalten. Ich rechtfertigte mich wegen der Verleumdung meiner

Schwester, indem ich der Bodenbruk allen Schmuck zeigte, den ich von der Königin empfangen hatte und den sie sehr wohl kannte; sie versprach mir auch, mich bei ihr kräftig zu verteidigen und auch bei meinem Bruder zu meinem Vorteil zu sprechen, worauf sie dann mit Höflichkeit und Geschenken beladen Bayreuth wieder verließ.

Das Jahr 1738 schien mir sehr unglücklich werden zu sollen. Der Markgraf ward plötzlich krank; anfangs schien sein Uebel nicht gefährlich, es bestand in einem großen Fluß im Kopfe, zu dem sich aber ein Anfall von Schlagfluß gesellte, der seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Es war eine Nervenerschlaffung in den äußeren Teilen, von der sein Mund ein bischen verzogen geblieben ist, auch sein linkes Auge hat dabei gelitten, es thränt beinahe unaufhörlich, allein das entstellt ihn doch nicht. Wie viel litt ich nicht in der ganzen Zeit, wo er krank war! Ich kann meine Angst und Sorgen gar nicht ausdrücken. Seine Genesung schenkte mir das Leben wieder.

Allein meine Gesundheit stellte sich nicht wieder her, sie ward im Gegenteil täglich schlechter; ich hatte wieder schleichendes Fieber und nach drei Monaten hielt mich der Arzt endlich für unheilbar. Frau von Sonnsfeld und der Markgraf benachrichtigten die Königin und meinen Bruder von meinem Zustande; man versammelte die Aerzte von Berlin und ihr Schluß fiel dahin aus, daß ich nicht zu retten sei. Jetzt erwachte ein Rest von Zärtlichkeit im Herzen meines Bruders, er schrieb mir, es gäbe in Stettin einen sehr guten Arzt, der sehr viel zur Heilung des Königs, wie er an der Wassersucht litt, beigetragen hatte; ich sollte meinen Vater bitten, mir diesen zu schicken. Der Brief, den er mir bei dieser Gelegenheit schrieb, war so zärtlich wie möglich. Ich hatte mich in mein Schicksal ergeben, dem Tode glaubte ich dieses Mal nicht entgehen zu können, sah ihm aber mit Standhaftigkeit entgegen und ward von seiner Annäherung nicht erschreckt. Mein einziger Schmerz war der Verlust, den der Markgraf dadurch erleiden würde; darüber suchte ich mich aber durch das Beispiel so vieler Ehemänner zu betäuben, die, nachdem sie lange genug die Verzweifelten gespielt, endlich getröstet wurden.

Die dringenden Bitten meines Bruders, mit denen der Markgraf die seinen verband, bewogen mich doch, dem Rate des ersteren zu folgen. Ich schrieb dem König einen rührenden Brief, in dem ich ihm meinen traurigen Zustand schilderte; ich sagte ihm, daß am Rande des Grabes, wo ich mich befände, ich ihn für allen ihm unwillkürlich verursachten Verdruß um Verzeihung bäte, forderte seinen Segen, versicherte ihn meiner lebhaftesten Zärtlichkeit und bat ihn endlich, mehr um den Markgrafen zu beruhigen und um mir nichts vorzuwerfen zu haben, als in der Hoffnung, daß er mir das Leben retten würde, mir den Arzt Supperville zu schicken. Der König antwortete mir sehr verbindlich und schickte mir den Arzt, der nach vierzehn Tagen in der Eremitage, wo ich mich damals befand, ankam.

Ich erwartete, einen Pedanten zu sehen, so eine würdige Stütze der Fakultät, die uns mit jedem Wort einen lateinischen Brocken auftischen und ihre Kranken durch ihr langweiliges, weitläufiges Geschwätz vor der Zeit töten — ich irrte mich sehr; es erschien ein ziemlich hübscher Mann, der mich mit einem Anstand, der Weltsitte verriet, anredete und mit einem Wort, sein Handwerk hing ihm gar nicht an. Er fand mich sehr gefährlich krank, suchte mir aber Mut zu machen und versicherte mich, daß er mich zu heilen hoffe. Es ist billig, daß ich sein Porträt mache.

Supperville ist von französischer Abkunft und behauptet, aus gutem Hause zu sein; sein Geschlechtsregister geht mich nichts an; jeder Franzose, der sich in einem fremden Lande niederläßt, ist so adelig wie der König, wäre auch sein Vater Gastwirt oder Lakai in Paris gewesen. Darüber gehen wir hinweg; der eine ist nicht adelig, der es zu sein verdiente und dieser hatte Talente, die ihn, hätte ihm sein ungemessener Ehrgeiz nicht Hindernisse in den Weg gelegt, zu einem großen Vermögen hätten führen können. Supperville hatte, da sein Vater in Haag wohnte, seine Schulstudien in Leiden und Utrecht gemacht; nachdem er seinen Kursus in der Rechtsgelehrsamkeit beendigt hatte, ward er zum Gesandtschafts-Sekretär eines Ministers ernannt, der nach Frankreich geschickt werden sollte. Die Liebe machte ihn zum Arzt; er verliebte sich in ein junges

sehr reiches Mädchen und unfähig, sich von ihr zu trennen, ergriff er eine Bestimmung, gegen die er den größten Widerwillen hegte. Er ging nun auf die Universität zurück und sein Eifer für das Studium der Physik und Anatomie machten ihn bald berühmt. Der König nahm ihn als ersten Arzt von ganz Pommern, wo sich sein Ruhm bald ausbreitete, in Dienst. Er hat ungeheuer viel Verstand, hat unendlich viel gelesen und ist wirklich ein großes Genie. Sein Gespräch ist ungezwungen und angenehm, er weiß sich beim Scherz und beim Ernst gleich gut zu benehmen; allein sein hochfahrender, eifersüchtiger Charakter verdunkelte diese Eigenschaften und Talente und hat ihn auf eine Art lächerlich gemacht, die er so leicht nicht vergessen machen wird.

Nach dem Porträt, das ich hier von ihm entworfen habe, begreift man wohl, daß er bald unsern Beifall erwarb. Durch viele Mühe und Arbeit war endlich der Hof zu seinem Vorteil geändert, eine gewisse Grobheit und Rohheit, die anfangs daselbst herrschte, hatte er verloren, aber er war doch noch nicht auf dem Fuße, worauf er sein sollte. Alle die, aus denen der Hofstaat bestand, waren beschränkte Menschen, die meisten waren nie vom Bayreuther Pflaster fortgekommen und hatten von der übrigen Welt gar keinen Begriff; Bücher und Wissenschaften waren bei ihnen verbannt und ihr Gespräch beschränkte sich auf die Jagd, die Landwirtschaft und Geschichten vom alten Hofe,' die sie uns erzählten. Herr von Voit, der uns bisher noch von einiger Hilfe gewesen war, verfiel auf die Frömmelei; so blieb uns also keine Zuflucht, als zu uns selbst.

Superville kam uns sehr gelegen, er ward uns sehr ergeben und wir fingen an, ihm wohlzuwollen. Er ließ mich eine Kur brauchen, die nach sechs Wochen mein schleichendes Fieber vertrieb, aber hergestellt war ich darum nicht völlig, er meinte also, daß ohne die größte Sorgfalt und eine sehr strenge Lebensweise ein Rückfall zu fürchten sei.

Dadurch ward er veranlaßt, mir eines Tages zu sagen, er sehe wohl, daß meine Gesundheit noch gar nicht hergestellt sei und daß ich seiner Gegenwart bedürfe, um völlig zu gesunden; er biete mir also seine Dienste an und wünsche nichts mehr, als dem Markgrafen und mir sein Leben zu widmen.

Sein Vorschlag machte mir Vergnügen; allein ich fand vieles, was sich ihm entgegensetzte; er war gleichsam der Liebling meines Bruders und nahm an allen seinen Gesellschaften Teil; ich sah also wohl voraus, daß er es nicht leiden würde, daß ich ihn eines Menschen, für den er Neigung habe, beraube. Diesen Einwurf machte ich ihm sogleich. Ich habe, antwortete er, bis jetzt nicht wagen dürfen, mit Ihrer königlichen Hoheit offen zu sprechen, nun ich aber die Ehre habe, Sie zu kennen, fühle ich, daß ich mich ohne Rückhalt und ohne mich unglücklich zu machen, gegen Sie erklären kann. Mein Plan, des Königs Dienste zu verlassen, war schon, ehe ich hierher kam, gemacht; ich war gesonnen, mich in Holland niederzulassen, allein die Annehmlichkeiten, welche ich an diesem Hofe finde und die Ergebenheit, die ich Ihrer königlichen Hoheit geweiht habe, haben meinen Plan geändert. Ich kann nicht leugnen, daß mir der Kronprinz sehr wohl will; allein ich habe Zeit gehabt, seinen Charakter nur zu genau zu studieren; der Prinz hat einen großen Geist, aber ein schlechtes Herz und einen schlechten Charakter; er ist verstellt, mißtrauisch, von Eigenschaften besessen, undankbar, lasterhaft und ich betrüge mich sehr, oder er wird noch geiziger, als der König, sein Vater, es jetzt ist; er hat gar keine Religion und macht sich eine Moral nach seinem Belieben, sein ganzes Bemühen geht dahin, das Publikum zu blenden, aber ungeachtet seiner Verstellungskunst haben viele seinen eigentlichen Charakter entdeckt. Jetzt zeichnet er mich aus, um seine Kenntnisse zu vermehren, denn das Wissen ist seine größte Leidenschaft; hat er von mir das gelernt, was er noch nicht weiß, so läßt er mich im Stich, wie er es mit so vielen andern that und aus dieser Ursache habe ich meine Maßregeln im Voraus genommen.

Schon lange war ich über meinen Bruder mißvergnügt, wußte auch, daß viele Menschen, die ihm zugethan gewesen waren, meine Empfindung teilten; aber daß sein Charakter sich in solchen hohen Grade geändert hätte, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Ich stritt lange mit Suppeville darüber; der Markgraf, der während dessen in das Zimmer trat, nahm seine Verteidigung und sagte, daß er schon lange von meinem Bruder also urteilte. Er nahm Suppevilles Vorschlag mit

Vergnügen an, wir schrieben beide an den König, um ihn zu erbitten, auch meinen Bruder schrieb ich in derselben Absicht und Supperville reiste mit allen diesen Briefen beladen nach Berlin.

Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich mich so lange bei diesem Gegenstande aufhielt, allein es ist für den Verfolg dieser Memoiren, an denen Supperville einen großen Anteil hat, notwendig.

Der König antwortete mir sehr verbindlich, daß mir Supperville jedes Mal, wenn ich ihn bedürfe, zu Dienste stehe, ganz könne er mir ihn aber nicht abtreten, denn er könne ihn nicht entbehren. Die Königin schrieb mir jedoch, daß sie ihn dennoch zu erweichen hoffe, besonders wenn ich ihr ein Paar recht große Leute zu verschaffen wüßte.

Die Grumkow verheiratete sich am Ende dieses Jahres mit einem Herrn von Beist, einem sehr wackern Manne von guter Familie, der aber keinen andern Reichtum hatte, als vier Kinder von seiner ersten Frau. Ich war froh, sie los zu werden und nahm an ihre Stelle zwei andere Hofdamen, das Fräulein Albertine von Marwitz und von Hutten, welche letzte aus einer sehr großen, berühmten Familie war.

Das Jahr 1739 wird interessanter als das eben beschriebene sein. Supperville kam im Frühjahr zurück; eine neue Kur, die er mich brauchen ließ, stellte mich ganz wieder her, oder setzte mich wenigstens außer Gefahr. Jetzt muß ich aber eine andere Erörterung beginnen.

Ich habe schon gesagt, daß der Markgraf einen gewissen Ellerot zu seinem Sekretär gemacht hatte, einen Mann, der Redlichkeit und Verstand besaß und von des Landes-Angelegenheiten sehr unterrichtet war. Er hatte die verschiedenen Geschäftszweige, aber besonders die Finanzen in einer ungeheuren Unordnung gefunden, dieses Departement war Herrn von Dobeneck übertragen, man nahm aber bald wahr, daß er trotz aller Aufschneidereien nichts davon verstand; es wurde also Ellerot übertragen und der Markgraf vertraute ihm außerdem auch seine Privatkasse. Dieser Mann hatte es sich einzig angelegen sein lassen, Hilfsmittel zu finden, ohne sich darum zu bekümmern, daß der Unordnung abgeholfen, oder der Kredit

hergestellt würde. Verschiedene ansehnliche Forderungen, die er vorfand, trugen zur Bestreitung der Ausgaben bei. Die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, er hat den Markgrafen sowohl in Rücksicht der Landes-Angelegenheiten, als im Auslande, wichtige Dienste geleistet und das alles erwarb ihm das Vertrauen seines Fürsten so sehr, daß er ihn zu seinem Geheimen Referendar machte.

Das Ministerium schrie gewaltig gegen diese Neuerung, denn damit wurden ihnen die Flügel beschnitten und ein großer Teil ihres Ansehens ihnen genommen. Sie übergaben dem Markgrafen deshalb ein sehr hartes und in wenig ehrerbietigen Ausdrücken verfaßtes Schreiben, welches dieser, sehr von ihrem Betragen beleidigt, ziemlich derb beantwortete. Man hatte Ellerot im Verdacht, es verfaßt zu haben, was ihm viele Feinde machte, ja es erhob sich sogar ein allgemeines Murren und man sagt ganz laut, die Leute wären nicht bezahlt, er sei ihnen zwei, drei Quartale schuldig.

Ich erfuhr es zuerst und erfuhr auf meine insgeheim deshalb angestellten Nachforschungen, daß es wahr sei. Ich berief ihn zu mir und sprach mit ihm, sagte ihm sogar, daß man mir versichert habe, die Kammer stände elend und des Markgrafen Kasse sei sehr verschuldet. Er behauptete das Gegenteil und versicherte mich, das sei alles bloße Verläumdung, die seine Feinde ersonnen hätten, um seinen Sturz zu bewirken. Ich wollte also dem Markgrafen nichts davon sagen, aber er war schon benachrichtigt.

Supperville, dem er seine Angelegenheiten ganz anvertraute, empfahl ihm einen Berliner, einen ehrlichen verdienstvollen Mann, Namens Hartmann, von dem ich schon oft hatte sprechen hören, zum Kammer-Direktor. Herr von Montmartin, ein junger Mensch, den der Markgraf hatte studieren lassen und der Regierungsrat war, empfahl ihm eben diesen Mann. Der Markgraf stand also nicht an, ihn kommen zu lassen und ihm diesen Posten zu geben. Ellerot war darüber gar nicht verdrießlich, denn er hatte dieses Geschäft schon lange los zu sein gewünscht; in der Folge zeigte es sich aber, daß er von seiner Entlassung sehr gekränkt war.

Sobald Hartman ankam, brach man gegen Ellerot los.

Groß und Klein klagte gegen ihn und alle baten mich, den Markgrafen auf seine Räubereien und schlechte Wirtschaft aufmerksam zu machen. Der Weltlauf war mir zu bekannt, um mich in solche Dinge zu mischen. Der Mensch stand in Gunst, also erregte er Neider und Mißgunst, und da ich ihn für unschuldig hielt, nahm ich mich wohl in Acht, dem Markgrafen keinen nachteiligen zu machen. Allein Hartmann bestätigte das Gerücht, versicherte, daß seine Finanzen in einer fürchterlichen Unordnung wären und daß man allen Bediensteten ein halbes Jahr ihre Besoldung schuldig sei. Einer der Rentmeister stellte dem Markgrafen ein geheimes Memoire zu, indem er ihn benachrichtigte, daß er von Ellerot betrogen und verraten sei, der die Aemter den Meistbietenden verkaufe und das Blut des Volkes aussauge.

Der Markgraf sprach mit mir von der Sache; er war in einer fürchterlichen Bewegung. Nachdem wir lange darüber beratschlagt und alle Umstände zusammengestellt hatten, fanden wir, daß er nicht ganz unschuldig zu sein schien. Um aber nichts zu übereilen, ließ der Markgraf den Angeber heimlich zu sich kommen und befahl ihm, alle seine Anklagepunkte schriftlich einzugeben; dieser Mensch versicherte, daß er seine Angaben behaupten und seinen Gegner überweisen werde.

Ellerot hatte viel Freunde. Er erfuhr die nächtliche Unterredung des Markgrafen und da er seine Kreaturen hatte, wußte er bald, welchen Streich man ihm spielen wollte. Gleich am folgenden Tage sprach er darüber mit dem Markgrafen, behauptete seine Unschuld und bat um eine strenge Untersuchung seines Betragens. Was konnte man mehr thun? Der Markgraf ernannte vier Kommissaren, um die Sache zu untersuchen. Ellerot ward freigesprochen und ging weiß, wie Schnee, aus dem Verhör hervor, indeß sein Gegner auf die Festung geschickt wurde. Das Ende dieser Geschichte werden wir im künftigen Jahre erfahren.

Meine Gesundheit besserte sich indeß nur langsam. Mein Uebel ging in eine Art Auszehrung über. Supperville riet mir Luftveränderung, weil die Bayreuther Luft im Winter schwer und ungesund ist. Er machte dem Markgrafen in dieser Absicht den Vorschlag, ein Jahr in Montpellier zuzubringen

und bewies ihm dabei einen doppelten Vorteil, einmal die Widerherstellung meiner Gesundheit und die seiner Finanzen, denn zu der Reise mußten uns die Stände das Geld geben. Sehr erfreut über diesen Vorschlag, teilte ihn mir der Markgraf sogleich mit; man kann leicht denken, daß ich unverzüglich einwilligte, allein ich sah von Seiten Berlins großen Hindernissen entgegen, denn ich wußte wohl, daß der König und die Königin es mißbilligen würden und außerdem erwartete ich auch in Montpellier wenig Vergnügen. Mein Schwiegervater, der verstorbene Markgraf, hatte dort mehrere Jahre zugebracht und mir gar keinen vorteilhaften Begriff davon gemacht. Ich schlug daher dem Markgrafen und Supperville einen andern Plan vor, der ihren ganzen Beifall fand, wir sollten nur ein paar Monate in Montpellier zubringen, dann in Antibes zur See gehen und Italien durchreisen; da wir aber wohl wußten, daß diese Reise noch viel mehr Hindernisse finden würde, wie die andere, beschlossen wir, sie geheim zu halten.

Indessen hielten wir es für ratsam, daß der Markgraf einen Besuch in Berlin machte, um allen Widerspruch und Verdruß, den wir von der Seite haben könnten, aus dem Wege zu räumen. Mein Gemahl willigte mit Freuden in meine Wünsche; vierzehn Tage darauf reiste er also ab, von acht großen Leuten begleitet, die er unter seiner Leibwache auserlesen hatte und die er dem König überreichen wollte. Seine Reise und seine Ankunft wurden so geheim gehalten, daß man beides durchaus nicht erfuhr.

Der König, der sich eben bei der Parade befand, bezeigte bei dem Anblick des Markgrafen eine ganz unbeschreibliche Freude. Er stieg sogleich vom Pferde; umarmte ihn wiederholt und nannte ihn seinen lieben Sohn. Er hatte die Augen voll Thränen und wiederholte mehrere Male: Mein Gott! was machen sie mir jetzt für Freude; nun sehe ich, daß Sie mich einigermaßen lieb haben. Darauf führte er ihn zur Königin, die ihn auch sehr gut empfing; aber noch viel höher stieg der Markgraf in der Gunst, wie er am andern Tage dem Könige die acht großen Menschen vorstellte. Mein Bruder nahm ihn auch sehr gut auf, riet ihm aber sehr, keine Gnade vom Könige zu erbitten, denn damit würde er alles verderben. Ich bin

überzeugt, der König hätte ihm alles zugestanden, man hat es mir verschiedene Male gesagt; allein der Markgraf wollte sich nicht mit meinem Bruder überwerfen und so versäumte er, aus der guten Stimmung, in der er den König fand, Vorteil zu ziehen. Er erhielt nicht allein seine Einwilligung zu der Reise nach Montpellier, sondern auch Supperville seinen Abschied, den er uns ganz überließ. Der König schenkte ihm eine goldene Dose mit Diamanten besetzt und mit seinem Porträt versehen, im Werte von viertausend Thalern, ich erhielt auch von ihm und der Königin mehrere Geschenke und der Markgraf kehrte nach sechs Wochen, sehr zufrieden mit aller Freundschaft, die man ihm in Berlin erzeigt hatte, nach Bayreuth zurück.

Nun von dieser Seite alle Hindernisse gehoben waren, fanden wir deren von Seiten des Landes. Die Unzufriedenheit war allgemein, man wollte uns nicht reisen lassen. Meine Hofmeisterin, deren hohes Alter sie verhinderte, mich zu begleiten, machte großen Lärm. Endlich nach vier Wochen hatten wir alle Einwendungen besiegt und unsere Abreise war auf den 20. August festgesetzt.

Meine arme Meermann fing an, sehr kränklich zu werden; so leid es mir that, mich so lange Zeit von diesen beiden treuen Gefährtinnen meines Unglücks zu trennen, wollte ich mir doch lieber diese Entbehrung auflegen, als ihre Gesundheit und ihr Leben in Gefahr setzen. Der Mann der Meermann war mein Geschäftsmann; es war ein ungeheurer Kopf, gewaltthätig, heftig, der gern für meinen Liebling gelten wollte und bitter bös war, es nicht zu sein. Er hielt seine Frau dermaßen in Zucht, daß sie sich nicht rühren durfte und sich vor ihm mehr fürchtete, als vor dem Tode. Dieser Mensch, den es bitterlich verdroß, daß ich ihn nicht mitnehmen wollte, beschloß, sich dafür zu rächen. Er bat mich um die Erlaubnis, die Zeit meiner Abwesenheit in Berlin zubringen zu dürfen, welche ich ihm auch erteilte. Endlich nahm ich, nicht ohne viele Thränen, von meiner Hofmeisterin und der Meermann Abschied und stieg mit dem Markgrafen und den Fräulein Sonnsfeld und Marwitz, die einzigen Damen, die mich begleiteten, in den Wagen. Supperville war zwei Tage vorher vom Fieber befallen worden und erwartete uns in Erlangen.

Kaum hatten wir eine Meile zurückgelegt, so wurde dem Markgrafen übel; er bekam heftige Kopfschmerzen von Erbrechen begleitet, wir hofften, daß der Zufall keine Folgen haben würde, daß er nur eine heftige Migräne sei, aber wir rechneten ohne den Wirt, denn er bekam viel Hitze, weshalb wir genötigt waren, uns einige Stunden in Traubach, einem elenden Orte, aufzuhalten. Ich schlug ihm vor, nach Bayreuth zurückzukehren, allein er wollte es durchaus nicht, sondern zwang sich, wieder in den Wagen zu steigen und bis Streitberg zu fahren, wo wir die Nacht zubrachten. Das Fieber und die Hitze dauerten die ganze Nacht, da er aber durchaus nach Erlangen wollte, brachten wir ihn mit vieler Mühe bis dahin.

Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß Supperville sehr schlecht sei; alle Umstände seiner Krankheit stimmten mit der des Markgrafen überein. Ich war für letzteren in unendlicher Unruhe und Angst, das Fieber blieb sich gleich und ich befürchtete mit Recht, daß es in ein hitziges ausarten würde. Ungeachtet meines auszehrenden Zustandes verließ ich ihn weder Tag noch Nacht und litt tausendmal mehr als er. Sein Zustand besserte sich gar nicht, seit fünfmal vierundzwanzig Stunden lag er in ununterbrochener Hitze, ohne daß die Mittel ihm nur die geringste Linderung verschafften. Die Unruhe trieb mich endlich zu Supperville, der auch im Schlosse wohnte, ich sagte ihm, der Markgraf sei in einem so gefährlichen Zustande, daß keine Zeit zu verlieren sei, man müsse ihm zur Ader lassen. Supperville antwortete mir, daß er eben den Gedanken gehabt hätte nnd nur die Abnahme des Fiebers erwarten wolle, um ihn auszuführen. Ich ging also zum Markgrafen zurück, wo ich unsern zweiten Arzt, Wagner, fand, ich teilte ihm meine Beratschlagung mit Supperville und seinen Beschluß mit, allein er erklärte, daß er nie einwilligen würde, dem Markgrafen in seinem jetzigen Zustande Blut zu entziehen, nichts sei gefährlicher und das müßte das letzte Mittel sein, zu dem man schreite, wenn sein Uebel gar keine Rettung mehr hoffen ließ. Ich antwortete ihm, daß ich ihm darüber nichts vorschreiben könnte, er sollte die Sache mit Supperville ausmachen. Einen Augenblick darauf kam er wieder und sagte mir, dieser sei derselben Meinung, daß man nichts übereilen müsse.

Ich blieb bis um drei Uhr des Morgens bei dem Markgrafen; endlich von Erschöpfung und Müdigkeit ganz überwältigt, warf ich mich in einem kleinen Kabinet, in dem ich alles, was vorging, sehen und hören konnte, auf mein Bett und schlief ein. Ich mochte vier Stunden geschlafen haben, als man mich aufweckte, und wie ich die Augen aufschlug, sah ich Wagner vor meinem Bette stehen, das Haupt der Meduse hatte mich nicht erschreckt, denn ich glaubte, der Markgraf wollte sterben. Erschrecken sich Ihre königliche Hoheit nicht, sagte mir Wagner, der Markgraf ist noch in gleichem Zustand, wir haben aber endlich beschlossen, ihn zur Ader zu lassen, und ich dachte, man müsse Sie davon benachrichtigen, damit Sie gegenwärtig sein könnten.

Mehr tot, als lebendig, stand ich auf; ein armer Sünder, den man zum Richtplatz führt, kann nicht das leiden, was ich in diesem Augenblicke empfand; ein allgemeines Zittern überfiel mich, und meine Kniee wankten. Da man nun das letzte Mittel anwenden wollte, glaubte ich, es sei für den Markgrafen nichts mehr zu hoffen. So schleppte ich mich in das Zimmer, wo ein anderes Schauspiel meiner wartete. Der ganze Rat war versammelt, das Volk war auf den Straßen zusammen gelaufen, fluchte dem Supperville und dem Aderlaß, und wollte den Wunderarzt verhindern, in das Haus zu gehen. Supperville war so krank wie der Markgraf, aber er verlor den Kopf nicht; um dem Aufruhr und Geschrei ein Ende zu machen, ließ er sich zuerst eine Ader öffnen, und so beruhigte er in etwas die Gemüter.

Die ganze Zeit lag ich in einem unbeschreiblichen Zustande in einem Armsessel, ich war keines Gedankens mehr fähig, und meine Augen waren starr auf denselben Fleck gerichtet. Endlich ging der wichtige Aderlaß vor sich — allein welche Freude, als des Markgrafen Gesicht in dem Maße, wie das Blut rann, sich veränderte, der neue Fieberanfall, den man erwartete, blieb wirklich aus, und noch am selben Abend war er außer Gefahr.

So wie sich aber sein Zustand besserte, nahm ich wahr, daß er sich äußerst kalt gegen mich bezeigte; er suchte über alles mit mir Streit, und war hingegen äußerst zuvorkommend gegen die Marwitz, nach der er, wenn sie sein Zimmer verlassen

hatte, alle Augenblicke fragte. Wenn es darauf ankam, seine Gesundheit zu schonen, so folgte er ihr blindlings in allem, was sie wollte, mich aber fuhr er an, wenn ich ihm denselben Rat gab. Ich geriet darüber in Verzweiflung; mein Körper litt bald von dem Kummer meines Gemütes, und ich bekam Zufälle, die mir bisher noch fremd waren; ich bekam Convulsionen mit heftigem Kopfweh. Meine Hofmeisterin kam, mich zu besuchen, sie that alles um mir Linderung zu verschaffen, allein die Quelle meines Uebels konnte niemand erraten.

Ich habe schon gesagt, daß mein Schlafkabinet an das Zimmer des Markgrafen stieß. Ich hörte, daß er alle Morgen, so wie er aufwachte, die Damen zu sich forderte; befand ich mich wohl genug, um zu ihm zu gehen, so sprach er kaum mit mir, sondern ließ sogleich die Marwitz holen. Die fürchterlichste Eifersucht bemächtigte sich meines Herzens, alle Welt nahm meinen Kummer wahr, allein ich hütete mich wohl, seine Ursache zu entdecken.

Ich kannte die Marwitz, sie war ergeben und tugendhaft, ich war überzeugt, nähme sie die Ursache meines Kummers wahr, so würde sie den Hof verlassen, allein dem Markgrafen konnte ich seine Veränderung gegen mich nicht vergeben; seit einem Jahre war ich verblendet, und hatte tausend kleine Umstände, die mir nun in die Augen sprangen, gar nicht gemerkt.

Er war immer noch zu der Reise nach Italien entschlossen; mir war aber alle Lust dazu vergangen, denn ich sah wohl voraus, daß die Leichtigkeit, die er unterwegs haben würde, die Marwitz mehr zu sehen, seine Liebe nur vermehren könnte. Außerdem war mein Herz zu betrübt, um an etwas anderem, als der Veränderung meiner Lage Freude zu finden.

Ein neuer Verdruß schlug mich völlig nieder. Ich habe der Unzufriedenheit des Meermann Erwähnung gethan: gleich nach seiner Ankunft in Berlin übergab er dem König des Markgrafen und meine Briefe; wie sich darauf der König nach meiner Gesundheit erkundigte, nahm er Gelegenheit, mich auf das Gröblichste zu verleumden, und zu versichern, daß ich nie krank gewesen sei; besonders hielt er sich weitläufig bei den Ausgaben auf, zu denen ich den Markgrafen verleitete, und

das Land zu Grunde richte. Kurz er brachte den König dergestalt gegen mich auf, daß er Feuer und Flammen spie. Aber der Meermann durfte seiner Frau nicht eingestehen, wie sehr er mich verleumdet hatte, denn er kannte ihre Redlichkeit zu gut, und wußte, daß sie sein übles Betragen nie gutheißen würde; diese gute Frau ging am andern Tage zur Königin, welche sie über alle Punkte, über die mich Meermann angeschwärzt hatte, genau ausfragte; wodurch sie den vollkommensten Widerspruch vernahm, indem die Meermann sich erbot, einen Eid abzulegen, daß alles, was man von mir gesagt habe, falsch sei.

Die Königin schrieb mir indeß einen sehr starken Brief, in dem sie mir im Namen des Königs andeutete, daß er es mir nie verzeihen würde, wenn ich auf meiner Reiser nach Montpellier bestände; zugleich erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir alle oben erwähnten Umstände, und den Zorn, in welchem mein Vater gegen mich wäre, meldete. Dennoch rathe ich dir, setzte er hinzu, die Reise fortzusetzen, denn wenn man einmal einen Entschluß gefaßt hat, so muß man ihn ausführen. Der König hat dir ja endlich nichts mehr zu befehlen, und es wäre eine Schwäche von dir, wenn du dich in Furcht setzen ließest, und das Spiel falscher Nachträgereien eines Menschen wie Meermann ist, würdest. Ich rate dir, dich von dem Schurken los zu machen: jage ihn fort und zeige bei dieser Gelegenheit einen festen Sinn. Wahr ist es, daß seine Frau dir sehr ergeben ist, und keine so harte Behandlung verdient, aber darüber muß du dich hinwegsetzen, um dich von einem sehr schlechten Menschen zu befreien.

Diese beiden Briefe betrübten mich sehr, denn ich liebte die Meermann aufs zärtlichste, und wußte, daß der Markgraf meines Bruders Meinung billigen würde. Die Hofmeisterin, die seit einigen Tagen in Erlangen war, zog mich aus der Verlegenheit; sie verteidigte die arme Meermann so gut beim Markgrafen, daß sie ihres Mannes Verzeihung auswirkte. Alle diese Verdrießlichkeiten, die mich Schlag auf Schlag trafen, zerstörten meine Gesundheit.

Frau von Sonnsfeld überraschte mich mehrmals in Thränen, und auf ihre dringenden Bitten gestand ich ihr, daß

des Markgrafen Veränderung gegen mich die Ursache meines Kummers sei. Die Marwitz hatte wohl wahrgenommen, daß ich nicht in meiner gewöhnlichen Stimmung sei, aber sie glaubte meine Krankheit sei daran Schuld, wie also die Hofmeisterin sich nicht enthalten konnte, mit ihr von meinem Kummer zu sprechen, erriet sie, wie ich vermuthe, seine Ursache, und die Gemüthsbewegung, welche sie darüber empfand, war so groß, daß sie das Fieber bekam. Frau von Sonnsfeld bemerkte indessen, daß meine Klagen nicht ganz ohne Grund waren, und der Markgrafen wirklich viel Kälte gegen mich äußerte; sie redete ihm also ernstlich zu, und nicht ohne Wirkung, denn der Markgraf machte Entschuldigen, und gab sein Betragen seinem Fieber schuld. Wirklich fand ich ihn auch so zärtlich wie ehemals, und von der andern Seite liebkoste ich die Marwitz so sehr, daß ich ihr die sehr richtigen Muthmaßungen, die sie gefaßt hatte, ganz aus dem Kopfe brachte.

Nachdem der Markgraf völlig hergestellt war, kehrten wir, weil die Jahreszeit zu der Reise nach Montpellier nun, im November, viel zu weit vorgerückt war nach Bayreuth zurück, wo man uns mit allen möglichen Darlegungen der Freude empfing.

Kurze Zeit darauf kam Meermann und seine Frau von Berlin an. Ich empfing seine Frau recht herzlich, desto schlimmer aber ihren Mann, der sehr erstaunt war, mich von seinem Betragen so gut unterrichtet zu finden. Seiner Frau zu Liebe verzeih ich ihm, und seitdem ist er mir so ergeben gewesen, daß ich alle Ursache gehabt habe, mit ihm zufrieden zu sein.

Sowohl in Hinsicht Meermanns, als der italienischen Reise, hatte ich entschieden gegen den Rath meines Bruders gehandelt, er schrieb mir auch einen Brief darüber, und ich suchte ihn durch gute Gründe zu beruhigen. Ich sagte ihm in meiner Antwort die Gesundheit des Markgrafen sei zu der Reise noch zu wankend gewesen, und ich habe ein zu gutes Herz, als daß ich eine Person unglücklich machen könnte, die ich liebte, die mir zugethan sei, und der ich Verbindlichkeiten schulde. Allein das genügte meinem Bruder nicht, und ich nahm in seinen Briefen viel Kälte wahr.

In dieser Zeit schrieb man mir von Berlin, der König sei sehr unpäßlich, und die Aerzte fürchteten, daß seine Krankheit ein Ansatz zur Wassersucht sei. Wirklich nahm sein Uebel während des Jahres 1740 nnr zu.

Wir begannen dieses Jahr mit dem Karneval. Im Schlosse waren Bälle mit Verkleidung, bei denen der Adel allein Zutritt hatte. Ich sage: mit Verkleidung, denn man trug keine Masken. Die Geistlichkeit hatte während der Regierung des verstorbenen Markgrafen viel Einfluß gewonnen, es war sogar eine ganze Sekte unter dem Namen Pietisten bekannt, von denen der Beichtvater des Markgrafen das Oberhaupt war. Dieser Mensch besaß unter der Maske der Religion einen unermeßlichen Ehrgeiz, mit dem ränkesüchtigsten Geiste verbunden, und brachte die Gemeinde gegen uns auf. Er stand bei dem dänischen Hofe in großem Ansehen, und daher mußte man ihn aus Politik schonen. Um also keinem Geschwätze, das uns hätte schädlich werden können, ausgesetzt zu sein, mußte man die Leute nur nach und nach an Lustbarkeiten gewöhnen.

Ich lebte in der vollkommensten Ruhe; der Markgraf behandelte mich sehr gut, und ich genoß mit der Marwitz alle Freuden der Freundschaft.

Die Krankheit des Königs nahm indessen zu; die Königin schrieb mir, daß ihm die Aerzte nur noch vier Wochen zu leben versprächen. Meine Schwester von Braunschweig war nach Berlin gegangen, um sich selbst nach seiner Gesundheit zu erkundigen, ich glaubte, meine Pflicht erfordere das Gleiche, sprach also darüber mit dem Markgrafen, der es aber nicht gutzuheißen schien, mir aber dennoch erlaubte, meine Hofmeisterin darüber zu Rate, zu ziehen. Aus übertriebener Freundschaft für mich, riet mir diese die Reise ab, sie fürchtete, daß die Erschütterung, welche der Tod des Königs, den man so nahe glaubte, hervorbringen würde, meiner Gesundheit von neuem schaden könnte. Da ich aber doch auf meiner Meinung bestand, riet sie mir, meinem Bruder darüber zu schreiben. Das stand mir nun gar nicht an, da ich aber wahrnahm, daß mich der Markgraf unter dieser einzigen Bedingung nach Berlin gehen lassen wollte, mußte ich mich der Mehrzahl

fügen. Ich schickte also meinem Bruder eine Staffette mit folgendem Briefe:

„Ich schmeichelte mir bis jetzt, daß des Königs Krankheit nicht unheilbar sei; allein der letzte Brief, den ich von der Königin erhielt, zeigt mir, daß er nicht mehr leben kann. Ich habe daher beschlossen, wenn Du es für gut findest, ohne weitere Ankündigung nach Berlin zu kommen, um einem sterbenden Vater meine Ehrerbietung zu bezeigen, und meine Versöhnung mit ihm zu besiegeln. Ich gestehe Dir, ich würde in Verzweiflung sein, wenn er stürbe, ehe ich ihn sähe, und mich beschuldigen könnte, gegen ihn gefehlt, ihn vernachlässigt zu haben; dennoch will ich ohne Deinen Beifall nichts thun, ich bitte Dich daher, mir sobald als möglich durch eine Staffette Antwort zu geben, und mir zu sagen, was Du davon denkst u. s. w."

Folgendes war die Antwort.

„Deine Staffette hat mich in höchstes Erstaunen versetzt. Was Kukuk willst Du in dieser Galeere thun? Man wird Dich wie einen Hund aufnehmen, und Dir Deine schönen Empfindungen schlechten Dank wissen. Mache Du Dich in Bayreuth lustig, und lasse Dir nicht einfallen, in eine Hölle zu kommen, wo man nichts als ächzen und leiden sieht, und alle Welt mißhandelt. Die Königin tadelt Deinen schönen Plan eben so gut wie ich. Uebrigens hängt es von Dir ab, ob Du es wagen willst. Adjeu, meine liebe Schwester! ich will Dich mit jedem Posttage von der Gesundheit des Königs unterrichten; davonkommen kann er nicht; aber die Aerzte sagen, er könne noch lange fortmachen. Ich bin u. s. w."

Dieser Brief vernichtete alle meine Pläne; denn nun konnte ich mir nicht mehr schmeicheln, des Markgrafen Genehmigung, nach Berlin zu gehen, zu erhalten. Die Gesundheit des Königs ward immer schlimmer und schlimmer, und er beendete sein Leben und seine Regierung am ein und dreißigsten Mai. Es ist nicht am unrechten Platz, wenn ich von seinem sonderbaren und heldenmüthigen Tode hier einige Worte sage.

Er hatte eine sehr üble Nacht zugebracht; um sieben Uhr ließ er sich auf seinem Rollstuhl in das Zimmer der Königin fahren, die, weil sie ihn nicht für so gefährlich ge-

halten hatte, noch schlief. Stehen Sie auf, sagte er, ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, ich werde wenigstens das Vergnügen haben, in Ihren Armen zu sterben. Darauf ließ er sich zu meinen Brüdern führen, von denen er zärtlich Abschied nahm, ausgenommen von dem Kronprinzen, dem er befahl, ihm in sein Zimmer zu folgen. Sobald er daselbst angelangt war, ließ er die zwei ersten Minister berufen, auch den Prinzen Anhalt und alle Generale und Obersten, die in Potsdam gegenwärtig waren; nach einer kleiner Rede, in der er ihnen für ihre vergangenen Dienste dankte, und sie ermahnte, dem Kronprinzen, als seinem einzigen Erben, die Treue zu erhalten, die sie ihm bewiesen hätten, unternahm er die Abdankungsceremonie, und übergab seinem Sohne seine ganzes Ansehen, wobei er ihn zugleich auf das rührendste ermahnte, die Pflichten eines Fürsten gegen seine Unterthanen zu erfüllen, ihm die Sorge für die Armee, aber besonders für die gegenwärtigen Generale und Offiziere empfahl. Darauf wendete er sich zu dem Fürsten von Anhalt, und sagte: Sie sind mein allerältester General, es ist billig, daß ich Ihnen mein schönstes Pferd gebe. Zugleich befahl er, es ihm zu bringen; und da er dem Prinzen gerührt sah, setzte er hinzu; „Das ist des Menschen Schicksal, sie müssen der Natur alle ihren Zoll entrichten.“ Da er aber fürchtete, seine Festigkeit möchte von allem Weinen und Klagen, das um ihn her tönte, erschüttert werden, winkte er, man möchte sich hinweg begeben, befahl seinen Dienern allen eine neue Livrée, die er ihnen hatte machen lassen, sowie seinenem Regimente die neue Uniform anzulegen. Indessen war die Königin eingetreten; sie befand sich kaum eine Viertelstunde im Zimmer, so fiel der König in Ohnmacht. Man brachte ihn zugleich zu Bett, und nach vielen Bemühungen zum Bewußtsein zurück. Wie er um sich blickte und alle Diener in neuen Livréen sah, rief er: Eitelkeit, Eitelkeit und nichts wie Eitelkeit! Darauf fragte er seinen Leibarzt ob sein Tod nahe sei? Auf die Antwort des Arztes, daß er noch eine halbe Stunde leben könnte, forderte er einen Spiegel, blickte hinein und sagte lächelnd: ich bin recht verändert, ich werde beim Sterben ein garstiges Gesicht machen. Dieselbe Frage wiederholte er gegen die Aerzte, und da sie antworteten:

„es sei schon eine Viertelstunde verflossen, und sein Puls steige", antwortete er: „desto bester, so kehre ich in mein nichts zurück". Man wollte zwei Geistliche eintreten lassen, um zu beten, allein er sagte zu ihnen, er wisse alles, was sie ihm sagen wollten, sie möchten also ihrer Wege gehen. Nachdem seine Ohnmachten häufiger geworden waren, starb er endlich am Mittag. Der neue König führte die Königin sogleich in ihr Zimmer, wo viele Thränen vergossen wurden. Ich weiß nicht, waren sie aufrichtig oder falsch.

Der König schickte mir einen Eilboten, der mir diese traurige Nachricht anzeigte. Ich konnte sie erwarten, ward aber doch davon bestürzt und bis ins Innerste gerührt. Ich kann mich nicht verstellen, und obschon ich seitdem manchen Verlust erlitten habe, der mir viel empfindlicher war, so kann ich doch sagen, daß mir dieser großem Knmmer machte.

Ich fuhr fort, mit dem Könige wie bisher unzugehen. Ich schrieb ihm jeden Posttag, und immer aus vollem Herzen; allein sechs Wochen vergingen, ohne daß eine Antwort erfolgte; der erste Brief, den ich dann endlich bekam, war von dem Könige nur unterzeichnet und sehr kalt. Gleich beim Antritt seiner Regierung machte er eine Reise durch Pommern und Preußen. Sein Stillschweigen gegen mich setzte er fort — ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, denn bei meiner Liebe für ihn konnte ich bei einer so auffallenden Gleichgültigkeit nicht unbesorgt sein.

Endlich nach drei Monaten gab man mir von Berlin aus insgeheim die Nachricht, daß er incognito abgereist sei, um mich in der Eremitage, wo ich mich damals aufhielt, zu überraschen. Fast wäre ich vor Freude über diese Nachricht gestorben! Sie erschütterte mich so gewaltsam, daß ich zwei Tage lang darüber krank war.

Endlich kam er in Begleitung meines zweiten Bruders, den ich fortan, um ihn von dem andern zu unterscheiden, kurz weg, meinen Bruder nennen werde, an. Mein Herz schloß sich bei dieser Zusammenkunft ganz auf. Ich hatte dem König so viel zu sagen, daß ich kein Wort vorzubringen wußte. Gleich anfangs bemerkte ich, daß seine Liebkosungen gegen mich gezwungen waren; es machte mich ein wenig betroffen, allein

ich dachte nicht weiter darüber nach. Ich fand meinen Bruder so verändert und gewachsen, daß ich ihn nicht würde gekannt haben, da ich aber anderwärts Gelegenheit haben werde, von ihm zu sprechen, will ich hier den Faden meiner Erzählung nicht abreißen.

Der König unterhielt sich diesen ganzen Tag nur von gleichgültigen Sachen mit mir; er hatte in seinem ganzen Wesen eine gewisse Verlegenheit, die mich irre machte. Herr Algarotti, ein Italiener und einer der schönen Geister dieses Jahrhunderts, der sich in seinem Gefolge befand, war bei der Unterhaltung behülflich. Was mich am meisten wunderte, war des Königs außerordentlicher Eifer, meine Schwester von Ansbach, die er doch nie geliebt hatte, und die ihm eben so wenig ergeben war, wiederzusehen. Mehr wie zwanzig Staffetten wurden ausgeschickt, um sie in den zärtlichsten Ausdrücken nach der Eremitage einzuladen. Am folgenden Tage kam sie endlich mit den Markgrafen, ihrem Gemahl an. Nun nahm der König gar keine Rücksicht weiter, sondern zog sie mir öffentlich vor. Er schenkte mir einen kleinen Strauß von Diamanten, zweihundert Thaler an Wert, und einen Fächer, in dem eine Uhr war; dem Markgrafen eine mit Diamanten und dem Porträt des Königs gezieferte Dose; das Geschenk, welches meine Schwester empfing, war ungefähr von gleichem Werte, aber dem Markgrafen gab er eine Dose von einem weißen Kiesel, der querdurch zerbrochen war, so daß er sie gleich einem seiner Pagen gab.

Herr von Münichow, den ich früher schon erwähnt habe, war Adjutant des Königs geworden, und folgte ihm überall nach: dieser junge Gelbschnabel war bei Hofe sehr angesehen, und galt mehr als alle, welche dem Könige als Kronprinz zugethan gewesen waren, oder ihm Dienste geleistet hatten. Während seines Aufenthaltes in Bayreuth war er in die Marwitz verliebt gewesen, und schmeichelte sich, wenn ich ihm nicht entgegen wäre, sie von dem Könige und dem General Marwitz zur Ehe zu erhalten.

Ende Oktober kamen wir in Berlin an; meine jüngsten Brüder, mit ihnen alle Prinzen von Geblüt und der ganze

Hof, empfingen uns unten an der Treppe; man führte mich in meine Zimmer, wo ich die regierende Königin und meine Schwestern antraf. Mit vielem Leidwesen hörte ich, daß der König das dreitägige Fieber hatte; er ließ mir daher sagen, daß der gegenwärtige Anfall ihn verhinderte, mich zu sehen, daß er aber am folgenden Tage auf dieses Vergnügen rechne. Sobald die ersten Höflichkeiten vorüber waren, begab ich mich zur Königin-Mutter. Das finstere, schwermüthige Ansehen welches bei ihr herrschte, ergriff mich; alles trug noch die tiefe Trauer um den König meinem Vater, und ich fühlte aufs Neue seinen Verlust. Die Natur hat ihre Rechte, und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich nie in meinem Leben so tief wie bei dieser Gelegenheit gerührt war. Meine Zusammenkunft mit der Königin war äußerst schmerzlich. Abends speiste die Familie allein, und ich machte mit meinen Brüdern und Schwestern, die ich seit acht Jahren nicht gesehen hatte, von neuem Bekanntschaft.

Am folgenden Tage sah ich den König; er war mager und entstellt, und sein Betragen war gezwungen. Die Liebe macht hellsehend, und die Freundschaft hat diese Eigenschaft mit ihr gemein, daher führten mich seine eiteln Versicherungen nicht irre, ich sah sehr deutlich, daß ihm nichts mehr an mir gelegen war. Er bat mich, ihm auf ein Lustschloß, das Rheinsberg heißt, zu folgen, wohin er sich der Luftveränderung wegen begeben wollte; die regierende Königin sollte ihn begleiten, da aber das Haus, wie er sagte, sehr klein sei, könnte er mir nicht sogleich Platz einräumen, er würde mir aber Zimmer einrichten lassen, und mich, sobald sie vollendet wären, davon benachrichtigen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, ein Journal zu halten.

Da der Hof Trauer trug, war er nicht sehr glänzend. Ich ging täglich zur Königin-Mutter, die wenig Menschen sah, und in tiefstem Kummer versenkt war. Sie hatte sich immer geschmeichelt, über den König meinen Bruder viel Einfluß zu haben, und sobald er auf den Thron gestiegen wäre, Anteil an der Regierung zu erlangen; zu ihrem großen Befremden ließ ihr aber der König, der sein Ansehen sehr eifersüchtig behauptete, gar keine Teilnahme an den Geschäften.

Nach der Abreise des Fürsten blieb ich noch vierzehn Tage in Berlin; man überhäufte mich mit Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen, die jeden andern als mich hätten blenden können; wenn man aber sein Glück auf die Gegenliebe geliebter Menschen gegründet hat, wird dieser Flitterglanz sehr gleichgültig, und ein kleiner Beweis von Freundschaft macht mehr Eindruck als alles eitle Gepränge. Ich nahm während dieses kurzen Aufenthaltes wahr, daß eine allgemeine Unzufriedenheit im Lande herrschte, und der König die Liebe seiner Unterthanen sehr verloren habe. Ganz laut ward er mit sehr wenig behutsamen Ausdrücken erwähnt; ein Theil beklagte sich über die geringe Rücksicht, die er darauf nähme, die, welche ihm als Kronprinz zugethan gewesen wären, zu belohnen; ein anderer über seinen Geiz, der den des verstorbenen Königs noch übertreffen sollte; ein dritter endlich, über sein Mißtrauen, seinen Verdacht, seinen Jähzorn, seinen Stolz, seine Verstellung. Mehrere Umstände, von denen ich Zeuge gewesen war, ließen mich diesen Nachrichten trauen. Ich hätte mit ihm darüber gesprochen; allein mein Bruder von Preußen und die regierende Königin hielten mich davon ab. Weiter unten werde ich das alles erklären, nnd ich bitte alle, welche einst diese Memoiren lesen werden, ihr Urtheil über den Charakter dieses großen Fürsten aufzuschieben, bis ich ihn entwickelt habe. Die Nachricht vom Tode Karls des Sechsten, welche zu dieser Zeit eintraf, war der Gegenstand des Gesprächs bei Hofe und der politischen Spekulationen.

Zwei Tage darauf kam ich in Rheinsberg an. Der Gebrauch des China, zu welchem sich der König bequehmte, hatte ihn von seinem Fieber geheilt, allein er hütete noch das Zimmer, daß er auch, so lange ich in Rheinsberg war, nicht verließ. Es ist erstaunlich, wie er, von Krankheit überwältigt, dennoch alle Geschäfte zu bestreiten vermochte; es geschah nichts, das nicht durch seine Hände ging. Die geringe Muße, die ihm übrig blieb, schenkte er der Gesellschaft einiger geistreicher oder gelehrter Personen, wie Voltaire, Maupertuis, Algarotti und Jordan. Abends war Concert, wo er ungeachtet seiner Schwäche, zwei oder drei Concerte auf der Flöte blies, auf welcher er, ohne alle Schmeichelei, die größten Meister dieses

Instrumentes übertraf. Die Zeit nach der Abendtafel war der Dichtkunst bestimmt, eine Wissenschaft, für die er großes Talent und Leichtigkeit besitzt. Alles dieses war für ihn nur Erholung; was jetzt seinen Kopf am meisten beschäftigte, war die Eroberung von Schlesien. Seine Anstalten dazu wurden so geheim und so staatsklug gemacht, daß der österreichische Gesandte in Berlin bis zum Augenblick ihrer Vollendung auch kein Wort davon erfuhr.

Der Aufenthalt in Rheinsberg gefiel mir nur wegen der guten Gesellschaft, die sich daselbst befand; ich sah den König nur selten, und hatte nicht Ursache, über unsere Zusammenkünfte zufrieden zu sein; sie bestanden meistens in gezwungenen Höflichkeiten, -oder bittern Scherzen über des Markgrafen schlechten Finanzzustand; oft spottete er sogar über ihn und die Reichsfürsten, und das war mir sehr empfindlich; dazu fand ich mich noch unschuldiger Weise in eine sehr kitzliche Sache verwickelt, die ernsthafte Folgen haben konnte: da sie bis jetzt unbekannt blieb, und die Ehre von Personen, denen ich Rücksichten schuldig bin, darin ausgesetzt ist, übergehe ich sie mit Stillschweigen, und wende mich zu einem andern Gegenstand, der vielleicht wenig interessant scheint, da er aber mit dem Verfolg dieser Geschichte genau verbunden ist, kann ich ihn nicht unerwähnt lassen.

Vo meinem ganzen Hofstaat hatte mich Frau von Sonnsfeld und die älteste Marwitz allein nach Rheinsberg begleitet; die Marwitz hatte sich mit zwei Fräulein von Tertow, beide Staatsdamen der Königin, und einer Frau von Morian in ein genaues Verhältnis eingelassen. Die beiden Tertows waren sehr liebenswürdig, machten sich aber durch ihre unbarmherzige Spottsucht und Klatscherei bei aller Welt verhaßt. Frau von Morion war nicht mehr jung, hatte sich aber sehr gut konserviert; sie hatte Lebensart, viel Lebhaftigkeit, sich aber über alle Vorurteile hinweggesetzt, und ihr Betragen war so ärgerlich, daß sie nicht mehr den geringsten Anstand beobachtete; selbst an der Tafel der Königin konnte sie Dinge sagen, über welche die Männer selbst rot wurden. Diese saubere Gesellschaft, die sehr dazu gemacht war, ein junges Frauenzimmer zu verderben, hatte auf das Gemüt der Marwitz den aller-

nachteiligsten Einfluß. Die Spottsucht, das freie Betragen, die zweideutigen Reden, und selbst die Unanständigkeiten der Morian und der beiden Tertows wurden nachgeahmt, und sie bildete sich ganz nach ihrem Muster. Ihr Betragen verschaffte den Gerüchten von ihr Glauben, einige Spottvögel zogen sie über ihre Liebschaft mit dem Markgrafen auf, andere machten sie auf ihren Einfluß auf ihn aufmerksam, kurz man unterhielt sie von nichts Anderem. Dennoch that man ihr Unrecht; sie schlief und wohnte bei ihrer Tante, und sah den Markgrafen nur in meiner oder deren Gegenwart. Man verändert seinen Charakter nur nach und nach; eine junge Person, die sich plötzlich in die große Welt versetzt sieht, kann sich von den Vergnügungen hinreißen lassen, allein sie vergißt sich nur allmählich. Wie ich ihr das Gerücht, welches über sie umherging, mitteilte, geriet sie in Verzweiflung, die tugendhaften Grundsätze, welche ich ihr beigebracht hatte, erschienen in ihrem vollen Glanze; sie wollte den Hof verlassen, wollte zu ihrem Vater zurückkehren, ich mußte alle meine Beredsamkeit anwenden, um sie daran zu verhindern, und kam nur mit vieler Mühe dahin, sie endlich zu beruhigen. Weiterhin gelang es mir auch durch das Zeugnis, das ich ihrer Tugend gab, dem Geschwätz Einhalt zu thun, aber dennoch erregte es ihr, wie man weiter unten sehen wird, Ideen, die sie sonst nie gehabt haben würde.

Anfang Dezember kehrten wir nach Berlin zurück. Die Unruhen, welche der Tod des Kaisers veranlaßte, erforderten die Rückkehr des Markgrafen in sein Land; um aber dem Könige nicht zu misfallen, blieb ich in Berlin. Nach abgelegter Trauer nahmen die Karnevals-Lustbarkeiten, die immer im Monat Dezember und Januar stattfinden, ihren Anfang. Montags gab der König im Schloß Maskenbälle, Dienstags war öffentliches Konzert, Mittwoch und Freitag Maskenball in der Stadt bei den vornehmsten Hofbeamten. Diese Vergnügungen dauerten nicht lange, plötzlich trat der große Plan des Königs ans Licht; seine Truppen marschierten gegen Schlesien, und der König reiste ab, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Indem ich von ihm Abschied nahm, war ich wahrhaft gerührt; das Unternehmen, zu dem er auszog, war sehr gewagt, und konnte im Falle des Mißglückens von sehr unangenehmen Fol-

gen sein. Diese Betrachtungen machten unsere Trennung empfindlicher. Ich hätte seine Rückkehr erwartet, denn er rechnete darauf, in sechs Wochen auf einige Tage wieder zu kommen, wenn mich nicht die Begebenheit, die ich mit Stillschweigen übergehen will, immer noch beunruhigt hätte; auch meine Ungeduld, den Markgrafen wieder zu sehen, erlaubte mir nicht, meinen Aufenthalt zu verlängern.

Ich reiste also am 11. Januar 1741 von Berlin ab, und kam nach elf Tagen in Bayreuth an. Das Wasser hatte die Wege dergestalt verdorben, daß ich nur vier Stunden des Tages zurücklegen konnte. Die Marwitz und ihre Schwester betäubten mir den ganzen Weg die Ohren mit Klageliedern über ihre Abreise aus Berlin. So muß man denn, nachdem man alle Freuden von Berlin geschmeckt hat, in das Teufelsnest, wo einem die Zeit so entsetzlich lang wird, wieder zurückkehren, sagte die Marwitz. Mehr wie einmal verdrossen mich diese Reden, da ich sie aber wie eine Person ansah, die sich von dem Feuer der Jugend hinreißen ließ, suchte ich sie zu entschuldigen. Kurz darauf schien es mir auch, als wenn sie in sich gegangen sei und ihren Leichtsinn entsagt hätte. In Bayreuth kehrte ich wieder zu meiner gewöhnlichen Lebensart zurück. Wir hatten viele Fremde, welche zum Glanze des Karnevals beitrugen.

Die Einnahme der Stadt Glogau bereitete mir viele Freude; nachdem der König, mein Bruder, ihre Belagerung unternommen hatte, nahm er sie mit Sturm, und setzte sich dadurch in den Besitz dieses Schlüssels von Schlesien.

Kurze Zeit darauf langte Graf Kobenzel, der Gesandte der Königin von Ungarn, Maria Theresia, in Bayreuth an. Er brachte mir einen Brief von der verwittweten Kaiserin, in dem sie mich dringend aufforderte, meinen Einfluß bei dem König, meinem Bruder, dahin zu gebrauchen, daß ich ihn zum Frieden geneigt mache. Die Königin, ihre Tochter, befand sich ohne Geld, ohne Truppen und auf das Ueberraschendste angegriffen; ungeachtet dieser traurigen Lage hatte sie die Vorschläge des Königs, meines Bruders, durchaus verworfen, und beschlossen, lieber das Äußerste zu erwarten, ehe sie ihm die vier Herzogtümer, welche der Gegenstand des Streites waren, abtrete.

Alle Bemühungen des Grafen von Kobenzel und die günstigen Bedingungen, die er mir vorschlug, konnten mich nicht bewegen, mich in diese Angelegenheit zu mischen; ich hielt es nicht einmal für ratsam, dem Könige darüber zu schreiben, um so mehr, da man sich über die Bedingungen dieser Uebereinkunft nie erklärt hatte.

Die glücklichen Fortschritte dieses Fürsten blieben sich indessen gleich. Den zehnten April war die Schlacht bei Mollwitz, die in jeder Hinsicht zu seinem Ruhme ausfiel. Der Sieg, welchen er davontrug, rechtfertigte sein Talent für die Kriegskunst, denn sein erster Versuch war ein Meisterstück. Der General Marwitz erhielt bei dieser Gelegenheit eine sehr gefährliche Flintenwunde in den Schenkel. Die Belagerung und Einahme von Neiße war die Folge dieses Sieges, und führte zum Frieden. Die Freude, die ich bei allen diesen guten Nachrichten empfand, wäre schwer zu beschreiben; ich legte sie durch die Feste, welche ich gab, an den Tag.

Dieses Jahr ging sehr ruhig für mich vorüber; es war aber auch das letzte, in dem ich einige Ruhe genoß; ich werde nun eine neue Laufbahn betreten, die rauher und schwerer zurückzulegen sein wird, als alle, über die man mich im Verlauf dieser Memoiren hat triumphieren sehen. Ich machte mir aus der Wahrhaftigkeit ein Verdienst, daher werde ich die Fehler, die ich mir zu schulden kommen ließ, nicht verschweigen; gegen die Regel der Politik habe ich vielleicht gefehlt, aber meiner Rechtschaffenheit habe ich keinen Vorwurf zu machen.

Da der General Marwitz von seinen Wunden nicht genesen konnte, bat er mich so gringend, seiner ältesten Tochter einen Besuch bei ihm zu erlauben, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte. Er war Gouverneur von Breslau geworden und Befehlshaber von allen schlesischen Truppen. Seine Tochter, die mir sehr vergnügt schien, ihn besuchen zu dürfen, kam zwei Tage vor ihrer Abreise weinend und in der äußersten Verzweiflung zu mir. Ganz erstaunt fragte ich sie um die Ursache; sie konnte mir aber vor Schluchzen kaum antworten, bis sie endlich sagte: Ich sehe wohl, Ihre Königliche Hoheit, daß ich Sie verlassen muß, die Gerüchte, welche zum Nachteil meines Rufes in Berlin im Umlauf waren, haben nur zu viel Glauben gefunden; nichts in der Welt ist mir theurer als meine Ehre,

der Flecken, den sie erhalten hat, ist mir bitterer wie der Tod. Ich kann der Welt die Augen nicht öffnen, wenn ich den Hof nicht verlasse. Ich werde die unglücklichste Person von der Welt sein, denn ich weiß wohl, deß ich ohne Sie nicht leben kann, und um mein Elend aufs Aeußerste zu treiben, will mich mein Vater verheiraten. Ich bin also ein doppeltes Schlachtopfer, einmal der Verzweiflung, von Ihnen getrennt zu sein, und des Zwanges, der mich vielleicht mit einem Manne verbindet, der mir verhaßt ist.

Ihre Thränen und ihre Empfindungen rührten mich aufs lebhafteste. Ich that alles mögliche, um sie zu trösten, und nach zwei Stunden gelang es mir, nicht nur sie zu beruhigen, sondern ich erhielt sogar das Versprechen von ihr, daß sie meinen Dienst nicht verlassen würde. Der Leser urteile selbst, ob ich nach einem solchen Gespräche diesem Mädchen mißtrauen konnte? Konnte ich glauben, daß sie mich grausam betrog, daß sie mir, was mir am theuersten auf der Welt war, daß sie mir das Herz meines Gemahls rauben würde? Sie war fast beständig bei mir, ihr Betragen gegen ihn war so vorsichtig, daß es allen Verdacht, wenn ich welchen gehabt hätte, ganz zerstört haben würde. Nach ihrer Abreise bezeigte mir ihre Schwester viel Ergebenheit; ihre heitere, lebhafte, geistvolle Laune verkürzte mir die Zeit. Der Markgraf scherzte viel mit ihr, ohne daß es mir den geringsten Verdacht gab. Er behandelte mich so gut und bezeigte mir eine so lebhafte Zärtlichkeit, daß ich seiner Treue unbedingt traute. Es freute mich, wenn er sich belustigte. Da ich den Zwang haßte, wollte ich mir auch keinen auflegen.

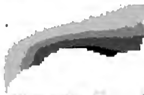
Ungefähr um diese Zeit ward der Kurfürst von Bayern zum römischen Könige erwählt; er kam im Anfang des Jahres 1742 incognito durch Bayreuth, um sich nach Mannheim zur Hochzeitsfeier des Prinzen und der Prinzessin von Sulzbach zu begeben, und von da nach Frankfurt zur Kaiserkrönung zu gehen. Er kam mit solchem ärmlichen Reisegerät durch Bayreuth, daß uns seine Anwesenheit vielleicht nicht bekannt geworden wäre, hätte er uns nicht einen Kavalier zugeschickt, der uns begrüßen und ihn entschuldigen mußte, sich nicht aufgehalten zu haben. Der Markgraf stieg sogleich zu Pferde, um ihm

zu folgen, und eilte auch so sehr, daß er ihn noch drei Meilen von hier antraf. Der Kaiser stieg aus dem Wagen und bezeigte ihm alle nur wünschenswerte Höflichkeit. Nach einer Unterredung von ungefähr einer halben Stunde trennten sie sich sehr zufrieden einer mit dem andern.

Kurz darauf erfuhren wir, daß die Krönung auf den ein und dreißigsten Januar festgesetzt sei. Wir wurden so neugierig, sie zu sehen, daß wir beschlossen, im strengstem Incognito nach Frankfurt zu gehen, daselbst den Tag vor der Ceremonie anzukommen, und den darauf folgenden Morgen wieder abzureisen. Unser Gesandter, Herr von Berghofen, hatte Befehl, unsere Reise einzurichten und unser Incognito zu erleichtern. Wir bestimmten unsere Abreise auf die nächsten acht Tage, als es der Herzogin von Würtemberg einfiel, uns zu besuchen. Diese Dame, die durch ihre schlechten Sitten sehr berühmt ist, ging nach Berlin, um ihre Söhne, deren Erziehung sie dem Könige anvertraut hatte, zu besuchen. Sie waren vor kurzem durch Bayreuth gekommen, bei welcher Gelegenheit sich der Herzog in meine Tochter verliebte, und, da sie neun, er aber nur vierzehn Jahre alt war, uns mit dieser kleinen Liebschaft sehr belustigt hatte. Ich fand die Herzogin sehr gut konserviert, sie hatte schöne Züge, allein ihre Gesichtsfarbe ist gelb und verblüht, sie ist eine solche Schwätzerin, daß sie alles um sich her zum Stillschweigen bringt, wobei ihre Stimme so gellend und laut ist, daß sie die Ohren betäubt; doch hat sie Verstand und spricht gut, ihr Betragen ist gegen die, welche sie einnehmen will, äußerst zuvorkommend, gegen die Männer sehr frei. In ihrer Art zu handeln, findet man den sonderbarsten Widerspruch von Stolz und Niederträchtigkeit. Ihre Liebeshändel hatten sie so verschrieen, daß mir ihr Besuch wenig Vergnügen machte. Während der Minderjährigkeit ihres Sohnes war sie Regentin, ich will mich aber hier bei ihrem Charakter nicht weiter aufhalten, weil sie in der Folge dieser Memoiren noch mehr wie einmal erscheinen wird.

Ich komme wieder zur Marwitz zurück. Sie hatte mich um eine Verlängerung des Urlaubs gebeten, da sie aber unsere geplante Reise nach Frankfurt erfuhr, reiste sie schnell ab, und

kam, wie ich sie am wenigsten erwartete, an demselben Tage wie die Herzogin in Bayreuth an. Ihr erster Augenblick mißfiel mir, sie trat mit einem anmaßenden Wesen herein, hörte nicht auf, von den großen Gütern ihres Vaters zu reden, und von dem Beifall, den sie in Berlin gefunden, von den Höflichkeiten, die man ihr erzeigt hatte, und von der Größe des Opfers, das sie mir durch ihre Rückkehr bringe. Wenn ich liebe, bin ich empfindlich, das habe ich mehr wie einmal gesagt; vielleicht fordere ich zu viel von meinen Freunden, allein ich verlange dieselbe Zartheit des Gefühls von ihnen, dessen ich mich selbst befleißige. In diesem Betragen war das nicht zu finden; diese eitle Ruhmredigkeit mißfiel mir. Es kommt alles auf die Art an, wie man die Dinge sagt; man kann seine Freunde fühlen lassen, was man für sie that, wenn es darauf ankommt, ihnen zu beweisen, wie sehr mann sie liebt; das kann uns nur ihre Dankbarkeit erwerben, allein indem ich jemandem einen Dienst oder eine Wohlthat vorwerfe, benehme ich ihr allen Wert. Was mich anbetrifft, so bin ich schon zufrieden, wenn ich meinen Freunden Vergnügen machen kann, meinetwegen braucheu sie in ihrem ganzen Leben nie erfahren, wem sie es schuldig sind, so wäre ich dennoch durch die Freude belohnt, ihnen nützlich gewesen zu sein. Da ich mich nie habe verstellen können, merkte die Marwitz wohl, daß meine Antworten etwas kalt waren, und darüber war sie so empfindlich, daß sie es dem Markgrafen klagte. Er behandelte mich einige Tage lang mit vielem Kaltsinn, da mich das sehr unruhig machte, drang ich so lange in ihn, bis er mir die Ursache entdeckte. Sie haben ein böses Herz, sagte er, wenn Sie die Menschen, die Sie lieben, so mißhandeln können; die Marwitz ist in Verzweiflung und glaubt, daß sie Ihnen nicht mehr lieb ist; sie hat sich bitterlich bei mir darüber beklagt. Ich war eben so erstaunt als ungehalten, daß sich dieses Mädchen an den Markgrafen gewendet hatte, um ihn in unsere kleinen Zwiste zu mischen, da ich aber wahrnahm, daß er gegen mich eingenommen war, verstellte ich mich und antwortete ihm, daß ich immer dieselbe sei. Auf diese Versicherung hin kam sie zu mir, machte eine Menge Betheuerungen, erging sich in schönen Empfindungen, und überzeugte mich von Neuem, daß sie nur aus Unbedacht-



samkeit und aus zu großem Hange zum Vergnügen fehle. Der Frieden wurde also wieder hergestellt.

Wir wollten den sieben und zwanzigsten Januar abreisen, bis Pölnitz, der durch seine Memoiren und tollen Streiche bekannt geworden ist, bei uns ankam. Er sagte uns, da die Oesterreicher in Bayern eingedrungen wären, habe es der König für gut befunden, um eine Diversion zu machen, und dadurch seinen Bundesgenossen beizustehen, nach Böhmen zu maschieren. Die Herzogin, die zum Teil um den König zu sprechen nach Berlin gehen wollte, fand sich durch dieses Hindernis sehr in Verlegenheit gesetzt, und beschloß, bis zur Rückkehr des Königs bei uns zu bleiben. Es war kein Kleines, sie uns vom Halse zu schaffen, aber nach vielen Intriguen gelang es uns doch; sie reiste am acht und zwanzigsten nach Berlin, und wir an demselben Tage nach Frankfurt ab.

Die schlechten Wege und ausgetretenen Wasser nötigten uns, Tag und Nacht zu reisen, und so kamen wir endlich am dreißigsten Januar vor den Thoren von Frankfurt an. Herr von Berghofen, den wir benachrichtigt hatten, kam uns einige Flintenschüsse vor der Stadt entgegen, und meldete uns, daß die Krönung auf den zwölften Februar verschoben sei, daß alle Welt unsere Ankunft wisse, und es unmöglich sein würde, wenn wir heute in die Stadt führen, unser Incognito zu behaupten. Ich war todtmüde, und von einem ungeheuren Schnupfen geplagt — nach langen Beratschlagungen ward beschlossen, daß wir umkehren und in einem kleinen Dorfe, eine Meile von Frankfurt, die Nacht zubringen sollten.

Herr von Berghofen kam am andern Tage wieder zu uns. Er hatte sich bemüht, aller Welt ihren Irrtum zu benehmen, und die Sachen so eingerichtet, daß wir uns Abends im Stillen zu ihm begaben, um den Einzug des Kaisers, der den Tag darauf stattfinden sollte, zu sehen. Ich hatte niemand als beide Marwitz bei mir, denn meine liebe Oberhofmeisterin war nicht mehr im Stande, Ermüdung zu ertragen. Meine Garderobe war sehr schlecht versehen, denn meine Damen und ich hatten eine jede nichts als eine schwarze Andrienne, die ich zur Verminderung des Gepäcks erfunden hatte. Der Markgraf, Düchatelet und Schönburg waren nur in Uniform,

und um sich unkenntlich zu machen, hatten sie sich die Augenbrauen geschwärzt, welches vortreflich zu den großen schwarzen Perrücken paßte, in die sie sich gesteckt hatten. Ich glaubte vor Lachen zu sterben, wie ich sie so adonisiert sah.

In diesem schönen Putz kamen wir bei Berghofen, der uns kaum erkennen konnte, an. Ich hatte mein Kleid ausstopfen lassen, wodurch ich ein recht ehrenhaftes Ansehen gewann, und wir alle trugen Kappen, die uns über das Gesicht gingen. Berghofen fand uns so unkenntlich, daß er uns vorschlug, in die französische Komödie zu gehen; der Einfall machte uns wie man leicht denken kann, große Freude, und wir nisteten uns daselbst in die zweite Logenreihe ein.

Der Einzug des Kaisers, den wir am andern Tage ansahen, war ungemein prächtig; ich will mich aber bei seiner Beschreibung nicht aufhalten. Noch an demselben Abend hatte ich das Vergnügen, den Maskenball zu besuchen, wo ich mich, da ich von Niemandem gekannt war, sehr belustigte, die Masken zu quälen.

Die Furcht, endlich erkannt zu werden, nötigte uns, ein kleines Gartenhaus zu beziehen, das einem Privatmann gehörte, wo wir einige Tage blieben. Die Kälte war unleidlich und ich büßte für das wenige Vergnügen, das ich in Frankfurt genossen hatte, durch den Verdruß, den die Marwitze mir machten; sie wurden beide unerträglich stolz, wollten bedient sein und maßten sich Ehrenbezeugungen an, die nur mir gebührten. Die älteste hatte den Verstand der jüngsten mit ihrem Stolze angesteckt, die jüngste bestärkte dagegen jene in ihrem Geschmack für den Spott und die Klatscherei. Sie studierten eines Jeden Fehler und Lächerlichkeiten, machten sich ein Vergnügen daraus, den ganzen Hof unbarmherzig durchzuhecheln, und schonten sogar die Leute in ihrer eigenen Gegenwart nicht. Da sie viel Verstand hatten, belustigten ihre Bemerkungen den Markgrafen, er war den ganzen Tag in ihrem Zimmer und nahm es gar nicht wahr, daß er oft der Gegenstand ihrer Späße war. Wenn ich zugegen war, sagten sie mir kein Wort, antworteten nicht einmal auf meine Fragen, sondern setzten sich in einen Winkel des Zimmers und lachten wie die Thörinnen. Da ich das dumme Betragen nicht länger aushalten konnte,

15*

brach ich endlich los, sagte ihnen sehr deutlich, daß sie mir mißfielen, und suchte zu gleicher Zeit sie durch sehr gute Gründe auf bessere Gedanken zu bringen. Die Jüngste schwieg, aber die Aelteste nahm das Ding sehr hoch auf, und vermaß sich, mir den Kopf zu waschen. Wollte doch Gott, ich hätte mich damals ganz im Ernst mit ihnen entzweit, mir wäre dadurch viel Verdruß erspart worden! Die Furcht, wenn ich mein Ansehen gebrauchte, Aufsehen zu machen, und die Hoffnung, sie zu bessern, machten, daß ich mich verstellte.

Meine Rückkehr nach Frankfurt war behilflich, die traurigen Betrachtungen, welche dieser Auftritt veranlaßt hatte, zu zerstreuen. Ich versäumte kein Schauspiel und keinen Ball. Eines Tages wie ich im Schauspiel war, geriet meine Kappe in Unordnung, und der Prinz Georg von Hessen-Kassel, der seine Augen von ungefähr zu mir wendete, erkannte mich; er sagte es dem Prinzen von Oranien, der neben ihm stand, und augenblicklich schlichen sie sich, wie ich es mir am wenigsten versah, in meine Loge. Nun war es nicht länger möglich, sich zu verstellen, beide wollten uns nicht mehr verlassen, sie brachten mich in ihrem Wagen nach Hause, und baten den Markgrafen, der es nicht abschlagen konnte, um die Erlaubnis, mit uns zu Nacht speisen zu dürfen. Von diesem Tage an gingen sie uns nicht mehr von der Seite, der Prinz von Oranien, dessen Unterhaltung und Verstand mir ausnehmend gefiel, ist so bekannt, daß es unnötig wäre, ihn zu schildern; seine Gemahlin, eine Prinzessin von England, war in Kassel, er versprach, sie nach Frankfurt kommen zu lassen, damit ich Bekanntschaft mit ihr mache, da aber sein Aufenthalt daselbst zu kurze Zeit dauerte, um sie den Unbequemlichkeiten der Reise auszusetzen, konnte er sein Versprechen nicht halten.

Den folgenden Tag gingen wir auf den Ball; der Kurfürst von Köln, der das, was Tags zuvor im Schauspiel vorgefallen war, erfahren hatte, war uns auf die Spur gekommen; sobad ich erschien, forderte er mich zum Tanze auf, und sagte, daß r mich kenne; er sprach lange mit mir, stellte mir die Prinessin Clementine von Bayern, seine Nichte, zwei Prinzessinnen von Sulzbach, und seinen Bruder, den Prinzen Theodor vor. Unser Inkognito konnte nun nicht mehr bestehen; allein

unser Aufzug verbot uns doch, zu erscheinen. Wir zogen uns also in unsere Einsamkeit zurück, und nach langem Beraten ward ein Eilbote nach Bayreuth geschickt, um alles, was wir bedurften, kommen zu lassen.

*) Ich erwartete nun den Markgrafen, um einzusteigen, als ich ihn mit einer Dame hereintreten sah, die er mir als Frau von Belisle, Gemahlin des französischen Gesandten, vorstellte. Bisher hatte ich sie sorgfältig vermieden, denn ich fürchtete, sie möchte Ansprüche machen, die ich gar nicht Lust hatte, ihr zuzugestehen. Ich faßte augenblicklich meinen Entschluß und behandelte sie wie alle anderen Damen, die mich besuchten. Das Gespräch handelte von nichts, als dem Lobe des Königs. Ich fand Frau von Belisle sehr verschieden von dem Begriff, den man mir von ihr gegeben hatte, sie kannte ihre Leute; allein ihr Wesen glich mehr einer Soubrette und sie stellte nichts vor.

Ich brachte zwei oder drei Tage, während welcher uns der Prinz von Oranien treulich Gesellschaft leistete, in meinem Gartenhause zu, und kehrte erst am Tage vor der Krönung nach Frankfurt zurück. Diese zu beschreiben, halte ich mich nicht auf; der arme Kaiser genoß auch nicht alle Zufriedenheit, die sie ihm einflößen sollte; er war sterbend vor Gicht und Steinschmerzen, sodaß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Auch außerdem waren seine Umstände höchst verdrießlich; der Vorfall bei Lienz hatte die Franzosen zum Rückzug genötigt, wodurch die Oesterreicher freies Feld erhalten hatten, in Bayern einzubrechen, welches sie nun unbarmherzig verheerten. Mein Bruder, der König, hob zwar durch sein Einrücken in Böhmen einigermaßen die Hoffnungen des Kaisers, da er aber weder Truppen noch Geld hatte, war er genötigt, die Reichsfürsten, um Hülfe von ihnen zu erhalten, zu gewinnen; daher zeichnete er auch die Gesandten der Fürsten zu der Wahl, besonders die beiden Minister des Markgrafen, Herrn von Berghofen und von Comartin, sehr aus. Diese beiden Herren, die von ziemlich gemeiner Geburt waren, fanden sich von der Aufmerksamkeit des Kaisers unendlich geschmeichelt, und der Marschall von

*) Hier scheint eine Lücke zu sein, die vielleicht nur in der Schreibart liegt, denn in der Zeitfolge fehlt nichts.

Belisle gewann sie gänzlich durch den Reiz des Goldes, das er vor ihren Augen glänzen ließ. Sie entwarfen dem zufolge einen Traktat, den sie an demselben Tage, wo wir nach Frankfurt zurückgingen, dem Markgrafen vorlegten; er sprach darüber mit mir, und versicherte mich, er enthalte so vorteilhafte Bedingungen, daß er nicht angestanden habe, ihn gutzuheißen. Wirklich wurde auch dieser Traktat vor unserer Abreise abgeschlossen, allein bestätigt sollte er nur dann werden, nachdem der Markgraf die ersten Bedingungen würde erfüllt haben. Berghofen war darauf bedacht, ihn so sorgfältig zu bewahren, daß ihn mir der Markgraf nicht zu lesen geben konnte; allein ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Das oben erwähnte Geschäft nötigte uns, noch einige Tage in Frankfurt zuzubringen; nachdem unser Gepäck angelangt war, empfing ich alle Welt unter dem Namen einer Gräfin von Reuß, und unser Haus ward nicht mehr leer; sogar Herr von Belisle fand sich mehrmals daselbst ein.

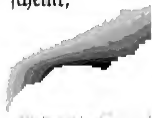
Ich weiß nicht, was Herrn von Berghofen vermochte, dem Markgrafen vorzustellen, daß es nicht anständig sei, wenn ich, ohne die Kaiserin zu sehen, Frankfurt verließ. Dieser Mensch, der viel Verstand hatte, war bei dem Markgrafen durch die ihm geleisteten Dienste und die angeblichen Vorteile, die er ihm durch den Traktat verschafft hatte, in ein großes Ansehen gekommen; mein Gemahl erlaubte ihm, mir diese Zusammenkunft vorzuschlagen, wobei er mir aber dennoch Freiheit ließ, meinem Willen zu folgen. Ich schlug sie rund ab; die Etikette verhindert die Fürsten, sich zu besuchen. Als die Tochter eines Königs durfte ich die Ehre meines Hauses nicht ins Gedränge bringen, und da es kein Beispiel gab, daß die Tochter eines Königs und die Kaiserin zusammengekommen wären, wußte ich nicht, was ich für Ansprüche machen sollte. Berghofen erzürnte sich dergestalt gegen mich, daß er sogar die Ehrfurcht aus den Augen verlor; er schrie, daß ich den Markgrafen zu Grunde richte, indem ich die Kaiserin beleidige, daß die Weiber zu nichts taugten, als Händel anzustiften, daß ich viel besser gethan hätte, in Bayreuth zu bleiben, als nach Frankfurt zu kommen, wo ich die Angelegenheiten des Markgrafen hindern, und seinen Plänen durch meinen Hochmut im Wege sei. Seine Schreierei

änderte nichts in meinem Entschlusse, ich lachte nur darüber allein um ihn zu besänftigen, machte ich meine Bedingungen; ich forderte erstlich unten an der Treppe vom Hofstaat der Kaiserin empfangen zu werden; zweitens, daß sie mir bis vor die Thür ihres Schlafzimmers entgegen käme, und drittens den Armsessel. Er versprach, darüber mit der Oberhofmeisterin dieser Fürstin zu sprechen und alles in der Welt zu meiner Befriedigung zu thun. Ich wagte bei den Vorschlägen, die ich gethan hatte, gar nichts; erhielt ich sie, so behauptete ich meinen Charakter, und schlug man mir sie ab, so hatte ich einen sichern Vorwand, um diesen Besuch zu vermeiden.

In der Zwischenzeit hatte ich Gelegenheit, Herrn von Schwerin und Herrn von Klingräve, die Minister des Königs, zu Rathe zu ziehen, der letzte galt viel am kaiserlichen Hofe; beide meinten, daß ich auf dem Armsessel nicht bestehen könnte, dennoch wollten sie darauf halten, daß man mir ihn gäbe, oder eine andere Auskunft zur Festsetzung des Ceremoniels finden; da der König genau mit dem Bayrischen Hause verbunden sei, und der Markgraf alle Ursache habe, es zu schonen, so fänden sich hierin hinreichende Ursachen, meine Aufführung zu entschuldigen; ich sollte ja als Gräfin von Reuß, welches schon ein Incognito voraussetzte, zur Kaiserin gehen; unter diesem Titel könne ich nicht alle die Auszeichnungen fordern, die mir als Kronprinzessin von Preußen und Markgräfin von Bayreuth zukämen.

Hätte ich Zeit gehabt, dem Könige zu schreiben, so würde ich es seiner Entscheidung überlassen haben; aber hätte ich auch einen Courier geschickt, so wäre die Antwort doch zu spät gekommen, ich mußte mich also ergeben. Man stritt den ganzen Tag über die Artikel, welche ich ausbedungen hatte; die zwei ersten wurden mir zugestanden, alles, was man in Ansehung des dritten erhalten konnte, war, daß die Kaiserin sich eines ganz kleinen Armsessels bedienen, und mir einen Lehnstuhl geben sollte.

Den Tag darauf sah ich diese Fürstin. Ich gestehe, an ihren Platz hätte ich alle Etiquetten und alle Ceremonien der Welt gesucht, um nur nicht erscheinen zu dürfen. Sie ist von sehr kleinem Wuchs, und so dick, daß sie kugelrund scheint,



häßlich so viel wie möglich, ohne Anstand und Ansehen. Ihr Geist ist ihrer Gestalt angemessen; äußerst bigott bringt sie Tag und Nacht vor ihrem Betpulte zu. Die Alten und Häßlichen machen gewöhnlich den Anteil des Hergotts aus. Sie empfing mich mit Zittern, und so außer Fassung, daß sie kein Wort vorzubringen vermochte; indessen setzten wir uns nieder. Nach einigem Stillschweigen fing ich das Gespräch auf französisch an; sie antwortete mir in ihrem österreichischen Kauderwälsch, daß sie diese Sprache nicht gut verstände, und mich deutsch zu sprechen bäte. Die Unterhaltung dauerte nicht lange; die österreichische und niedersächsische Mundart sind so verschieden, daß man sich, ohne daran sehr gewöhnt zu sein, gar nicht versteht. So ging es auch uns. Ein Dritter hätte über unsere Mißverständnisse herzlich lachen müssen, denn wir verstanden einander nur hie und da ein Wort, aus dem wir das Uebrige errieten. Die arme Kaiseriu war der Etiquette so sklavisch unterworfen, daß sie geglaubt hätte, ein Staatsverbrechen zu begehen, hätte sie in einer fremden Sprache mit mir gesprachen, denn sie verstand die französische sehr gut. Der Kaiser hatte bei diesem Besuche gegenwärtig sein sollen, allein er war so krank geworden, daß man sogar für sein Leben fürchtete. Er hätte ein besseres Schicksal verdient! Er war sanft, menschlich, herablassend, er hatte die Gabe, die Herzen zu gewinnen; von ihm konnte man wohl sagen: in einem zweiten Range hätte er geglänzt, da ihn ein erster verdunkelte. Sein Ehrgeiz war größer als sein Geist, seine Lage war über seiner Sphäre, und zum Unglück hatte er niemanden um sich, der seine fehlenden Talente ersetzt hätte.

Nachdem ich noch einige Tage in Frankfurt zugebracht hatte, die in lauter Festen und Lustbarkeiten verstrichen, kam ich endlich ende Februar nach Bayreuth zurück. Kurze Zeit nach uns kam Herr von Montaulieu, der Oberkammerherr der Herzogin von Württemberg, daselbst an, der dem Markgrafen und mir Briefe von dem König, von der Königin, meiner Mutter und der Herzogin brachte, in denen ein Heiratsvorschlag zwischen meiner Tochter und dem jungen Herzog von Württemberg enthalten war. Da die Verbindung sehr vorteilhaft, und durch den Beifall des Königs und der Königin, die sie gestiftet

hatten, berechtigt war, gaben wir unsere Einwilligung, und verschoben wir den Abschluß der Bedingungen nur bis zu der Rückkehr der Herzogin von Berlin.

Unsere Rückkehr veranlaßte den kaiserlichen Hof, auf die Vollziehung der ersten Bedingungen des Traktats zu dringen. Wie Herr von Berghofen dem Markgrafen dieses Wunder der Politik zugeschickt hatte, ließ er es mich lesen. Sein Inhalt war folgender:

Der Markgraf verband sich 1) ein Infanterie-Regiment von achthundert Mann für den Kaiser zu werben; 2) ihm in dem fränkischen Kreis alle möglichen Dienste zu leisten; 3) den Kreis dahin zu bewegen, daß er sich, wenn es die Umstände erlaubten, zu seinen Gunsten erklärte. Dagegen gab der Kaiser dem Markgrafen 1) die Befehlshaberstelle des besagten Regiments, nebst der Ernennung der Offiziere bis zum Hauptmann, fünfundzwanzig Gulden für den Mann, mit Inbegriff von Waffen und Uniform zur Werbung des Regiments; 2) er übergab ihm das Jus appelandum; 3) er übergab ihm das kleine Städtchen Redwitz mit seinem Gebiet. (Dieser letzte Artikel fand nur statt, wenn der Kaiser sich Böhmens bemächtigte, denn diese Stadt liegt auf böhmischem Boden.) 4) versprach er ihm seine Befürwortung beim fränkischen Kreis, daß ihn dieser zu seinem Marschall und Befehlshaber der Kreis-Truppen ernenne.

Der Markgraf hatte in Frankfurt in steten Zerstreuungen gelebt, die Lustbarkeiten, die Nachtwachen und das große Vertrauen, das er in Berghofen setzte, hatten ihn verhindert, die Folgen des Traktates reiflich zu überlegen. Wie er ihn zum zweiten Male las, sah er ihn mit ganz andern Augen an; die Bedingungen schienen ihm so trügerisch, wie er sie anfangs für vorteilhaft gehalten hatte; die zur Erhebung des Regiments bestimmten Summen waren so gering, daß der Verlust in die Augen fiel; das Jus appelandum ist ein Vorteil für ungerechte Fürsten; ein billiger Prinz besitzt es immer, denn er giebt seinen Unterthanen nie Ursache, an das Kaiserliche Gericht zu appellieren; das Kriegsgeneralat ist ein eitler Titel, ohne ein anderes Vorrecht, als im Kriege die Kreistruppen anzuführen; das Städtchen Redwitz ist ein wahres Nichts, der Erwerb war un-

gewiß, und der Vorteil ebensowenig solide, als der aller andern oben erwähnten Artikel. Diese und viele andere Gründe vermochten den Markgrafen, diese Unterhandlung abzubrechen.

Von dem Könige, meinem Bruder, erhielt ich über diesen Traktat manchen unangenehmen Brief; er beklagte sich mit vieler Bitterkeit gegen mich, daß man ihn ohne sein Wissen angeknüpft hatte. Ich unterdrückte die ersten von diesen Briefen, und gab über diesen Punkt gar keine Antwort. Endlich schrieb er mir, ich sollte in seinem Namen mit dem Markgrafen reden, und ihm begreiflich machen, daß es ihm nicht zukäme, ohne ihn, als dem Haupte des Hauses, um Rat zu fragen, einen Traktat abzuschließen. Er sagte mir die Antwort, die sehr derb war, in die Feder, und von diesem Augenblick an war der Krieg erklärt. Nun erhielt ich von dem König nur sehr harte Briefe, ich erfuhr sogar, daß er sehr nachteilig von mir sprach, und und mich sogar öffentlich lächerlich machte. Dieses Betragen kränkte mich sehr; dennoch verhehlte ich meinen Verdruß und behandelte ihn wie in vergangenen Zeiten.

Die Herzogin von Württemberg kam in dieser Zeit an; die Uebereinkunft wegen der Heirat unserer Kinder war in Berlin abgeschlossen, man hatte verabredet, daß sie nur dann stattfinden sollte, wenn beide Teile im reiferen Alter sich dazu geneigt fänden. Gegen meinen Willen nötigte mich diese Verbindung, mit der Herzogin nähere Bekanntschaft zu machen; ich sage wider meinen Willen, denn diese Frau war so verschrieen, daß man von ihr wie von einer Laïs sprach. Sie schwatzte gut, und hat einen Geist, der sich mit lauter Kleinigkeiten beschäftigt; anfangs ist das wohl kurzweilig, aber auf die Länge ermüdet es sehr. Fast unaufhörlich überläßt sie sich einer unbegrenzten Lustigkeit, und da ihr vorzügliches Studium dahin geht, zu gefallen, haben auch alle ihre Bemühungen keinen andern Zweck; Neckereien, kindisches Wesen, Blicke — kurz alles, was man Koketterie nennt, wird dazu in Bewegung gesetzt. Die beiden Marwitz setzten sich in den Kopf, das Betragen der Herzogin sei nach französischem Ton, und, um mit der großen Mode zu sein, müsse man sich nach ihrem Muster bilden. Die älteste, welche von da an viel Einfluß auf den Markgrafen gewann, überredete ihn, den ganzen Hof umzuändern. In

vierzehn Tagen nahm alles eine andere Gestalt an; man gab sich mit nichts ab, als sich untereinander zu schlagen, man warf sich die Servietten an den Kopf, lief wie die wilden Pferde, und nahm sich endlich beim Gesange ziemlich zweideutiger französischer Lieder in die Arme. Weit entfernt, daß dieses Betragen das der französischen Damen sei, glaube ich, wenn irgend ein Franzose in der Zeit zu uns gekommen wäre, so hätte er geglaubt, in der Gesellschaft von Opernmädchen und Komödiantinnen zu sein. Meine Bemühungen, diesem Unwesen zu steuern, waren vergeblich, die Hofmeisterin donnerte, fluchte gegen ihre Nichten, aber statt aller Antwort kehrten sie ihr den Rücken zu. Wie glücklich war ich noch zu jener Zeit! Ach, die Marwitz führte mich noch hinter das Licht, ich ahnte ihre Intrigue gar nicht; da der Markgraf noch immer seine frühere Aufmerksamkeit für mich zeigte, schlief ich ruhig, indes an meinem Untergang gearbeitet wurde.

Die Abreise der Herzogin gab mir Hoffnung, daß ich die Dinge in ihr altes Geleis bringen würde, allein bald merkte ich, daß das Uebel Wurzel gefaßt hatte. Wie ich seitdem wohl eingesehen habe, machte die Marwitz von der Zeit an ihren Plan. Sie hatte einen ungeheuren Ehrgeiz, um diesen zu befriedigen, mußte sie den Markgrafen notwendig in Lustbarkeiten verwickeln, ein Fehler, zu dem er nur zu sehr geneigt war, um ihn von dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendete, zu zerstreuen. So wußte man mich auch durch die Mitteilung der wichtigsten Geschäfte zu betrügen, indem man mich durch das Vertrauen, daß der Markgraf mir zeigte, einzuschlummern verstand; sie behielt sich hingegen die Verteilung der Stellen und Vergünstigungen, und besonders die Finanzen vor. Die Gerüchte, die in Berlin über sie in Umlauf gewesen waren, hatten sie über ihre Lage und die Gewalt, die sie schon damals über den Markgrafen hatte, Betrachtungen anstellen lassen. Der Drang, ihr großes Genie glänzen zu lassen, überwog jede andere Rücksicht; sie hatte seine Schwäche für sie bemerkt und benutzte sie, um nach ihrer Willkür zu herrschen. Sie meinte, wenn sie sich mein Zutrauen erhielt, und jede Gelegenheit, mir Verdacht einzuflößen, vermied, würde sie mich endlich so verblenden, und sich so furchtbar machen, daß ich,

selbst wenn ich ihre Ränke wahrnähme, nicht mehr imstande sein würde, mich dagegen zu wehren. Wirklich war auch ihr und des Markgrafen Betragen so abgemessen, daß mir ihr heimliches Einverständnis auch nicht den geringsten Verdacht eingeflößt hatte.

Ende Juli gingen wir nach Stuttgart, wohin uns die Herzogin von Württemberg eingeladen hatte. Diesen Hof will ich nicht beschreiben; ich fand ihn höchst widerwärtig, voller Ceremonien und Komplimente.

Ende des Original-Manuskriptes.



Die Jahre 1743—1758.

Leider hat uns die Markgräfin über die letzten 15 Jahre ihres Lebens keine eigentlichen Aufzeichnungen hinterlassen, hingegen einen reichen Schatz an Briefen.

Ist sie in ihren Memoiren rücksichtslos bis zum Exzeß, vielfach herzlos und unduldsam, so finden wir sie hier als die geistreichste Frau des 18. Jahrhunderts, deren Herz und Gemüt durch ihre aufopfernde Liebe und Freundschaft Jedermann anzieht und zur Bewunderung zwingt.

Nicht weniger denn 11 Bände in Quart umfassen die Original-Briefe, welche der große Friedrich seiner teuren Schwester geschrieben, und viel größer noch ist die Anzahl der Briefe der Markgräfin an Friedrich. Einen wichtigen Beitrag bildet zweifellos ihre Korrespondenz zu den Memoiren. Viele Mitteilungen in denselben werden erst durch die Briefe erläutert und klar gestellt; Manches aber auch rektifiziert. So vor Allem, erhalten wir Aufschluß über die von ihr nur kurz berichtete Spannung mit ihrem Bruder, über ihr ferneres Verhältnis zur Burghaus (ehemaligem Fräulein von Marwitz) und Anderes mehr. Hochinteressant ist auch der Markgräfin Briefwechsel mit Voltaire, der bis zu ihrem Tode unterhalten ward. —

Im Jahre 1740 war es, als Friedrich der Große zu Rheinsberg den ihn über Politik ausforschenden Voltaire mit den Worten: „Hier stelle ich Sie meiner geliebten Schwester vor“ zu dieser führte, und jene Freundschaft vermittelte, welche unverbrüchlich bis zu ihrem Tode gedauert hat.

Es waren Tage voll Glück und Seelenfrieden für die Markgräfin, die sie in Rheinsberg verlebte im vertrauten Verkehr mit Geistern wie Maupertuis, Voltaire, Jordan und wie sie alle heißen die Größen, deren Mittelpunkt Friedrich der Große, ihr geistvoller Bruder bildete!

In philosophischen, anregenden Gesprächen, schwand die Zeit, verrauschten die Glanzestage von Reinsberg, welches nie wieder eine solche Elite bedeutender Menschen sehen sollte, wie denn auch Friedrich selbst unerklärlicher Weise nicht wieder im Leben dahin kam.

Die Markgräfin aber hatte hier einen Schatz gewonnen, die Freundschaft Voltaires, die ihr eine Stütze wurde in der schweren Zeit ihres Lebens.

Mit ihm besprach sie ihr häusliches Leid wie auch die kargen Freuden, die den Abend ihres Lebens verschönten. Eine Reihe von Briefen Beider liegt vor uns als beredtes Zeugniß ihrer hohen und edlen Geistesrichtung, und den schwerwiegendsten Beweis für die Bedeutung der Markgräfin finden wir in ihnen, wenn wir sehen, daß Voltaire, dieser große Spötter, der Alles und Alle mit den scharfen Pfeilen seiner Satire verwundete, es nie gewagt hat, sie auf die Markgräfin anzuwenden. Wie groß und edel muß daher diese Seele gewesen sein, und wie viel Leid und Kummer muß sie durchgemacht haben, um in ihren Memoiren teils so ungerecht, teils so verbittert zu schreiben! Indem wir nachfolgend das Leben der Markgräfin an der Hand ihres Briefwechsels, und nach historischen Quellen verfolgen, werden wir nicht verfehlen, besonders wichtige und interessante Briefe ganz oder im Auszuge, in Uebersetzung wiederzugeben. —

Zurückgekehrt von ihrem Besuche am Würtemberger Hofe, der sie in keiner Weise befriedigt hat, da ihr, der Sittenreinen, das frivole Leben und Treiben des dortigen Hofes in der Seele zuwider war, vertiefte sie sich mehr und mehr in ihre Lieblingsbeschäftigungen, den Dingen am Hofe freien Lauf lassend. So ist es auch erklärlich, daß sie faktisch erst 1744 von dem Verhältnis des Markgrafen mit der Marwitz genaues erfuhr, oder wenigstens von demselben Notiz nahm. Bevor wir jedoch hierauf weiter eingehen, haben wir noch des

Besuches Friedrichs II. in Bayreuth zu erwähnen, so wie des demselben unmittelbar Vorhergegangenen.

Wenige Monate, nachdem der Vertrag über die Heirat zwischen Wilhelminens einziger Tochter mit dem ältesten Sohne der Herzogin von Württemberg, den, durch sein Verfahren gegen Schiller zu so trauriger Berühmtheit gelangten nachmaligen Herzog Karl von Württemberg, unterzeichnet war versuchte man, um den Bayreuther Hof, mit dem Berliner zu entzweien, der Markgräfin glauben zu machen, Friedrich habe die Absicht, diese Heirat nicht zu Stande kommen zu lassen, ebenso, daß die Herzogin in Folge dessen, ihre Söhne aus Berlin, wo sie erzogen wurden, zurückrufen würde. Auf die besorgte Anfrage der Markgräfin bei Friedrich, eröffnet er ihr das ganze Komplott, warnt sie vor dem österreichischen Einfluß und giebt ihr volle Beruhigung. Zugleich ladet er die Schwester ein, den Winter in Berlin zu verbringen. Sie lehnt jedoch ab, und Friedrich resigniert mit der Hoffnung, sie ein anderes Mal zu sehen.

Das sollte bald geschehen; allerdings nicht in Berlin. Groß war die Freude der Markgräfin, als Friedrich sie im September 1743 in Bayreuth besuchte! Mit dem Grundgedanken, die süddeutschen Fürsten zu sondieren und ein Bündnis mit denselben zur Hülfe für den schwachen Kaiser Karl VII zu schließen, besuchte Friedrich die Schwestern in Ansbach und Bayreuth. Nur wenige Tage kann er sich der Schwester in Bayreuth widmen, die ihn auf alle Weise feiert, dann geht er nach Ansbach weiter. Aber er ließ jemand in Bayreuth zurück, der ihn ersetzten sollte, und in Wirklichkeit es verstand, die Wolke des Unmutes ob dieses kurzen Aufenthaltes von Wilhelminens Stirn zu scheuchen: das war kein Andrer als Voltaire! In diesen vierzehn Tagen bot die Markgräfin Alles auf, dem Freunde ihrer Verehrung zu bezeigen. Feste folgten auf Feste, man führte Voltairesche Stücke auf, in denen Beide die Hauptrollen spielten und ungeachtet, daß auch der Markgräfin Bruder, August Wilhelm, und Prinz Ferdinand von Braunschweig in Bayreuth geblieben waren, ward Voltaire der Mittelpunkt, um den sich Alles sammelte. Die Markgräfin schreibt dem König nach Ansbach „er hat die beste

Laune der Welt, und hat gleich mir, nur den einen Gedanken, den Deiner Rückkehr." Der Liebling der Frauen konnte es wohl in Bayreuth aushalten, wo Alle zu seinen Füßen lagen und ihm huldigten! Die exzentrische Herzogin von Württemberg soll sogar eigenhändig bei Nacht „la Pucelle" abgeschrieben haben.

Aber diese Tage des Glückes und der ungetrübten Heiterkeit verflogen schnell, Friedrich kehrte nach Bayreuth zurück und kurz darauf mit seinem Gefolge nach Berlin. Seinem scharfen Auge waren die österreichischen Umtriebe nicht entgangen, die an den Höfen seiner Schwäger täglich an Einfluß gewannen, und schon wenige Monate nach seinem Besuche, sendet er am 6. April 1744 mit der ungewöhnlichen Ueberschrift „Madame ma tres-chère soeur" seiner Schwester einen Brief per Staffette in dem er entschieden von ihr die Entlassung der Marwitz forderte, da er zu seinem Erstaunen von deren Vater gehört, daß sie, die Markgräfin, deren Heirat mit dem Grafen von Burghaus, einem Oesterreicher, auf das Eifrigste betreibe. Er erinnert sie an das Versprechen und die Bedingung, unter denen Friedrich Wilhelm I. ihr die beiden Marwitz nach Bayreuth mitgegeben habe und versichert, er werde nie seine Einwilligung zu dieser Heirat geben, geschähe sie jedoch dessen ungeachtet, so würde die Marwitz ihres nicht unbedeutenden Vermögenanteils verlustig gehen, was bereits ihrer Schwester Caroline — welche den Graf von Schönburg, Oberstallmeister der Markgräfin, geheiratet hatte — widerfahren sei.

„Ich würde in der That, fährt Friedrich fort, untröstlich sein, wenn diese unglückselige Angelegenheit einen Bruch zwischen uns, die wir durch Bande des Blutes und des Geistes so eng verbunden sind, veranlassen sollte. Jedenfalls wirst Du mir einen Dienst erweisen, wenn Du mir diese Dame hieher zurückschickst, wo ich selbst für ihr Unterkommen Sorge tragen werde."

Das war die Bombe, welche das so innige Verhältnis zwischen Beiden auf Jahre stören sollte! Wir können der Markgräfin in ihren Memoiren nicht Glauben schenken, wenn sie andere Ursachen zu dieser Entfremdung herbeiziehen will, so wenig, wie wir ihr glauben können, daß sie bereits 1742 von dem

intimen Verhältnis des Markgrafen mit der Marwitz Kenntnis gehabt habe! Hätte sie in diesem Falle nicht ihrem Schöpfer danken sollen, daß sie eine Person, die das Glück ihres Lebens zu vernichten drohte, auf strikten Befehl des Königs auf die einfachste Weise von ihrem Hofe entfernen konnte! Statt dessen betreibt sie die heimliche Trauung derselben, ungeachtet dei Gefahr, daß diese Handlung sie mit ihrem Bruder entzweien könne. Da kann man nur annehmen, daß sie entweder nichts von ihrem vertrauten Verkehr mit dem Markgrafen gewußt hat, oder aber, wie Droysen schreibt, daß sie selbst dieses zweideutige Verhältnis begünstigt habe, weil sie dem Markgrafen vielleicht nicht mehr in jeder Weise Gattin sein konnte und damit zufrieden war, daß die Freundin ihre Stelle vertrat. —

Wir kommen auf den Brief Friedrichs zurück. Umgehend antwortete die Markgräfin, am 9. April, daß sie erstaunt sei, von ihm an das Versprechen erinnert zu werden, welches sie dem verstorbenen König gegeben habe. Gewiß habe sie es dem Lebenden gehalten, doch nun, nach seinem Tode, sei sie auch ihres Wortes entbunden. Da ihr Friedrich nie von dieser Angelegenheit weder gesprochen, noch geschrieben habe, könne sie sich ihm gegenüber nicht schuldig finden. Umsomehr auch nicht, als er ihr auf ihre Bitte, und es sei die erste gewesen, die sie an ihn gerichtet, seit er König geworden, ihr die Marwitz, welche aufs Heiraten verzichte, zu lassen, gar nicht geantwortet habe.

Sie habe nicht geglaubt, daß der König so viel Anteil für dieses Fräulein, welches nebenbei 27 Jahre alt und majorenn sei, nehme, und außerdem sei der von Berlin erwartete Kourier nicht gekommen, so habe sie am Morgen des vorhergehenden Tages die Marwitz zur Trauung veranlaßt, der nur wenige Zeugen beigewohnt hätten, und welche ohne Wissen ihrer Tante (der Frau von Sonnsfeld) vollzogen worden sei.

Da nun seine Staffette zu spät gekommen und die Sache nicht mehr zu ändern sei, so bliebe ihr nichts anderes übrig, als um Gnade für diese unglückliche Frau zu bitten, deren Ergebenheit für sie der alleinige Grund zu jenem Schritte gewesen wäre. Sie könne sich nicht denken, daß sein Herz grausam

genug sei, ihr ganzes Vermögen einzuziehen, noch weniger aber, sich mit einer Schwester zu erzürnen, die ihm so viele Beweise von Ergebenheit und Freundschaft gegeben habe.

Es sei undenkbar, daß er, ob solcher Bagatelle die Freundschaft für sie aus seinem Herzen gestrichen habe. Sie hoffe umsomehr auf eine günstigere Antwort, als diese Sachen nicht passiert wären, hätte sie früher seine Absichten gewußt. Er möge versichert sein, sie sei derselben nicht unwürdig, da in ihrem Herzen niemals die Achtung und Liebe für ihn schwinden würde.

Der König übergab die weitere Verhandlung dem Prinzen von Preußen, seinem Bruder, dem es auch gelang, eine, wenigstens äußere Versöhnung zwischen beiden herbeizuführen — vollständig versöhnt haben sie sich erst 1746. Dann aber hat kein Mißton beider Einvernehmen jemals wieder gestört. —

Diese, so kurz vor Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges erfolgte Heirat der Marwitz mit dem österreichischen Grafen Burghaus, sowie die so prononzierte Vorliebe der Markgräfin für Friedrichs Erbfeindin, Maria Theresia, mit der sie auch auf dem Wege nach Frankfurt, zur Kaiserkrönung ihres Gemahls zusammentraf, ließen das Verhältnis zu Friedrich kälter und fremder werden. Seltener, kürzer, zuweilen nicht mehr eigenhändig, sind des Königs Briefe, doch bricht bald hier bald dort ein Strahl der alten, nie erloschenen Liebe durch. So schreibt er ihr am 16. August 1744:

Teure Schwester!

„Die Königin-Mutter schickt mir soeben Deinen Brief. Obgleich ich Dir große Vorwürfe zu machen hätte, obgleich alles Leid, welches uns von uns teuren Personen zugefügt wird, uns empfindlicher berührt, als wenn es von Fremden kommt, so will ich gern alles Geschehene mit dem Schleier bedecken und nicht an die beleidigende Art denken, mit der Du mich behandelt hast, nicht mehr der unedlen Worte, die Du dem General Marwitz geschrieben, noch weniger endlich daran, daß Du dessen Tochter mit einem Oesterreicher vermählt hast. Ich

will bei dieser ganzen Angelegenheit nur bedenken, daß ich Dein Bruder bin, alles Übrige vergessen." —

Die Markgräfin hingegen blieb sich in ihrem Wesen gleich und spielte die Beleidigte. Sie ließ es sogar zu, daß Friedrich in der Erlanger Zeitung, die unter ihren Augen gedruckt wurde, beschimpft ward; so daß er sich nicht enthalten kann, ihr zu schreiben: „. . . ich weiß nicht, wodurch ich mir seine (des Redakteurs) Ungnade zugezogen habe; aber das steht fest, daß ich es nie zugegeben haben würde, daß man in meinem Lande Impertinenzen über meine Verwandten drucke". Diesen Vorwurf finden wir in Friedrichs Briefen bis zum Januar 1745 wieder, ein Beweis, wie verbittert die Markgräfin war, um so lange ihren Bruder und ein Volk ungestraft verspotten zu lassen, dem sie selbst entsprossen war. Am 19. Januar hält Friedrich ihr Letzteres besonders vor und scheint damit seinen Zweck erreicht zu haben. — Zugleich teilt er der Schwester mit, daß seine Schwester von Schweden schwanger sei, die von Braunschweig und seine Schwägerin ihrer Niederkunft entgegensähen, weiter sei außer Kälte und Schnupfen nichts zu berichten.

Darauf lange Pause im Briefwechsel. Friedrichs Brief vom 18. Juni 1745 beginnt dann: „Ich bin so sehr an Ungerechtigkeiten von Deiner Seite gewöhnt, daß ich mich nicht wundern darf, daß Du mir vorwirfst, Dich vergessen zu haben. Trotzdem ich von Bayreuth seit 3 Monaten kein Wort erhalten habe, klage ich Dich keineswegs an, ich bin sogar so überzeugt davon, daß Du, trotz der flüchtigen, kleinen Wolken, noch Liebe für mich hegst, daß ich in diesem Vertrauen fest verharre." Wilhelmine giebt nicht nach, schreibt ihm vielmehr von ihrer Vorliebe von Oesterreich, so daß Friedrich ihr in seinem Briefe vom 2. Oktober berichtet: „Soeben haben wir die Oesterreicher, oder Deine Kaiserlichen, wie Du sie nun nennen willst, geschlagen." Am 30. Dezember schreibt er ihr aus Potsdam, daß er mit der Königin von Ungarn Frieden geschlossen und überzeugt sei, daß ihr diese Nachricht um so angenehmer sein werde, als sie nun ihrer Vorliebe für diese Fürstin keinen Zwang anzulegen brauche, infolge eines Restes jener alten Freundschaft, die sie ihm vielleicht noch bewahrt habe. Hierauf erwidert die Markgräfin stolz, sie habe nie besondere Vorliebe

noch Hinneigung für die Interessen der Königin gehabt, sie lasse nur deren Verdienste Gerechtigkeit widerfahren und sie glaube, daß es erlaubt sei, alle diejenigen zu schätzen, die es verdienten. Ihre Freundschaft für ihn, sei nicht weniger aufrichtig, obschon er ihr zu verstehen gäbe, wie wenig er davon halte; sie sei sich bewußt und das tröste sie, daß sie ihr Möglichstes gethan habe, ihn in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig gelassen zu haben. —

Den Bemühungen des Prinzen von Preußen gelingt es endlich, Beide auch innerlich wieder näher zu bringen. Bleibt auch in Wilhelminens Brust immer noch ein letzter Rest von Eigenwille und Groll haften, so schmilzt doch bald das Eis und als ihr gar in Bezug auf der Burghaus Verhältnis zum Markgrafen endlich die Augen aufgehen, da sinkt sie an Friedrichs Brust und Alles ist wieder gut.

Am 29. März 1746 schreibt Friedrich ihr jenen Brief, der mit den Worten beginnt: „Ich hatte nie den Verdacht, daß Dein Herz beteiligt sei an all' dem Aerger, den Du mir seit 3 Jahren bereitet hast. Ich kenne Dich, teure Schwester, zu gut, um mich darin zu täuschen und ich werfe alle Schuld auf diejenigen, welche Dein Vertrauen mißbrauchten und eine nichtswürdige Freude daran fanden, Dich mit denjenigen Personen zu überwerfen, welche Dich stets auf das wärmste geliebt haben. Das ist's, was ich davon denke und Dein Brief giebt mir die Gelegenheit, es Dir zu sagen. Ich bedaure Dich von Herzen, daß Du Deine Freundschaft an eine Unwürdige verschenkt hast. Die ganze Welt kennt den schlechten Charakter dieser Kreatur, die ich nicht nennen mag, aus Furcht, meine Feder zu beflecken. Du allein bist blind in Bezug auf diese. Du kommst mir vor, teure Schwester, ohne Vergleich, wie die Hahnreie, die stets zuletzt wissen, was in ihrem Hause geschieht, während die ganze Stadt von ihrem Schicksal spricht. Verzeih, wenn ich Dich beleidigen sollte, indem ich Dir mein Herz ausschütte, aber nach Erhalt Deines Briefes konnte ich nicht mehr schweigen."

Etwas wärmer schon fällt der Markgräfin Antwort aus; sie schreibt am neunten April: „Ich kann Dir, teurer Bruder, nicht die Freude beschreiben, welche mir Dein letzter Brief be-

reitet hat. Du läßt darin meiner Liebe, die ich stets für Dich gehabt, Gerechtigkeit widerfahren; das ist's, was ich gewünscht. Und ich ersehne nichts heißer, als daß Du meinen Charakter immer besser kennen lernen mögest, derselbe kennt keinen Wechsel noch Leichtfertigkeit. Du bist mir teurer als mein Leben gewesen, und je mehr ich Dich geliebt und verehrt habe, um so mehr bin ich von Deiner Kälte getroffen worden. Verzeih, wenn ich offen mit Dir spreche; ich habe in den letzten Jahren in Dir nicht mehr den so angebeteten und für mich zärtlichen Bruder wiedergefunden. Ich glaubte schon, seine Freundschaft sei ganz erloschen. Vielleicht hat mein Kummer mich Fehler begehen lassen; aber bei meinem ärgsten Verdruß war ich mir doch stets bewußt, daß ich im Grunde dieselbe geblieben, die mit Wärme alles das erfaßte, was Dich betraf, und vor allem, Deinen jetzt erworbenen unsterblichen Ruhm. Ich entschuldige Dich, teurer Bruder, in Vielem (also sie ist im Recht, Friedrich im Unrecht); ich bin von den Gerüchten unterrichtet, die man über mich und unsern Hof verbreitet hat. Man erweist mir viel Ehre, indem man mich als ein Kind hinstellt, welches sich von jedem leiten läßt, dem man weis machen kann, was man will. Vor einigen Jahren sollte Superville hier alles leiten, dann du Châtelet, jetzt die Burghaus; verläßt diese mich dann eines Tages, wird es auch wieder eine Andere sein! ...... Ich weiß wohl, daß man mir Schwachheit vorwirft, unerträglichen Stolz, Neigung zur Intrigue, sowie einen unersättlichen Hang für Vergnügungen. . . . Ich will Dir zum Schluß meine Lebens- und Denkweise detaillieren. Ich bin jetzt in einem Alter, in dem man an rauschenden Vergnügungen keinen Gefallen mehr findet; meine Gesundheit, die täglich schwächer wird, erlaubt mir schon nicht, viel davon zu genießen; ich ziehe einen Kreis geistreicher Personen allen andern Unterhaltungen vor. . . . . .

Betrachte alles Geschehene als allzu heftige Aeußerungen, die, wenn man mein Herz kennt, im Grunde genommen, entschuldbar sind und sei überzeugt, daß ich Dir nie Ursache geben werde, an meiner unvergänglichen Liebe und Achtung zweifeln zu müssen." — Trotz dieses Standpunktes der Markgräfin, als sei ihr Unrecht geschehen, schreibt ihr Friedrich

bereits am sechszehnten April eingehender und hält ihr ihr Sündenregister vor. An einer Stelle heißt es: „. . . Ich gönne Dir von Herzen geistreiche Leute, die Deiner Unterhaltung würdig sind; aber zu gleicher Zeit wünsche ich zur Hölle und zu allen Teufeln jene Pestbeulen, welche Dich mit Deinen Verwandten entzweien, und ich, der ich gewiß nicht grausam bin, ich könnte sie ohne Gewissensbisse schinden. . . . . Ich kann mir keinen Vorwurf machen, Dich irgendwie beleidigt zu haben und trotz allem, was geschehen, liebe ich Dich immer noch." — Die Markgräfin sucht sich darauf in einem Schreiben vom dritten Mai, zu rechtfertigen. Sie habe die Burghaus verheiratet, um sie nicht unglücklich zu machen, der Begegnung mit Maria Theresia habe sie nicht ausweichen können, doch weder der Markgraf noch sie selbst sei jemals österreichisch gesinnt gewesen. Sie wisse aber wohl, was den Anlaß zu derartigem Gerede gegeben; es seien an ihrem Hofe stets eine Anzahl österreichischer Offiziere, unter denen sich Manche befänden, die viel Geist und angenehme Sitten hätten, denen müßte man gerecht werden; der Markgraf sei mit einigen durch Freundschaft verbunden und da er vertraut mit ihnen verkehre, hieße es gleich, sie wären mit Geschäften betraut 2c. Darauf folgte das liebenswürdige Schreiben des Königs vom zehnten Mai. Nicht sie, sondern der König giebe nach. Er schreibt: „. . . Ich erfahre jetzt an mir, daß man schnell überzeugt ist, wenn man es sein will und mein Herz, welches für Dich spricht, würde Dich freisprechen, selbst wenn mein Verstand Dich schuldig fände. Die Mühe, welche Du Dir bei Deiner Verteidigung giebst, genügt mir und ich bin glücklich, die Schwester statt einer Feindin wiedergefunden zu haben. Ich schreibe Dir heute zum letzten Male über eine Angelegenheit, die mir so verhaßt ist, daß ich froh bin, sie endlich aus meinen Gedanken verwischen zu können. . . . ."

Das war das Werk des Prinzen von Preußen gewesen und die Markgräfin erschöpft sich in Dankesbezeigungen für das Zustandekommen dieser Versöhnung, die aber immerhin noch nicht ganz vollkommen ist; die Markgräfin behielt nach wie vor die Burghaus bei sich. Auch beklagte sie sich bei demselben, daß sie des Königs harte Ausdrücke über letztere

ungern gelesen, zumal dessen Strafe hart genug sei, so daß es nicht nötig sei, auch noch ihren Ruf ganz zu verderben. Sie sei nicht blind gegen deren Fehler, aber sie verzeihe sie ihr, da sie nicht gegen die Gesetze der Tugend und guten Sitte verstießen. Bitter beklagt sie sich auch, daß Keiner der Ihrigen sie besucht, daß der Königin-Mutter Briefe so unfreundlich seien und meint, hier wieder auf ihre alte Feindin, die Ramen, zu stoßen, deren Einfluß noch immer der alte sei. Die jetzt folgenden Monate verlaufen in Ruhe, Beider Briefe berühren mehr und mehr intimere Gebiete des eignen Lebens. Hier schickt der König Wein, Erzeugnisse seiner Zeug-Manufaktur, sein Bild ꝛc., dort die Markgräfin eine von ihr selbst gemalte Kopie nach van Dyk. Sie berichten sich gegenseitig über ihre Theater, Sänger, Tänzer ꝛc. In einem Briefe vom neunzehnten März 1747 schreibt ihr Friedrich: „Ich bin betrübt, daß Du stets leidend bist. Ich hoffe nun auf den Frühling, und wünsche, daß die schöne Jahreszeit, mit ihren Blumen und Blättern für Dich die Gesundheit im Gefolge haben möge. Der Besuch des Württemberger Hofes wird Dir jetzt recht ungelegen gekommen sein, denn man kann keinen großen Trubel vertragen, wenn man leidend ist und die Herzogin allein ist schon imstande, einem das Fieber zu bringen und den gesundesten Menschen verrückt zu machen. Ich bedaure Dich herzlich, von dieser Furie überfallen zu sein. Es ist staunenswert, daß ein solches weibliches Ungeheuer noch so passable Söhne erzeugen konnte. . . . .“

Inzwischen war die Burghaus mit ihrem Manne zum Besuch nach Wien, an den Kaiserlichen Hof gefahren und hatte dort Zetteleien gegen die Markgräfin angefangen. Hiervon hatte man in Berlin Wind bekommen und man beeilte sich, die Markgräfin zu benachrichtigen und das alte Verhältnis der Burghaus mit dem Markgrafen zu berühren. Aber Wilhelmine glaubt noch immer nichts Schlechtes von ihr, die soeben krank und mit Schulden beladen nach Bayreuth zurückkehrt. Sie schreibt ihrer Mutter darüber, daß die B. so gut wie keinen Einfluß mehr habe, daß sie dieselbe nur hier und da sehe und nie mehr mit ihr von Geschäften spräche, überdies sei sie nach

Ausspruch der Aerzte dem Tode nahe, man brauche also in dieser Hinsicht keine Sorge mehr zu haben.

Mit diesem beruhigenden Gedanken verläßt auch die Markgräfin im August Bayreuth um Friedrich zu besuchen. Am 15. August überraschte sie ihn in Potsdam und der persönliche Austausch löschte auch die letzte Spur von Groll in Beider Herzen aus. Nur kurze Zeit kann sie dort verweilen, doch genügend, so manche Wunde vernarben, manchen Schmerz lindern zu lassen, der in jahrelangem Entferntsein von den Ihren, die schwächliche und hartgeprüfte Frau befallen hatte.

Im September nach Bayreuth zurückgekehrt, findet sie wider Erwarten die Burghaus völlig hergestellt, hochmütiger und unverschämter denn je. Was nun für Enthüllungen vorkamen, ist nicht mehr zu konstatieren, so viel steht fest, daß die Markgräfin durch irgend welchen Zufall von ihrer Aufführung Wind erhielt und es zu einer Szene zwischen Beiden kam, nach welcher die Burghaus aus dem Schlosse verwiesen, aber ihr trotzdem noch das neu ausgestattete Gesandtenhaus als Wohnung angewiesen wurde. Ein Brief der Gräfin Podewils an die Burghaus giebt gleichfalls keinen Aufschluß. Sie schreibt: „ich versichere Ihnen, meine Liebe, daß Ihr Brief mich aus allen Wolken fallen ließ, indem Sie mir schreiben, wie die Markgräfin Sie jetzt behandelt; obschon ich wußte, daß Ihr gegenseitiges Verhältnis kälter geworden, glaubte ich doch nicht, daß man die Sache so auf die Spitze treiben würde. Wie ist es nur möglich, daß man seinen Charakter so ändert? Wie kann sie Sie so behandeln, nach all' den Versprechungen, die sie Ihnen geleistet, nachdem sie Sie zu einer Heirat vermocht hat, an welche Sie sonst nie gedacht haben würden. Im Grunde ihres Herzens kann sie sich unmöglich so plötzlich geändert haben. da müssen Personen sein, die sie leiten! —

In einem Briefe an den Prinzen von Preußen vom Dezember schreibt die Markgräfin u. And., obschon die Burghaus mißvergnügt und von einer schrecklichen Impertinenz gegen sie sei, könne sie es doch nicht über ihr Herz bringen, dieselbe ganz zu verlassen; er möge ihr raten und seine Briefe an Supperville senden, von dem sie sie unbemerkt erhalten würde.

Sie habe verdient, was ihr nun geschehe und sie habe nur den Gedanken, jene auf anständige Weise los zu werden.

In ihrer gänzlichen Ratlosigkeit erschließt sie sich nun dem Könige und aus folgenden Stellen des interessanten Briefes vom 21. Februar ersieht man, wie ganz sie sich Friedrich unterordnet und ihm vertraut. Seine Güte, mit der er sie stets überhäuft, gäbe ihr den Mut, ihm von einer Angelegenheit zu sprechen, die sie lieber selbst geordnet hätte. Sie führte als Bundesgenossen ihre Reue über ihr Verhalten gegen Friedrich, ihre Krankheit, die Aussicht auf baldigen Tod, vor, und fährt fort: „.... eine strenge Selbstprüfung hat mich zu Erkenntnis gebracht, daß mein ganzer Lebensgang nur eine Schuld birgt und zwar, in Bezug auf einen Bruder, den mir tausend Gründe hätten teuer machen sollen, dem mein Herz seit meiner frühesten Jugend durch aufrichtige und unlösbare Freundschaft verbunden war. Dein Edelmut hat meine Fehler vergessen gemacht, aber er konnte nicht verhindern, daß ich ihrer zu jeder Tageszeit gedachte." Sie schildert ihm dann ihre einstige Freundschaft für die Burghaus, wie selbe durch die Heirat ihres Vermögens beraubt und nunmehr, auch von ihn verlassen, verarmt sei und in bitterste Not gerate. Sie fühle sich moralisch verpflichtet für sie zu sorgen, doch reichten ihre Mittel dazu, sobald jene Bayreuth verließe und das sei nun ihr Herzenswunsch, nicht aus. Sie lege vertrauensvoll eigene Ehre und Ruf in des Königs Hand und hoffe, daß er der Burghaus ihr Vermögen zurückgeben werde, zumal sie dann entschlossen sei, das Land für immer zu verlassen. Sie beschwöre den König, ihr diese Gnade zu gewähren und ihr dadurch Frieden zu schaffen, sie würde bis an ihr Ende nicht aufhören, ihm ergeben zu sein.

Dieser Appell an Friedrichs Liebe und Großmut verhallte nicht ungehört. Umgehend erfolgt seine Zusage, zu helfen und die Markgräfin atmet auf. Er schreibt ihr am 27. Februar: „...... Du kannst überzeugt sein, daß ich Dein mir bewiesenes Vertrauen nicht mißbrauchen werde, und Du darfst versichert sein, daß ich meinerseits alles Mögliche thun werde, um Dir Ruhe vor dieser undankbaren Person zu verschaffen. Gewähre mir nur 8 Tage Zeit, um meine Maßregeln fassen zu können, ich werde Dir selber dann genau

berichten, jedenfalls sei überzeugt, daß Du vollständig mit mir zufrieden sein wirst. Es ist das Schicksal der Fürsten, Undankbare zu erziehen . . . . . . Nimm es nicht für ungut auf, teuere Schwester, wenn ich Dich zugleich bitte, für Deine Gesundheit zu sorgen, und allen Kummer und Sorge abzuschütteln, welche Deine gänzliche Genesung verhindern."

Schon am 2. März teilt er ihr mit, daß er Herrn von Podewils beauftragt habe, der Burghaus zu schreiben, daß man ihr unter der Bedingung, Bayreuth zu verlassen, die Interessen ihres Erbteils auszahlen würde. Doch er vermute, daß sie ihre Abreise an diese Bedingung nur deshalb geknüpft habe, da sie selbe als unerfüllbar betrachte, und die Markgräfin werde sehen, daß sie nun unverzüglich mit neuen hervortreten würde. Sie habe übrigens keine Ursache, sich Vorwürfe zu machen, da sie ihr ein bedeutendes Kapital gegeben, und der Graf noch durch ihre Vermittlung ein Regiment erhalten habe, das sei mehr als genug für Leute dieses Schlages. Wenn dann der österreichische Herr General dreimal mehr gebrauche, als sein Einkommen betrage, und die gnädige Frau dasselbe zu Wege bringe, so könne man, weiß Gott, nicht ihr, sondern nur Jenen Vorwürfe machen. Sie könne fest glauben, das sei das Urteil der Welt, da habe er nichts zugefügt noch fortgelassen.

Endlich kann die Markgräfin dem König die Abreise der Burghaus melden, und sie preist ihn mit den innigsten Worten des Dankes als ihren schützenden Engel, dessen Güte bei ihr unauslöschlich eingeprägt sei, und vergleichen könne sie dies ihr Gefühl nur mit der Ewigkeit, die eben nicht zu definiren sei. —

Wir können, wenn wir unsere historische Schilderung Friedrichs und der Markgräfin bis jetzt, mit dem Ton der Memoiren vergleichen, nur erstaunt die Frage aufwerfen, wie es möglich ist, daß die Markgräfin in dem letzten Teile derselben ein so ganz anderes, häßliches Bild von ihrem Bruder entwerfen konnte! Das ist leicht beantwortet. Wilhelmine war durch stete Kränklichkeit, häuslichen Kummer 2c. mißtrauisch und verbittert geworden. Als nun Friedrich in Folge der zweideutigen Haltung des Bayreuther Hofes, dem ewigen

Liebäugeln mit Oesterreich, der Markgräfin die Wahrheit sagt, ihr seltener, kürzer schreibt, ohne ihr von seinen Plänen mitzuteilen, da wird sie auch am Bruder irre. Daß keiner der Brüder in langen Jahren sie besucht, entfremdet sie dem Vaterhause mehr und mehr. In dieser verbitterten Stimmung sind während des zweiten Schlesischen Krieges ihre Memoiren entstanden, und so nur finden wir die Lösung dieses psychologischen Rätsels. —

Es folgen jetzt wahrhaft herzerquickende Briefe Beider, in denen sie gegenseitig ihrer Sorge für des Andern Gesundheit wärmsten Ausdruck geben. Jedes Ereignis, welcher Art auch immer es sei, ist ihnen der Erwähnung wichtig. Man staunt, wenn man den großen König, der Zeit seines Lebens mit Arbeiten überbürdet war, in diesem Briefwechsel mit seiner Lieblingschwester antrifft. Für sie erübrigt er stets eine Minute, und nichts Flaches, Geistloses finden wir je in seinen Briefen, die so vielfach die höchsten Dinge berühren.

Die Markgräfin war aber auch eine ebenbürtige Partnerin, ihr war nichts fremd, sie wußte auf allen Gebieten Bescheid. Wir lassen hier Friedrichs eignes Urteil aus einem Briefe vom 7. Oktober 1747 folgen, welches beredtes Zeugnis dafür ablegt. „. . . Verzeihe, teuerste Schwester, daß ich in meinen Briefen so viel moralisiere: Du selbst verführtest mich dazu. Du hast alle Arten von Geist, Talent und alle denkbaren Kenntnisse. Man kann sich mit Dir über Haartrachten, Krieg und Politik unterhalten, und nicht minder über die erhabenste Philosophie wie die frivolsten Romane, ohne daß Dir irgend ein Gegenstand fremd wäre, ich sollte Dir mehr von meiner Liebe sprechen, doch Du kennst selbe: Ich will Dich daher nicht mit dem langweilen, was das Glück meines Lebens ausmacht."

Wie hätte auch sonst ein so inniges Freundschaftsverhältnis zwischen der Markgräfin und Voltaire geknüpft werden können! Der Letztere hatte endlich Friedrichs Drängen nachgegeben, und eine feste Stellung in der Umgebung des Königs eingenommen. In Berlin trafen nun Beide, als Wilhelmine den Bruder am 8. August 1750 besuchte nach einer siebenjährigen Trennung, wieder zusammen, und diese drei

Monate des Beisammenseins — die Markgräfin kehrte erst im November nach Bayreuth zurück — frischten die alten Beziehungen auf, und ließen sie zu jener berühmten Freundschaft erstarken. Teils in Berlin, teils in Potsdam verrauschen ihnen die Tage. Hier hatte Friedrich sein Tuskulum, Sanssouci, welches er die Abtei nannte, dessen Abt er war; die dort lebenden Mitglieder dieses „halb militärischen, halb litterarischen Klosters“, wie Friedrich es zuweilen bezeichnet, nannten sich Mönchsbrüder, oder einfacher Brüder, und die auswärtigen Diakone. Ihre geistige Gemeinschaft hieß die Kirche, und heilig nannten sie Alles, was als gottlos in Rom verdammt war. Wilhelmine war die Aebtissin, und sie lebt wieder auf im Umgang mit Männern wie Maupertuis, Jordan, Algarotti, Keyserlink ꝛc. Vor allem aber ist es Voltaire, dem sie sich eng anschließt, und als sie am 26. November schweren Herzens Berlin verläßt, geben sich Beide das Versprechen, eine lebhafte Korrespondenz zu unterhalten. Voltaire ist der Erste, der sein Wort einlöst; in einem Briefe vom 9. Dezember heißt es unter Anderem:

„. . . Große Leidenschaften reichen weit, und ich würde die Ehre gehabt haben, der erhabenen Schwester eines Helden nach Bayreuth zu folgen, wenn mich nicht die Annehmlichkeit, bei diesem Helden zu leben, noch zu seinen Füßen zurückhielte. Ich hätte, wie Ew. Königl. Hoheit wissen, am 15. Dezember nach Frankreich abreisen sollen; aber kann man ein anderes Vaterland, als das Friedrichs des Großen haben? —

Mir bleibt nur der Kummer, daß Ew. Königl. Hoheit dasselbe verlassen haben, und nur die Nachrichten über Ihr Wohlbefinden können mir etwas Trost gewähren. Ihre Gesundheit soll sich gebessert, und Sie die Mühseligkeiten der Reise glücklich überstanden haben! . . . Was hätten Ew. K. H. in dieser Welt zu wünschen, wenn Ihr Körper und Ihre Gesundheit Ihrer Seele und Ihrer Schönheit glichen?“

Fast am selben Tage greift auch die Markgräfin zur Feder. „Ich versprach Ihnen, mein Herr, zu schreiben, und ich halte mein Wort. Hoffentlich wird unser Briefwechsel nicht so mager ausfallen, als es unsere Persönlichkeiten sind, und Sie werden mir voraussichtlich oft Anlaß geben, Ihnen

zu antworten. Ich unterlasse jetzt von meinem Schmerze zu sprechen, das hieße ihn erneuern. Geistig bin ich stets in der Abtei, und es bedarf wohl keiner Versicherung, daß deren Abt mich fortdauernd beschäftigt. . . . . Wenn Sie diesen Brief gelesen haben, werden Ihnen die Soupers bei weitem angenehmer vorkommen. Doch gedenken Sie bei denselben, ich bitte Sie, zuweilen meiner.

Am 25. Dezember schreibt sie ihm folgenden interessanten Brief:

„Schwester Wilhelmine entbietet Bruder Voltaire ihren Gruß. Dieser Anfang mag Ihnen zeigen, daß ich mich noch immer, obschon nicht mehr dort anwesend, unter die glücklichen Bewohner der Abtei rechne; doch hoffe ich fest darauf, eines Tages, wenn mir ein langes, frohes Leben von Gott beschieden ist, dahin zurückzukehren und meinen alten Platz wieder einzunehmen. Ihre tröstende Epistel habe ich erhalten, und schwöre Ihnen mit heiligem Eid, daß sie mich weit besser erbaut hat, als jene des Apostels Paulus an die „auserwählte Frau". Diese verursachte mir stets ein betäubendes Gefühl wie es das Opium hervorbringt, und ließ mich so um den Genuß ihrer Schönheiten kommen; die Ihrige jedoch hatte gerade entgegengesetzte Wirkung, indem sie mich meiner Abspannung entriß, und meine Lebensgeister in neue Bewegung setzte.

Wenn Sie auch Ihre Reise nach Paris aufgegeben haben, so hoffe ich doch, Sie werden Wort halten, und mich hier besuchen. Auch Apollo verkehrte dereinst mit Sterblichen, und fand es nicht unter seiner Würde, um sie zu belehren, ein Hirt zu werden. Thuen Sie ein Gleiches, mein Herr, welch' schönerem Vorbilde könnten Sie wohl folgen! . . . . .

Ich gedenke gern der Schöngeister Potsdams, des Abtes und seiner Mönche, denken auch Sie dafür zuweilen der Abwesenden und zählen Sie stets auf ihre wahrhafte Freundin."

Voltaire antwortete in einem Briefe vom 6. Januar 1751:

. . . . Gestern führten wir Zaïre auf. Seine Königl. Hoheit Prinz Heinrich übertraf sich selbst, der Prinz von Preußen sprach klar und deutlich; Prinz Ferdinand bemühte sich, seiner Stimme einen weicheren Ton zu geben; Prinzessin

Amalie war voll zärtlicher Hingabe an ihre Aufgabe, und die Königin-Mutter entzückt. Aber Bayreuth — Bayreuth! Wann werde ich vom Glücke begünstigt, Ihre Feste sehen und bewundern, überhaupt meiner Verehrung Ausdruck geben können, und mit den schüchternen Empfindungen meines Herzens der erhabenen Fürstin nahe sein, der ich — leider aus weiter Ferne, meine tiefste Achtung darbringe!"

Am 23. Januar antwortet die Markgräfin:

. . . .

. . . . . Ich glaube, Ihr Aufenthalt in Deutschland erzeugt in Aller Herzen eine Art Wut, Verse zu deklamiren. Der Württemberger Hof kehrt speziell zu uns zurück, um gemeinsam mit uns Komödie zu spielen. Uriot, obschon sonst ein kluger Mensch, hat uns, meiner Meinung nach, das abscheulichste Stück ausgesucht, das je in Versen geschrieben ist.

Wie doch die Gedanken der Menschen dieser Welt auseinander gehen! Sie schließen in den Tragödien, die Sie in Potsdam aufführen, die Frauen aus, wir dagegen würden, wenn wir einen Voltaire hätten, aus den unsrigen die Männer streichen. . . . . . .

Besuchen Sie uns baldigst in unserem Kloster, weiter wünschen wir nichts. Der Markgraf läßt Ihnen viel Freundliches sagen. Grüßen Sie alle Brüder, die sich meiner noch erinnern, und seien Sie davon überzeugt, daß die Aebtissin von Bayreuth nichts sehnlicher wünscht, als Bruder Voltaire von ihrer vollkommenen Hochachtung zu überzeugen."

In einem Briefe vom 30. Januar 1751 schreibt Voltaire: „Haben Sie Acht auf Ihre Gesundheit, Madame; darin liegt der Kern. Wenn es lediglich auf das Verdienst ankäme, würden Sie sich besser, als alle Prinzessinen der Welt befinden. Aber unglücklicher Weise befinden sich bei Ihnen die höchsten Vorzüge in dem schwächsten Körper. Sie sind zu der ängstlichsten Diät verurteilt, während Lametrie sich täglich zwei Indigestionen anißt, und sich darum nur um so wohler befindet. Ew. Königl. Hoheit und Ihr Bruder sind von allen Fürstenkindern dieser Erde am besten hinsichtlich Ihres Geistes, aber am schlechtesten hinsichtlich Ihres Magens bedacht. . . . .

Wie aber könnte man nach Paris auf anderen Wegen, als über Bayreuth gehen! Mein Herz, das mich allein führt, sagt mir, daß ich diesen Weg wol wählen muß. . . . . . ."

Aus diesen Proben ersehen wir zur Genüge, wie innig Beide verbunden waren, aber auch, daß die Markgräfin, nachdem der große Kummer in betreff ihres ehelichen Lebens überwunden war, ein zufriedenes, glückliches Leben führte. Friedrich vergöttert sie, seine Seele liegt offen vor ihren Blicken; er ist wahrhaft erfinderisch in seinen Liebesbezeugungen, in seinen Liebessendungen nach Bayreuth. Voltaires Freundschaft dauert bis über ihr Grab hinaus, kein Mißton hat jemals dieses innige Verhältnis gestört.

Wilhelmine war auch seine Vermittlerin beim Könige, als Voltaire durch seine Unverschämtheiten bei ihm in Ungnade gefallen und Berlin verlassen hatte. Durch ihre Hände ging lange Zeit der spärliche Briefwechsel Voltaires mit dem Könige, bis es ihr denn doch gelang, den direkten Verkehr zwischen ihnen wieder zu vermitteln.

Leider ging es mit ihrer Gesundheit immer mehr bergab, eine Reise nach Südfrankreich und Italien hatte nicht den gewünschten Erfolg. Nun sollte sie auch nicht mehr zur Ruhe kommen! Kurz nach ihrer Rückkehr nach Bayreuth bricht der siebenjährige Krieg aus, und sie verzehrt sich in Sorge um den geliebten Bruder.

Jetzt tritt der Adel ihrer Seele erst ganz hervor. Sie wird nicht, schreibt sie an Friedrich, sein Unglück überleben; dieselbe Stunde, in der ihr dasselbe gemeldet, würde auch für sie die letzte sein; und das wäre jetzt ihr Trost. Und Friedrich vergilt ihr diese, alles hintenansetzende Liebe in gleichem Maße. Sie sei sein Trost und seine Zuversicht, schreibt er, und wie ernst es ihm hiermit war, bezeigt er ihr mit seinem Briefe vom 7. Juli 1757:

„. . Du bist allzu gütig, Dir so viele Mühe mit meinen Angelegenheiten zu geben. Ich schäme mich, Deine Nachsicht in so unerhörter Weise zu mißbrauchen. Da Du Dich nun einmal mit dem großen Friedenswerke befassen willst, so empfehle ich Dir, Herrn von Mirabeau nach Frankreich zu entsenden. Die Kosten trage ich selbstverständlich; er kann

der Maitresse (Pompadour) für den Frieden bis zu 500,000 Thaler bieten, und könnte sogar diese Summe bedeutend erhöhen, wenn er von ihr noch besondere Vorteile für uns erlangte. Du wirst die große Vorsicht ermessen, die ich in dieser Sache zu beobachten habe, und begreifen, daß ich vollständig aus dem Spiele bleiben muß; der leiseste Verdacht, den man in England schöpfen würde, könnte Alles verderben. Ich glaube, daß Dein Abgesandter sich am besten an seinen Verwandten, den Minister wenden dürfte, dessen Einfluß täglich wächst. Nun, ich verlasse mich vollständig auf Dich. Wem auch könnte ich die Interessen meines Landes, das ich glücklich zu machen verpflichtet bin, besser anvertrauen, als einer Schwester, die ich anbete, die mein anderes, jedoch begabteres Ich ist?" . . ."

In einem 3 Seiten füllenden Briefe vom 13. Juli öffnet Friedrich sein Herz der Schwester, und giebt ihr ein trostloses Bild seiner derzeitigen Lage. Am Schluß sagt er: „. . . . Ich bitte Dich tausend Mal um Verzeihung; auf drei großen Seiten schreibe ich Dir von nichts anderm, als meinen Angelegenheiten, das hieße bei jedem Andern die Freundschaft mißbrauchen! Aber Deine Freundschaft, teure Schwester, kenne ich, und bin überzeugt, daß Du es mir nicht übel deutest, wenn ich Dir mein Herz öffne, welches ganz Dir gehört und erfüllt ist mit dem Gefühl der zärtlichsten Hochachtung, mit der ich bin ꝛc.

Am Schlusse seiner Mitteilung über den Sieg bei Weißenfels schreibt er: „. . . . Jetzt kann ich mit Ruhe ins Grab steigen, nachdem Ruhm und Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können wohl unglücklich sein, doch niemals mehr entehrt werden. Teile meine Freude, o teure Schwester, Du gute, göttliche liebevollste Schwester, die Du stets so innig am Schicksale Deines Bruders, der Dich anbetet, Anteil nahmst. Ich küsse Dich von ganzem Herzen. Lebe wohl!"

Aber auch in Versen verherrlicht Friedrich die Schwester, und kein würdigeres Denkmal konnte er der Getreuen setzen, als in folgenden Strophen:

Wie könnt ich Deiner Freundschaft je vergessen!
Du standest fest, Dein Herz an meiner Seite,
Du sahst nach Hilfe aus, zur That entschlossen;
Du warst mein Trost in meinem tiefen Leide,
Die einz'ge Zuflucht und der Port, wo Ruh
Und Hoffnung winkte, mein Asyl warst Du!

Wohl atmete Wilhelmine leichter, wenn die Siegesbotschaften des Königs in die Eremitage gelangten, aber nur gedämpf konnte der laute Jubel dort seinen Widerhall finden. Denn die stets schwache Gesundheit der Markgräfin, aufgerieben jetzt durch die letzten Monate voll grenzenloser Angst um des teuren Bruders Geschick, konnte nicht meher widerstehen.

Prinz Heinrich, welcher ihr von Bamberg einen flüchtigen Besuch abgestattet hatte, und den nahen Tod der Schwester voraussah, schrieb dem Könige über ihren trostlosen Zustand. Derselbe antwortete ihm sofort: „Was Ihr mir über meine Schwester von Bayreuth geschrieben, macht mich zittern. Nach unserer Mutter habe ich sie am zärtlichsten auf Erden geliebt. Sie ist eine Schwester, die mein ganzes Herz, mein ganzes Vertrauen besitzt, deren Charakter alle Kronen dieser Welt überwiegt. . . . . . . Möchte es doch der Himmel fügen, daß ich vor ihr sterbe — und daß nicht schon dieser Schrecken allein mir das Leben raube, ohne daß ich sie wirklich verloren."

Und der Markgräfin selbst schreibt er: „O Du, die Liebste mir von meiner Familie, Du, die ich von Allen in dieser Welt am meisten im Herzen trage — um Alles, was Dir teuer ist, erhalte Dich, und laß mir wenigstens den Trost, Thränen an Deinem Busen zu vergießen. Fürchte nichts für uns ꝛc.

Aber alle Liebe reichte nicht aus, die letzte Stunde zu verhindern — in derselben Nacht und zur gleichen Stunde am 15. Oktober 1758, als Friedrich den Ueberfall bei Hochkirch erlitt, entfloh die Seele aus Wilhelminens Körper. Ihre letzten Gedanken waren beim Bruder, und sie wünschte, daß ihr seine Briefe auf die Brust gelegt und mit ins Grab versenkt würden. An ihrem Grabe sollte nicht von ihr, sondern von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge gesprochen

werden: einfach und in tiefster Stille solle man ihre Ueberreste bestatten!

Das geschah nach ihrem Wunsche, nur Friedrichs Briefe hat man ihr nicht mit in ihr letztes Heim gegeben — sie bilden für ewige Zeiten das leuchtende Zeugnis ihres Edelmutes und eines für den Bruder in den Tod gehenden treuen Herzens. Die Nachricht ihres Todes schmetterte Friedrich zu Boden, es schien, als wolle er dem Schmerze erliegen. Dem Prinzen Heinrich kann er nur die Worte „Großer Gott, meine Schwester von Bayreuth!“ — schreiben, aber wie tief klingen nicht diese wenigen Worte im Herzen jedes fühlenden Menschen wieder! Im Tagebuch Catte's, des Vorlesers des Königs, findet man die herzzerreißenden Szenen geschildert, die der König immer von Neuem beim Gedanken seiner geliebten Schwester hervorruft.

Wie sehr hat er sie geliebt! Nun will er auch die ganze Welt an seinem Schmerze teilnehmen lassen. Der vornehmste Dichter des Jahrhunderts soll ihr ein poetisches Denkmal setzen. Er schreibt an Voltaire „. . . . Man sagt, daß einst Appelles allein würdig befunden sei, einen Alexander zu malen, so glaube ich, kann Voltaire nur berufen sein, der teuren Dahingeschiedenen die Unsterblichkeit zu sichern.“

Wenn auch mit Trauer im Herzen, doch umgehend kommt Voltaire dem Herzenswunsche des Königs nach — gewährt es ihm doch selbst tiefste Befriedigung, der ihm so innig verbunden gewesenen Freundin einen letzten Scheidegruß widmen zu können. — —

Wir sind am Ende unserer Aufgabe! Ist auch der Stoff noch lange nicht erschöpft — wir könnten in mehreren selbständigen Bänden die Markgräfin in ihrem Briefwechsel schildern — so dürfte doch dem Leser der Memoiren unsere vorstehende Uebersicht über ihr Leben während der Jahre 1743 bis 1758, genügen.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß wir die Markgräfin auch in ihrer Eigenschaft als geistig bedeutendste Frau des 18. Jahrhunderts dem Leser näher gerückt haben, und schließen mit den Versen Voltaire's, in denen er der Mark-

gräfin Wilhelmine von Bayreuth ein unvergängliches Denkmal errichtet hat:

Mich bedrückt des Alters Schwäche,
Daß ich bebend, was ich spreche,
Auszudrücken kaum vermag.
Zitternd hab ich nur geschrieben:
„Die hier ruht, verstand zu lieben!"
Dir auf Deinen Sarkophag.



Druck von Feodor Reinboth, Leipzig.

